Gesammelte schriften und denkwürdigkeiten des ...

Helmuth Moltke (Graf von)

Digitized by Google

1580
.179
.648
.02
v.1-2

Library of

Princeton University.

EUROPEAN BOOKS

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Gesammelte Schriften

und

Denkwürdigkeiten

des

General-Feldmarschalls

Grafen Helmuth Karl Bernhard von Moltke. 1800-1891.

Erster Band.

Zur Lebensgeschichte.

Berlin 1892.
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—70.

Digitized by Google

Zur
Lebensgeschichte

des

Generał-Feldmarschalls

Grafen Helmuth von Moltke.

Mit Nachbildungen vieler Handzeichnungen in Bleistift und Aquarell
(Bildnisse, Ansichten, Genre-Bilder)
und drei Facsimiles Kaiserlicher Handschreiben.

Berlin 1892.
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—70.

Digitized by Google

Alle Rechte aus dem Gesetz vom 11. Juni 1870 sowie das Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

von Moltke.

Digitized by Google

Vorrede zum ersten Bande.

Dem im August 1891 als dem ersterschienenen Bande der gesammelten Schriften und Denkwürdigkeiten, welcher als der dritte der Gesammtpublikation bezeichnet ist, hat Graf Wilhelm Moltke, das Haupt und der Vertreter der Familie, eine Vorrede zum ganzen Werke vorausgeschickt, die dessen Zweck und Ziel schon damals klarlegte. Danach wurde und wird erstrebt, eine volle Würdigung des Charakterbildes des Dahingeschiedenen und die Vorsorge dafür zu schaffen, daß er von der Nachwelt nicht nach seinen Thaten allein beurtheilt, sondern auch in seiner großen Seele erkannt und in segnendem Andenken erhalten werde.

Seine Thaten und die Werkstatt zu zeigen, in der die Gedanken zu Thaten zusammengeschmiedet wurden, damit hat nunmehr der große Generalstab begonnen; bereits liegt die Korrespondenz über den Krieg 1864 vor, und der Arbeitsplan für weitere Mittheilungen ist bekannt gemacht.

Der Vielseitigkeit von Moltkes umfassendem Geiste entsprechend, fand die unserem Werke obliegende Aufgabe in den voraufgegangenen drei Bänden wie in dem jetzt vorliegenden ersten nach verschiedenen Richtungen hin ihre Lösung. In der

UAN 8 15. Cu. 18 A. Harr. 1.47 8 bd.
1580 179 .02 v.1-2
A 445614
Digitized by Google

Geschichte des Krieges 1870/71 lernen die Leser den Feldmarschall als den Meister der Darstellung des großen Krieges kennen; die Briefe zeigen ihn nicht nur in den Beziehungen zu den Seinigen, sondern sie sind zugleich von maßgebender Wichtigkeit für die Kenntniß seiner Persönlichkeit von Jugend an bis ins ehrwürdige Greisenalter; die vermischten Schriften geben Zeugniß von der Höhe der Kunst, mit der er Menschen und Begebenheiten der Vergangenheit und der Gegenwart aufzufassen und zu schildern verstand.

Der Inhalt dieses Bandes nun bietet in seinen Beiträgen zur Lebensgeschichte weitere wichtige Bausteine für das Lebens- und Charakterbild des großen Mannes. Vielleicht hätte ein längeres Zuwarten noch einige, freilich wohl nur unbedeutende Einzelheiten für diese Aufgabe zu liefern vermocht, aber es erschien nicht angezeigt, auf eine geringe Wahrscheinlichkeit hin den Abschluß weiter hinauszuschieben, denn das Gesammtbild, wie es sich jetzt schon darstellt, hätte dadurch keine Aenderung erfahren. Dagegen hat die verhältnißmäßig rasche Folge des Erscheinens dieses Bandes einer Gefahr vorgebeugt, die, je längeres Zögern stattfand, mehr und mehr zu wachsen drohte. Die kleinen und doch so bedeutungsvollen Züge im Wesen des Heimgegangenen, die namentlich in die Darstellung der Creisauer Tage und des neunzigsten Geburtstages einspielen, wären, wenn auch nicht vergessen, so doch sicherlich stark verblaßt und hätten an derjenigen Frische und Ursprünglichkeit ihrer Schilderung Einbuße erlitten, die sie jetzt kennzeichnet.

So wie der Band nunmehr vorliegt, enthält er das Wichtigste, was der Familie an schriftlichem Material zur Verfügung stand; Liebe und dankbare Verehrung haben es in den einzelnen Aufsätzen verwerthet. Es lag in der Art des Stoffes, daß der Inhalt keineswegs wie aus einem Gusse erscheint. Dies

Digitized by Google

könnte als Mangel aufgefaßt werden, es findet aber seine Begründung einerseits in der Vielseitigkeit eines so langen, ereignißreichen, nach so vielen Richtungen hin ausgereiften und zum Höhepunkte menschlicher Vollendung gelangten Lebens, andererseits darin, daß aus äußerlichen Gründen für manche Abschnitte dieses Lebens Quellenzeugnisse nicht vorhanden waren. So will und muß denn der Band wesentlich durch seinen Gesammtinhalt wirken. Und die Hoffnung erscheint nicht unberechtigt, daß diese Absicht erreicht werden wird. Erweitern wir doch unsere Kenntniß von dem Feldmarschall aus Aufzeichnungen über seine Familie und sein eigenes Leben, aus Reisetagebüchern und vielen durch die Reisen empfangenen wissenschaftlichen und künstlerischen Anregungen, ferner aus einem Versuch in der schönen Literatur: der Novelle „die beiden Freunde", in der er sich selbst, den Achtundzwanzigjährigen, treu nach dem Leben schildert, endlich aus den ergreifenden nach dem Lichte der höchsten Wahrheiten ringenden Niederschriften des hohen Alters, die als „Trostgedanken" den Band abschließen. Diesen eigenen Aufzeichnungen gliedert sich Dasjenige wirkungsvoll an, was über Moltkes Streben und Arbeiten von denen, die darüber zu urtheilen oder zu berichten hatten, gesagt worden ist, von dem Abgangszeugnisse des dänischen Cadetten und den Erinnerungen an, die der Vater in berechtigtem Stolze und dem Vorgefühl der großen Zukunft des Sohnes diesem widmete, bis hinauf zu den herrlichen Bethätigungen Königlicher Anerkennung und Königlichen Dankes, von denen der Abschnitt: „der Feldmarschall und seine Kriegsherren" Zeugniß giebt.

Wo das vorhandene schriftliche Material versagte, tritt das Wissen der Nahegestandenen ergänzend ein. Ihnen verdanken wir die Schilderung des „Stilllebens in Creisau", des ruhig heitern Lebensabends des Greises, ihnen das Charakterbild „Marie Moltke", das Bild der Gemahlin. Die Feier des neunzigsten

Digitized by Google

Geburtstages hat Hauptmann von Bremen vom großen Generalstabe geschildert. Er war im Auftrage des Chefs des Generalstabes der Armee, des Grafen von Waldersee, bei den Vorkehrungen zum Feste mit thätig gewesen und hat die Erinnerungsschrift verfaßt, die später zur Vertheilung gelangte.

So möchte die Hoffnung berechtigt sein, daß der Band einen bedeutenden Schritt zu dem Ziele hin bildet, welches zu erreichen die Vorrede des ganzen Werkes versprochen hat.

Friedenau bei Berlin, den 22. März 1892.

v. Leszczynski,
Oberstlieutenant.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Kurze Familiengeschichte. 1
Die deutschen und die dänischen Moltke (S. 3).

Aufzeichnungen des Vaters. 4
Voreltern des Vaters (S. 5). — Moltkes Großvater (S. 7).

Erinnerungen aus dem Leben des Vaters. 8
Jugend; Vermählung mit Henriette Paschen (S. 9). — In Augustenhof (S. 11). — In dänischen Militärdiensten (S. 13). — Die letzten Lebensjahre (S. 15). — Moltkes Jugend (S. 17). — Moltke im Orient (S. 19).

Selbstbiographie. 21
Die ersten Jahre im Generalstabe. Im Orient (S. 23). — Aufenthalt in Rom (S. 25). — Chef des Generalstabs. Der Krieg 1864 (S. 27). — Der Krieg 1866 (S. 29).

Urkunden zur Jugendgeschichte. 30
Abgangszeugniß der dänischen Kadetten-Akademie (S. 31). — Dimissions-Patent aus königlich dänischen Diensten (S. 33). Abschiedsschreiben des dänischen Regiments-Kommandeurs (S. 35). — Schriftwechsel bei Uebertritt in den preußischen Dienst (S. 37). — Schlußzeugniß nach Besuch der allgemeinen Kriegsschule (S. 39).

Die beiden Freunde. Eine Erzählung von Helmuth . . . 40

Tagebuch der Reise nach Konstantinopel. 103
In Wien 1835 (S. 105). — Mit dem Dampfschiff nach Pest (S. 107). — Lage von Pest und Ofen (S. 109). — Der ungarische Adel (S. 111). — Ungarn und Oesterreich 1835 (S. 113). — Weltstellung Ungarns (S. 115). — Auf dem Dampfschiff donauabwärts bis Belgrad (S. 117). — Von Semlin bis Gladova (S. 119). — Der Donaudurchbruch zwischen Moldava und Orsova (S. 121). — Im Segelboot durch den Donaudurchbruch (S. 123). — In Orsova (S. 125). — Mehadia und das Herkulesbad (S. 127). — Besuch bei

Digitized by Google

Seite

Osman Pascha, dem Kommandanten von Neu-Orsova (S. 129). — Die Trümmer der Trajansbrücke (S. 131). — In äußerster Noth auf der Reise nach Bukarest (S. 133). — Durch die große Walachei (S. 135). — Walachische Post (S. 137). — Die Gesellschaft in Bukarest (S. 139).

Urkunden zum Aufenthalt in der Türkei. 139
Anerkennung seiner Dienste durch den Chef des Generalstabs der Armee (S. 141). — Anerkennung seiner Dienste durch Hafisz Pascha (S. 143).

Marie Moltke. 145
Die Kindheit (S. 147). — Die Braut (S. 149). — Erste Ehejahre (S. 151). — In Rom, Coblenz, Magdeburg, Berlin (S. 153). — Ihr Frohsinn (S. 155). — Ihr Patriotismus (S. 157).

Aufenthalt in Rom 1845 bis 1846. 159
Foligno, Spoleto, Terni (S. 161). — Nepi (S. 163). — Rom und Konstantinopel, ein Vergleich (S. 165). — Die sieben Hügel Roms (S. 167). — Die Campagna im Alterthum (S. 169). — Die Campagna in neuerer Zeit (S. 171).

Fidenä. 172
Lage von Fidenä (S. 173). — Belagerung von Fidenä durch die Römer (S. 175). — Unterwerfung von Fidenä durch die Römer (S. 177).

Fossa Cluilia. 178
Lage und vermuthlicher Zweck der Fossa (S. 179). — Die Horatier und Curiatier (S. 181). — Coriolan (S. 183).

Briefwechsel mit Alexander von Humboldt 183
Verfahren bei der Aufnahme der Campagna (S. 185). — Lob der Karte durch Friedrich Wilhelm IV. und Humboldt (S. 187). — Beurtheilung der Befestigung Roms 1849 (S. 189). — Die Lage des französischen Angriffspunktes (S. 191). — Das Eindringen der Franzosen in Rom (S. 193).

Spanischer Reisebrief. 196
Trennung von der Gemahlin (S. 197). — Gibraltar (S. 199). Mit dem Dampfer nach Cadix. Sevilla (S. 201). — Der sarazenische Baustil (S. 203). — Sevilla: Der Alcazar (S. 205). — Die Wohnhäuser, die Giralda (S. 207). — Fahrt durch Andalusien (S. 209). — Cordova: Die Mezquita (S. 211). — Aranjuez. Madrid (S. 213). — Ein Stiergefecht: Der Picador (S. 215). — Der Matador (S. 217). — Charakteristik der Spanier (S. 219). — Durch Frankreich. Köln (S. 221).

Digitized by Google

Seite

Stilleben in Creisau. 223
Ankauf von Creisau (S. 225). — Fürsorge für die Gutsleute (S. 227). — Der Gutsherr als Bauherr (S. 229). — Bau der Gruftkapelle (S. 231). — Bei Ausbruch des französischen Krieges (S. 233). — Der Gutsherr als Landwirth (S. 235). — Nach dem französischen Kriege (S. 237). — Kleidung und gesellschaftlicher Verkehr (S. 239). — Seine Ansprüche an sich selbst und an Andere (S. 241). — Forellenzucht (S. 243). — Parkanlagen (S. 245). — Im Park und im Hause (S. 247). — Unter Gästen und unter Büchern (S. 249). — Dichterische Uebersetzungen (S. 250 bis 254). — Liebe zur Zeichenkunst und zur Tonkunst (S. 255). — Whistspiel (S. 257). — Sein Charakterbild (S. 259).

Der Feldmarschall und seine Kriegsherren. 260
Unter den Königen Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV. (S. 261). — Ernennung zum Chef des Generalstabs der Armee (S. 263). — König und Kaiser Wilhelm I. und Moltke (S. 265). — Ernennung zum Regimentschef 1866 (S. 267). — Großkreuz des Eisernen Kreuzes und Feldmarschall 1871 (S. 269). — Gnadenbeweise 1873 (S. 271). — Enthüllung des Stein-Denkmals (S. 273). — Gnadenbeweise 1879 (S. 275). — Gnadenbeweise 1881 bis 1883 (S. 277). — Im Dienste beim Kronprinzen Friedrich Wilhelm (S. 279). — Mit dem Kronprinzen im Ausland und in den Kriegen (S. 281). — Gnadenbeweise des Kronprinzen nach dem Kriege (S. 283). — Kaiser Friedrichs III. letzte Zeilen. — Abschiedsgesuch 1888 (S. 285 bis 287). — Kaiser Wilhelm II. ehrt Moltkes Verdienste (S. 289). — Schreiben der Kaiserlichen Familie (S. 291). — Verleihung der Krone zum Orden pour le mérite (S. 293). — Letzte Gnadenbeweise des Kaisers Wilhelm II. (S. 295).

Der neunzigste Geburtstag. 26. Oktober 1890. 297
Der Vorabend des Festes (S. 299). — Der Fackelzug; Huldigung der Studenten und der Bürgerschaft (S. 301). — Huldigung der Künste (S. 303). — Der Festmorgen (S. 305). — Ansprache des Kaisers (S. 307). — Glückwünsche (S. 309). — Moltkestiftung der Stadt Berlin (S. 311). — Festtafel (S. 313). — Huldigung der Presse (S. 315). — Glückwunschschreiben (S. 317).

Gedenktage der militärischen Laufbahn. 319
1823 bis 1862 (S. 321). — 1863 bis 1874 (S. 323). — 1875 bis 1883 (S. 325). — Abschiedsschreiben an den Generalstab (S. 327).

Digitized by Google

Seite

Der letzte Lebenstag. 329
Der Abend (S. 331). — Herannahen des Todes (S. 333). — Das Hinscheiden (S. 335).

Seine Lieblingssprüche aus der heiligen Schrift. . . 336

Trostgedanken über das irdische und Zuversicht auf das ewige Leben. 337
Funktionen der Seele (S. 339). — Leibliches Leben (S. 341). — Die Vernunft (S. 343). — Vernunft und Weltgesetz (S. 345). — Versöhnlicher Glaube (S. 347). — Gewissen (S. 349). — Irdische Unvollkommenheit (S. 351). — Ewige Gottesliebe (S. 353).

Verzeichniß der Abbildungen.

* 1) Selbstbildniß: von Moltke als Lieutenant im Leib-Regiment, Titelbild.
2) Bildniß des Vaters . . . . . S. 4
3) von Moltke als dänischer Kadett . . . . . " 30
* 4) Das Rathhaus in Görlitz . . . . . zu S. 104
* 5) Pfarrkirche in Schweidnitz . . . . . " " 104
* 6) Gräfin Julie von Kospoth, geb. von Poser und Nädlitz . " " 104
* 7) Dinkova: Nachtlager auf der Donau . . . . . " " 122
* 8) Csardake (Wachthaus der Militärgrenze) bei Dinkova . " " 122
* 9) Ein römischer Priester . . . . . " " 122
*10) Schwitzloch, Räuberhöhle zu Mehadia . . . . . " " 126
*11) Neu-Orsova . . . . . " " 130
*12) Selbstbildniß: Im Regen zwischen Tschernetz und Krajova " " 131
13) Marie Burt, von Moltkes Braut . . . . . " " 145
14) Ausschnitt aus von Moltkes Aufnahme der Umgebungen von Rom S. 192
*15) Skizzen sarazenischer Bogenwölbungen . . . . . S. 204
*16) Kumkaleh . . . . . zu " 254
*17) Sayd-Bey-Kalessi . . . . . " " 254
*18) Aquarell: Drei türkische Gebetstellungen . . . . . " " 254
*19) Aquarell: Tanzender Derwisch . . . . . " " 254
*20) Monaco . . . . . " " 254
21) Facsimile eines Handschreibens Kaiser Wilhelms I. . . " " 270
22) Facsimile einer Unterschrift Kaiser Wilhelms I. . . . . S. 273
23) Facsimile einer Unterschrift Kaiser Wilhelms I. . . . . " 278
24) Facsimile einer Handschrift Kaiser Friedrichs III. . . zu " 284
25) Facsimile eines Handschreibens Kaiser Wilhelms II. . " " 286
26) Facsimile einer Unterschrift Kaiser Wilhelms II. . . . . S. 292

Die mit einem * versehenen Abbildungen sind getreue Nachbildungen von Moltkes Handzeichnungen.

Digitized by Google

Kurze Familiengeschichte

verfaßt von Helmuth v. Moltke.

Im Jahre 1164 eroberte Heinrich der Löwe das Land der Obotriten, das jetzige Mecklenburg. Er gründete dort das Bisthum Schwerin und setzte überall Richter und Ritter ein — selbstverständlich wählte er diese nicht aus den überwundenen Heiden, sondern aus seinen siegreichen Mannen.

Schon 1246 wird in noch erhaltenen Urkunden Matheus Moltke als „Ritter" aufgeführt.

Sein Geschlecht ist daher weder wendischen noch dänischen, sondern deutschen Ursprungs.

Nur wenig später treten schon die Moltkes in Schweden und namentlich in Dänemark auf, wo sie — wie die wichtigen, von ihnen mitunterzeichneten Urkunden und Staatsverträge darthun — zu hohen und einflußreichen Aemtern in Staat und Kirche gelangten. Vier solcher Linien sind nachzuweisen, die in dem kurzen Zeitraume von 1290 bis 1330 sich nach auswärts verzweigten. Dreimal sind es gerade die älteren Söhne des Stammhauses, welche die Heimath verlassen, ohne daß ihre Nachkommen dorthin zurückkehren.

Hejnet, Helsinge, Bavelse und Lyngby*) sind Grundbesitze,

*) Von den hier und weiter unten genannten Gütern liegen: Helsinge, Bavelse, Lyngby und Bregentved in Dänemark, Hejnet in Schweden, Radebas und Alt-Kaland in Pommern, Stridfeld, Samow, Woltow, Wallendorf, Wolde und Schorsow in Mecklenburg. Hvidfeldt ist kein Gutsname, sondern derjenige einer Erbtochter, aus deren Vermählung mit einem Moltke die Linie Moltke-Hvidfeldt entsproß. Ebenso verhält es sich mit der Linie Moltke-Rosenkrands.

Digitized by Google

welche durch mehrere Generationen vererbten. Aber der Mannesstamm aller dieser wirklich schwedischen und dänischen Linien ist zwischen 1440 und 1550 vollständig erloschen.

Immer aber finden wir wenigstens einen, wenn auch nicht den ältesten, der Söhne des Stammhauses auf der väterlichen Scholle wieder.

Urkundlich gehörten schon 1266 die Güter Radebas, Alt-Kaland und Stridfeld dem Ritter Eberhard Moltke; das letztere bei Teffin in Mecklenburg liegende Gut ist das Stammhaus des ganzen Geschlechts. Stridfeld ist bis 1781 in ununterbrochenem Besitz der Familie geblieben, also durch mehr als 500 Jahre und durch 16 Generationen. Bis 1730 ist es stets vom Vater auf den Sohn vererbt oder vielmehr auf die Söhne, welche sich dann auseinandersetzten, wie vorhandene Theilungs-Urkunden nachweisen. Es ist dieser langdauernde Besitz eben deshalb sehr merkwürdig und spricht für die treue Anhänglichkeit an die an sich durchaus unschöne nächste Heimath. Wäre Stridfeld Lehn gewesen, so wäre es heute im Besitz von Otto Moltke in Kopenhagen, welcher der älteste lebende Sohn des älteren Zweiges der älteren, nämlich der deutschen Linie ist. Der neunte in der Reihe der Besitzer, Gebhard, hinterließ Stridfeld seinem jüngeren Sohne Claus, der ältere Otto war vielleicht durch seine Heirath mit einer v. Lützow in den Besitz der benachbarten Güter Samow und Woltow gelangt.

Der Enkel von Claus, welcher eine Tochter aus dem Hause Samow heirathete, erwarb den Besitz des nahegelegenen Walkendorf.

Wie Stridfeld das Stammhaus aller Moltke, die je existirt haben, so ist der obengenannte Gebhard der Stammvater aller noch lebenden Moltke. Von dem älteren Sohne sind die deutschen, von dem jüngeren die dänischen Linien entsprossen. Sowohl Stridfeld wie Walkendorf gingen aber von dem Enkel des Claus, wahrscheinlich durch Kauf, wieder an die ältere Linie zurück, welche auch noch Schorsow erwarb.

Digitized by Google

Stridfeld gelangte bis auf Eberhard Friedrich 1781, Samow auf Friedrich Siegfried, meinen Großvater, 1780, Walkendorf auf Graf Friedrich Detlef auf Wolde, 1824; und mit diesem verschwinden sämmtliche alten Familiengüter aus dem Besitz der deutschen Moltke, während die dänischen ausgedehntes Grundeigenthum in Dänemark erwarben.

Aus dem Hause Samow sind alle noch lebenden deutschen Moltke hervorgegangen, auch die Reichsgrafen, überhaupt noch 30 Söhne und Töchter, nicht minder die dänischen Lehnsgrafen, die im Mannesstamme bereits ausgestorbenen Nachkommen Werner Moltkes, des Ober-Präsidenten von Kopenhagen, welche übrigens, soweit ersichtlich, in Dänemark nicht zu Grundbesitz gelangten. Das spezielle Stammhaus dieser beiden gräflichen Linien war Schorsow.

Aus dem Hause Walkendorf stammen alle dänischen Moltkes, auch die beiden gräflichen Linien Moltke-Bregentved und Moltke-Hvidfeldt, sowie die freiherrliche Moltke-Rosenkrands, zusammen über 100 lebende Nachkommen.

Bis Gebhard, welcher um das Jahr 1500 lebte, also durch fast vier Jahrhunderte und durch zehn oder elf Generationen müssen die lebenden dänischen Moltke zurückgehen, um ihre Verwandtschaft mit den deutschen und ihre gemeinschaftliche Abstammung aus dem Stridfelder Hause nachzuweisen.

Ohne Zweifel entscheidet Landeigenthum über die Hingehörigkeit einer Familie. In diesem Sinne ist gerade der älteste Stamm des Geschlechts seit nun fast 100 Jahren heimathlos. Möge derselbe durch befestigten Grundbesitz irgend wo auf der väterlichen deutschen Erde wieder Wurzel fassen.

Diesen Wunsch hat der Feldmarschall selbst durch den 1867 erfolgten Ankauf von Creisau und die damit verbundene Stiftung eines Fideikommisses zur Erfüllung gebracht.

Digitized by Google

Aufzeichnungen des Vaters.

Der Vater des Feldmarschalls*) hat unter dem Titel „Baron von Moltke'sche Familien-Nachrichten nebst einer Stammtafel während der letzten 500 Jahre" Aufzeichnungen hinterlassen, die mit der sagenhaften Vorgeschichte des Geschlechts beginnen und dann auf dessen geschichtliche Bestätigung und Ausbreitung in Mecklenburg, Dänemark und Schweden während des 12. und 13. Jahrhunderts übergehen. Besonders erwähnt wird ferner Margareta († 1414), die Tochter Johanns Moltke auf Revetstad in Schweden, die sich mit Christian Nielsen Wasa, Reichsrath und Drosten auf Rydbyholm und Biörnoe, vermählte und so die Stammmutter des Königshauses der Wasa wurde.

Aus den in den Nachrichten weiter folgenden kurzen Lebensbeschreibungen sämmtlicher Vorfahren seit 1309 ist zu ersehen, daß Gebhard Moltke der Stammvater aller lebenden Moltkes und sein ältester Sohn

*) Seine Selbstbiographie folgt weiter unten. H.

Digitized by Google

Otto († 1600) der Stifter der Samowschen Linie ist, der der Feldmarschall angehört und deren Mitglieder sich vorzugsweise dem Kriegsdienst gewidmet haben.

Nachstehend geben wir die kurzen Lebensbeschreibungen der unmittelbaren Vorfahren des Verfassers nach dessen eigenen Worten.

Claus, ein Sohn Ottos, geboren den 17. April 1566, Erb- und Gerichtsherr auf Samow und Woltow, heirathete Elise v. Oldenburg und starb am 5. August 1641. Er hatte zehn Kinder, von denen sein Sohn Joachim Christof, von welchem wir in gerader Linie abstammen, sich besonders rühmlich ausgezeichnet hat.

Joachim Christof, geboren den 12. Oktober 1602, Erb- und Gerichtsherr auf Samow. Er war zuerst mit einem Fräulein v. d. Lühe, dann mit einem Fräulein v. Strahlendorff verheirathet, mit denen er zwanzig Kinder zeugte. 1619 ging er in lüneburgsche, später in kaiserlich österreichische Kriegsdienste. Danach war er unter König Christian IV. von Dänemark Kornet. Im deutschen Kriege und vorzüglich bei der unglücklichen Schlacht bei Lutter verhielt er sich so tapfer, daß er die Aufmerksamkeit dieses großen Königs auf sich zog. Moltke, der nichts mehr wünschte, als der Welt Proben seiner Tapferkeit zu geben, begab sich nach dem Frieden von Lübeck zu der Armee des Königs Gustav Adolf nach Polen, wurde aber von den Polen gefangen genommen. Nach der Auswechselung gab ihm der schwedische König eine Kompagnie zu Pferde, mit der er in den deutschen Krieg zog, wo er immer, vorzüglich bei kleinen Scharmützeln, sehr glücklich war. Er machte sich beim König dadurch sehr beliebt, der ihn auch als seinen Vetter anerkannte

Digitized by Google

und beständig so nannte. Mit sechzig Pferden bemächtigte er sich der Stadt Malchin und nahm dort mehrere Kompagnien Kaiserliche gefangen. In der berühmten Bataille bei Lützen zeigte er die größte Tapferkeit und war so glücklich, 30 Kompagnien Kroaten zu verjagen, wobei er sich einer Standarte bemächtigte. Nach dieser Schlacht rückte er unter dem Herzog von Weimar vor Chemnitz. Später wurde er Oberstlieutenant bei dem Regiment des Generallieutenants Redewin und bald darauf Generaladjutant. Er warb ein Reuter- und ein Dragoner-Regiment an, welche er anführte. 1646 wurde er der Beschwerden des Krieges müde, und ungeachtet er Generalmajor hätte werden können, nahm er als Oberst seinen Abschied. Er begab sich darauf nach seinem Vaterlande Mecklenburg und wohnte zuerst in Rostock, dann 10 Jahre in Holstein und endlich kaufte er das Gut Schorsow in Mecklenburg vom Bischof von Eutin. Er starb 60 Jahre alt den 12. Mai 1665.

Wolfgang (Wulf) Casper, der Großvater meines Vaters, geboren 1637, Erbherr auf Samow und Biecheln in Mecklenburg. Er war zweimal, zuerst mit Anna Margarete v. Moltke, einer Tochter von Hans Albrecht auf Stridfeld, dann mit Anna Maria v. Lützow verheirathet. Auch das Gut Niköhr gehörte ihm. Er hatte 16 Kinder, von denen das letzte 1713 geboren wurde, als der Vater schon ein Alter von 76 Jahren erreicht hatte. Er starb 1731 und ist daher 94 Jahre alt geworden. Es wäre zu wünschen, daß von diesem Wolfgang, der ein so hohes Alter erreicht hatte, mehr zu erfahren wäre, denn er ist wohl einer von unseren Ahnen, der es verdient, daß sein Andenken lange aufbewahrt bleibe.

Otto Friedrich, mein Großvater, geboren 1684, Erbherr auf Samow und Biecheln. Er war zuerst sächsischer Kammerjunker und Reisemarschall, am 18. Februar 1718 aber wurde er zum wirklichen sächsischen Stallmeister ernannt. Er hatte sechs Kinder mit seiner Gattin Sophie v. Pritzbuer und starb

Digitized by Google

1731, also mit seinem Vater in einem Jahre. Nach seinem Tode wurde Samow für Rechnung der sämmtlich noch minorennen Kinder, wovon der Aelteste erst sieben Jahr alt war, verpachtet. Von Otto Friedrich sind keine anderen männlichen Nachkommen fortgepflanzt worden, als die durch seinen dritten Sohn:

Friedrich Casimir Siegfried, meinen Vater, der 1730 geboren ist und also ein Jahr alt war, als sein Vater starb. Er hatte drei Brüder und zwei Schwestern. Die beiden Aeltesten müssen früh verstorben sein, da er als der dritte Sohn, wahrscheinlich im Jahre 1751, in den Besitz von Samow und Viecheln kam. Friedrich Casimir Siegfried kam als Page in württembergsche Dienste, doch mußte er von dort flüchten, weil er, nachdem der Pagen-Hofmeister ihn unschuldig geschlagen, diesen mit einem Stuhl zu Boden schlug. Er ging in kaiserlich österreichische Dienste, unter dem Befehl des Feldmarschalls v. Moltke, der ihn so protegirte, daß er, erst einige zwanzig Jahre alt, schon Hauptmann in Wien war. Der Feldmarschall, der die Absicht hatte, seine Tochter ihm zur Gemahlin zu geben, verlangte, daß er katholisch werden sollte, wozu er sich aber nicht entschließen konnte. Da er inzwischen großjährig geworden und durch den Tod seiner beiden älteren Brüder in den Besitz der väterlichen Güter Samow und Viecheln gelangt war, nahm er seinen Abschied aus kaiserlichen Diensten und ging auf seine Güter. Bald darauf heirathete er meine Mutter Sophie Charlotte d'Olivet aus einer französischen Familie, die der protestantischen Religion wegen hatte auswandern müssen. Sie war geboren den 6. Oktober 1733, sehr schön, von sanftem, liebevollem Charakter und besaß das Gut Wilhelmhof bei Tessin. Sie starb 1787. Auch mein Vater war ein schöner Mann, der auch seiner Stärke wegen bekannt war; so erzählt man, daß er zwölf aufeinander gesetzte zinnerne Teller zusammenrollen konnte. Er war aber auch von heftigem Charakter. Er starb 1785 zu Ribnitz als Provisor des dortigen Fräulein-Klosters. Beide Gatten liegen

Digitized by Google

dort begraben. Sie hatten zehn Söhne und drei Töchter. Das Gut Samow, seit 1540 im Besitz der Familie, mußte nun nach dem Tode meines Vaters verkauft werden, da so viele Kinder Antheil daran hatten.

Von den zehn Söhnen von Friedrich Casimir Siegfried waren zwei früh gestorben. Otto, geboren 1711, war Hauptmann im Regiment Prinz Leopold von Braunschweig und starb 1804. Ludwig starb als Lieutenant im damals v. Lengefeldtschen Infanterie-Regiment in Königsberg, Jakob als Lieutenant im Prinz Leopoldschen Regiment zu Frankfurt a. O. (Denkmal in der Garnisonkirche.) August war Hauptmann in mecklenburgischen Diensten. Adolf war mecklenburgischer General und Helmuth, der Pathenstelle bei dem Feldmarschall vertreten hat, starb als Major und Befehlshaber des mecklenburgischen Kontingents im Jahre 1812 verwundet und aus Mangel an Nahrungsmitteln bei dem Rückzuge aus Rußland. Wilhelm war preußischer Hauptmann bei dem Winningschen Infanterie-Regiment zu Berlin, wo er 1824 verstorben ist. Friedrich Philipp Victor, der Vater des Feldmarschalls, berichtet selbst über seine Lebensschicksale in dem folgenden Abschnitte.

Erinnerungen aus meinem Leben

allein für meine lieben Kinder nach meinem Tode bestimmt.

Geschrieben im Jahre 1840 in Wandsbeck.

Friedrich Philipp Victor v. Moltke. Wenngleich schon an dem Abend meines Lebens, bin ich dennoch ungeschwächt, sowohl geistig als körperlich, welches sehr selten bei einem Greis von 72 Jahren ist, wofür ich Gott nicht genug danken kann; ich will daher die Geschichte meines Lebens, soweit sie mir noch erinnerlich ist, hier aufzeichnen.

Digitized by Google

In Samow war es, wo ich als das neunte Kind meiner Eltern den 12. Juli 1768 das Licht der Welt erblickte. Anfang 1785 starb mein Vater; ich erhielt einen Herrn v. Raben zum Vormund. Dieser und meine älteren Geschwister bestimmten, daß ich in preußische Militärdienste treten sollte. Beim Feldmarschall von Möllendorffschen Regiment wurde ich als dreizehnter Fahnenjunker angesetzt.

1786 zum Fähndrich, 1789 zum Sekondlieutenant avancirt, hatte ich das kleine, von den Eltern ererbte Vermögen bald verzehrt. Meine ökonomische Lage ward mit jedem Jahre schlechter, denn ich hatte nicht die Kraft, mich nach meiner Decke zu strecken.

Da ich aber fortwährend sittlich und ordentlich lebte, so hatte dies die Folge, daß ich einer blühenden Gesundheit mich erfreute und wohl mit Recht unter die schönen jungen Männer zu rechnen war. Ich hatte ein frohes Gemüth, und so konnte es nicht fehlen, daß ich als junger preußischer Lieutenant an allen Orten gern gesehen wurde. So reiste ich auch mit einem meiner Brüder zu seinem Schwager, dem Geheimen Finanzrath Paschen, nach dessen Landgut Rackow. Nach Verlauf von einigen Tagen, in welchen ich die Bekanntschaft der Tochter Henriette gemacht hatte, waren wir unter vier Augen schon versprochen; als ich aber bei dem Vater um die Tochter anhielt, erhielt ich eine abschlägige Antwort. Ich verließ Rackow augenblicklich und reiste zu meinem Bruder, der Kommandant in Parchim war. Hierher kam ein reitender Bote mit einem Briefe an meinen Bruder, worin Frau Paschen ihm schrieb, daß gleich nach unserer Abreise die Tochter ernsthaft krank geworden sei und erklärt habe, sie würde nun nie heirathen. Der zärtliche Vater sei darüber in großer Angst und wolle seine Einwilligung zu unserer Verheirathung geben, wenn ich wieder zurückkehren möchte. Ich reiste am andern Tage nach Rackow, die Verlobung geschah noch den selbigen Abend. Die Bedingung, welche der Geheime Finanzrath machte, war, daß ich meinen Abschied nehmen und

Digitized by Google

Landmann werden sollte. Mit diesem Versprechen reiste ich nach einigen Tagen von Rackow ab und zu meinem Regiment nach Berlin zurück. Ich bat um meinen Abschied und erhielt ihn unter dem 28. September 1796. Ich hatte beinahe 13 Jahre in preußischen Diensten gestanden und meine schönsten Jahre darin verlebt.

Im Mai 1797 war meine Hochzeit mit Sophie Henriette Paschen zu Horst im Lauenburgischen, einem Gut, welches einer weitläufigen Verwandten meiner Frau gehörte. Ich hatte das Erbzinsgut Liebenthal in der Priegnitz bei Wittstock gekauft, wohin wir einige Tage nach der Hochzeit zogen. Nachdem mir am 23. März 1798 mein erster (Wilhelm) und am 22. Mai 1799 mein zweiter Sohn (Friedrich) geboren war, verkaufte ich Liebenthal. Wir zogen 1800 nach Parchim, einer Stadt in Mecklenburg-Schwerin, wo mein Bruder Helmuth lebte, der dort Kommandant war. In demselben Jahre, den 26. Oktober, ward mir der dritte Sohn geboren, der den Namen Helmuth nach meinem Bruder erhielt.

Damals ahnte ich nicht, daß ich es noch nach 40 Jahren erleben würde, daß dieser Sohn meine Freude, mein Stolz und mein Wohlthäter werden würde, und daß diesem Kinde ein so seltener Lebenslauf bestimmt war, in welchem ihm so viele Gefahren gedroht haben.

Nachdem ich 1801 das Gut Gnewitz in Mecklenburg-Schwerin gekauft und 1803 wieder verkauft hatte, beschlossen wir, nach Lübeck zu ziehen. Hier ward mir 1804, den 8. April, mein vierter Sohn geboren, welcher den Namen Adolf erhielt, sowie auch den 28. Dezember 1805 Ludwig, mein fünfter Sohn.

Noch in demselben Jahre kaufte ich das adelige Gut Augustenhof im Herzogthum Holstein. Dadurch ward ich dänischer Unterthan. Ich mußte daselbst ein Wohnhaus erbauen, während meine Frau mit den Kindern in Lübeck wohnte und nur dann und wann nach Augustenhof kam. Dies war auch der Fall im

Digitized by Google

Oktober 1806, als die Franzoſen und Preußen ſich in den Straßen von Lübeck ſchlugen, welche Stadt Erſtere mit Sturm eingenommen hatten; die Folge war, daß die Stadt drei Tage lang geplündert wurde. Daſſelbe Schickſal hatte auch mein Haus, wobei ich viel verlor. Noch unglücklicher ging es aber auf Auguſtenhof; nicht allein, daß die Pferdeſeuche mir 14 Pferde wegraffte, den 1. November deſſelben Jahres brach in der Holländerei Feuer aus, und bei einem heftigen Sturm ſtand in einer halben Stunde der ganze Hof in Brand, welcher zwei Tage dauerte. Außer den ſchlechten Gebäuden war nichts verſichert. Auguſtenhof war für mich und meine Nachkommen verloren, wenngleich es noch zehn Jahre länger mein Eigenthum blieb. Zu meinen Unglücksfällen muß auch noch gerechnet werden, daß, als ich Auguſtenhof gekauft hatte, die Leibeigenſchaft aufgehoben wurde. Ich hatte keine Arbeiter, die Tagelöhner gingen ſpazieren. Dieſer Zuſtand konnte nicht lange dauern, Alles blieb zu meinem Schaden liegen. Die Saaten konnten nicht beſtellt werden, und wir mußten noch obendrein befürchten, daß die Gemeinde, die Noth litt, da ſie nicht arbeiten wollte, Gewalt gebrauchen würde. An einem Morgen, als ich mit meinem Wilhelm ausging, fand ich die ganze Gemeinde am Wege liegen. Einer der Rädelsführer kam auf mich zu und ſagte, den Hut auf dem Kopf: „Na, Herr, wi wart dat nu mit uns?“ Eine Ohrfeige und „Schlingel! nimm Deinen Hut ab, wenn Du mit Deinem Herrn ſprichſt,“ war meine Antwort. Dieſe Ohrfeige nützte. Zwei Stunden ſpäter war ich mit der Gemeinde einig, die den Nachmittag ſchon wieder arbeitete.

Am 13. Juni 1806 erhielt ich mein däniſches Naturaliſationspatent für mich und meine Nachkommen vom König Chriſtian VII. und ward am ſelben Tage Major bei der Landwehr. Ich mußte nun mein Glück wieder im Militärſtande ſuchen, da ich als Landmann nichts mehr zu hoffen hatte. Mein neues Vaterland war damals im Kriege mit England. Aus der

Digitized by Google

Landwehr wurden die 3. und 4. Bataillone der Linienregimenter formirt, die man annektirte Bataillone nannte. Das 3. Bataillon Holstein, dessen Kommandeur ich im Jahre 1807 ward, habe ich fast ganz organisirt.

Im Jahre 1809 marschirte ein kombinirtes dänisches und holländisches Korps gegen das Schillsche und verfolgte es durch Mecklenburg und Pommern bis nach Stralsund. Auch mein Bataillon sollte zu diesem Korps stoßen. An der Grenze weigerten sich meine Leute weiterzumarschiren, weil der Landwehr versprochen sei, nur das Vaterland zu vertheidigen, nicht aber über die Grenze zu gehen. Diese Augenblicke waren die wichtigsten und gefährlichsten meines Lebens. Ehre und Leben hingen davon ab. Ich ließ die Kompagnien mit 20 Schritt Intervalle antreten, meine eigene Kompagnie, bei der ich am meisten beliebt war, stand auf dem rechten Flügel. Ich ließ das Gewehr aufnehmen und redete diese, nachdem ich die mir beigegebene Batterie mit Kartätschen hatte laden lassen, ungefähr so an: „Soldaten, ich höre, daß Einige auch von Euch geneigt sind, nicht über die Grenze zu marschiren. Ihr gehört aber jetzt nicht mehr zur Landwehr, sondern zu den Linientruppen, und wenn das auch nicht der Fall wäre, der König kann befehlen, was er will. Der Ungehorsam des Soldaten gegen seinen König wird mit dem Tode bestraft, wer aber aus Feigherzigkeit ungehorsam ist, verliert noch mehr — die Ehre! Nur über meine Leiche geht der Rückweg, denn ich mag meine Ehre nicht verlieren! Also treu und gehorsam unserem allergnädigsten König! Eins, zwei, drei Hurrah!“ — Alle stimmten mit ein. — So ging es mit der 2., 3., 4. und 5. Kompagnie, aber in immer härterem Tone. — Zuweilen wollte Einer oder der Andere vortreten, mir gegenreden; ich drohte, ihn augenblicklich füsiliren, Mehrere aber mit Kartätschen zerschmettern zu lassen. Noch nach 30 Jahren danke ich Gott, daß ich nicht in die unglückliche Lage kam, Blut vergießen zu lassen. Der Angriff auf Stralsund geschah den

Digitized by Google

31. Mai, die Feſtung wurde im Sturm genommen, Schill getödtet und ſein Korps gefangen und zerſprengt. Den dritten Tag nach der Einnahme von Stralſund trennten wir uns von den Holländern und marſchirten zurück nach Holſtein.

Der König, mit mir und meinem Bataillon zufrieden, überhäufte uns mit Gnadenbezeugungen.

Als eine beſondere Auszeichnung erhielt mein Bataillon anſtatt der Landwehrfahnen die Fahnen des Regiments. Der König ſagte zu mir in Kiel: „Sie haben durch Ihr gutes Betragen mir und meinem ganzen Königlichen Hauſe Freude gemacht. Ich werde es Ihnen nicht vergeſſen.“ Friedrich VI. hat Wort gehalten bis an das Ende ſeiner Tage.

Ich kam nun mit meinem Bataillon nach Glückſtadt und Krempe in Garniſon; im nämlichen Sommer aber noch wurde ich beordert, mit dem Bataillon zu einem däniſchen Korps zu ſtoßen, welches auf dem Marſch nach Bremen war, um das Korps des Herzogs von Braunſchweig-Oels zu verjagen. Bei Bremerlehe, wo der Herzog mit ſeinem Korps ſich einſchiffte, kam es noch zu einem Scharmützel, wobei des Herzogs Dienerſchaft gefangen wurde. Das däniſche Korps hat auf dieſem Marſch keine gute Disziplin beobachtet, nur mein Bataillon hat eine Ausnahme gemacht, weshalb unter dem 16. Auguſt 1809 ein ehrenvoller Parolebefehl erſchien.

Im Jahre 1811 kam ich mit meinem Bataillon nach Kiel in Garniſon und war dort Kommandant. In demſelben Jahre brachte ich Fritz und Helmuth ins Kadettenhaus nach Kopenhagen, Wilhelm aber ins Kadettenhaus nach Chriſtiania, woſelbſt ich einige Monate bei dem Statthalter von Norwegen, dem Prinzen Friedrich zu Heſſen, verblieb und dann nach Kiel zurückkehrte. Nachdem die annektirten Bataillone entlaſſen waren, konnte ich nach Auguſtenhof zurückgehen, wo es aber traurig und verwirrt ausſah. 1812 wurde mir ein ſechſter Sohn (Victor) geboren.

Digitized by Google

1813 marschirte ich mit meinem Bataillon bei einem französischen Korps unter dem Befehl des französischen Marschalls Prinzen von Eckmühl gegen die Preußen und deren Alliirte, zuerst nach Mecklenburg, danach zurück nach Ratzeburg, wo wir ein Lager bezogen. Drei Wochen lang kommandirte ich die Avantgarde des 10 000 Mann starken dänischen Korps zur Zufriedenheit des Marschalls und des Prinzen Friedrich zu Hessen unter täglichen Gefechten mit den Russen. Am 25. Juli ernannte mich der König zum Oberstlieutenant, welches eine große Auszeichnung war, da ich 50 Stabsoffiziere in der Armee übersprang. Von den Fatiguen aber, die ich drei Wochen lang Tag und Nacht auszuhalten hatte, erkrankte ich endlich und mußte das Bett hüten. Da wir von der Uebermacht des Feindes gedrängt wurden, mußten wir das Lager und Ratzeburg verlassen. Ich wurde als Kranker zu Wagen transportirt. Die Franzosen zogen nach Hamburg, die Dänen aber nach Holstein zurück. Ich wurde krank nach Schleswig gebracht, konnte aber an der Vertheidigung von Rendsburg wieder theilnehmen. 1814 befreite ein allgemeiner Friede das Vaterland von feindlichen Truppen. 1815 wurde ich als Bataillonskommandeur zum Schleswigschen Infanterie-Regiment nach Schleswig versetzt. Ich ging nun zum Regiment und habe Augustenhof nicht wieder gesehen. Adolf und Louis nahm ich mit mir, mit den anderen zwei Kindern zog die Mutter nach Eutin. Nach Unterhandlungen mit meinen Gläubigern verkaufte ich Augustenhof mit dem Verlust meines ganzen und eines großen Theils des Vermögens meiner Frau. Nun war ich allein wieder auf den königlichen Militärdienst beschränkt. 1823 wurde ich Oberst im Schleswigschen Infanterie-Regiment. Da sich die Sehnen an meinen Händen von Jahr zu Jahr mehr zusammenzogen, mußte ich um meinen Abschied bitten und erhielt ihn am 5. Februar 1828 mit dem Charakter als Generalmajor, zog 1831 nach Neumühlen bei Kiel und wurde zwei Jahre darauf Kommandant von Kiel.

Digitized by Google

Am 13. Dezember 1834 verlor ich meinen älteſten Sohn, und am 19. Mai 1837 ſtarb meine Frau nach einer vierzigjährigen Ehe.

1839 den 3. Februar erhielt ich in Gnaden meinen Abſchied als Generallieutenant und zog nach Wandsbeck, wo ich den Reſt meines Lebens zu verbringen gedenke.

Im Frühjahr 1845 beſuchte ich meinen Sohn Helmuth in Berlin.

Generallieutenant v. Moltke iſt dann am 19. Oktober 1845 zu Wandsbeck geſtorben. In den Aufzeichnungen giebt er hierauf folgende Nachrichten über ſeinen Sohn:

Helmuth Carl Bernhard. 1800 den 26. Oktober geboren zu Parchim in Mecklenburg-Schwerin und den 2. November daſelbſt getauft. Seine Pathen waren: 1. ſein Vatersbruder, der Hauptmann v. Moltke,*) 2. der Mann der Schweſter ſeines Vaters, Geheimrath Ballhorn in Berlin, und 3. der Bruder ſeiner Mutter, Herr Paſchen in Lübeck. Dreiviertel Jahre wurde er von ſeiner Mutter geſtillt. 1809 kam er mit ſeinen beiden älteſten Brüdern Wilhelm und Fritz in Penſion zum Paſtor Knickebein nach Hohenfelde in Holſtein, wo er ſehr eifrig daran arbeitete, ſich eine kleine Feſtung zu bauen, wozu ihm der Vater zwei kleine Kanonen ſchenkte. Ende 1811 brachte ihn ſein Vater mit ſeinem Bruder Fritz in das Land-Kadettenhaus nach Kopenhagen, wo ſie beide in Penſion zum General Lorenz kamen. Dort hatte er faſt jedes Jahr das Fieber, auch die Maſern überſtand er dort. 1813 kam ſein Vater nach Kopenhagen und nahm ihn und ſeinen Bruder Fritz auf einige Wochen mit zurück nach Holſtein. Auf dem großen Belt kreuzten damals die Engländer, die ſich mit Dänemark im Kriege befanden. So liefen die Reiſenden Gefahr, gefangen genommen zu werden, indem ſie dicht unter einer feindlichen Brigg vorbeikamen; da aber der Morgen noch nicht

*) Helmuth, nach welchem er benannt wurde. H.

Digitized by Google

gekommen war, entschlüpfte das kleine Fahrzeug glücklich, und Helmuth kam wohlbehalten zu seiner Mutter nach Augustenhof.*) 1817 wurde er Page bei Sr. Majestät dem Könige von Dänemark. 1818 machte er sein Offizierexamen, wobei er den ersten Charakter erhielt; den 20. Januar desselben Jahres erhielt er daher die Sekondlieutenants-Anciennetät. 1819 verließ er Kopenhagen und ging nach Rendsburg zum Oldenburgischen Infanterie-Regiment, bei dem er 1820 zur Jäger-Kompagnie versetzt wurde, welches immer eine Auszeichnung ist. 1821 reiste er mit seinem Vater auf Urlaub nach Berlin, wo er zum ersten Mal einen Theil der preußischen Armee sah; er wurde davon so durchdrungen, daß er keinen eifrigeren Wunsch hatte, als zu dieser Armee überzutreten; es ward deshalb an seinen Regimentschef, den Herzog von Holstein-Beck, nachherigen Herzog von Holstein-Glücksburg, geschrieben. Dieser unterstützte den Plan. 1821 bat er also um seinen Abschied und um die Erlaubniß, in preußische Dienste gehen zu dürfen; beides wurde ihm in Gnaden bewilligt, und indem er sich einem neuen Examen in Berlin unterworfen hatte, in welchem er nach nur vierzehntägiger Vorbereitung sehr ehrenvoll bestand, trat er 1822 in preußische Dienste. Er wurde als jüngster und 29. Sekondlieutenant im Leib-Regiment Infanterie angestellt und kam nach Frankfurt a. O. in Garnison. Als er 1823 bei seinem Vater in Schleswig war,

---

*) Gelegentlich dieses Wiedersehens wird es gewesen sein, daß sich der hübsche Scherz ereignete, den Frau Pröpstin Bröker aus ihren Jugenderinnerungen wie folgt erzählt: „Der Vater, von einer Reise zurückkehrend, kam mit den Kadetten Fritz und Helmuth nach Augustenhof. Als die Mutter zur Begrüßung hinaus trat, hatten die Brüder sich unter dem Spritzleder des Wagens versteckt, und Vater und Mutter gingen ins Haus. Der Wagen fuhr in die Remise, und die Brüder schlichen nun von hinten ins Haus und standen stramm militärisch im Eßzimmer, als die Eltern eintraten. Ich war damals ein ganz kleines Mädchen und doch habe ich den Eindruck freudiger Ueberraschung, den das Wiedersehen auf unsere gute Mutter machte, nicht vergessen." H.

Digitized by Google

erhielt er schon die königliche Erlaubniß, die Kriegsschule in Berlin besuchen zu dürfen. 1826 machte er in dieser höheren Kriegsschule sein Examen und erhielt auch dort den besten Charakter. Er verließ nun die Schule und ging wieder zum Leib-Regiment, wo er als Lehrer bei der Divisionsschule in Frankfurt thätig war. Im Winter von 1826 bis 1827 litt er an Herzklopfen und kränkelte oft. 1827 erhielt er einen königlichen Urlaub auf drei Monate, welchen er dazu verwandte, seine Eltern zu besuchen und die Seebäder auf Föhr zu gebrauchen. Im Frühjahr 1828 wurde er zum topographischen Bureau in Berlin kommandirt und im nämlichen Jahre nach Schlesien gesandt, um dort aufzunehmen, wozu er fünf Monate gebrauchte. Einen ähnlichen Auftrag bekam er das Jahr darauf, wo er nach dem Großherzogthum Posen ging. 1831 wurde er mit einem Theile des Generalstabes nach Thüringen gesandt. Den 30. Mai 1833 wurde er Premierlieutenant und in den großen Generalstab einrangirt, machte auch eine bedeutende Reise nach dem Süden bis Genua. 1834 kam er zu seinen Eltern auf Urlaub und machte bei dieser Gelegenheit auch eine Reise nach Kopenhagen, wo er seinen Vetter Carl Moltke zur Erde bestattete und seinen kranken Bruder Wilhelm bis Kiel zurückbrachte. Er sah ihn nicht mehr. Den 18. Januar 1835 ernannte ihn sein König zum Johanniter-Ritter und den 30. Mai desselben Jahres zum Hauptmann im großen Generalstabe. Im Herbst mußte er mit nach Schlesien, wo zwei Armeekorps zu einem großen Manöver zusammengezogen waren. Der Kaiser Nikolaus und sein Bruder, der Großfürst Michael, waren dabei zugegen, auch die beiden dänischen Prinzen von Glücksburg erschienen, welche er bis an die russische Grenze begleitete. Von Schlesien ging er nach Kalisch, wo sich ein großes russisches Armeekorps mit preußischen Truppen zum gemeinschaftlichen Manövriren vereinigt hatte. Nach Beendigung dieser Truppenversammlung erhielt er die königliche Erlaubniß, während eines

Digitized by Google

Urlaubs von einem halben Jahre eine Reise nach Konstantinopel zu machen. Er ging über Wien, Ofen und Bukarest zu Lande nach Konstantinopel, wo er im Hause des preußischen Gesandten, Grafen v. Königsmark, freundlich aufgenommen wurde. Der Zufall wollte, daß sich sein Aufenthalt daselbst um mehrere Jahre verlängerte. Er machte bedeutende Reisen zu Wasser und zu Lande im türkischen Reiche, sowohl in Europa als in Asien, wodurch er seine Kenntnisse sehr bereicherte. So bestieg er auch den Olymp. 1836 wurde er von seinem Monarchen beordert, auf Verlangen des Sultans noch vorläufig in Konstantinopel zu bleiben. 1837 war für ihn ein sehr wichtiges Jahr. Im Januar ertheilte ihm der Großherr die erste Audienz. Sultan Mahmud II., der ihm mehrere militärische Geschäfte aufgetragen hatte, sagte ihm viel Ehrenvolles über seine guten Arbeiten und Zeichnungen und verlieh ihm seinen Orden, genannt Nischan-Iftechar, in großen Brillanten. In demselben Jahre, Monats Mai, als der Sultan beschloß, eine Reise in seinen europäischen Staaten zu machen, erhielt Helmuth den Befehl, den Sultan zu begleiten. Die Reise dauerte sechs Wochen, worüber er wahrscheinlich etwas drucken lassen wird, wie er denn schon im Jahre 1830 ein Werk über Holland und Belgien und später eins über die polnische Revolution herausgegeben und sich daher auch als Schriftsteller bekannt gemacht hat. Bald nach der Rückkehr erhielt er von dem Kaiser eine kostbare Tabatière geschenkt, er mußte aber auch bald auf Befehl des Sultans wieder eine neue Reise in die Provinzen machen, dieses Mal aber in Begleitung von zwei oder drei anderen Offizieren vom preußischen Generalstabe, die nach langem Harren endlich aus Berlin angekommen waren. Diese Reise war gefährlich und beschwerlich, weil an allen Orten, wo sie hinkamen, die Pest wüthete. Gott aber schützte ihn auch diesmal gnädig. Er kam den 7. November wieder glücklich in Konstantinopel an und gottlob gesund.

Digitized by Google

Den 29. Februar 1838 erhielt er den Befehl, gleich nach Asien an die syrische Grenze zu dem dort kommandirenden Hafisz Pascha abzureisen, der mit einem türkischen Observationskorps gegen die ägyptischen Truppen stand. Diese Reise unternahm er mit einer starken Begleitung von Tataren am 2. März. Von dem Pascha erhielt er zwei arabische Hengste zum Geschenk. Im Frühjahr 1839 fingen die Feindseligkeiten der Türken und Aegypter an. Erstere hatten den Euphrat überschritten und waren in Syrien eingedrungen, welchen Zug er auf Befehl des Sultans als Rathgeber des Feldherrn Hafisz-Pascha begleitete. Am 24. Juni 1839 war die unglückliche Schlacht bei Nisib, welche, gegen seinen Rath von den Türken begonnen, für sie verloren ging, wobei er seine ganze Bagage, Zeichnungen und Geschenke verlor, sich aber glücklich aus der ägyptischen Gefangenschaft rettete. Er kehrte nach Konstantinopel zurück, hatte noch eine Abschiedsaudienz bei dem jungen Sultan, dem der Vater gestorben war, und verließ die Türkei, wo er vier Jahre zugebracht hatte. Er hatte während dieser Zeit die türkische Sprache erlernt, so daß er keines Dolmetschers mehr bedurfte. In Orsova mußte er auf der Rückreise nach Berlin, wohin er von seinem König zurückgerufen worden war, im Oktober die Quarantäne abhalten. Auf der weiteren Rückreise erkrankte er in Pest und war drei Wochen bettlägerig. Nur mit Mühe konnte er danach noch bis Wien kommen, wo ihn ein gastrisches Wechselfieber befiel. Den 27. Dezember traf er in Berlin ein und erhielt sogleich als einen Beweis der Allerhöchsten Zufriedenheit von seinem König den Orden pour le mérite. Noch im Herbst 1840 litt er am Moldauschen Fieber und mußte nach Ilmenau reisen, um dort die Wasserkur zu gebrauchen, die ihm so gut bekam, daß er noch denselben Winter eine Reise nach Rom und Neapel machen konnte. Den 23. Januar 1841 traf er gesund wieder in Berlin ein. Zu eben der Zeit kam auch sein Werk, betitelt

Digitized by Google

„Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei aus den Jahren 1835 bis 1839“ im Druck heraus, welches eine sehr gute Aufnahme fand. In demselben Sommer versprach er sich mit seiner Nichte Marie Burt, die er im Herbst in Helgoland mit ihrer Familie traf. An seinem Hochzeitstage, dem 20. April 1842, erhielt er in Itzehoe die Nachricht, daß Se. Majestät ihn zum Major im Generalstabe befördert habe. Acht Tage darauf reiste er mit seiner jungen Frau nach Berlin. Im Herbste desselben Jahres besuchte ihn sein Vater in Berlin. Die Hoffnung, bald Vater zu werden, ward vereitelt. 1845 erhielt er durch eine Kabinets-Ordre die Erlaubniß, den türkischen Ehrensäbel tragen zu dürfen.

Digitized by Google

Selbstbiographie.

—•—

Die nachfolgende Selbstbiographie hat der Feldmarschall im Jahre 1866, kurz nach Beendigung des Feldzuges, für das rühmlich bekannte Familienblatt „Daheim" niedergeschrieben. Sie wurde nach seinem Tode als Autograph in Nr. 32 des 27. Jahrgangs des „Daheim" veröffentlicht; hier folgt sie, nachdem die Leitung des Blattes es in bereitwilligster und dankenswertheſter Weiſe geſtattet hat, ſie unſerem Werke einverleiben zu dürfen.

Meine Familie iſt eine altmecklenburgiſche. Das Gut Samow bei Ribnitz vererbte in derſelben, ohne Majorat zu ſein, durch Jahrhunderte bis auf meinen Großvater. Mein Vater diente im Regiment Möllendorf und kaufte dann Grundbeſitz in Holſtein an. So bin ich zwar noch in Mecklenburg am 26. Oktober 1800 geboren, aber in Holſtein aufgewachſen.

Schon im 12. Lebensjahre wurde ich mit einem älteren Bruder nach Kopenhagen in die Landkadetten-Akademie gebracht. Ohne Verwandte und Bekannte brachten wir dort eine recht freudloſe Kindheit zu. Die Behandlung war ſtreng, ſelbſt hart, und wir gewöhnten uns früh an Entbehrungen aller Art.

Dankbar erinnere ich mich der einzigen Familie, die uns liebreich aufnahm. Der General Hegermann-Lindencrone beſaß

Digitized by Google

einen hübschen Landsitz nahe der Stadt, welcher der Tummelplatz unserer Knabenspiele an Sonntagen wurde mit drei Söhnen des Hauses, welche sich später in der dänischen Armee hervorgethan haben. Der Verkehr mit den edeln, fein gebildeten Mitgliedern dieser Familie hat wohlthätig auf meine ganze Entwicklung gewirkt.

Als Offizier und mit guten Zeugnissen und Empfehlungen versehen, kam ich 1822 nach Berlin und trat nach bestandener Prüfung als jüngster Sekondlieutenant zu Frankfurt a. O. in das 8. (Leib-) Infanterie-Regiment ein.

Damals kommandirte General v. d. Marwitz die 4. Kavallerie-Brigade, dessen Gemahlin eine geborene Gräfin Moltke war. Ich fand in diesem Hause wohlwollende Aufnahme. Wenn man zum General ins Zimmer trat, fand man ihn gewöhnlich schreibend, er stand dann auf und deckte das sammetne Käppchen auf das Geschriebene. Der strenge Herr gab dem jungen Lieutenant eines Tages eine Höflichkeitslehre, die er nie wieder vergessen hat. Aufgefordert abzulegen, wollte ich den Degen ohne Weiteres in die Ecke stellen, als ein „im Vorzimmer, wenn ich bitten darf" mich rektifizirte.

Ausnahmsweise früh gelangte ich zum Besuch der Kriegsschule in Berlin, wo die Vorträge des damaligen Majors v. Canitz über Kriegsgeschichte, Professor Ritters Geographie und Professor Ermans Physik mich hauptsächlich beschäftigten. Das Vermögen meiner Eltern war durch die Kriege und eine Reihe von Unglücksfällen verloren gegangen, ich war ohne alle Zulage und mußte mich sehr einschränken. Doch gelang es mir, einigen Sprachunterricht zu nehmen.

Zum Regiment zurückgekehrt, wurde mir die Direktion der etwas verwilderten Divisionsschule übertragen, und da ich meine Aufgabe zur Zufriedenheit löste, gelangte ich im Jahre 1828 zu der topographischen Vermessung in Schlesien und dem Großherzogthum Posen.

Digitized by Google

Der General v. Müffling*) pflegte die Aufnahmen selbst sehr sorgfältig durchzumustern. Als er eines Tages einen unmöglichen Berg entdeckte, der Offizier aber behauptete, daß er in der Wirklichkeit doch so sei, strafte er diesen Widerspruch, indem er, ruhig und höflich wie immer, nur bemerkte: „Bereicherung für die Wissenschaft".

In lebhafte Spannung versetzten uns die taktischen Aufgaben als Schlußprüfungen. Wir wußten, daß es dabei nicht nur auf eine richtige, sondern auch kurze und präcise Lösung ankam. Die gedrungene und logische Schreibweise des Chefs selbst wurde gefordert. Ich hatte das Glück, zur Dienstleistung beim Generalstab kommandirt zu werden, und wurde nach zwei Jahren durch den General v. Krauseneck einrangirt.

Das Avancement beim Generalstabe war damals nicht so schnell wie jetzt. Ich blieb sieben Jahre lang Hauptmann zweiter Klasse. In diese Zeit fiel mein vierjähriger Aufenthalt, 1836 bis 1839, in der Türkei. Meine Briefe über „Zustände und Begebenheiten ꝛc." dort sind nachmals veröffentlicht worden, ebenso ist meine Aufnahme der Dardanellen und von Konstantinopel und dem Bosporus im Stich erschienen. Ich hatte den damaligen Großherrn Sultan Mahmud auf seiner Rundreise durch Rumelien zu begleiten und war beauftragt, Pläne von Varna, Schumla, Silistria und den Donauplätzen abwärts aufzunehmen. Die dadurch gewonnene Ortskenntniß und die beim Generalstabe vorhandenen Nachrichten veranlaßten mich später, eine Geschichte des russisch-türkischen Feldzuges von 1828 bis 1829 herauszugeben.

Die beiden letzten Jahre meines Aufenthaltes brachte ich bei der Armee in Kleinasien zu, wo die ebenfalls nach der Türkei kommandirten damaligen Hauptleute Laue, v. Mühlbach, v. Vincke und Fischer zur Ordnung der türkischen Militärverhältnisse in allen Richtungen mitwirkten. Die Schlacht von

*) Damals Chef des Generalstabs der Armee; sein Nachfolger war (1829) General v. Krauseneck. H.

Digitized by Google

Nisib, wo eine zur Hälfte aus gewaltsam eingestellten Kurden bestehende Armee sich nach schwachem Widerstande auflöste, der fast gleichzeitige Abfall der türkischen Flotte und der bald darauf erfolgende Tod Sultan Mahmuds zerstörten so ziemlich alles bis dahin Geschaffene.

Es ist merkwürdig, wie unbekannt das Europa so naheliegende und für die Kulturgeschichte so wichtige Kleinasien in seinem Innern bis in neueste Zeit geblieben ist. Die beste Karte, welche wir besaßen, war damals die Reichardtsche, welche weite Flächen ganz offen läßt, andere aus der Phantasie ergänzt und wichtige Flüsse in unrichtige Stromgebiete verlegt. Bei unseren vielfachen Reisen sammelten wir eine sehr große Zahl von Wege-Itineraires, welche, nach einigen vorhandenen astronomischen Ortsbestimmungen zusammengestellt, der Kartendarstellung des Landes eine neue Gestalt gegeben haben. Die von mir in dieser Art zurückgelegten Ritte haben eine Ausdehnung von nahezu 1000 Meilen und führten hauptsächlich in Gegenden, welche der Reisende damals und auch jetzt wieder nur im Gefolge einer bewaffneten Macht betreten kann, in das Gebiet der Kurden, der Awscharen und die mesopotamische Wüste.

Manche Aufzeichnung aus jener Zeit ist erst dadurch werthvoll geworden, daß Professor Ritter in seiner Erdkunde sie mit den Nachrichten aus ältester Zeit vergleicht, Nachrichten, welche seine umfassende Gelehrsamkeit aus den Zügen von Alexander dem Großen bis auf die Kreuzzüge, die Reisen Marco Polos und der neueren Beobachter zu vergleichen im Stande war. In der Beobachtung des Durchbruchs des Euphrat durch das kurdische Gebirge ist freilich Xenophon mein nächster Vorgänger. Europäische Reisende, welche seitdem in dieser Richtung vorzudringen suchten, waren in Dschjulamerk, Wan und anderen Orten stets erschlagen worden. Auf aufgeblasenen Hammelhäuten, wie Xenophon den Fluß überschritten, fuhren wir seine Stromschnellen hinab und wie die Xenophontischen Griechen brachen wir am

Digitized by Google

Ende eines mühseligen und anstrengenden Rittes in den Freudenruf „Thalassa! Thalassa!“ aus, als wir den blauen Spiegel des Meeres bei Samsun erblickten, wo ein Dampfer mit allem lange entbehrten europäischen Komfort uns in die Heimath zurückführte.

Nach dieser vielfach bewegten Zeit war ich beim General-Kommando des 4. Armeekorps, Prinz Carl von Preußen, angestellt, wurde bald darauf zum Major befördert und verheirathete mich mit Fräulein v. Burt aus Holstein.

1845 wurde ich zum persönlichen Adjutanten S. K. H. des Prinzen Heinrich von Preußen in Rom ernannt. Es gewährte mir ein besonderes Interesse, nun auch die Hauptstadt des weströmischen Reiches und ihre Umgebung zu erforschen und mit dem Meßtisch die vielgenannten Oertlichkeiten aufzunehmen, deren Namen uns Allen aus der ersten Schulzeit so erinnerlich sind. Die Contorni di Roma sind im Stich erschienen.

Der Prinz hatte bekanntlich seit Jahren das Bett nicht verlassen, dennoch war er von Allem unterrichtet, was vorging. So erfuhr ich von ihm zuerst den mehrere Tage geheim gehaltenen Tod Gregors XI. Lebhaft erinnerlich sind mir die schönen Züge des Kardinals Ferretti Mastai, als er nach seiner Erwählung im Conclave in der alterthümlichen Glaskarosse durch die Straßen der ewigen Stadt fuhr. Sein edles Gemüth glaubte, die Revolution durch Konzessionen versöhnen zu können. Ein liberaler Papst war noch nicht dagewesen. Der Enthusiasmus war allgemein. Auf einer Courierreise nach Berlin, wo ich den plötzlichen Tod des Prinzen zu melden hatte, wehten in dem kleinsten Städtchen die gelb-weißen Farben und vor der ärmsten Hütte stand Viva Pio nono mit Kreide angeschrieben. Als aber der heilige Vater bald inne geworden war, daß auf diesem Wege nicht fortzuschreiten sei, da hieß es:

Sei bello, sei buono
Sei pio — ma stai

und als er dann wirklich auch stehen blieb, verwandelte sich schnell die anfängliche Begeisterung in Haß und Hohn über Pio nono secundo.

Digitized by Google

Nachdem ich die Leiche des Prinzen nach Berlin gebracht, wurde ich zum General-Kommando des 8. Armeekorps nach Koblenz versetzt und im Unglücksjahre 1848 Chef des Generalstabs 4. Armeekorps in Magdeburg, wo ich sieben Jahre verblieb. Sodann wurde ich zum persönlichen Adjutanten des Kronprinzen ernannt. Ich traf S. K. Hoheit in Balmoral in Schottland, wo die Verlobung mit der Prinzeß Royal von England stattfand, und brachte mit demselben ein Jahr in Breslau zu, wo er das 11. Infanterie-Regiment kommandirte. Noch dreimal begleitete ich ihn nach England, zum Besuch, zur Vermählung und später zur Beerdigung des Prinzen Albert, des Gemahls der Königin Victoria.

Inzwischen war ich im Herbst 1857 zum Chef des Generalstabs der Armee ernannt worden. Von manchen interessanten Aufträgen, die mir in dieser Stellung zufielen, kann ich eine Bereisung der ganzen norddeutschen Küste hervorheben, welche den Zweck hatte, ein gemeinsames Vertheidigungssystem für alle deutschen Küsten zu ermitteln. Die durch Marine- und Ingenieur-Offiziere bis ins Detail ausgearbeiteten Entwürfe und Pläne wurden dem Bundestage und, wegen Dringlichkeit der Sache, zu einer schleunigen Erledigung überwiesen. Nach drei Jahren trat dann auch in Hamburg eine Bundeskommission zusammen, mit welcher ich nochmals die außerpreußische Küste bereiste, die aber, wie vorauszusehen, in ihrer Majorität gegen fast alle preußischen Vorschläge stimmte, insbesondere gegen die beabsichtigte gemeinsame Flotte unter Preußens Führung. So blieb Alles beim Alten, und welcher Art speziell die hannoverschen Befestigungsanlagen waren, hat die Wegnahme von Stade und Geestemünde in diesem Jahre gezeigt.

Im Herbst 1863 präsidirte ich einer anderen Bundeskommission in Frankfurt a. M., welche die Mittel für Durchführung der Bundesexekution gegen Dänemark zu berathen hatte. Es gelang hier in wenigen Tagen, eine Einigung herbei-

Digitized by Google

zuführen, welche aber bei der Verschiedenheit der Ziele sehr bald wieder verloren ging.

Als nach der Erstürmung von Düppel verschiedene Personalveränderungen bei der Operations-Armee in Schleswig und Jütland eintraten, wurde ich zum Chef des Generalstabes derselben bestimmt.*) Ich fand den Feldmarschall (v. Wrangel) ganz bereit zu einer Landung auf Fünen, welche damals sehr wohl ausführbar war, aber nur mit Hülfe der Oesterreicher bewerkstelligt werden konnte, da gerade die preußischen Streitkräfte im Sundewitt und in Jütland, die österreichischen aber um Kolding standen. Dem Feldmarschall-Lieutenant v. Gablenz wurde der Oberbefehl über ein aus beiden gemischtes Korps angeboten, aber wie sehr dies und überhaupt das Wagniß der Expedition auch dem unternehmenden Sinn jenes Generals zusagten, so lag diese Landung doch zu wenig im speziellen Interesse des Wiener Kabinets, als daß sie zur Ausführung gelangt wäre. — Es blieben daher nur der Angriff auf Alsen und die vollständige Besetzung Jütlands als letzte Zwangsmittel gegen die in Kopenhagen uns unerreichbare dänische Regierung. Beide Operationen wurden, nachdem Prinz Friedrich Karl das Ober-Kommando der Armee übernommen, gleich nach Ablauf des Waffenstillstandes ausgeführt und beendeten in kurzer Frist diesen Krieg, bei welchem eben das Landen die Hauptschwierigkeit war.

Erst in meinem 66. Lebensjahre ist mir das Glück geboten worden, thätigen Antheil an einem Feldzuge zu nehmen, welcher für die Zukunft Preußens wie Deutschlands von entschiedenem Erfolge geworden ist.

Nächst Gottes Willen und der Tapferkeit der Truppen und ihrer Führer sind für den Ausgang der Sache zwei Rücksichten entscheidend geworden, die ursprüngliche Vertheilung der diesseitigen Streitkräfte auf den verschiedenen Kriegstheatern und ihre Versammlung auf dem Schlachtfelde.

*) Er traf am 2. Mai 1864 zur Uebernahme dieser Stellung in Veile ein. H.

Digitized by Google

Offenbar war Oesterreich der mächtigste und der bereiteste Gegner; mit seiner Niederwerfung mußte das Bündniß aller übrigen Feinde auseinanderfallen, die zwar gegen Preußen einig, unter sich aber uneinig und ohnehin noch nicht versammelt waren. Es war eine kühne, aber entscheidende Maßregel, daß gleich anfangs alle neun Armeekorps nach dem Centrum der Monarchie in Bewegung gesetzt wurden, der Schutz der Rheinprovinz einem gleichsam improvisirten Heer, — bestehend aus der 13. Division und den in den Bundesfestungen und in den Elbherzogthümern abkömmlich gewordenen Truppen — anvertraut blieb.

Der Transport von 285 000 Mann war in der gegebenen kurzen Frist nur durch gleichzeitige Benutzung aller Eisenbahnlinien zu ermöglichen; diese enden aber bei Zeitz, Halle, Herzberg, Görlitz und Freyburg an der Landesgrenze. Dort mußten die zuerst anlangenden Echelons nothwendig das Eintreffen der letzten abwarten, um die Korps in sich zu formiren. Mancher richtig urtheilende Militär mag erschrocken gewesen sein über die Zersplitterung der Streitkräfte auf einer Linie von 50 Meilen, wenn er für den strategischen Aufmarsch ansah, was nur die unvermeidliche Vorbereitung für denselben war. Durch Fußmärsche wurden indeß sofort die einzelnen Korps in drei große Heerkörper versammelt.

Eine andere geographisch gebotene Nothwendigkeit, welche durch keinerlei Anordnungen zu umgehen, war, daß die Oesterreicher in Böhmen auf der inneren Operationslinie zwischen der Mark Brandenburg und Schlesien standen, daß Berlin und Breslau durch selbstständige Armeen geschützt werden mußten. Die Vereinigung beider konnte nur nach vorwärts zweckmäßig bewirkt werden; diese Richtung führte aber auf feindliches Gebiet, sie führte unmittelbar zum Kriege.

Sehr achtungswerthe Stimmen waren laut geworden, welche aussprachen, daß bei einem Kampfe von Deutschen gegen Deutsche Preußen nicht den ersten Schuß thun dürfe. Allein der König

Digitized by Google

und seine Räthe erkannten, daß jedes weitere Zuwarten den Staat in Gefahr brachte. Oesterreich hatte die Initiative der Rüstung ergriffen. Preußen erfaßte die des Handelns und schrieb dadurch für die ganze Folge dem Gegner das Gesetz vor. Hätte man das Ueberschreiten der sächsischen Grenze um vierzehn Tage verschoben, so würden wir heute aller Wahrscheinlichkeit nach die Schlachtfelder des Krieges auf der Landkarte von Schlesien zu suchen haben.

Wenige Märsche genügten, um die beiden Hauptheere auf der Linie Bautzen—Glatz an der böhmischen Grenze zu versammeln, aber die schließliche Vereinigung konnte nun nur durch Verdrängung des Feindes, durch Gefechte, erreicht werden. Mit welcher Tapferkeit und welch gutem Erfolge diese geschlagen wurden, ist bekannt. Zehn Tage genügten, um die Oesterreicher zur Entscheidungsschlacht zu nöthigen. Am Morgen dieses Tages standen die diesseitigen Streitkräfte auf einer Front von vier Meilen; sie durften sich in dieser Ausdehnung nicht angreifen lassen. Das offensive Vorgehen hingegen vereinigte alle Korps auf dem Schlachtfelde selbst und verwandelte so den strategischen Nachtheil der Trennung in den taktischen Vortheil einer völligen Umfassung des Feindes.

Es steht zu hoffen, daß das Ergebniß dieses beispiellos schnell verlaufenen Feldzuges eine segensreiche Zukunft für Deutschland und die heranwachsende Generation herbeiführen wird. In der ernsten Prüfung sind die jüngeren Männer gewogen, auf welche das preußische Heer in den Kämpfen sein Vertrauen setzen darf, welche wahrscheinlich noch bevorstehen. Ich darf mich glücklich schätzen, meine Laufbahn zu schließen, reich belohnt durch die Gnade des Königs und das Vertrauen meiner Kameraden.

Berlin, 18. September 1866.

v. Moltke.

Digitized by Google

Helmuth v. Moltke als königlich dänischer Kadett.

Urkunden zur Jugendgeschichte.

Abgangszeugniß der königl. dänischen Landkadetten-Akademie und Zeugniß der Reife zum Offizier.

Seiner Königlichen Majestät zu Dänemark ꝛc. ꝛc. bestallter Oberst und Kommandeur des Königlichen Landkadetten-Korps Friedrich Glode du Plat, Kammerherr, Ritter des Danebrog und Danebrogsmann, thut hiermit zu wissen, daß Helmuth Carl Bernhard v. Moltke, geboren in Mecklenburg, jetzt 18 Jahre alt, beim Königlichen Landkadetten-Korps 7 Jahre 11 Monate als Kadett und Page bei dessen 2. Kompagnie gestanden hat. In dieser Zeit hat genannter Helmuth Carl Bernhard v. Moltke

Digitized by Google

ſich ſo betragen, wie es einem jungen Militär eignet und gebührt, welcher als Offizier in die Armee einzutreten wünſcht, wozu er die nothwendigen Eigenſchaften beſitzt. In dem mit ihm abgehaltenen Offizier-Examen hat er erhalten: 103 gute, 22 ziemlich gute, 6 ſchlechte Charaktere und ſich damit den „beſten" Charakter zur Entlaſſung zu den militäriſchen Subaltern-Chargen erworben. Seine Majeſtät der König hat infolge deſſen ihm die Offiziers-Anciennetät vom 22. Januar 1818 verliehen; er hat gleichzeitig das Pagen-Examen gemacht und daſſelbe mit dem beſten Charakter beſtanden.

Die Königl. Landkadetten-Akademie
den 1. Januar 1819. gez. **Glode du Plat.**

Erhaltene Charaktere beim Entlaſſungs-Examen.

Als Charakter für aufgegebene Fragen und Prüfungsarbeiten erhalten:	Gute	Ziemlich Gute	Schlechte
Verhalten im Dienſt und Konduite	6		
Fortifikation	8		
Artillerie	5	1	
Kriegsgeſchichte	6		
Waffen	2	2	
Felddienſt	4	1	1
Garniſondienſt	4		
Taktik	3	3	
Mathematik	14	3	1
Landmeſſen und Nivelliren	3	1	
Geſchichte	5		1
Geographie	5	1	
Militäriſches Zeichnen	3	3	
Phyſik	4		
Militär-Geſetzkunde	3		1
Däniſch	6		
Deutſch	4		
Franzöſiſch	6		
Schreiben	1	1	
Freihandzeichnen	1		1
Gymnaſtik	3	2	1
Reiten	2	1	
Tanzen	3	1	
Militärgeographie	2	2	
Summa	103	22	6

Beſtanden mit dem beſten Charakter als der Vierte.

gez. **du Plat.**

Digitized by Google

Anlage:

Erhaltene Charaktere beim Entlassungs-Examen als Kadett in der Pagenclasse im Jahre 1818.

Als Charakter für aufgegebene Fragen und Prüfungsarbeiten erhalten:	Gute	Ziemlich Gute	Schlechte
Für Verhalten im Dienst und Conduite	8		
Höhere Mathematik	8		
Angewandte Mathematik	8		
Fortifikation	7	1	
Chemie	4		
Kriegskunst	4		
Militärgeographie und Statistik	8		
Französisch	8		
Deutsch	8		
Philosophie	8		
Fortifikations-, Militär- und Freihand-zeichnen nebst Croquiren	8		
	6	2	
Summa	77	3	

Infolge der erhaltenen Charaktere hat der Pagenkadett Helmuth v. Moltke erfüllt, was im Kadetten-Reglement § 45 vorgeschrieben ist, und im Examen als Erster bestanden.

gez. du Plat.

Dimissions-Patent aus königlich dänischen Diensten.

Wir Frederik der Sechste, von Gottes Gnaden, König zu Dänemark, der Wenden und Gothen, Herzog zu Schleswig, Holstein, Stormarn, Dithmarschen, Lauenburg, Oldenburg ꝛc. Thun kund und zu wissen: Daß gegenwärtiger Uns Lieber Edle Helmuth Carl Bernhard von Moltke während einiger Zeit als Sekondlieutenant bei Unserem Oldenburgischen Infanterie-Regiment in Unserem Kriegsdienste gestanden hat, sich auch

Digitized by Google

inzwischen nach Eid und Pflicht wohl und rühmlich verhalten und bei allen Gelegenheiten, und wo er kommandirt worden ist, solchermaßen seine Schuldigkeit gethan, wie es einem ehrliebenden tapferen Offizier und treuen Diener wohl geziemt und ansteht. Aber da er nun nach allerunterthänigstem Ansuchen in Gnaden aus Unserem Kriegsdienste verabschiedet ist, so haben Wir ihn mit diesem Unserem allergnädigsten Abschiede für seine Uns erwiesenen allerunterthänigsten treuen Dienste versehen wollen.

Es ergeht daher an alle vorkommenden hohen und niederen Obrigkeiten, sammt deren Civil- und Militär-Beamten, je nach ihrem Stande, Unser freundliches günstiges und gnädiges Ersuchen, an Unsere Eigenen Beamten jedoch Unser allergnädigster Befehl, den gedachten Secondlieutenant von Moltke nebst dem Diener und den Sachen, die er bei sich hat, nicht nur frei und ungehindert passiren sondern ihm auch jede gute Förderung und Assistence wiederfahren zu lassen.

Solches erbieten wir uns Jedem gegenüber, nach der Dignität des Standes, mit Freundschaft, Gunst und Gnade anzuerkennen und thun Unseren Eigenen Beamten hierdurch die ernste Meinung Unseres allergnädigsten Befehls kund.

Gegeben in Unserer Königlichen Residenzstadt Kopenhagen, den 5. Januari 1822.

Unter Unserer Königlichen Hand und Unserem Königlichen Siegel.

Frederik R.

Abschied
für
Secondlieutenant von Moltke.

Digitized by Google

Abschiedsschreiben seines Regiments-Kommandeurs, des Herzogs zu Holstein-Beck.

1. an Helmuth v. Moltke.

Der Königlich Dänische Seconde-Lieutenant Helmuth Carl Bernhard von Moltke, geboren in Mecklenburg, 20 Jahre alt, dient Sr. Königlichen Majestät seit 1818, wo er mit den besten Zeugnissen das Kadettenhaus verließ, und steht seit 1819 als Seconde-Lieutenant bei dem mir Allergnädigst anvertrauten Oldenburgischen Infanterie-Regiment. — Ich habe während seiner Dienstzeit nur Gelegenheit gehabt, ihn von der vortheilhaftesten Seite kennen zu lernen. Seine Aufführung war untadelhaft, seine Lust und Applikation zum Dienst ganz einem jungen Offizier von Ehrgeiz angemessen. Im militärischen Zeichnen hat er vorzügliche Fortschritte gemacht, und durch Erlernung des Jägerdienstes bei der Regiments-Jägerkompagnie hat er sich für seine Carrière noch tauglicher gemacht. — So ungern ich diesen jungen Mann beim Regiment verliere, so bereitwillig bin ich, ihm dies verdiente und gerechte Zeugniß zu geben, wenn es sein anderweitiges Fortkommen befördern kann.

Gottorp, den 20. Decbr. 1821.

Herzog zu Holstein-Beck,
Generalmajor.

Indem ich Ihnen, mein lieber Moltke, die Abschrift der auf Ihr gegebenes Ansuchen eingegangenen Allerhöchsten Resolution Sr. Majestät, Ihres bisherigen Landesherrn, zustelle, bedauere ich zugleich, in Sie einen jungen Offizier zu verlieren, von dem ich mir viel versprach. An Ihrem ferneren Schicksal werde ich stets warmen Antheil nehmen, und herzlich wird es mich freuen, wenn die soeben geschehene Veränderung von den

Digitized by Google

glücklichsten Folgen für Ihre ganze Laufbahn sein sollte. Mit diesem aufrichtigen Wunsch vereinige ich zugleich die Versicherung meiner herzlichen und freundschaftlichen Ergebenheit.

Gottorp, den 17. Januar 1822.

Herzog zu Holstein-Beck.

2. an Helmuths Vater.

Gottorp, 20. Dezember 1821.

Lieber Herr Oberstlieutenant!

Mit vielem Vergnügen und wahrer Dankbarkeit habe ich Ihren gütigen Brief vom 4. d. M., sowie gestern den vom 13. erhalten. Ich eile Ihnen heute einen Beweis über die gute Aufführung Ihres Sohnes Helmuth und die Zufriedenheit, die er sich in seiner kurzen Dienstzeit bei seinen Vorgesetzten und Kameraden erworben hat, zuzustellen, und wünsche, daß die beabsichtigte Veränderung in seiner Lage zu seinem Vortheil ausfallen möge. Hieran ist bei den geringen Aussichten, die der hiesige Dienst darbietet, nicht zu zweifeln. — Nur wundert mich, daß der Eintritt in preußischen Dienst nicht mehreren Schwierigkeiten unterworfen ist, da alle Landeskinder dienen und das avancement zum Offizier nur in Folge eines Examens und einer besonderen Anempfehlung stattfindet. — Alle Details, die Sie mir in Ihrem ersten Briefe zu geben die Güte haben, interessirten mich unendlich, und mit Vergnügen sehe ich Ihrer mündlichen Unterhaltung entgegen, um Alles noch ausführlicher zu erfahren.

Die Zeit erlaubt mir heute nicht, diese flüchtigen Zeilen zu verlängern. Ich empfehle mich nur Ihrem freundschaftlichen Andenken mit der Versicherung der herzlichsten Ergebenheit und Hochachtung, womit ich unwandelbar bin

Ihr ergebenster Freund

Herzog zu Holstein-Beck.

Digitized by Google

Vorläufige Benachrichtigung des vortragenden General-Adjutanten wegen seiner Anstellung in königlich preußischen Diensten.

Ew. Hochwohlgeboren bin ich beauftragt, auf Ihre an des Königs Majestät gerichtete Vorstellung zu erwidern, daß es zur Begründung Ihres Antrags, in diesseitige Dienste zu treten, vor allen Dingen nothwendig ist, daß Dieselben die Dokumente Ihrer Anstellung in Königl. Dänischen Diensten, sowie die Zeugnisse über Ihre bisherige Dienstführung beschaffen und mir übergeben. Sollten sich demnächst Se. Majestät bewogen finden, Ihr Gesuch zu berücksichtigen, so würde dies nur unter folgenden Bedingungen geschehen können, auf welche ich Ew. Hochwohlgeboren aufmerksam zu machen nicht unterlassen will. Dero Entlassung aus Ihren jetzigen Verhältnissen muß erfolgt seyn; Dieselben würden sich der vorschriftsmäßigen Prüfung zum Offizier zu unterziehen und nach erhaltenem Zeugniß der Reife mit einem Patent vom Tage Ihrer Anstellung zu begnügen haben. Wenn Ew. Hochwohlgeboren hiernach bei dem geäußerten Entschluß beharren, so ersuche ich Sie, mir bei Einreichung der oben erwähnten Dokumente zugleich Ihr Einverständniß mit den hier aufgeführten Bedingungen anzuzeigen.

Berlin, den 7. Dezember 1821.

v. Witzleben.

An
den Königl. Dänischen Seconde-Lieutenant
Herrn v. Moltke
Hochwohlgeboren
Hier.

Digitized by Google

Benachrichtigung.
der Ober-Militär-Examinations-Kommission wegen Ertheilung des Zeugnisses der Reife zum preußischen Offizier.

Euer Hochwohlgeboren benachrichtigen wir hierdurch, daß des Königs Majestät mittelst Kabinetsordre vom 12. d. auf unsern Bericht über die mit Ihnen abgehaltene Prüfung zum Offizier zu bestimmen geruhet haben, daß Ihnen infolge dieser Prüfung das völlig unbedingte Zeugniß der Reife zum Offizier ertheilt werden soll.

Gemäß dieser Allerhöchsten Bestimmung haben wir das Zeugniß der Reife in vorgedachter Art ausgefertigt, und übersenden wir dasselbe Ihnen beikommend.

Berlin, den 14. März 1822.

Ober-Militär-Examinations-Kommission.

Gr. N. v. Gneisenau. **v. Steinwehr.**

An
den aus Königlich Dänischen Diensten verabschiedeten
Seconde-Lieutenant Herrn von Moltke.
Hochwohlgeboren.

Zeugniß der Reife zum Offizier für den Sekondlieutenant Helmuth Carl Bernhard v. Moltke aus dänischen Diensten.

Se. Majestät der König haben auf den Bericht der Ober-Militär-Examinations-Kommission mittelst allerhöchster Kabinets-Ordre vom 12. März 1822 zu befehlen geruhet, daß dem Seconde-Lieutenant Helmuth, Carl, Bernhard v. Moltke aus Dänischen Diensten

da er in dem am 9. Februar 1822 und den folgenden Tagen mit ihm abgehaltenen Examen in den vorgeschriebenen Wissenschaften recht gute Kenntnisse bewiesen hat, das Zeugniß der Reife zum Offizier ertheilet werden soll.

Digitized by Google

In Gemäßheit dieses allergnädigsten Befehls ist demnach gegenwärtiges Zeugniß für denselben zu mehrerer Beglaubigung unter dem Kommissions-Siegel und unserer eigenhändigen Unterschrift ausgefertigt worden.

Berlin den 12. März 1822.

Ober-Militär-Examinations-Kommission.

Gr. N. v. Gneisenau. **v. Steinwehr.**

Erstes Zeugniß der Allgemeinen Kriegsschule.

[Jetzige Kriegsakademie.]

Lieutenant v. Moltke, 8. Infanterie-Regiment,

Cursus 1823/24.

Analysis des Endlichen	vorzüglich gut.	Herbart.
Terrainlehre	recht gut.	Gezel.
Allgemeine Geschichte	sehr gut.	Plümicke.
Statistik	recht sehr gut.	Ritter.
Taktik	recht gut.	v. Decker.
Theorie des Aufnehmens	ganz vorzüglich.	Netto.
Aufnahmen	vorzüglich.	Netto.
Französische Sprache	gut.	Bouvier.
Pferdekenntniß	recht gut.	Naumann.
Aufführung	tadellos.	v. Clausewitz.

Für wörtlich gleichlautende Ueberschrift

Berlin, den 3. Februar 1825.

Der Oberst
v. Herrmann.

Digitized by Google

Schlußzeugniß nach Besuch der Allgemeinen Kriegsschule zu Berlin.

Der Second-Lieutenant v. Moltke im 8. Infanterie-Regiment hat in der Königlichen Allgemeinen Kriegsschule vom October 1823 bis zum July 1826 folgende Vorträge gehört:

Im 1. Coetus.	Im 2. Coetus.	Im 3. Coetus.
	Sphärische Trigonometrie und das Unentbehrlichste aus den mechanischen Wissenschaften.	
Analysis des Endlichen	Analysis des Unendlichen.	
Terrainlehre.	Militair-Geographie.	
Allg. Geschichte.		Geschichte einiger Feldzüge.
Statistik.		
Artillerie.	Befestigungs-Wissenschaft.	Festungskrieg.
Taktik.	Deutsche Litteratur	Allg. Litteratur.
Theorie des Aufnehmens.	Taktisch-strategische Entwickelung	Gen. Stabs-Geschäfte.
Aufnehmen.	Aufnehmen.	Aufnehmen.
Franz. Sprache.	Franz. Sprache.	
Pferdekenntniß.	Naturlehre.	

Die am Ende des Kursus gewöhnliche praktisch militairische Aufgabe hat derselbe gut gelöset.

Das Resultat seiner wissenschaftlichen Bestrebungen war

sehr gut.

Seine Führung war tadellos.

Die Uebereinstimmung dieses Zeugnisses mit den in dem Censurbuche ausgedrückten Urtheilen der Lehrer und der Vorgesetzten der Anstalt wird hierdurch bezeuget.

Berlin den 1. July 1827.

Militair- und Studien-Direktion der Königl. Allgemeinen Kriegsschule.

Clausewitz. Rühle v. Lilienstern.

E. G. Fischer. Poselger.

Digitized by Google

Die beiden Freunde.

Eine Erzählung von Helmuth.

Vorbemerkung.

Moltke als Dichter! Die Vorstellung mag zunächst befremden. Allein alsbald wird der Kenner der Schriften des Feldmarschalls sich erinnern, wie dieser in Schilderung von Landschaften, von Oertlichkeiten überhaupt, in der Zeichnung von Personen, wie er in der Erzählung von Schlachten nicht nur, — auch von Verhandlungen, dann von leidenschaftlichen Erregungen, von den oft unbewußten Beweggründen der Handelnden die Begabung des echten Dichters bewährt hat: das sehende Auge, die gestaltende Hand, die überzeugende Darstellung, den bezeichnenden Ausdruck. All' diese Vorzüge schmücken die kleine Erzählung des Achtundzwanzigjährigen.

Der Zweifel, ob sie hier veröffentlicht werden sollte, war aber nicht vor Allem nach deren Werth als Kunstwerk, sondern in der Prüfung zu lösen, ob sie von Bedeutung sei für das geistige Bild, das unser Volk von seinem Helden sich schaffen soll.

Diese Frage ist zweifellos zu bejahen. Wie reizvoll ist es, in dem Jüngling bereits die Züge angedeutet zu finden, die sich später so scharf ausprägen sollten! Es ist überflüssig, sie anzuführen; und es wäre geschmacklos, denn es wären ebenso viele Lobsprüche.

Aber noch ein anderer Reiz tritt hinzu. Augenscheinlich enthält die Erzählung Anklänge an eigene Erlebnisse und Eindrücke. Aus einem Briefe (IV, 7) spricht eine tiefe Neigung zu einer Gräfin Reichenbach: offenbar in Erinnerung an sie ist die Schloßfamilie „Eichenbach" genannt. Auch sind Lage und Bau des Schlosses Loben gelegentlich der Erstürmung mit so greifbarer Deutlichkeit gezeichnet, der Zusammenhang der Zimmer,

Digitized by Google

der Gänge, die Höhe, Dicke und der Zug der Mauern — all' das ist so greifbar anschaulich, daß hier unverkennbar dem Verfasser ein von ihm bevorzugtes Schloß vorschwebte; ähnlich verhält es sich mit der Schilderung der Felslandschaft an den Ufern der Elbe und der Beschreibung des Schlosses Eichenbach.

Und endlich hat der Dichter in der Eigenart des spröd-herben, schweigsamen, tief verhaltenen Holm deutlich sich selbst gezeichnet, während in Holms Kameraden, dem Grafen Warten, wohl ein in den Briefen (IV, 8 und 9) mehrfach erwähnter Jugendfreund, Graf Wartensleben, zu suchen sein dürfte.

Die Untersuchung, welchen in den zwanziger Jahren in Deutschland besonders viel gelesenen Vorbildern etwa sich der Jüngling angeschlossen habe, ward von mir meinem sachkundigen Freund und Amtsgenossen, dem Professor der Deutschen Literaturgeschichte an unserer Hochschule, Dr. Max Koch, überwiesen. Gern schließe ich mich seiner nachstehenden Meinung an; nur glaube ich auch die Einwirkung der späteren Schriften Goethe's herauszufühlen: einmal in der Neigung, die landschaftliche Naturstimmung zu der Seelenstimmung der Handelnden in Beziehung zu setzen, dann in der — freilich den damaligen Schriftstellern insgemein eignenden — Unterbrechung der Erzählung durch eingestreute Betrachtungen, aufgestellte Grundsätze des persönlich aus dem Rahmen hervortretenden Verfassers.

Die Novelle ist 1827 in der damals zu Berlin erscheinenden Zeitschrift „Der Freimüthige, Unterhaltungsblatt für gebildete, unbefangene Leser" (Nr. 48, vom 8. März), herausgegeben von Dr. August Kuhn, zum Abdruck gelangt.

Breslau, Februar 1892.

Felix Dahn.

Die Frage, an welche Vorbilder die Erzählung anklingt, kommt nicht als eine fachmännische Frage der Literaturgeschichte hier in Betracht, sondern weil sie uns Aufschluß darüber geben soll, welche Dichtungen auf den jungen Offizier etwa so starken Eindruck machten, daß er sie zum Muster wählte. Der eigentlich herrschende Novellendichter war damals L. Tieck, und an ihn mahnt gleich die im Gespräch sich vollziehende Exposition, im Folgenden die Ballgesellschaft und das Bestreben nach humoristischen Zügen. Die Bekanntschaft mit Körners „Woldemar" tritt an ein paar Stellen deutlich hervor, so grundverschieden die heitere Lösung auch von jener tragischen Schwermuth bleibt, die Körners Brieferzählung aus den französisch-österreichischen Kämpfen durchzieht. Novellenstoffe aus dem siebenjährigen Kriege hat die einstens so viel gelesene Friederike Lohmann mit Vorliebe behandelt; ihre „Entscheidung bei Hoch-

Digitized by Google

kirch" hat sogar noch im deutschen Novellenschatz von Heyse-Kurz Aufnahme gefunden, und einen Einfluß ihrer Darstellungsart glaube ich in den „Zwei Freunden" deutlich zu erkennen. Daß der militärische Dichter die allgemeine Vorliebe für die wirklich lobenswerthen Novellen getheilt habe und gerade der aus der preußischen Kriegsgeschichte entnommene Hintergrund der Lohmannschen Dichtungen ihn zur Nachahmung gereizt habe, ist sehr natürlich. Aber auch selbsterlebte, von der Phantasie weitergesponnene Empfindungen erkennt der Leser der Briefe aus Schön-Briefe in der Erzählung wieder.

Vor Allem aber leiht es der Dichtung Werth, daß die liebenswürdige Persönlichkeit des Verfassers überall durch die Darstellung hindurch erkennbar wird; und in einzelnen Grundsätzen, welche der Dichter, in Tiecks Art reflektirend, aus der Handlung heraus ausspricht, werden wir über den dichterischen Versuch hinausgehoben, da taucht der einzige Held und Denker selbst vor uns auf.

Breslau.

Max Koch.

Es war im Jahre 1762 an einem heitern Sommerabende, dessen Ruhe so oft im schneidenden Gegensatz mit den Stürmen der Zeit steht, als zwei junge Krieger in lebhaftem Gespräch längs den schönen Ufern der Elbe hinschritten. Die Sonne vollendete ihre unumwölkte Bahn, und ihre letzten Strahlen vergoldeten eine Landschaft, welche, unlängst der Schauplatz von Krieg und Schlachten, jetzt ein Bild stillen Friedens war. Tausende der Ehrgeizigen, welche dort gekämpft, waren nicht mehr; ihre Pläne, ihre kühnen Entwürfe und ihre Leiden barg das grüne Grabtuch, welches ein neuer Frühling über sie ausgebreitet. Dieselben Berge, welche von dem Donner der Geschütze erbebt, wiederholten nun das Geläute friedlicher Heerden, zertretene Saaten keimten fröhlich wieder empor, und derselbe Strom, den einst so viel Blut geröthet, trug jetzt den Widerschein einer lachenden Gegend.

So verwischt die freundliche Natur mit wohlwollender Hand die Spuren, welche Haß und Feindschaft der Menschen ihr ver-

Digitized by Google

gebens aufzudrücken streben. Die Stürme ziehen über sie hin und sind vergessen. Nur das Gemüth des Menschen gleicht dem vom Strome geknickten und zu Boden geworfenen Rohre, das sich nicht wieder zu erheben vermag.

Die blaue, eng anschließende Tracht der beiden Wanderer, ihre silbernen Schärpen und jene militärische Haltung, welche ein altes Erbtheil des preußischen Heeres zu sein scheint, zeigten, daß sie unter König Friedrichs Fahnen fochten, obgleich ihr jugendliches Alter vermuthen ließ, daß sie nur die letzten Feldzüge dieses langen Kampfes mitgemacht hätten, den erst die gänzliche Erschöpfung endigen sollte.

Der eine der beiden jungen Männer war von großem kernhaften Wuchs. Eine Adlernase und schwarze Locken gaben seinem regelmäßig schönen Gesicht einen kräftigen Ausdruck. In seinem ganzen Wesen sprach sich die fröhliche, auf Selbstvertrauen gebaute Sorglosigkeit aus, mit welcher die Natur offene Gemüther beschenkt, deren Mangel an Tiefe sie durch Geradheit und muthige Laune ersetzt.

Sein Gefährte war ein sehr schlanker Jüngling, das Bild eines Nordländers. Blonde Locken umgaben ein ziemlich blasses, aber höchst ausdrucksvolles Gesicht, welches, ohne Ansprüche auf Schönheit machen zu können, von überaus ernsten und edlen Zügen belebt war. Seine Haltung war elegant, und er schien so sehr zu Hause in der militärischen Tracht, als ob er an dem Degen emporgewachsen wäre, welcher an seiner Hüfte hing.

Beide Jünglinge bildeten einen interessanten Gegensatz in ihrem Aeußern. Die Mienen des Ersteren gaben, wie ein Spiegel, treu und augenblicklich alle Eindrücke zurück, welche sie von außen empfingen, während die Züge des Letzteren nur durch das bewegt wurden, was in ihm selbst vorging. Jener glich dem Spiegel eines Sees, welcher das Bild seiner Umgebung ist, aber von jedem Lüftchen gekräuselt, von jedem Sturm erregt wird; dieser war wie ein tiefer Strom, der mit glatter Oberfläche unauf-

Digitized by Google

haltsam hinzieht und nur da, wo Felsen auf seinem Grunde sich ihm entgegensetzen, sie schäumend überwältigt.

Aber die Verschiedenheit der Charaktere, welche sich schon beim ersten Anblick der Personen ausspricht, hindert keineswegs eine innige Freundschaft, man möchte sagen, sie begründet sie vielmehr. Ernste, verschlossene Gemüther geben sich der rücksichtslos fröhlichen Offenheit Anderer gern hin, und diese ahnen wiederum nichts Böses in dem Schweigen Jener. Je weniger sie geneigt sind, sich anzuschließen, je fester halten sie die Verbindungen, welche sie einmal als geprüft anerkennen. Einer ersetzt, was dem Anderen fehlt, und giebt da nach, wo er die Ueberlegenheit dieses fühlt, ja, gemeiniglich überschätzt. Als die beiden Freunde (denn das waren sie) eine hervorspringende Höhe erreicht, von wo man den Strom weit aufwärts überblickte, hielten sie inne.

„Siehe dort, Ernst!“ hub der muntere Gefährte mit großer Lebhaftigkeit an, „dort hinter jenem Berge, wo das Kreuz auf der kleinen Kapelle blitzt, da liegt Schloß Eichenbach. Ich erkannte den Punkt schon vom Gebirge aus und erwartete gewiß nicht, daß wir noch heute hier stehen und ihn ansehen würden, und den unerreichbaren Mond, bloß weil das bischen Wasser dazwischen liegt.“

„Und weil das bischen Wasser“, fügte der Andere hinzu, „vom Serbellonischen Korps besetzt ist.“

„Beim Himmel!“ rief der Erste, „hätte Prinz Heinrich das Mädchen gesehen, welches in jenem Schlosse wohnt, der Fluß wäre schon überschritten und das Serbellonische Korps geschlagen.“

„Du vergißt, Gustav“, sagte sein Freund, „daß der Prinz noch einige andere Rücksichten zu nehmen hat, und daß ein hübsches Mädchen wohl Operationsobjekt für einen Mann, nicht füglich für ein Heer sein kann“.

„Höre, Ernst“, fing nach einem kurzen Stillschweigen der

Digitized by Google

lebhafte Gefährte an, „Du weißt, daß ich vorläufig zu der hohen Ehre eines Kommandanten jenes verwünschten Städtchens verdammt bin, um es gegen etwaige Patrouillen zu sichern. Obgleich ich nun glaube, daß die Patrouillen Besseres zu thun haben werden, als ein Nest wegzunehmen, in welchem der heilige Nepomuk auf dem Markt unstreitig das hübscheste Gesicht ist, und wo man kaum einen Trunk sauren Landweins bekommt, einen Platz, der ohnehin mit Mauern versehen ist, als ob er das Serail des Großherrn oder die Schätze eines französischen Lagers enthielte; dennoch darf ich meinen Posten jetzt nicht verlassen. Ernst! laß mich ernsthaft mit Dir sprechen. Nein, lache nicht; auch ich kann ebenso verwünscht feierlich sein, wie Du, wenn es nämlich der Mühe werth ist. Aus eben dem Grunde, weshalb ich jetzt nicht fort kann, aus eben dem Grunde kann ich Dir Urlaub ertheilen. Eichenbach liegt seitwärts der österreichischen Linie und ist noch unbesetzt. Auf, Ernst, nach dem Schloß, in zwei Stunden bist Du da und hältst für mich um Idas Hand an!“

„Um — Gustav, bist Du toll geworden? um die Hand der Gräfin Ida, der jungen Gräfin Eichenbach?“

„Nun ja!“ fuhr jener fort, „meintest Du, ich würde um die Alte anhalten? Vernünftig bin ich geworden, und daß ich wirklich heirathen will, müßte Dir das sattsam beweisen. Siehe, als ich, vier Wochen später als Du dort warst, in Eichenbach stand, da erblickte ich sie zuerst, und bei all dem Leichtsinn, welchen Du mir so freigebig zuzuerkennen beliebst, ich habe sie nicht vergessen!“

„Also wirklich?“ sagte Ernst mit ziemlich feierlicher Stimme, „also trotz der Wechsel eines Feldzuges, und doch warst Du nur kurze Zeit in Eichenbach.“

„Drei glückliche Wochen schwanden in diesem Zauberschlosse. Ich sah sie täglich, hörte sie singen, und beim Himmel, Ernst, als die Trommeln zum Abmarsch wirbelten, da weinte ich wie

Digitized by Google

ein Schuljunge! Mir fiel es ein, ſo gut wie der König ſagt: „Schleſien iſt mein!“ und beſetzt es und vertheidigt ſich gegen ganz Europa, ſo gut kann ich ſagen: Ida iſt mein, ich habe das Schloß beſetzt, und der Teufel ſoll mich nicht herausbringen! Kurz, ich war zu allen Tollheiten fähig, und ſiehe, Brüderchen, ich machte einen klügeren Streich, als Du in vier Wochen ausheckteſt, während Du in Eichenbach warſt: ich verlobte mich!“

„Nein, das iſt nicht möglich, das iſt unmöglich, Guſtav!“ rief Ernſt ſehr bewegt. „Ida iſt fröhlich, ernſt, lebhaft und leichten Sinnes; aber —“

„Höre, Ernſt“, fuhr der Andere fort, „Du weißt, ich ſchwanke nicht lange zwiſchen zwei Entſcheidungen. Eine ergreife ich, und mag es auch die falſche ſein, ſo ergreife ich ſie mit ganzer Macht. Zwar war ich ein armer Teufel, bis mein ſeliger Onkel, dem der Himmel den vernünftigen Gedanken ſegne, mich kürzlich mit ſeinen zeitlichen Gütern bedachte. Damals konnte ich das nicht wiſſen und hätte daher wohl eigentlich nicht ans Heirathen denken ſollen. Aber gerade weil ich arm war, konnte ich hoffen, reich zu werden, was dem, der reich iſt, nie begegnen kann. Ida ſelbſt nun, obſchon ſie ſo, wie Du ſie ſchilderſt, mir eigentlich nicht erſchienen iſt, Ida wußte ſelbſt gar nicht, wie ihr geſchah. Höre zu; denn bis jetzt biſt Du mir allemal mit anderen Dingen in die Quere gekommen, ſo oft ich über dieſen Gegenſtand mit Dir ſprechen wollte, der mir doch wahrhaftig immer auf der Seele lag.“

„Bei der gewöhnlichen Ordnung der Dinge legt die Konvenienz dem Menſchen tauſend Feſſeln an, die er in den ſturmvollen Zeiten eines Krieges abſtreift. Wer dem Tode ſtündlich ins Auge blickt, dem iſt das Leben der Verſtellung nicht werth. Der Soldat hat nicht Urſache, ſich anders zu zeigen, als er iſt; er fühlt ſeinen Werth und ſeine Kraft und trägt nichts Erborgtes zur Schau. Aber gerade das iſt es, was ein Mädchen gewinnt. Kämpft doch Jede von ihnen einen Kampf gegen unſer ganzes

Digitized by Google

Geschlecht, gegen die fürchterlichen Waffen der Lügen, der Verstellung und Schmeichelei, einen Kampf, in welchem ihre Leidenschaften, ihre Herzensgüte zu Feinden, ihr Gefühl zum Verräther und ihre Schönheit zur Gefahr werden! Und doch kämpft sie um nichts Geringeres, als um das Glück ihres ganzen Lebens. Wie sollte da ein Mädchen nicht Wahrheit lieben? Ohne sie fühlt man, daß man sich bei dem raschen Zusammentreffen innig vereinen oder ewig trennen muß. Ernst ist das Gefühl, welches die Seele des Mannes durchdringt und ihn bereit macht, sein Leben für den Gegenstand seiner Liebe zu opfern; dies Gefühl spricht sich auch ohne Worte in jeder Handlung, in jedem Blick aus und ist der beste Freiwerber. So kam es, daß Ida für mich bald ebenso viel fühlte, als ich für sie, obgleich sie es nicht ahnte. Die Liebe eines Mädchens will erworben sein; aber einmal erlangt, ist sie eine Lawine, die unaufhaltsam forteilt und durch sich selbst wächst, während die unsere so oft der Flamme gleicht, die ohne Nahrung erlischt."

„Nichts ist rührender, als der Kampf eines edlen Mädchens gegen das aufkeimende, sie rasch unterjochende Gefühl. Es war eine kleine Gesellschaft auf Eichenbach, als die Marschordre auf den nächsten Morgen ankam. Als der Oberst die Neuigkeit bei der Abendtafel erzählte, da begegneten sich unsere Blicke unwillkürlich, aber große Thränen standen in Idas seelenvollem Auge, und obgleich ihr Mund lächelte, als sie uns eine glückliche Reise wünschte, so zitterte doch ihre Stimme. Ernst, da dachte ich nicht mehr an die Abreise, sondern an das Glück, geliebt zu sein; gewiß, mein Blick mußte ihr das sagen, denn sie wendete sich ab und erröthete vor Scham und Zorn über ihr eigenes Gefühl."

„In solchen Fällen sind die Mütter und Tanten die natürlichen Alliirten der Töchter und Nichten. Die alte Gräfin, welcher der ganze Handel keineswegs entgangen war, rückte sogleich gegen mich ins Feld und verhinderte eine Erklärung, welche mir auf

Digitized by Google

der Zunge schwebte, indem sie mit unendlich vielem Interesse mein Gutachten über einen Fasan einforderte, von welchem ich wirklich, glaub' ich, den für die Gesellschaft bestimmten Teller in der Zerstreuung vor mich genommen hatte."

„Lieber Gott, wie konnte ich auch an so etwas denken! Nie ist mir ein Fasan so ungelegen gekommen; selbst Ida lachte über meine Verlegenheit."

„Die Gesellschaft ging auseinander, und ein Zartgefühl, das ich ehren mußte, obgleich ich im ersten Augenblick darüber mißgestimmt war, ließ Ida jedes fernere Zwiegespräch vermeiden. Vergebens suchte ich die alte Gräfin in eine Unterhaltung zu verwickeln, als ihre Gäste fort waren, vergebens fragte ich nach den schrecklich geputzten Damen, die, eine Musterkarte der Thorheiten aus fünf Jahrhunderten, um uns herhingen. Die sonst über diesen Punkt so geschwätzige alte Gräfin wußte durch ihre Antworten jedesmal das Gespräch so abzuschneiden, als ob die Materie bis auf den letzten Buchstaben erschöpft wäre. Als ich sah, daß Alles umsonst war, machte ich die Einleitung zu einer Art von vorläufigem Abschiede. Aber die Gräfin unterbrach mich mit der Versicherung, daß der Kaffee gewiß fertig sein würde, wie früh wir auch aufbrächen. Die Dame hatte mich während unseres Aufenthalts immer mit großer Güte behandelt, weshalb mich ihre jetzige Kälte empörte. Selbst Ida schien um meinetwillen zu leiden und glaubte, so viel Härte vergüten zu müssen. Mit einer Stimme, die ich nie vergesse, und die zwischen lebhaftem Gefühl und mädchenhafter Schüchternheit wankte, bot sie mir Lebewohl mit den Worten: „Reisen Sie glücklich, Graf Warten, denken Sie mit Güte an uns, und Gott beschütze Sie!" Darauf wendete sie sich zu ihrer Begleiterin, welche schnell mit ihr abging, um ihre Bewegung und, ich glaube, ihre Thränen zu verbergen. Aber ich — lache nicht, Ernst! ich hätte aufs Knie sinken mögen; denn es war mir, als ob ein Engel des Lichts mich gesegnet hätte."

Digitized by Google

Ernſt hatte mit einer Spannung zugehört, welche zeigte, wie viel Theil er an der Erzählung ſeines Freundes nahm. Er lächelte; aber ſein Lächeln erzählte die Geſchichte inneren Kampfes und des Entſagens ſchöner Hoffnungen.

„Unruhig und unter tauſend Entwürfen“, fuhr Guſtav fort, „brachte ich die Nacht zu. Früh Morgens um fünf Uhr wirbelten die Trommeln im alten Schloßhofe, Pferde wieherten, Waffen klirrten, kurz, Alles wurde wach; nur die beiden Damen ſchienen feſt zu ſchlafen. Zwar kam es mir vor, als ob die Gardine an ihrem Fenſter ſich ein wenig bewege, aber vergebens blickte ich nach ihr ſelbſt empor. Da ſchwenkten die Züge ab, und mit gepreßtem Herzen folgte ich nach. Als ich über die Zugbrücke den Berg hinabritt, war mir, als ob die Welt hinter mir läge, und wie wir unten im Dorfe angekommen waren, drehte ich, faſt ohne zu wiſſen, mein Pferd links herum und ritt durch die kleine Schlucht, welche nach dem Pförtchen in der Mauer des Parks führt. Ich wollte ſie noch einmal ſehen, das war Alles, wovon ich mir Rechenſchaft geben konnte. Ein unbeſtimmtes Gefühl leitete mich. Ich band mein Pferd an und trat in den Garten.“

„Du kennſt“, erzählte Guſtav weiter, „das ſchöne Plätzchen auf dem vorſpringenden Felſen über der Elbe, von wo man die Dresdener Straße überſieht, wenn ſie eine Viertelſtunde unterhalb den Wald verläßt, welcher Eichenbach umgiebt. O Ernſt, ſie war da! Am Ende der hohen Lindenallee ſtand ſie im Golde der Morgenſonne wie ein Weſen des Elementes, welches ſie umfloß — Ernſt, ſo ein Anblick iſt mehr, als alle Schwüre der Liebe! Sie war alſo doch aufgeweſen, und jetzt war ſie da, um mich zu ſehen, obſchon in einer Entfernung, gegen die kein Grandiſon etwas, ja ihr eigenes Zartgefühl nichts einwenden konnte. Leiſe ſchlich ich heran, ganz nahe. Lange ſtand ſie unbeweglich, nur Seufzer hoben ihren Buſen, während der meinige vor Freude pochte. Endlich machte ſie eine Bewegung

Digitized by Google

mit der Hand, wie zum Lebewohl. Da hielt ich mich nicht länger. Ich sprang hervor und drückte sie in meine Arme. „Nein“, schrie ich, „wir trennen uns nicht auf ewig! Die Ehre ruft mich jetzt von hier; aber ich will sterben oder Dich erkämpfen! Ida, nur einen Trost gieb mir mit in das Getümmel der Schlachten, und eine Welt will ich bezwingen; die Hoffnung, daß Du mich liebst.“ Ihr Auge war verweint, sie schwieg vor Schrecken; aber ich drückte tausend Küsse auf ihre Lippen, ehe sie es hindern konnte. Da hörten wir Leute. Ich schwang mich auf die Mauer. „Ida!“ rief ich, „wir sind verlobt; Du sollst von mir hören!“ Ich winkte ihr ein Lebewohl zu, sprang hinab, und in zehn Minuten war ich zurück bei den Truppen.“

„Und Ida, und die Gräfin Eichenbach“, fiel Ernst ein, „was antwortete sie Dir?“

„Nichts“! entgegnete Gustav; „sie sagte nichts, weil ich Alles sah.“

„Nun, Gott erhalte Dir Deine gute Meinung von Dir selbst! In der ganzen Erzählung hast Du ganz allein gehandelt, ganz allein gesprochen, und doch bist Du Deiner Sache ganz gewiß. Möchtest Du nur nicht auch ganz allein gesehen haben.“

„Beim Himmel“, entgegnete Gustav, „was verlangst Du mehr von Beweisen? Aber freilich, Leute Deines Schlages, Leute, die nie tolle Streiche, aber auch nie kluge machen, Leute, deren Gläser stets noch voll sind, wenn wieder eingeschenkt wird, deren Freude wie das Auffliegen einer Pulvertonne ist, die nur desto dunklere Nacht zurücklässt, solche Leute glauben stets einem Worte mehr als einem Blick. Mag es sein, daß Ihr Euch nie täuscht; aber Ihr kennt auch nicht die Wonne, die Seligkeit, sich vertrauensvoll hinzugeben. Nein zum Teufel! Du sollst mich nicht irre machen. Gesteh es nur, Du bist selbst ein bischen verliebt und eifersüchtig; aber sie liebt Dich nicht, denn sonst konnte sie so nicht gegen mich sein. Darum vermiedest Du stets,

Digitized by Google

mit mir über Deinen Aufenthalt in Eichenbach zu ſprechen. Geh, Brüderchen, da biſt Du einmal zu ſpät gekommen. — Gottlob denn, Ernſt", fuhr der junge Mann mit feierlicher Stimme fort, „es wäre ſchrecklich geweſen, zwiſchen Freundſchaft und Liebe zu wählen, wo ein Gefühl das andere vernichten müßte wie bei zweien Schiffbrüchigen, die nach einem Brett haſchen. Jedes wäre um den Preis des Andern zu theuer erkauft. Nein, Beides, oder die erſte Kugel in dem nächſten Gefecht!"

II.

Das Geſpräch der beiden Freunde wurde hier durch einen Umſtand unterbrochen, welcher plötzlich ihren Gedanken eine andere Richtung gab. Die Unterhaltung hatte ihre Aufmerkſamkeit ſo ſehr gefeſſelt, daß ſie nicht bemerkten, wie ſie ſich ziemlich weit von dem Städtchen entfernt hatten. Es war dunkel geworden, und indem ſie, tief in ihre Mäntel gehüllt, laut und eifrig redend fortſchritten, trat ihnen aus einem Buſch ein baumſtarker Mann entgegen, vollſtändig bewaffnet mit einem breiten krummen Säbel, Piſtolen und Karabiner, übrigens in der wohlbekannten Tracht eines öſterreichiſchen Huſaren.

Die erſte Bewegung der beiden überraſchten Männer war, die Hand an den Degen zu legen, um dieſe unerwartete Erſcheinung ebenſo ſchnell verſchwinden zu machen, als ſie gekommen. Allein beide gewahrten jetzt in einer Entfernung von höchſtens fünfzig Schritten einen Haufen von etwa zweihundert Mann derſelben Waffe, welche auf einer Wieſe abgeſeſſen waren. Nirgends entdeckte man ein Wachtfeuer, nicht einmal das Glimmen einer Pfeife, keinen Ruf, kein Kommando; allein man bemerkte die geſpannte Erwartung, welche die Begleiterin gefahrvoller und zweifelhafter Unternehmungen iſt. Selbſt der Poſten ſchritt ſchweigend auf ſie zu.

Ernſt gab ſeinem Freunde, welcher einen Augenblick geſtutzt, einen verſtohlenen Wink, vorwärts zu gehen. Mit dem richtigen

Digitized by Google

Scharfblick, welchen ruhige Gemüther oft in der Gefahr entwickeln, bemerkte er, daß der österreichische Soldat in zwei Männern, welche so laut redend gerade auf ihn zukamen, kaum einen Feind argwohnen konnte. Ihre grauen Mäntel, welche die preußische Uniform gänzlich bedeckten, waren vom Wetter fast so weiß, wie die der Oesterreicher, gebleicht. Auch forderte die feindliche Schildwacht die Losung in einem Tone, der mehr von der Erfüllung des ihr gelehrten Dienstverhaltens, als von Argwohn zeugte. Jede Zögerung aber mußte Verdacht erregen und verderblich werden. „Schon gut!“ sprach Ernst mit einer Stimme, die eben so vollkommen ruhig als fest und gebietend war, und indem er dem Posten winkte, zurückzugehen, setzte er hinzu: „Alles in Ordnung?“

„Alles!“ entgegnete die Schildwacht; „eben jetzt sind die beiden Geschütze übergesetzt, sie kommen den Weg längs des Ufers hinauf. Aber der Herr General sind von der Rekognoszirung nicht zurück.“

„Ich weiß es!“ entgegnete Ernst kalt.

„Sollte es nicht bald Zeit sein, anzugreifen?“ fragte ein alter graubärtiger Wachtmeister, welcher mit ein paar Husaren jetzt ebenfalls aus dem Gebüsch hervorgetreten war. „Um acht Uhr geht der Mond auf, und schon ist es sieben vorbei.“

„Freilich!“ antwortete Ernst, „der General wartet nur auf die Geschütze; ich werde ihm anzeigen, daß sie da sind; mittlerweile haltet Euch bereit zum Aufsitzen.“

So sprechend, kehrte er den feindlichen Soldaten den Rücken und ging festen Schrittes obschon mit klopfendem Herzen zwischen ihnen durch, gefolgt von Gustav, der kaum noch an sich halten konnte. Unwillkürlich verlängerte dieser seine Schritte so sehr, daß Ernst ihm leise bemerkbar machen mußte, wie ihre Freiheit und ihr Leben von der vollkommensten äußeren Ruhe abhänge, so lange sie beobachtet wären. Auch waren Beide kaum so weit fort, daß die Subordination den Soldaten ein lautes Gespräch

Digitized by Google

erlaubte, als sie ganz deutlich fragen hörten, wer denn eigentlich die beiden Offiziere wären, die man doch beim Uebersetzen des Korps gar nicht gesehen habe?

„Vincent!“ fragte die Stimme des Korporals, „habt Ihr sie nicht nach der Losung gefragt?“

„Zum Teufel!“ antwortete die Schildwache betreten, „er befahl mir, still zu sein, und winkte, keinen Lärm zu machen!“

„Da möcht' ich nicht in Deiner Haut stecken, Freund, wenn der General kommt!“

„Hm!“ brummte der Husar. „Frägt man lange, so heißt es: Esel, kennt Er seine Offiziere nicht? Frägt man nicht, so ist gar der Teufel los!“

Die unerschütterliche Ruhe des jungen Mannes hatte imponirt, so lange er da war, und der mächtig eingewurzelte militärische Respekt war sein Alliirter gewesen. Aber sein Dialekt, obwohl er sehr verschieden im Kaiserlichen Heere gehört wurde, sein stummer Begleiter und die Richtung des Weges, welchen er einschlug, hatten Verdacht erregt. Die beiden preußischen Offiziere konnten erwarten, daß sie bald verfolgt werden würden, und die Wendung des Gesprächs, welches sie vernahmen, trug nicht dazu bei, sie zu beruhigen. Sobald sie daher nicht mehr beobachtet werden konnten, verstärkten sie ihre Schritte und verließen die Straße, um seitwärts längs des Flusses nach dem Städtchen zu entkommen.

Noch waren sie nicht dreihundert Schritte weit gegangen, als aufs Neue ein gedämpftes „Werda!“ ihnen entgegenschallte.

„Jetzt!“ rief Gustav, indem er die Hand an den Degen legte.

„Noch nicht!“ entgegnete Ernst leise.

Es war ein Reitknecht mit zwei Pferden, der ihnen entgegentrat und die beiden Männer, welche gerade von seiner eigenen Feldwache kamen, fragte, ob der General schon zurück sei, und ob er noch länger mit den Pferden hier warten solle?

Digitized by Google

„Euer Herr," rief Ernst, „läßt Euch sagen, Ihr möchtet die Pferde nur da an den Strom hinabführen, er kommt eben des Weges."

Der Reitknecht gehorchte. Aber in diesem Augenblick riefen Stimmen in großer Nähe: „Halt sie fest, Franz, es sind Spione!"

Die beiden bedrängten Jünglinge hatten sich hinter dem Rücken des Reitknechts durch Zeichen verständigt. Mit Gewandtheit sprangen sie von hinten in die Sättel der Pferde, und den nichts ahnenden Oesterreicher über den Haufen reitend, setzten die Rosse in großen Bogen schnaubend über ihren Wärter fort.

„Dorthin!" rief Ernst, auf die Straße deutend, „und nun ums Leben geritten!" Aber die letzten Worte verhallten in dem Donner der Karabinerschüsse, welchen die verfolgende Patrouille aufs Gerathewohl durch die finstere Nacht den Flüchtlingen nachschickte. Die Kugeln schwirrten nahe genug um ihre Köpfe, um sie zur Eile zu mahnen. Keiner von ihnen sprach ein Wort. Ihre ganze Aufmerksamkeit war auf die Führung der muthigen Rosse gerichtet, welche im stärksten Galopp den steilen, steinigen Pfad hinabsetzten. Jeder fühlte, daß sein Leben von einem Fehltritte abhange. Endlich kamen sie unten am Abhang des Berges an und hörten nun deutlich das Toben des Befehlshabers, wahrscheinlich des Eigenthümers der Pferde. Aber der rasche Hufschlag der Rosse führte die Flüchtigen bald vor das Thor des Städtchens, dessen Besatzung, durch die Schüsse alarmirt, bereits unter den Waffen war und ihre Befehlshaber mit Freude und Neugier empfing.

„Wetter! das war ein Ritt, Brüderchen!" rief Graf Warten, vergnügt, aus einem Zustand erlöst zu sein, der für seinen Charakter so äußerst peinlich gewesen war. Jetzt befand er sich wieder in seinem Element. Mit Umsicht und Bestimmtheit gab er die Befehle zur Abwendung eines Ueberfalls, der, einmal verrathen, aufgegeben oder nun augenblicklich ausgeführt werden

Digitized by Google

mußte. Alle Gedanken, die ihn auf seinem Spaziergang so sehr beschäftigt hatten, waren verschwunden; er dachte jetzt nur an die Sicherheit der ihm anvertrauten Leute und an die Ehre der Waffen. Denn bei den Frauen ist die Liebe die vorherrschendste Leidenschaft und schließt die übrigen aus; sie ist das Ziel ihres Lebens, ihr Leben selbst. Aber beim Manne weicht sie so manchen anderen Affekten und beim Rufe der Ehre erblaßt sie, wie die Sterne beim Auftauchen der Sonne; allein sie dauert fort, tritt wieder hervor, sobald jene weicht.

Graf Warten und sein Freund, der Baron Holm, waren mit vierhundert Mann nach dem Städtchen Loben detachirt. Dieses war, wie die meisten Ortschaften jener Gegend, von einer Mauer umgeben, die aber an mehreren Stellen eingestürzt, und von einem Graben, der vor Zeiten Wasser enthalten, jetzt aber trocken lag. An die Vertheidigung des Ortes mit so geringen Kräften war daher nicht zu denken; es wurde beschlossen, denselben preiszugeben, dagegen das Schloß Loben zu halten, welches die Stadt beherrschte und zu einer tüchtigen Vertheidigung einigermaßen geeignet war.

Zwar waren seine Erdwerke verfallen und die Gräben in Gärten umgewandelt; die Zugbrücke hatte man durch einen Erddamm ersetzt, und die weisen Maßregeln, welche seine frühesten Besitzer zu ihrer Sicherheit getroffen, waren den Bequemlichkeiten späterer Zeiten gewichen. Ueberhaupt trug das Gebäude den Charakter jener verderblichen Halbheit, welche die Gefahr herausfordert, ohne ihr begegnen zu können, wie ein Mann, der die Waffen zum Schmuck trägt, ohne ihren Gebrauch zu verstehen.

Allein die Festigkeit, welche die noch bestehenden Gebäude der Vorzeit charakterisirt, vielleicht eben darum, weil die schwachen im Lauf so vieler Jahre zerfallen sind, diese hatten spätere Veränderungen nicht geraubt.

Das Wohngebäude war gegen die Stadt gewendet und hatte in seinem unteren Stockwerk keine Fenster, sondern nur

Digitized by Google

ein großes, eisenbeschlagenes Thor und Schießlöcher in den vorspringenden Thürmen. Unter diesen zeichnete sich einer besonders aus, der, von viereckiger Form, weiter hervortrat, als die übrigen, und in dessen drittem Stock große, später angebrachte Fenster das corps de logis bezeichneten. Gegen das Feld zu erhob sich eine etwa dreißig Fuß hohe Mauer von unerschütterlicher Festigkeit, welche den Schloßhof einfaßte.

So war das Gebäude, in welchem Graf Warten sich anschickte, seinen Feind zu erwarten. Alle Anstalten, ihn zu empfangen, wurden sogleich getroffen. Sämmtliche Thüren ließ man versetzen und mit Wache versehen und die am niedrigsten gelegenen Fenster blenden; große Wasserbehälter wurden in die oberen Stockwerke gebracht und gefüllt, die Schießscharten mit guten Schützen besetzt, und endlich die ganze Besatzung mit Ausnahme der Posten in einer weiten Halle versammelt, welche fast den ganzen unteren Theil des Hauptgebäudes einnahm und wo hinein der angeführte Haupteingang unmittelbar führte. Eine Patrouille besetzte das Thor der Stadt, um von der Annäherung des Feindes Kunde zu geben.

Die Eigenthümerin des Schlosses war eine ältliche Dame, Wittwe des Grafen Browne, welcher sein Leben für die Sache seiner Monarchin geopfert hatte. Warten kündigte ihr an, daß er entschlossen sei, sich in ihrer Wohnung zu vertheidigen, und verhehlte ihr nicht die Gefahr, welche für sie und die Ihrigen erwachsen würde, falls der Angriff hartnäckig sein sollte. Er rieth ihr daher, sich bei Zeiten nach einem sicheren Aufenthalt umzusehen, und erbot sich, sie dahin geleiten zu lassen. Allein die alte Dame erwiderte, daß sie, eine Unterthanin der Kaiserin-Königin, von österreichischen Truppen nur Befreiung zu erwarten hätte, daß sie für ihre Fürstin alle Leiden zu tragen entschlossen sei und daß sie vielmehr dem preußischen Befehlshaber rathe, um unnützes Blutvergießen zu vermeiden, ihr Schloß gegen einen anderen Aufenthalt zu vertauschen; sie selbst werde sich auf ihr

Digitized by Google

Zimmer begeben, um vom Himmel den Sieg der österreichischen Waffen zu erflehen.

Der Befehlshaber der preußischen Garnison erwiderte ihr höflich, daß seine Pflicht erfordere, dennoch einen Versuch zu wagen, den österreichischen Waffen zu widerstehen, und daß er sich schmeichle, die Gräfin werde ihre Freiheit nicht sowohl diesen zu danken haben, als daß sie von seiner Seite beschränkt sein würde.

III.

Noch war man im Schlosse mit den Anordnungen zur Vertheidigung beschäftigt, als schon am Thore Schüsse fielen. Die Patrouille zog sich zurück, um durch ein kleines Pförtchen in das Schloß zu kommen. Gleich darauf hörte man das Stadtthor sprengen, und ein Trupp von etwa dreißig Pferden jagte durch die engen Straßen der Stadt gerade auf das Schloß zu, um mit der vertriebenen Thorwache womöglich zugleich einzudringen. Diese Unvorsichtigkeit wurde aber bestraft, indem die verwogenen Reiter von der Hauptseite des Gebäudes durch ein mörderisches Feuer empfangen wurden, dem sie nichts entgegensetzen konnten. Sie zogen sich daher so eilig ab, wie sie gekommen, und es herrschte einige Zeit lang eine tiefe Stille.

Dieser Zustand des ungewissen Erwartens war äußerst peinlich. Es ließen sich keine Gegenanstalten treffen gegen Maßregeln, welche man nicht kannte. Im ganzen Schlosse herrschte daher jenes ernste Schweigen, das denjenigen drückt, welcher einer Gefahr entgegengeht, deren Umfang er nicht kennt, sehr verschieden von der fröhlichen Thätigkeit, die selbst den gewagtesten Angriff begleitet. Allein es war in dieser Stille nichts Muthloses. Die Besatzung bestand aus einer nicht unbeträchtlichen Zahl erprobter Soldaten, die ihrem mächtigen Feinde in vielen Schlachten die Stirn geboten. Außerdem beurtheilt der gemeine Mann die Stärke seiner Stellung fast immer nach der Miene

Digitized by Google

seiner Offiziere, welche hier zwar beide jung, aber, das Vertrauen ihrer Untergebenen schon besitzend, ihnen die Entschlossenheit mittheilten, welche sie selbst beseelte.

Unter diesen Verhältnissen waren besonders auf Holm alle Blicke gerichtet, dessen kalte, gemessene und umsichtige Befehle mit einer Pünktlichkeit ausgerichtet wurden, welche auf der Ueberzeugung beruhte, daß das Wohl Aller von ihrer strengen Befolgung abhänge. Nachdem alle Posten ausgestellt, hatten sich Warten und Holm auf die Zinnen des Gebäudes begeben, um den Angriff zu beobachten.

Noch hüllte tiefe Finsterniß alle Zubereitungen des Feindes in erwartungsvolle Dunkelheit; indessen konnte man aus dem Rasseln von Fuhrwerk abnehmen, daß der Gegner wirklich Geschütz mit sich führe, und daß ihm daher der Besitz des garstigen Städtchens weit mehr am Herzen liege, als Warten auf seinem Spaziergange sich eingebildet hatte.

Still und in vornüber gelehnter Stellung standen beide Freunde, als ob sie der Nacht einen Theil des furchtbaren Geheimnisses ablauschen wollten, da erklangen in ziemlicher Nähe die lebhaften Töne einer Trompete, und die Reiter bewegten sich langsam gegen den Haupteingang. An dem Rande des Grabens machten sie Halt! Die Trompete erklang abermals, und eine Stimme, die in jedem Winkel des Schlosses vernehmbar sein mußte, verlangte, den Befehlshaber des Platzes zu sprechen.

Warten begab sich, begleitet von Holm und einigen seiner Leute, welche Fackeln trugen, auf einen weiten Altan, der in dem viereckigen Thurm über den großen Fenstern angebracht war, und fragte nach dem Anliegen des Botschafters. Der ungewisse röthliche Schein der Fackeln erhellte das wilde, ausdrucksvolle Gesicht des Abgesandten, das seine vielen Narben nur zum Theil unter einem großen, grauen Barte verbarg. Er war von athletischem Wuchse, wohl beritten und völlig bewaffnet. Besonders zeichnete sich seine tiefe Baßstimme aus, und der Ton, in welchem

Digitized by Google

er redete, glich dem eines greisen Warners, der junge Verirrte von einem verderblichen Vorhaben abmahnt, obgleich er voraus weiß, daß sein Rath verworfen wird.

Nachdem er einen angemessenen Gruß vorausgeschickt, ließ der Gesandte sich also vernehmen:

„Se. Excellenz, der Kaiserlich Königliche General Graf Eichenbach, Chef des Eichenbachschen Husaren-Regiments, fordern den zeitigen Kommandanten gegenwärtigen Schlosses auf, selbiges wie auch das Städtchen binnen Frist von zehn Minuten zu räumen, in welchem Falle der Garnison freier Abzug ihrer Personen nebst ihren Waffen nicht minder ihres Gepäcks gewährt werden soll, widrigenfalls aber das gedachte Schloß nach Ablauf der erwähnten Frist mit Sturm genommen und die Besatzung kriegsgefangen sein oder nach Maßgabe des Widerstandes und dadurch verursachten Aufschubs und Verlustes an Mannschaften über die Klinge springen wird. Se. Excellenz erwarten den Beschluß des preußischen Befehlshabers sofort."

„Da es Sr. Excellenz bekannt ist", lautete die Antwort, „daß das Schloß von einer preußischen Garnison besetzt ist, so müßte eine siebenjährige Kriegserfahrung dieselben belehrt haben, daß der eben geschehene Antrag unnütz, und daß die Aufforderung zur Uebergabe des Platzes, ohne von überzeugenden Gründen der Nothwendigkeit eines solchen Schrittes begleitet zu sein, eine beleidigende Prahlerei ist."

„Keineswegs!" entgegnete der Sprecher ruhig, „indem Se. Excellenz die erforderlichen Gründe ebenfalls mitgebracht. Es ist bekannt, daß die Garnison unbedeutend und der Platz gegen Artillerie nicht haltbar ist; daß Se. Excellenz aber mit Geschützen versehen, davon möge sich ein von der Besatzung abgesendeter Offizier überzeugen."

„Selbst dann", erwiderte Warten, „wenn die Ueberlegenheit begründet ist, mit welcher Se. Excellenz zu drohen belieben, bin ich bereit, mich in meinem Schlosse zu vertheidigen, und ich

Digitized by Google

erwarte, daſſelbe erſt erſtürmt zu ſehen, ehe ich mir Bedingungen vorſchreiben laſſe.“ „Sagen Sie Ihrem General“, fügte er hinzu, „daß Se. Excellenz ſowohl von der Stärke des Platzes als von der Geſinnung der Garniſon falſch unterrichtet ſind, daß dieſe aus Preußen beſteht, und daß ich vielmehr Se. Excellenz auffordere, unverzüglich den Ort zu räumen, indem ich jeden Augenblick Verſtärkung erwarte und dann das öſterreichiſche Korps nach dem Maßſtabe behandeln werde, welchen Se. Excellenz mir ſoeben an die Hand gegeben haben.“

„Es würde unnütz ſein“, antwortete der Parlamentär, „Se. Excellenz mit dieſen Drohungen zu unterhalten. Es genügt, zu wiſſen, daß die Garniſon die ihr angetragene ehrenvolle Kapitulation verwirft. Ich füge daher, gemäß der mir gewordenen Inſtruktion, nur noch hinzu, daß Se. Excellenz jede Unbill, welche innerhalb dieſer Mauern von Seiten der jetzigen Beſatzung verübt werden könnte, inſonderheit jede Kränkung der darin rechtmäßig wohnenden Perſonen, durch eine exemplariſche Rache ſtrafen werde.“

So ſprechend, drehte der greiſe Redner ſein Pferd um und ritt langſamen Schrittes und gefolgt von ſeinem Trompeter zurück, bis ihn die Dunkelheit verſchlang.

Während dieſer Unterhandlung war es den Anführern der im Schloſſe verſammelten Partei nicht entgangen, daß die Zurüſtungen zum Angriff ihren Fortgang hatten. Beſonders verrieth ein dumpfes Geraſſel das Auffahren der Geſchütze. Indeß, daß überhaupt parlamentirt worden war, verrieth, daß der Feind bei der Wegnahme des Platzes bedeutende Schwierigkeiten erwarte. Andererſeits würde der preußiſche Befehlshaber mit einem zu hoffenden Entſatz nicht gedroht haben, wenn er wirklich weniger auf ſeine eigenen Kräfte angewieſen geweſen wäre, indem die nächſten Detachements ſelbſt nur ſchwach und ziemlich entfernt waren.

Jetzt ſtand der Angriff jeden Augenblick zu erwarten, und wirklich waren die beiden Offiziere kaum in die Halle zurück-

Digitized by Google

gekehrt, als sich von der Seite des Schlosses, welche der Stadt zugekehrt war, ein furchtbares Getöse erhob. Es waren zwei zwischen Häusern eng eingeschlossene Kanonen, welche gerade vor dem Haupteingange aufgefahren waren. Das Erdwerk, welches früher diesen gedeckt hatte, war gänzlich verfallen und in den Graben hinabgestürzt, und so trafen denn die Kugeln gerade auf das große eisenbeschlagene Thor. Allein die Ladung war so stark, oder die Entfernung so gering, daß die Kugeln sogleich durch die dicken Bohlen durchschlugen und nur runde Löcher hinterließen, während eine einzige matte Kugel sogleich das Thor aus den Angeln gedrückt haben würde. Sie fuhren dann in die Pfeiler der Halle, wo sie stecken blieben, nicht ohne den Aufenthalt durch Umherstreuen von losgeschossenen Steinen sehr unsicher zu machen. Ueberdies war es möglich oder wahrscheinlich, daß eine Kugel die Riegel oder das Schloß des Thores traf und dann augenblicklich dem Feind eine Bresche in das Gebäude öffnete.

Warten sammelte seine Mannschaft in dem entlegensten Theile der Halle, um für diesen Fall einen wüthenden Ausfall zu machen, während Holm sich mit zwanzig guten Schützen an die Fenster des zweiten Stockwerks begab. Der Blitz der Geschütze erhellte die ganze Stadt und verrieth deutlich ihre Stellung, welche in einem schmalen Gäßchen dem Thore gegenüber gewählt war. Dorthin richtete jetzt die Besatzung der ganzen nach der Stadt gekehrten Front ein mörderisches Feuer, welches bei der großen Nähe die Artilleristen zwang, sich zurückzuziehen, wodurch sie die Möglichkeit verloren, unmittelbar gegen den Eingang zu feuern.

Noch hallte der Donner der Geschütze, als sich plötzlich der Schreckensruf verbreitete, das Schloß stehe in Flammen. Ein blutrothes Licht drang durch alle Fenster vom Hofe her und erleuchtete jeden Winkel des Gebäudes. Ernst und der alte Feldwebel Thomas begaben sich auf das Dach des Thurmes, um die Größe der Gefahr zu entdecken. Sie bemerkten bald, daß

Digitized by Google

das Feuer von einem hölzernen Schuppen herrühre, der im Graben erbaut war, und dessen Niederbrennen daher keinen wesentlichen Schaden verursachen konnte, da dem Feinde dadurch kein Eingang geöffnet wurde und die Flammen nicht leicht das Hauptgebäude entzünden konnten. Jedoch mußten ihre Fortschritte beobachtet werden.

Thomas, ein alter, ergrauter Krieger, welcher im ganzen Regimente viel galt, hatte sich mittlerweile nach der anderen Seite gewendet, um nach den feindlichen Geschützen zu sehen, als ihm plötzlich ein Schrei des Entsetzens entfuhr, der bei einem Manne wie Feldwebel Thomas ein großes Unglück verkündigen mußte. Wie versteinert blieb er einen Augenblick stehen, unfähig die Fragen seines Offiziers zu beantworten, den stieren Blick unter sich geheftet. Sehr bald aber ging er aus diesem Zustande der Erstarrung zur höchsten Thätigkeit über.

Holm hatte indeß ebenfalls die Ursache des Entsetzens seines alten Unteroffiziers entdeckt. Während der Brand auf der einen Seite und mehr noch das feindliche Geschütz auf der anderen die Aufmerksamkeit der Vertheidiger gefesselt, hatten etwa fünfzig Mann ganz still den Graben überschritten, welcher die dreißig Fuß hohe Mauer nach der Feldseite hin umgab. Dort fanden sie einen alten Strebepfeiler, welcher in späteren Zeiten von außen an einer schadhaften Stelle war angebaut worden, um ihr eine größere Haltbarkeit zu geben, dessen verwitterte Backsteine aber einem gewandten Kletterer als Stufen dienen konnten. Der Strebepfeiler befand sich in einer Entfernung von etwa hundert Schritten von dem Punkte, wo die Mauer sich an das Hauptgebäude anschloß, und die Stürmenden mußten, nachdem sie den Pfeiler erstiegen, noch diese Strecke auf dem Kamm der Mauer, welcher nicht ganz zwei Fuß breit war, zurücklegen, um auf eine Art von Plattform zu kommen, auf welcher sie sich sammeln und durch vier niedrige Fenster in den Korridor des Gebäudes selbst kommen konnten, wo sie denn allerdings eine furchtbare

Digitized by Google

Diversion verursachen mußten. Nur die genaueste Ortskenntniß hatte diesen Plan angeben können, der mit ebenso viel Stille als Verwegenheit und Gewandtheit ins Werk gerichtet worden war.

Das Erstaunen des braven Thomas ließ sich daher erklären, als er bei der Beleuchtung des Mondes, der nunmehr aufgegangen war, den Strebepfeiler mit Bewaffneten bedeckt sah, welche nicht ohne Gefahr, den Hals zu brechen, wie ein Haufen Ameisen an einem alten Baumstamm, emsig emporkletterten. Auf der Mauer selbst befanden sich bereits fünf bis sechs Mann, welche trotz der Unebenheiten von zerbröckelten Steinen auf der Schärfe der Mauer ruhig der Plattform zuschritten, und an ihrer Spitze erkannte er den ehrlichen Sprecher und Abgesandten Sr. Excellenz, welcher rückwärts gekehrt durch Zeichen und Winke seine Gefährten ermunterte, ihm auf seiner halsbrechenden Bahn zu folgen.

Thomas hatte einen richtigen militärischen Blick. Er erkannte sogleich, daß kein Augenblick zu verlieren sei, und daß, wenn die Spitze dieses seltsamen Zuges erst die Plattform erreicht haben würde, es äußerst schwer sein müßte, ihn ferner aufzuhalten. Zugleich aber entging es ihm nicht, daß ein entschlossener Mann die ganze Gesellschaft aufhalten könne, so lange sie auf der schmalen Mauer stand, und zu dieser Aufgabe fühlte er sich nicht zu schwach.

„Holen Sie Unterstützung, Herr Lieutenant!“ schrie Thomas, „und ich will diese kletternden Bestien den Weg von der Mauer hinab viel schneller finden lassen, als sie hinauf kamen!“

Beide flogen die Wendeltreppe hinunter, Jeder zu seinem Geschäfte. Glücklich fand Thomas die Fenster im zweiten Stock, welche auf die Plattform führten. Er stieß einen Flügel auf und sah seinen Freund, den Redner, nur noch etwa dreißig Schritte von der Plattform entfernt, wie er eifrig über die vielen Steintrümmer und kleines Gesträuch fortschritt.

Digitized by Google

„Halt! guter Freund!“ donnerte ihm Thomas entgegen, welcher nun selbst auf der Mauer vorging, von der jeder verlorene Fuß breit ein Schritt zum Verderben der Besatzung war. Der österreichische Führer war über diesen Gruß nicht mehr erfreut als ein Seiltänzer sein mag, der mitten auf seiner luftigen Bahn vom Rathhause zum Thurm der Stadt einem Kunstgenossen begegnet, der den entgegengesetzten Weg eingeschlagen hat. Sein Gegner war mit Säbel, zwei Pistolen und außerdem einer Büchse bewaffnet, während er und seine Gesellen auf einem Marsche, wo sie beide Hände zur Hülfe nehmen mußten, nur Säbel und Pistolen führten. Nichtsdestoweniger stockte er keinen Augenblick im Fortschreiten, vielmehr beschleunigte er es so viel wie möglich, ohne jedoch sein Pistol abzufeuern, indem diese Waffe nur durch ihren Lärm der Garnison das Unternehmen verrathen haben würde, ohne daß er hoffen durfte, den ungelegenen Feind niederzustrecken. Thomas kniete nun hin, legte die Büchse an, spannte den Hahn und rief mit entschlossener Stimme ein nochmaliges Halt!

„Hurrah! Vorwärts, Kameraden!“ schrie der Oesterreicher, „befreit die edle Gräfin; es lebe die Kaiserin!“

Da knallte die Büchse, und der alte Veteran stürzte lautlos in den Schloßgraben.

Thomas hatte gehofft, in dem ihm zunächst Folgenden einen weniger entschlossenen Führer des Zugs zu finden. Allein dieser schien vielmehr von Rache und Wuth entbrannt. Ebenso verwegen, wie sein Vorgänger gewesen war, aber nicht so ruhig, feuerte er seine beiden langen Pistolen rasch nacheinander auf den Preußen ab, ohne ihn jedoch bei der großen Entfernung und dem zweifelhaften Lichte des Mondes zu treffen.

Sein Leben war jetzt Thomas verfallen. Allein dieser mit seinem Scharfblick erkannte, daß sein Vortheil unter den obwaltenden Umständen erheische, den Führer und durch ihn alle hinter ihm herschreitenden Feinde in ein Gefecht auf blanke

Digitized by Google

Waffen zu verwickeln, um so das Vorrücken des ganzen Zuges zu hemmen. Die Nachfolgenden konnten durchaus nichts zur Unterstützung des Vordersten thun, weil die Mauer zu schmal war, als daß Zwei nebeneinander hätten fechten können, und der nunmehrige Führer durch seinen eigenen Leib den Preußen gegen die Schüsse der Letzteren deckte.

In einer Entfernung von nur noch zehn Schritten von der Plattform rannten die Kämpfer aneinander. Der Oesterreicher, mit der Wuth der Verzweiflung, überschüttete seinen stämmigen Gegner mit einem Regen von Hieben seiner kurzen aber gewichtigen Türkenklinge. Der kluge Thomas ging nun vertheidigungsweise zu Werke. Er schonte das Leben seines Gegners, als ob es sein eigenes gewesen wäre; aber er wich keinen Fuß breit. Bei weitem indeß seinem Gegner an Geschick in diesem Kampfe nachstehend, hätte er endlich erliegen müssen. Es hatten jedoch über dreißig Mann die Mauer erstiegen. Alle waren durch den Zweikampf, der sich an der Spitze entsponnen, in ihrem Fortschreiten dicht vor dem Ziele gehemmt. Schon blutete der brave Thomas aus vielen Wunden; aber noch behauptete er seinen Posten, und sein wüthender Gegner begriff in der Hitze des Gefechts nicht, daß er nur Platz zu machen brauche, damit ein glücklicher Schuß seines Hintermannes die Sache entscheide. Die Lage der Stürmenden war kritisch und wurde von Sekunde zu Sekunde mißlicher.

Da blitzten fünfzig Gewehre zugleich im Schloßhofe, viele der Braven fielen getroffen in den Graben oder in den Hof, andere stürzten sich die hohe Mauer hinab, um dem gewissen Untergange zu entgehen, oder suchten den mißlichen Pfad wieder zu gewinnen, der sie hinauf geführt. Nur ein Oesterreicher blieb auf der Mauer.

Es war der junge Führer des Trupps. Zu nahe an seinem Gegner, als daß dessen Kameraden einen Schuß hätten wagen dürfen, der nur zu leicht ihren braven Vertheidiger niederstrecken

Digitized by Google

konnte, schien er entschlossen, das Unglück seiner Kameraden angesichts beider Parteien zu rächen, welche jetzt bloße Zuschauer abgaben, ohne zur Rettung irgend eines der Kämpfer etwas beitragen zu können.

Hieb auf Hieb führte sein kräftiger Arm gegen die kurze Klinge seines ermattenden Gegners, der kaum noch vermochte, einen Theil ihres Gewichtes aufzuhalten. Aber jetzt war der Augenblick gekommen, wo Thomas sich seines Feindes entledigen durfte. Mit der linken Hand faßte er das Pistol, welches er in seinem Gürtel führte, und feuerte es seinem Gegner ins Gesicht. Indeß war diesem die Bewegung des Feindes nicht entgangen. Mit einem fürchterlichen Hieb zersplitterte er die Klinge des Preußen und schlug sein Pistol auf die Seite; der Schuß hatte ihm das Haar gesengt, aber die Kugel fuhr in die Luft. Jetzt schien des armen Thomas letztes Stündlein gekommen, er hatte keinen zweiten Schuß mehr. Ein allgemeiner Ruf der Trauer entfuhr den Belagerten, die aus allen Fenstern des Schlosses dem verzweifelten Kampf beim hellen Schein des Mondes und beim röthlichen Leuchten des Feuers zusahen. Er wurde durch ein Jubelgeschrei von außen beantwortet. Da riefen viele Stimmen im Hofe: „Stürzt Euch hinab, Thomas, hier hinab, wir fangen Euch auf!“ Thomas hatte keinen Augenblick länger Widerstand zu leisten vermocht, er folgte dem Rufe seiner Gefährten, die sich gerade unter ihm an der Mauer zusammen gedrängt hatten, und fiel besinnungslos in ihre Arme.

„Jetzt schießt den verwegenen Hund von der Mauer!“ schrieen die wüthenden Soldaten, und zwanzig Kugeln pfiffen dem Sieger des Zweikampfes um den Kopf. Dieser junge Offizier schien entschlossen, selbst der Unmöglichkeit nicht zu weichen, und als ob er das Schloß allein stürmen wollte, stürzte er vorwärts und erreichte die Plattform, indem er seinen Leuten zurief, diesem Beispiel zu folgen und einen zweiten Versuch zu wagen. Allein auf der Plattform streckten sich ihm aus allen

Digitized by Google

Scheiben Gewehrmündungen entgegen und würden ihn zerrissen haben, hätte nicht Holm, rasch vorspringend, mit seinem eigenen Körper den jungen Helden gedeckt, der noch jetzt sich gegen die ihn umringenden Feinde wehren wollte, als ihn seine Kräfte durch die übermäßige Anstrengung verließen. Er wurde gefangen und entwaffnet.

Während der drohende Ueberfall auf dieser Seite abgeschlagen wurde, war der Feind von der Stadt her nicht müßig geblieben, und als Holm sich noch mit dem Gefangenen beschäftigte, wurde er von Warten aufgefordert, zur Unterstützung nach dem viereckigen Thurme zu eilen.

In der Zeit, da die von so vielen Seiten geängstigte Besatzung an verschiedenen Orten beschäftigt war, hatte der Feind in einem Gebäude, das dem Schlosse gegenüber lag, Anstalten zum Sturme getroffen.

Auf ein gegebenes Zeichen schritt ein Trupp von etwa dreißig Mann aus dem Hause hervor. Sie trugen eine ungeheure Leiter über ihren Köpfen und indem sie den Graben durchzogen, nahmen sie ihre Richtung auf den Thurm mit den großen Fenstern unter dem Altan, von welchem Warten den Gang des Gefechts beobachtete. Alle Schützen dieser Front des Gebäudes richteten ihr Feuer auf die kühne Schaar, welche auch wirklich mehrere Leute verlor, dennoch unter dem Schutz ihrer Leiter langsam fortschritt. Der Thurm, welcher, wie erwähnt, bedeutend aus der Masse der Gebäude hervortrat, um diese zu flankiren, war eben deshalb selbst weniger von den Seiten bestrichen, und so kamen die Angreifenden mit jedem Schritte mehr aus dem Bereiche der seitwärts angebrachten Schießscharten, während die Lage der Besatzung mit jedem Schritte mißlicher wurde. Einmal unter dem Altan angekommen, waren die Stürmenden gegen alle Schüsse gesichert.

Dieses stille, langsame Vorrücken der verderblichen Schaar, welche, ohne einen Schuß zu erwidern aber auch ohne einen

Digitized by Google

Augenblick zu verlieren, immer näher kam unter Führung eines alten Offiziers mit vielen Orden und in glänzender Uniform, hatte in der That etwas Furchtbares. In einer Art von Verzweiflung, daß nichts das verderbliche Fortschreiten dieses Angriffs hemmen konnte, ergriff Warten eine der ungeheuren steinernen Urnen, die auf der Balustrade des Altans standen. Mit riesenmäßiger Kraft riß er sie los und schleuderte sie auf die Stürmenden, welche schon ganz nahe waren. Sie stürzte mit furchtbarem Fall vor die Füße des Führers, der schweigend über sie hinschritt. Jetzt war die verwegene Schaar unter den Fenstern angekommen und schob ihre Leiter an der Mauer in die Höhe. Eine zweite Abtheilung schickte sich an, zu folgen. Der Augenblick der Entscheidung war da. Warten ließ seinen Freund zur Unterstützung entbieten und eilte nach dem bedrohten Punkt.

Es kam darauf an, in kurzer Zeit in dem weitläufigen Gebäude das Zimmer zu finden, an dessen Fenster die Sturmleiter angelegt war. Verfehlte er es, so brach das Verderben über ihn hinein, wie das Wasser durch ein geringes Leck bald das ganze Schiff versenkt.

Aber Warten hatte sich die Richtung des Angriffs wohl gemerkt. Schnell sammelte er alles, was sich an Posten in der Nähe befand, und eilte nach einem Zimmer, welches er für das richtige hielt. Die Thür war verriegelt und trotzte allen Kolbenschlägen; da eilte Holm den langen Korridor mit seinen Leuten zur Unterstützung herbei. Angeln und Riegel wichen der vereinten Kraft so Vieler. Es war Zeit. Der Feind war bereits damit zu Stande gekommen, seine Leiter aufzurichten, und eben schwang sich der Führer des Unternehmens, der kein Anderer war als der General Eichenbach, über die Fensterbrüstung und sprang mitten in das Zimmer. Hier ergriff er zwei weibliche Gestalten, welche, tief verschleiert, fast bewußtlos vor Schreck zu Boden gesunken waren. Die Eine, in welcher die Eigenthümerin des Schlosses nicht zu verkennen war, ermuthigte sich jedoch bald

Digitized by Google

und folgte dem Eingedrungenen mit ihrer jungen Gefährtin. Jener suchte das Fenster wieder zu gewinnen und feuerte unbedenklich seine Pistolen gegen die Eindringenden ab. Bald aber wurde er von seinem Rückzuge abgeschnitten und umringt; denn ehe noch ein Zweiter ins Zimmer steigen konnte, hatten Wartens Leute den Kopf der Leiter mit den Bajonetten von der Mauer gehoben, und durch eine Richtung seitwärts stürzte sie und Alle, die darauf waren, mit fürchterlichem Sturze nieder. Unfehlbar wäre der General jetzt ein Opfer der durch so vielen Widerstand gereizten Soldaten geworden (denn der alte Herr wollte nichts von Ergebung und Pardon wissen), hätte nicht Jene die Furcht abgehalten, mit einem Schuß nicht nur den Feind sondern auch seine weiblichen Schützlinge zu treffen.

Niemand war eifriger bemüht, Ruhe zu stiften, als Warten, der durch Bloßstellung seines eigenen Lebens schon mehrmals ein solches Unglück abgewendet hatte. Endlich gelang es ihm, zu Worte zu kommen.

Mit Ehrerbietung trat er vor den unglücklichen General, der mit der Würde seines Standes und seines Alters dastand. Er begriff, daß wenigstens in diesem Augenblicke nicht daran zu denken sein würde, den Veteranen zur Ergebung zu bewegen, und versuchte daher, das Leben des Greises und seiner Schützlinge, von denen vielleicht die Jüngere ihm besondere Ansprüche auf seinen Beistand zu haben schien, zu retten.

„Ew. Excellenz", sagte Warten bescheiden, „sind vom Kriegsglück verrathen. Nach so vielen Proben von Tapferkeit rede ich nicht von Ergebung, sondern bringe einen Waffenstillstand, auf gegenseitige Uebereinkunft gegründet, in Vorschlag. Ew. Excellenz werden einräumen, daß, selbst wenn ich auch nur mit meinen Leuten das Zimmer verlasse, Dieselben, nachdem die Leiter fort ist, stets im Stande der Belagerung sein werden. Ich bringe daher folgende Präliminar-Artikel in Vorschlag:

„Ew. Excellenz haben freien Abzug nach einem selbst zu

Digitized by Google

wählenden Zimmer mit den Waffen in der Hand. Dieſelben bleiben im Beſitz ihres ſämmtlichen Gepäcks und Eigenthums. Der gewählte Aufenthalt iſt auf vierundzwanzig Stunden mit Lebensmitteln zu verſehen, binnen welcher Friſt von beiden Seiten die Feindſeligkeiten eingeſtellt werden. Dagegen werden ſeitens der Preußen alle Zugänge blockirt und jeder Ausfall der Garniſon zurückgewieſen werden. Die Konvention", fügte er mit einer Verbeugung hinzu, „tritt in Kraft von dem Augenblick der Genehmigung Ew. Excellenz."

Der alte Herr war nicht ſo verblendet über ſeine Lage, daß er nicht das Edelmüthige gefühlt hätte, welches in dieſer feinen Art, eine Ergebung zu umgehen, lag.

„Und dieſe Damen?" fragte er, indem er auf die Frauen deutete, die mit flehenden Geberden ihm zuwinkten, den Vorſchlag anzunehmen. „Werden ſie zur Garniſon oder zum Belagerungs-Korps gehören?"

„Es wird den Damen frei ſtehen", erwiderte Warten, ſich ritterlich verneigend, „ihren Aufenthalt zu wählen. Jedoch glaube ich, daß ſie es vorziehen werden, im ungeſtörten Beſitz ihres Schloſſes zu bleiben, in welchem nur die dringendſte Nothwendigkeit mich auf einen Augenblick zum Herrn gemacht. Allein ich fühle, daß die richtige Ordnung der Dinge wieder eintritt, und erwarte die Entſcheidung derſelben."

„Mein theurer Schwager", ſprach die Aeltere von Beiden, „der Feind hat uns bisher in der That mit der Achtung behandelt, die uns zukommt, und wir glauben, ohne Gefahr in unſerem Schloſſe unter den ketzeriſchen Rebellen, das heißt, wir glauben —"

„Ich nehme den Waffenſtillſtand an!" ſagte der General, dem die Ausdrücke ſeiner Verwandten dieſem Augenblick nicht ſonderlich angepaßt ſchienen. „Ich werde mich nach der Steinhalle begeben!" Somit ſchritt er vorwärts, und die Soldaten machten achtungsvoll dem braven alten Herrn zu beiden Seiten Platz.

Digitized by Google

IV.

Die Steinhalle war ein gewölbtes, mit Fliesen gedieltes Zimmer im dritten Stock eines der Thürme. Sie hatte nur eine Thür, und vor dieser hörte man den Tritt zweier Schildwachen. Mit langen, bald schnellen, bald zögernden Schritten, ging der gefangene General, die Arme auf den Rücken gefaltet, auf und nieder.

„Und ist es nicht genug", rief er endlich, vor einem altmodischen Stuhl stehen bleibend, als ob er eine Antwort von ihm erwarte, „und ist es nicht genug, erleben zu müssen, wie dieser rebellische Kurfürst und ketzerische König uns Trotz bietet?! Muß das Unglück der österreichischen Waffen wollen, daß auch noch die besten Offiziere der Kaiserin gefangen werden?! Sehr hart!" setzte er mit mehr Selbstgefühl hinzu, als wozu ihn sein letztes Unternehmen zu berechtigen schien. Da ihm indessen Niemand widersprach, so schritt er etwas getröstet weiter.

„Werner auch! Werner!" fuhr er mit Achselzucken fort. „Wo bleibt denn mein verdammter Adjutant mit seiner Mauerersteigung, auf die er sich so viel einbildete, anstatt gerade darauf los zu gehen? Und Franz, der da schwur, in das Schloß einzudringen und seine Muhme aus den Klauen dieser Hunde zu befreien? Ja, vor seiner Heirath, als er seiner unbemittelten Verwandten noch mehr den Hof machte, als mir und ihr lieb war, da wußte der Junge immer Wege, um in das Schloß zu kommen. Aber so ist sein alter Vater der Einzige, so eingedrungen ist. Und macht wohl Einer von Allen einen Versuch, einen Sturm, um mich zu befreien? Nichts als Muthlosigkeit!" „Aber zwar", setzte er hinzu, indem er sich in einen Lehnstuhl warf, „wer sollte sie auch anführen, seitdem das Haupt fehlt?"

Nachdem der alte Herr die Schuld des Mißlingens gehörig bekrittelt und nur sein eigenes Ungestüm anzuklagen vergessen, fand er sich um Vieles erleichtert.

Digitized by Google

„Hm!“ brummte er, „ich glaube, die rebelliſchen Schurken werden einen kaiſerlichen General in dieſem ſchlechten Thurme Hungers ſterben laſſen!“ Aber ſchon öffnete ſich die Thür, und ein Bedienter in der Livree des Hauſes brachte eine Mahlzeit, wie ſie nach einem ſo heißen Tage nur wünſchenswerth ſein konnte. Des Generals Mienen heiterten ſich zuſehends auf beim Anblick der Flaſchen und Schüſſeln.

„Hierher, Max!“ rief er, ſchon weit milder geſtimmt. „So! Erſt öffne die Flaſchen. Und nun, Max, wie ſteht es im Schloſſe? — den Faſan, mein Sohn! Was machen meine Schwägerin und meine Nichte? Ich hoffe, man läßt es nicht an Aufmerkſamkeit gegen ſie fehlen, das heißt, gegen die Letztere nicht zu viel Aufmerkſamkeit!“

„Gnädigſter Herr!“ antwortete der alte Diener, der mit der Serviette und einem ſilbernen Teller unterm Arm in ehrerbietiger Ferne ſtand und nur von Zeit zu Zeit die Schüſſeln in den Bereich Sr. Excellenz brachte, wenn ſie darauf hindeutete, „gnädigſter Herr, Ihro Gnaden die Frau Gräfin und die Gräfin Tochter ſind wohl und beklagen nur das Unglück der Gefangennehmung —“

„Was?“ ſchrie der General, „wer ſagt Dir, daß ich gefangen bin? Belagert bin ich, und binnen vierundzwanzig Stunden kann ich befreit werden, oder — und ohnehin, Max, ſieh, es waren Viele gegen mich, aber ich behauptete meinen Platz und, wie Du ſiehſt, meine Waffen; denn ich ſchlug es aus, mich zu ergeben, wie es einem Edelmann von meiner Geburt geziemt. Einer von den blaujäckigen Hunden hatte ſeinem Gewehr ſchon die verwünſchte Richtung auf meine Stirn gegeben, und es iſt wahr, der junge Mann handelte brav, als er ſich ins Mittel ſchlug; denn wahrhaftig, Max, einen Augenblick ſpäter und —“

Hier richtete er ſeinen Blick auf alle die Genüſſe, auf welche er bei einer geringen Verzögerung ſeines Retters hätte Verzicht leiſten müſſen. „Ja! ja! Der junge Mann hat ſich

Digitized by Google

wacker benommen, und das Schloß hat er schön vertheidigt; doch das folgt von selbst; denn sonst wär' ich nicht gefangen, das heißt, gefangen nicht, — aber gewissermaßen, — sieh, Max, ich will Dir das erklären. Die Uebereinkunft, oder vielmehr die Nothwendigkeit — doch, Du bist zu einfältig, um das zu verstehen!"

Der alte Herr sah alle seine Behauptungen durch eine unterwürfige und bejahende Verbeugung seines Dieners anerkannt und war daher von ihrer Wahrheit durchdrungen.

Während er so seinen Gefühlen Worte gab, waren die Speisen vor ihm mit besonderer Schnelligkeit verschwunden, und nach Maßgabe, wie sich die Flaschen leerten, legte sich der Verdruß über seine Gefangennehmung. „Schade um den jungen Mann, daß er ein Rebell ist gegen seine Kaiserin, sonst könnte ich sein Wohl trinken!" brummte er.

Unter dem Vorwande, den eben geleerten Humpen wieder zu füllen, trat der Diener seinem Gebieter ungewöhnlich nahe. Dieser wollte ihn schon mit ein paar derben Flüchen auf eine ehrerbietige Ferne verweisen, als der alte Mann anfing, ihm mit leiser, aber vernehmlicher Stimme etwas ins Ohr zu sagen.

„Gnädigster Herr!" sprach leise der alte Diener, „es ist ein Anschlag im Werk auf Schloß Eichenbach — Gräfin Ida — der andere junge Offizier — ein gesatteltes Pferd hält unten am Thurm —"

„Nichts geflüstert, Alter!" rief eine tiefe Baßstimme hinter ihnen.

Der bejahrte Diener zog sich so erschrocken zurück, als ob er schon das Bajonett des Grenadiers fühle, welcher hinter ihm ins Zimmer getreten, aber unbeweglich und mit ehrfurchtsvoll geschultertem Gewehr an der Thür stehen geblieben war, während der General gegessen.

Dieser sah den erschrockenen Warner mit unruhigen fragen-

Digitized by Google

den Blicken an. Der Alte, welcher der Wache den Rücken zugekehrt, zog behutsam einen Schlüssel aus der Westentasche und blickte sehr ausdrucksvoll mit seinen kleinen grauen Augen über die Lehne des Sessels weg, in welchem der Gefangene saß, als ob sich dort ein Gegenstand befände, der mit diesem Schlüssel in Beziehung stehe. Kaum enthielt sich der General, sich danach umzusehen. Mit der nächsten Schüssel wußte der Diener, obwohl zitternd vor Entdeckung, den Schlüssel in des Generals Hände zu bringen.

Dieser verzog keine Miene; kaum aber war der Kammerdiener mit den Ueberresten der Mahlzeit verschwunden und die Wache ihm gefolgt, als er mit einem Sprunge aus dem Sessel fuhr, um nach dem zu sehen, was hinter seinem Stuhl vorhanden sei.

Schwächere als des Generals unerschütterliche Nerven würden einer kleinen Anwandlung von Grauen nicht entgangen sein; denn bei dem zweifelhaften Halblicht einer Lampe, die in der Mitte des Gewölbes brannte, erblickte er hinter sich einen geharnischten Ritter, der aus einer großen weißen Perrücke unter zwei buschigen schwarzen Augenbrauen hervorblickte, daß es wirklich der brennenden Stadt Magdeburg nicht bedurft hätte, welche der Maler in dem Hintergrunde des Gemäldes angebracht, um seinen Anblick furchtbar zu machen.

Der General hatte nun zwar einen Schlüssel in der Hand; aber wie dieser mit dem gräßlichen Gemälde in Verbindung stand, das war ein Räthsel, zu dem ihm der Schlüssel fehlte. Se. Excellenz waren nie ein Freund vom Errathen gewesen, und, den Ursachen seiner Verlegenheit die gewohnte Richtung gebend, brummte er: „Was Teufel will denn der alte Mann mit seinem Schlüssel! Ebenso gut konnte er mir einen Sattel ohne Pferd oder einen Humpen ohne Wein geben. Ein Schlüssel und ein Gemälde, als ob ein Gemälde eine Thür —"

Digitized by Google

Hier waren Se. Excellenz der Graf auf dem rechten Wege, und indem er unwillkürlich der Richtung folgte, welche sein Vorfahr mit dem Kommandostabe andeutete, so fand er wirklich mitten in dem Thore der unglücklichen Stadt Magdeburg ein Schlüsselloch. Mit seltenem Scharfsinn applicirte er den Schlüssel und öffnete nicht sowohl das Thor, als vielmehr den Eingang zu einer kleinen Nothtreppe, die in bedeutende Tiefe hinabzuführen schien.

„Ha!“ rief der Veteran aus, „hätt' ich doch nie gedacht, daß einer meiner ruhmwürdigen Ahnen so etwas hinter sich verstecken könnte! Wohlan, Ihr unbärtigen Preußen, lernt einen alten Fuchs belagern, der nicht durch sein Wort gebunden ist und ein halbgesungenes Lied versteht!“

So sprechend, vollführten Se. Excellenz mit großer Umsicht einen stillen Abzug und verließen den blockirten Platz, nicht ohne Gepäck und Waffen mitzuführen. Vorsichtig die Lampe mitnehmend, stieg der alte Offizier zwei Stufen hinab und verschwand dann, hinter sich zuschließend, ohne eine Spur von dem zu hinterlassen, was die Wachen die ganze Nacht hindurch zu hüten glaubten.

V.

Schon war es tief in der Nacht, als das Dörfchen Horne von dem eiligen Hufschlag eines Reiters widerhallte, der vor dem letzten Häuschen des in Schlaf begrabenen Ortes parirte und mit dem Griff seines Pistols gewaltig gegen die Fensterladen donnerte. Das laute Schnauben des Rosses und die weiße Dampfwolke, welche von ihm im Mondschein in die Höhe stieg, zeugten von der Eile seines in einen großen Mantel eingehüllten Herrn.

Das von derben Flüchen begleitete Lärmen wurde eine ganze Weile crescendo fortgesetzt, und Häuser und Berge gaben das Echo davon, ohne daß jedoch eine andere Antwort darauf erfolgt wäre, als das heulende Gebell sämmtlicher Dorfhunde.

Digitized by Google

„Heraus, Ihr Schurken!“ rief endlich der Reiter, „oder ich feuere mein Piſtol durch den Fenſterladen!“

„Ach, gnädiger Herr, verfügen Sie ſich doch etwas weiter oben in das Dorf“, erſchallte jetzt eine Stimme von innen; „unſer wackerer Pfarrer hat ein ſehr gutes Quartier ledig und einen unglaublich ſchönen Wein. Hier in dieſer elenden Hütte treffen Sie nichts, weniger als nichts; die gnädigen Herren Preußen ſind kürzlich hier geweſen und haben geruht, Alles mitzunehmen; Gott ſegne ſie!“

„Was, Kerl!“ ſchrie der Reiter, „von welcher Partei ſeid Ihr denn?“

„Von Euer Gnaden Partei, ohne Zweifel!“ verſetzte die unterthänige Stimme.

„Und von welcher bin ich denn?“

„Ei, von der guten Partei, von der ſiegreichen, die der Himmel und die heilige Anna ſegnen möge!“

„Heraus, Du doppelgängiger Hund!“ rief der Soldat, „und dann rede, ob Du der Kaiſerin oder des Königs Unterthan biſt.“

„Gott, gnädigſter Herr!“ ſprach die Stimme, „wie können Euer Gnaden einen elenden Schulmeiſter, Gaſtwirth und Fährmann hieſigen Ortes in ſolch eine Verlegenheit ſetzen! Ich bin gewiſſermaßen allerdings und ohne Zweifel ein Unterthan Sr. Majeſtät des Königs von Preußen, dem der heilige Nepomuk den Sieg über ſeine verruchten Feinde ſchenken möge — das heißt, ſofern Euer Gnaden befehlen; denn da ich auf dem jenſeitigen Ufer zu Mittag eſſe, ja, ſogar ſchlafe, ſo iſt es gewiß, daß ich auch Unterthan Ihro Kaiſerlichen Majeſtät bin, welche die heilige Jungfrau in ihren beſondern Schutz nehme. Indeß, da ich meinem Beruf gemäß viel auf dem Waſſer zwiſchen beiden Reichen ſchwebe, ſo verurſacht mir dies oft Zweifel, und ich bin ſo zu ſagen Keines Unterthan, oder vielmehr Aller ganz beſonders aber Euer Gnaden. Aber ich werde ſogleich ſelbſt erſcheinen,

Digitized by Google

und aus Euer Gnaden Anblick gewiß gleich erfahren, weſſen Partei ich angehöre!"

„Bleib, Elender!" verſetzte der Krieger, „und ſchicke Jemand, der mich für ein Goldſtück nach Schloß Eichenbach überſetzt; aber in zwei Minuten!"

„Heiliger Martin!" ſeufzte der Einwohner, „das muß ein Fremdling ſein; denn Preußen und Oeſterreicher haben bis jetzt nur mit gewichtigen Hieben gezahlt, denen ſie gräßliche Flüche als Scheidemünze beifügten. Möge Gott ſie alle verdammen!"

Mit einigen Ruderſtangen verſehen, trat jetzt der würdige Schulmeiſter und Fährmann aus ſeiner Thür und richtete ſeine ſpähenden Augen auf den Angekommenen, der ſein Pferd ſchon in den Stall gezogen und ihm diejenige Hülfe erzeigt hatte, die ein guter Reiter nach einem ſcharfen Ritt ſeinem Gaul nicht verſagt. Er befahl dem Wirth, noch einiges Heu herbeizuholen, und ging ſelbſt hinab zum Ufer, wo er ſich die Mühe nicht verdrießen ließ, den Kahn ſelbſt vom Sand in die Fluth zu ſchieben. Darauf, indem er ſich ganz in ſeinen Mantel hüllte, nahm er den vorderſten Sitz im Fahrzeuge ein und erwartete den Fährmann.

„Wie lange wird der Hund einen Kaiſerlich Königlichen General hier ſitzen laſſen!" brummte die Stimme unſeres Befreiten, der die Winke ſeines alten Kammerdieners trefflich benutzt hatte; denn er war es, welcher ſo ſpät den Schlaf des redlichen Schulmeiſters geſtört, um früher auf Schloß Eichenbach zu ſein, als der Anſchlag ausgeführt werden konnte, von dem der Alte etwas gehört haben mußte.

Nach einigem Zögern erſchien der Fährmann, begleitet von einer zweiten Perſon, die den hinterſten Sitz des Kahns einnahm. In wenig Augenblicken ſchoß der Nachen vom Ufer und tanzte auf den Fluthen, welche durch großen Regen bedeutend angeſchwollen waren.

Digitized by Google

Erst jetzt bemerkte der General, daß der Zuwachs der Gesellschaft nicht aus einem Gehülfen zum Ueberfahren sondern aus einem zweiten Reisenden bestand, der also ebenfalls nach Schloß Eichenbach ging. Um indessen die Abfahrt nicht zu verzögern, ließ der General es schweigend geschehen und nahm sich nur im Stillen vor, den eigenmächtig handelnden Fährmann nach seiner Ankunft nebst dem versprochenen Goldstücke mit einem Supplement von tüchtigen Klingenhieben zu belohnen.

Es war eine jener Festnächte, welche die Natur durch die zauberische Illumination des Vollmondes feiert.

Noch barg sich dies Gestirn für unsere Reisenden hinter zwei steilen Bergen des diesseitigen Ufers, deren großartige Umrisse auf dem hellen Grunde des Himmels scharf und unbeschreiblich schön hervortraten. Silberne Nebel hüllten den Gipfel des höheren Berges ein und umlagerten die kleine Kapelle, die ihn krönte, als ob die Heiligen in ihren Tempel hinabgestiegen wären. Eine Fülle des klarsten Lichts ergoß sich durch die Schlucht, welche beide Höhen trennte, auf das Dörfchen, das jetzt mit seinen weißen Mauern und ausgebleichten Schindeldächern, wie aus Silberstufen erbaut, am Fuße der dunkeln Berge dalag.

Das jenseitige Ufer erhob sich hell beschienen in einer Entfernung von etwa tausend Schritten aber eingehüllt in den Schleier einer Mondnacht, aus welchem nur hier und da die Fenster einer Kapelle oder einsamen Baude hervorblitzten. Kein Lüftchen regte sich. Tiefe feierliche Ruhe war der Typus der ganzen Scene. Nur ein entferntes Läuten oder das Rauschen des Stroms, wenn er leuchtend über zertrümmerte Felsblöcke glitt, unterbrach das erhabene Schweigen des Abends.

Allein die Schönheiten der Natur sind nur für ein ruhiges Gemüth. Sie entzücken den Glücklichen und erheben den Betrübten zur wohlthätigen Wehmuth; aber das durch Leidenschaften aufgeregte Gemüth erblickt sie nicht, und der sturmbewegte Busen sucht vergebens eine Ruhe in ihnen, die ihm fremd ist.

Digitized by Google

Unsere beiden Reisenden schienen mitten in dieser schönen Landschaft ihre Blicke nur gegenseitig aufeinander zu heften, als wollten sie die Dunkelheit zerreißen, welche das Ufer noch über sie ausbreitete, und als eben jetzt der Nachen aus dem Schlagschatten der Berge hervorglitt, da erblickten sich Beide in einer spähenden, vornübergelehnten Stellung in den entgegengesetzten Enden des kleinen Fahrzeuges, welches der Schiffer mitten inne geschickt fortlenkte.

Der erste Mondstrahl schien glühend in ein Pulvermagazin zu fallen, und mitten in der tiefen Ruhe der Nacht und der Umgebung entbrannte auf dem engen Schauplatz der Kampf von Leidenschaften, der Millionen bewaffnet und dem Länder zu eng sind.

„Alle Teufel!“ schrie eine Stimme des Erstaunens, die man aber unter hundert für die des Generals erkannt hätte. Diesem Ausbruch folgte eine rasche Bewegung des rechten Arms und das bedeutsame Knacken des Hahnes von einem Pistol, welches gleich darauf im Mondschein leuchtete.

„Mein Herr!“ rief der General jetzt, „Sie sind mein Gefangener!“

„Noch nicht, Herr General!“ antwortete Holm; denn kein Anderer war der Fremde, und auch seinerseits knackte ein Hahn; „die Vortheile sind gleich!“

„Nicht so ganz, wie Sie meinen!“ erwiderte der Erste. „Jener Bursche ist Unterthan der Kaiserin und wird recht gern zehn Goldstücke nehmen, um Sie zu ergreifen!“

„Er wird das nicht thun,“ entgegnete ruhig der junge Offizier, „da ihm beim ersten Schritt meine Kugel durch den Kopf fährt!“

Aber der redliche Schiffer, welcher sich nur ungern und nicht ohne gegründete Besorgniß zwischen zwei Pistolenmündungen erblickte, beschloß, das Gleichgewicht der beiden Parteien nicht länger zu stören, und indem er auf das Gold, wie auf das

Digitized by Google

Blei Verzicht leiſtete, ſchoß er mit der Behendigkeit eines Aals in die Fluth, aus der er erſt, eine weite Strecke entfernt, im Schatten der Berge wieder auftauchte, den Kampfplatz ſo den beiden Streitenden uneigennützig überlaſſend.

„Wohlan, mein Herr!“ ſchrie der General, zitternd vor Zorn bei dem Gedanken, abermals zu unterliegen; „die Vortheile mögen immerhin gleich ſein; zählen Sie bis Drei, und unſer Streit ſoll ſich bald entſcheiden. Ich kenne Ihre Abſichten, daher zielen Sie wohl; denn bei Gott, ich werde Sie nicht fehlen! Keine Erwiderung, zählen Sie!“

Holm hätte gewünſcht ſich zu erklären, allein der herriſche Ton des Gegners empörte ihn. Auszuweichen war ohnehin nicht in der ſeltſamen Lage, in welche das Verſchwinden des Fährmanns die beiden Feinde geſtürzt hatte, die wie Löwe und Panther in einem Käfig waren. Er erkannte das Ernſte des Augenblicks, aber auch die Unmöglichkeit, den erzürnten alten Herrn zu beſänftigen, und zählte daher mit feſter Stimme: „Eins, Zwei!“

Aber in dieſem Augenblick bekam der Nachen einen ſo gewaltigen Stoß, daß beide Inſaſſen von ihren Sitzen und faſt in die Fluth ſtürzten. In demſelben Moment ſtrömte das Waſſer über den Bord hinein und ſchäumte mit lautem Rauſchen an den Seiten des Kahns. Das Fahrzeug war in der augenſcheinlichſten Gefahr, zu verſinken.

Das von ſeinem Führer verlaſſene hatte der Strom mit großer Schnelligkeit hinabgeführt, bis es auf einen der vielen Felstrümmer ſtieß, welche den mittleren Lauf der Elbe charakteriſiren, und der von dem hohen Waſſer nur eben bedeckt war.

Ernſt war ein geſchickter Schwimmer und hatte an ſeinem heimathlichen Strande früh gelernt, einen Kahn durch aufgeregte Wogen zu lenken. Er ſprang auf den Felsblock, machte den Nachen durch eine Drehung zur Seite wieder flott, und indem

Digitized by Google

er sich geschickt wieder hineinschwang, rief er seinem Gefährten zu, Hand anzulegen und nach bestem Vermögen zu rudern.

Der General, welcher nicht schwimmen konnte, sah nicht ohne Schrecken die Gefahr zu ertrinken, und obwohl er wenig Augenblicke vorher furchtlos vor der Mündung des Pistols seines Gegners gesessen, unterwarf er sich doch jetzt gelehrig den Befehlen des jüngeren Gefährten, eifrig seine Weisungen befolgend, bald stärker, bald schwächer, bald rechts, bald links rudernd, wie ungewöhnlich ihm diese Arbeit auch sein mußte. So vereinten jetzt Beide ihre Kräfte zur gegenseitigen Erhaltung, die sie eben erst zur beiderseitigen Zerstörung verwendet; der Unterschied des Ranges, des Standes und des Alters verschwand, denn die größere Geschicklichkeit hat in allen Verhältnissen, zu allen Zeiten die wahre Herrschaft begründet.

Der General konnte sich nicht enthalten, die Gewandtheit zu bewundern, mit welcher der junge Mann den Kahn lenkte, und bemerkte mit Wohlgefallen, wie er ihn durch Klippen und Strudel dem tiefen ruhiger fließenden Strom zulenkte. Nach einiger Anstrengung hatte das Fahrzeug ziemlich wieder den Ort erreicht, wo es sein Herr so schleunig verlassen hatte. Plötzlich legte der junge Steuermann sein Ruder nieder.

„Aber zum Henker!“ rief der Oesterreicher, „wenn Sie nicht rudern, so werde ich in zehn Minuten Ihr Gefangener sein; denn wenn der Kahn nicht etwa wieder in jene verwünschten Steinhaufen läuft, so wird ihn der Strom bald genug in das Lager der Preußen führen, die ihre verdammten Posten ohnehin so dicht an den Fluß gestellt haben.“

„Sehr wahr!“ sagte Holm ruhig, „es steht Ihnen daher frei, zu rudern, wie es mir frei steht, nicht zu rudern.“

Gegen diese Logik ließ sich nicht viel einwenden. „Rudern!“ brummte der alte Herr, „ein kaiserlicher General rudern!“

Indessen fühlte er, daß der junge Mann ihm eben das Leben gerettet, und daß die Erneuerung des Zweikampfs, zu dem

Digitized by Google

er jetzt bei etwas abgekühltem Sinn auch keine Luſt mehr hatte, ihn nimmer nach Eichenbach führen würde.

„Junger Mann“, ſprach der General mit Würde, „Sie wollen nach Schloß Eichenbach. Wohlan, ergreifen Sie das Ruder; ich werde Sie einführen, und Sie werden auf meinem Schloß willkommen ſein.“

VI.

Schon damals, als der Parlamentär den Namen Eichenbach genannt, hatten Ernſt und Guſtav bedeutſame Blicke gewechſelt. Allein die Familie war groß, und es dienten viele Eichenbachs im öſterreichiſchen Heere, auch die Beſitzerin des ſo hartnäckig vertheidigten Schloſſes führte dieſen Namen.

Holm war daher einigermaßen überraſcht, in Gegenwart des Vaters zu ſein, an deſſen Tochter er als Freiwerber unter ſo ſeltſamen Umſtänden ausgeſchickt war, und von demjenigen eingeführt zu werden, gegen den er ſoeben erſt gefochten. Er ſchwieg, denn er bedurfte Zeit, ſeine Gedanken zu ordnen. Indeſſen hatte er nicht gehofft, daß ihm der Zutritt ſo leicht werden ſollte, und er war froh, ein Mittel zu finden, die Unterredung zu bewerkſtelligen, die ihm die ſchönſten Hoffnungen ſeines Lebens rauben ſollte.

Ernſt von Holm war im vorigen Jahre verwundet nach dem Schloſſe Eichenbach gebracht und dort freundlich aufgenommen und geheilt worden. Als er im Stande war, ſein Krankenlager zu verlaſſen, ſah er ſich wie ein Glied der Familie behandelt, ſo ſehr hatte er die Gunſt der Gräfin Eichenbach durch ſein beſcheidenes Weſen erworben. Ihr eigener Gemahl und ihr Sohn ſtanden im Felde, und die beſorgte Gattin und Mutter hoffte, daß der Himmel dieſen geliebten Gegenſtänden in der Gefahr die Hülfe vergelten werde, welche ſie einem feindlichen Offizier ſo edelmüthig erwies.

Was die junge und ſchöne Tochter des reichen Hauſes betraf, ſo mußte der arme Ernſt ihre Pflege theuer durch Verluſt ſeines

Digitized by Google

Herzens und seiner Freiheit bezahlen. Die Gräfin Ida war keineswegs gefühllos gegen die Schmerzen des verwundeten Jünglings, den ihre Mutter so auszeichnete. Die Geschichte seiner Verwundung war ihm vorausgeeilt, und obschon Ernst selbst nur aufgefordert und ganz anspruchslos davon redete, so wußte sie doch, daß er jenen glänzenden Muth entwickelt hatte, den die Frauen so sehr lieben. Oft hatten sich ihre Augen beim Anblick seiner Leiden mit Thränen gefüllt, Thränen, die den jungen Mann mehr erquickten als aller Balsam, die aber seinem Herzen nur tiefere Wunden schlugen. Und so kam es denn, daß, da sein Arzt ihn für genesen erklärte, er erst fühlte, wie krank er sei.

Aber Ernst war weit von Ueberschätzung seines eigenen Werthes entfernt. Er stammte aus einer alten und angesehenen aber gänzlich verarmten Familie und fühlte daher den Abstand zwischen sich und der begüterten Erbin. Zwar glaubte er in ihren Blicken Theilnahme, in ihren Aeußerungen Güte für ihn wahrzunehmen, aber Liebe, glaubte er, fühle nur er. Oftmals wohl, wenn er ihre weiche Stimme mit dem Flügel begleitete, oder wenn sie sich selbst vergessend mit Wärme über einen Lieblingsgegenstand sprach, und ihre Gefühle so ganz übereintrafen, wie eine Saite die Töne der gleichgestimmten entlockt, dann war ihm, als müsse sie seine Leidenschaft theilen. Aber das Zweifeln war in seinem Charakter begründet, und der heitere Frohsinn und die muntere Laune des jungen Mädchens schienen ihm unvereinbar mit ernstlicher Neigung. Er wußte nicht, mit wie viel Tiefe des Gemüths solche Eigenschaften gepaart sein können. Aber auch die Munterkeit der Gräfin Ida verschwand, als Ernst seine Abreise als bevorstehend ankündigte; indeß, da er schwieg, so verschloß auch sie ihre Gefühle in ihre Brust. Die Mutter, welche eine Erklärung in der so kriegerischen Zeit nicht wünschen konnte, obschon sie Ernst wirklich liebte, wußte geschickt einen schmerzlichen Abschied zu vermeiden, und der junge

Digitized by Google

Mann reiste traurig ab, nicht aber ohne eine leise Hoffnung im innersten Grunde seines Herzens zu hegen, daß er der Gräfin Ida doch nicht ganz gleichgültig sei und daß glückliche Verhältnisse sie wieder zusammenführen könnten.

Muthig schritt er vorwärts auf der Bahn der Ehre. Ida war das Ziel, das ihm vorleuchtete, und er lebte in einem Paradiese von Hoffnungen, welche seine Phantasie ihm schuf.

Da kam sein Freund, der Graf Gustav von Warten, von einer Expedition nach Böhmen zurück; auch er war auf Schloß Eichenbach gewesen. Das Regiment hatte mehrere Wochen in der Gegend gestanden, und der junge Graf hatte nichts Angelegentlicheres zu thun, als seinem Freunde zu erzählen, wie er die Gräfin von Eichenbach dort gesehen, daß er sie anbete und daß sie seine Gefühle erwiedere.

Ernst stürzte aus allen seinen Himmeln. Gustav war ein schöner, heiterer Mann, und vor Allem, er war dreist und unternehmend; so fand Ernst es natürlich, daß er ihm vorgezogen werde.

Dennoch, wie sehr er auch zweifelte, daß Ida ihn liebe, als er noch keinen Nebenbuhler hatte, so unmöglich schien es ihm jetzt, daß sie ihn so schnell vergessen haben sollte. Tausend Erinnerungen traten ihm vor die Seele, er rief sich alle ihre Gespräche, ihre Aeußerungen zurück und verwünschte seine Unschlüssigkeit, die ihn verhindert, eine Erklärung herbeizuführen.

Aber er verschloß seinen Gram wie seine Hoffnungen im Innersten seiner Brust und vermied es, mit dem Freunde über diesen Gegenstand zu reden, bis die gestrige Unterhaltung in ihm den Entschluß gereift, die Sache zu entscheiden. Die Hoffnung, daß Ida ihn dennoch liebe, war, ihm selbst vielleicht unbewußt, eine der Triebfedern. Hatte sich aber Gustav nicht getäuscht, so war er entschlossen, es koste, was es wolle, das Glück seines Freundes mit Aufopferung seines eigenen zu gründen, und Warten sollte nie erfahren, daß er für ihn den schönsten Hoffnungen

Digitized by Google

seines Lebens entsagt, er sollte nie wissen, daß Ida auch ihm theuer gewesen, und daß er das Opfer gebracht, welches Gustav in seiner gestrigen Unterredung für unmöglich gehalten. Sobald das feindliche Streifkorps, durch so viel Angriffe erschöpft und seiner Führer beraubt, sich zurückgezogen, hatte sich Ernst zu Pferde gesetzt und war wenige Minuten später als der General in dem Dörfchen an der Elbe angekommen. Jener war, obwohl später ausgeritten, auf ihm wohlbekannten Richtwegen vorbeigeeilt. Das seltsame Zusammentreffen auf dem Kahn hatte ihre nähere Bekanntschaft begründet, und jetzt saßen Beide eine Weile schweigend gegenüber. Keiner wußte so recht, was er von dem Anderen zu erwarten hätte, allein Beide hatten Gelegenheit gehabt, sich achten zu lernen.

Der Nachen umschiffte eben eine waldige Höhe, die eine Art von Vorgebirge ausmachte, und gelangte in ein weites, hochangefülltes Bassin, in welchem das hier ganz ruhige Wasser einen prachtvollen Spiegel bildete, der das Bild des Schlosses Eichenbach in der klaren Mondbeleuchtung deutlich wiedergab.

Der neue Theil des Schlosses war ein großes Gebäude von vier Stockwerken, in modernem aber reinem Stil, hart am Wasser erbaut. Hinter demselben stieg der Felsen empor, der das ältere Gebäude trug, dessen Giebel und runde Thürme mit zahllosen Spitzen und Zacken jenes überragten, das der Bequemlichkeit wie der Sicherheit wegen erbaut zu sein schien. Hohe Mauern vereinten beide und umschlossen den geräumigen Hofplatz. Zu beiden Seiten des Schlosses erhoben sich waldige Berge, von denen der, welchen der Kahn eben umschiffte, seinen Riesenschatten über die alte Burg warf, diese gleichsam in das Dunkel einer fernen Vorzeit hüllend, während der Mond das weiß angetünchte, neue Gebäude in der hellsten Beleuchtung aus dem dunkeln Föhrenwald hervortreten ließ. Der Nachen legte vor einer breiten Treppe von weißem Sandstein an, die aus dem Wasser auf einen geräumigen Perron führte. Auf das Klopfen

Digitized by Google

des Generals an eine der Bogenthüren, welche den Eingang zur Halle bildeten, erſchien bald ein alter graubärtiger Schloßvogt, eine jener Seltenheiten der neueren Zeit, die man früher in allen alten Familien fand, wo der Diener mit der Herrſchaft aufwuchs, wie der Epheu an der Eiche emporſteigt, mit ihr lebte und mit ihr ſtarb.

„Heilige Mutter Gottes! Seid Ihr es, gnädiger Herr? Endlich! und doch geſund!“ rief der Alte, als er beim Scheine ſeiner Kienfackel den Grafen erkannte, unter deſſen Vater er aufgewachſen, den er als Knabe auf den Armen getragen, dem er als Jüngling auf ſeinen Reiſen und Zügen gefolgt und für den er als Mann (ſelbſt ein Greis) nur noch den Schutz des Himmels erbitten konnte, zu ſchwach, mehr für ihn zu thun. Mit zitternden Händen küßte er den Mantel ſeines Gebieters, der, ihm freundlich die Achſel klopfend, nach dem Ergehen der Seinigen fragte.

„Alles wohl, Alles wohl, gnädiger Herr Graf!“ ſagte der Alte, die breiten Sandſteintreppen hinaufleuchtend; „und Gräfin Ida iſt ſeit einiger Zeit auch wieder munter geworden; mag wohl ſein, weil die Truppen jetzt wieder in dieſer Gegend ſtehen, und wir Alle hofften, Euer Excellenz würden bald einmal wieder hier ſein. Und was macht denn Graf Leopold? Daß Wolf todt iſt, wird der junge Herr gewiß ſchon erfahren haben. — Armer Wolf! Keiner ging mehr mit ihm auf die Jagd, ſeitdem der junge Herr fort iſt, da wurde das Vieh bald elend und ſtarb.“

„Er mag es wohl noch nicht wiſſen!“ ſagte der General. „Aber nun, Alter, ſorge für meinen Gaſt!“ fügte er hinzu, auf Ernſt deutend, der ſich in ſeinen Mantel gehüllt, um von dem geſchwätzigen Diener jetzt nicht erkannt zu werden. Aber der Alte war viel zu ſehr mit ſeinem Herrn beſchäftigt geweſen, und während ſie den langen Korridor hinabſchritten, fuhr er in ſeinem Geplauder fort:

Digitized by Google

„Nun, gnädigster Herr, wird nicht bald Friede? Alles spricht davon. Was mich betrifft, so begreife ich nicht die Langmuth unserer Kaiserin, die alle Heiligen segnen mögen, weshalb sie diese verruchten ketzerischen Rebellen nicht vom Antlitz der Erde verwischt. Zwar es giebt auch brave Leute unter ihnen, und während Euer Excellenz im Felde standen, haben wir zweimal Einquartierung gehabt, und beidemal wackere Leute, schöne Leute: zwei junge Offiziere. Einer war ein gar lustiger Herr und hatte einen großen Schelm im Nacken; der Andere war verwundet und ernsthaft, aber für einen Preußen war er immer gut. Ja, ja! es war noch lange die Rede von ihm, nachdem er fort war, und beim heiligen Nepomuk, wenn er nicht Euer Gnaden Feind gewesen, ich hätte können durchs Feuer für ihn gehen? Aber gewiß kommen Euer Excellenz jetzt von einem siegreichen Zug zurück; ich wundere mich nur, daß die Rebellen noch Widerstand leisten; denn wir wissen ja aus der Zeitung, daß sie überall geschlagen werden."

„Hm!" brummte Se. Excellenz, „Tapferkeit ist kein Mangel der Oesterreicher allein, und das Glück noch weniger, das Schicksal — die Waffen; sieht Er, Ferdinand, doch, was versteht Er davon!" „Jetzt mein Herr", sagte er zu Ernst, mit dem er in ein großes, etwas altväterliches Schlafgemach getreten, das aber mit gediegenem Luxus möblirt war — „jetzt, mein Herr, pflegen Sie der Ruhe. Ich heiße Sie willkommen auf meiner Väter Schloß, wo jeder brave Mann stets gern gesehen war. Von Ihrem Anliegen morgen!"

Mit diesen Worten reichte er Holm mit edelmüthigem Vertrauen die Hand und ging mit seinem alten Diener ab, nachdem dieser zuvor einen silbernen Leuchter auf den Tisch gestellt, und Ernst alle weitere Hülfeleistung sich verbeten.

Mit Erstaunen sah sich Holm auf Schloß Eichenbach; tausend Gedanken durchkreuzten seinen Sinn. Aber er war jung, von vielen Strapazen ermüdet, und ein Bett, wie er es lange entbehrt,

Digitized by Google

ſtand vor ihm. In wenig Minuten waren Kampf, Sorge, Hoffnung und Erwartung vergeſſen, und der Strom ſeines Lebens floß zehn Stunden lang ſo ruhig dahin, als ob nicht am folgenden Morgen ſein Schickſal entſchieden werden ſollte.

Welche Wohlthat, der Schlaf! Er entrückt uns unſeren Sorgen und verſetzt uns aus den Stürmen der Wirklichkeit in ein Paradies der Ruhe, und wenn wir unſere Leiden wiederfinden, ſo hat er uns zum Kampf mit ihnen geſtärkt.

VII.

Schon mehrmals hatte der alte Ferdinand leiſe die Thür geöffnet; der fremde Herr ſchlief noch immer, als ob er das Verſäumte für einen ganzen Feldzug nachholen wollte. Leiſe war der behutſame Diener wieder abgetreten, aber als die Schloßuhr bereits zehn geſchlagen, fing er ganz gelinde an, ſich zu räuſpern; dann nahm er mit etwas mehr Geräuſch eine Priſe; aber der junge Mann ſchlief mit der größten Beharrlichkeit fort. Ferdinand erdreiſtete ſich nunmehr, ihn ganz leiſe zu berühren, ging dann aber zu einem gemäßigten Rütteln über, welches er nach und nach zu einem fortissimo ſteigerte. Da erwachte der junge Offizier, drehte ſich raſch gegen die Urſache dieſer Bewegung um und zeigte dem erſtaunten Alten das wohlbekannte Geſicht der ernſthaften Einquartierung.

„Wie!“ rief dieſer erſtaunt, „Baron Holm hier? Hat Sie der heilige Calvarius endlich zur gerechten Sache bekehrt? Aber weiß denn ſchon —“

„Bleibt, guter Ferdinand, ich werde ſogleich ſelbſt der Familie aufwarten!“

Während der Alte den Kaffee einſchenkte und achtungsvoll Ernſt beim Ankleiden half, beſtrebte dieſer ſich, ſeinen Entſchluß von geſtern zu befeſtigen; aber er konnte nichts Zuſammenhängendes denken; von allen Dingen ſtand ihm eins vor der Seele: er ſollte Ida ſehen!

Digitized by Google

Nicht ohne etwas von der Eitelkeit, welche ein besonderes Erbtheil junger Offiziere zu sein scheint, wählte er unter den Kleidern des abwesenden jungen Grafen, die man ihm gebracht, weil seine von der gestrigen Wasserfahrt noch ganz durchnäßt waren, einen einfachen, aber geschmackvollen Civilanzug.

Der General hatte die Seinigen beim Frühstück durch seine unerwartete Erscheinung überrascht und war mit aller Freude des Wiedersehens nach einer Trennung von mehr als einem Jahre empfangen worden — einem Jahre des Krieges, welches soviel Gefahren für ihn und noch mehr Sorgen um ihn für seine Familie gebracht. Er hatte dieser angekündigt, daß er einen Gast mitgebracht, welchem er gewisse Verpflichtungen schuldig sei; aber bei soviel Stoff von Mittheilung war der Sache weiter keine Erwähnung gethan. Der General hatte eine schwere Aufgabe zu lösen: er sollte gestehen, daß er gefangen gewesen, und das war keine geringe Demüthigung seines Stolzes; denn daß er wirklich Gefangener und noch dazu der eines subalternen preußischen Offiziers gewesen, konnte er leider sich selbst nicht wohl ableugnen. Vorzugsweise machte es ihm Kummer, wie er die Nachricht seinem Sohne beibringen sollte, gegen den er sich über diesen Punkt stets sehr streng ausgesprochen hatte. Auch kam hinzu, daß der junge Gast als Augenzeuge der Begebenheit die Erzählung des Generals kontroliren konnte.

Noch war die Familie beim Frühstück im Gartensaal versammelt, als Ferdinand den Baron Holm ankündigte, welcher um die Erlaubniß bat, aufzuwarten. Der General ging ihm sogleich entgegen und führte ihn bei der Hand in das Zimmer, um ihn den Damen vorzustellen. Allein das war unnöthig; denn diese erkannten sogleich ihren damals verwundeten Gast. Die Gräfin eilte ihm entgegen und bewillkommnete ihn herzlich. Aber Ida blieb auf ihrem Fleck und machte bloß eine Verbeugung gegen den Ankommenden. Es ist wahr, sie hatte ihre Farbe gewechselt, als der Name genannt wurde, und das

Digitized by Google

klopfende Herz hob ihren Busen; aber Ernst sah nur die kalte Verbeugung.

„Wetter!“ sagte der General verwundert; „ich sehe, Sie haben eine verwünschte Art, sich überall selbst einzuführen; ich hatte das schon in unserem Kahn bemerkt. Aber meine Tochter scheint noch nicht die Ehre zu haben —“

Ernst wurde verlegen, und Ida schlug, blutroth, die Augen nieder. „Glücklicher Gustav!“ seufzte Ernst für sich, als er das blühende Mädchen vor sich sah. Aber die Mutter schlug sich ins Mittel und erzählte den Aufenthalt des verwundeten jungen Mannes.

Das Gespräch wurde bald allgemein, und nachdem Ida sich von der ersten Ueberraschung erholt, mischte sie sich mit unbefangenem Frohsinn und mit Lebhaftigkeit hinein, und während der Mittagsmahlzeit kamen alle die kleinen Begebenheiten zur Sprache, welche sich seit Holms Abreise zugetragen.

Aber diesem war Idas Heiterkeit ein neuer Schmerz. Wie konnte sie vergnügt sein, während er litt!

Die Tafel ward aufgehoben.

Ernst fühlte, daß es Zeit sei, sich gegen den Herrn des Schlosses zu erklären, und er benutzte einen Spaziergang im Park, um ein Zwiegespräch mit dem General anzufangen. Zufällig nahm dieser seine Richtung nach dem Felsen über der Elbe, und das bestärkte Ernst. „Dort stand sie, um ihm nachzublicken“, dachte er, „während sie nicht einmal da war, als ich Abschied nahm! Es sei denn; der Freundschaft sei kein Opfer zu schwer!“

„Herr Graf“ hob er an, „ich bin es schuldig, den Grund meines Hierseins zu erklären. Zwar konnte die Liebenswürdigkeit dieser Familie als die Ursache erscheinen bei Jedem, der sie einmal gekannt; allein dem ist nicht so. Ich komme, um die Hand der Gräfin Ida anzuhalten, und zwar“, fügte er mit

Digitized by Google

Anstrengung hinzu, „für meinen Freund, den Grafen Gustav von Warten, den Eure Excellenz gestern kennen gelernt."

Der General trat zwei Schritte zurück. Er bedurfte einiger Augenblicke, um eine so rasche Folge von Neuigkeiten zu verarbeiten, und vermochte nur, ein „Oho" herauszubringen. Aber Ernst war im Zuge. „Warten ist reich", sagte er, „aus einem berühmten Hause, geschätzt von seinem König, geachtet von Allen, und — die Gräfin Ida liebt ihn! Euer Excellenz werden in ihm keinen unedelmüthigen Feind kennen gelernt haben, und ich rühme in ihm den treuesten Freund. Willigen Euer Excellenz —"

„Halten Sie ein, mein Freund!" schrie der General, „Ihre Gründe und Folgerungen kommen so rasch, daß ich nicht mitkomme. Sie und Ihr Freund scheinen von Ihrem Könige profitirt zu haben. Erst nehmen Sie das feindliche Gebiet in Beschlag, dann setzen Sie die Gründe, weshalb, auseinander und darauf machen Sie die Friedensvorschläge. Erlauben Sie aber auch, daß ich mich sieben Jahre lang gegen diese wehren darf. Was Sie von Graf Warten erzählen, glaube ich Ihnen, ja, muß es sogar zum Theil bestätigen. Aber woher wissen Sie zum Beispiel, daß meine Tochter ihn liebt?"

„Wollte Gott, ich wüßte es nicht!" dachte Ernst; aber Gründe konnte er doch nicht angeben.

„Sehen Sie", fuhr der General fort, „und das ist doch eine Hauptsache. Uebrigens danke ich Ihnen für Ihre Freimüthigkeit und brauche die Versicherung nicht hinzuzufügen, daß ich Sie wie Ihren Freund von Grund meiner Seele schätze. Aber gut Ding will Weile haben, und meine Tochter ist keine Festung, die im Sturm genommen wird. Beim Sturm geräth man leicht in — in —. Sehen Sie, das ist der Fleck, wo wir scheiterten", sagte der General, von einer unangenehmen Ideenverbindung ablenkend, auf den Lauf des Flusses deutend.

„Geräth man leicht in Gefangenschaft", ergänzte Ernst für

Digitized by Google

sich, da er fühlte, daß er noch mitten unter Klippen schiffe, an welchen er scheitern konnte. Indeß der Schritt war gethan und hatte ihn große Ueberwindung gekostet, und doch fühlte er keine Befriedigung in diesem Opfer der Freundschaft, keinen Triumph der Ueberwindung, er fühlte nur, daß sein Herz blutete und daß er sein Glück zerrissen.

Die Gräfin hatte zur Feier der Ankunft ihres Gemahls auf den heutigen Abend einen Ball veranstaltet, zu welchem außer dem benachbarten Gutsadel die Offizierkorps einiger österreichischer Regimenter geladen waren, die in der Nähe standen. Auch die Offiziere vom Regiment des Generals, und unter ihnen sein Sohn Leopold, wurden erwartet; allein da diese entfernter lagen, so rechnete man erst spät auf ihre Ankunft.

Die Versammlung war glänzend; Ernst wurde ihr nur unter seinem Namen vorgestellt.

Der Ball fing an. Die Flügelthüren öffneten sich nach einem weiten Saal, in dem ein blendendes Licht von großen Kronleuchtern herabstrahlte und eine rauschende Musik die Tänzer zum Walzer aufforderte.

Ernst trat mit der schönen Tochter des Hauses in die Reihen, und Vieler Blicke beneideten den schwarz gekleideten Unbekannten, von dem Niemand etwas Näheres wußte. Die Sicherheit seines Benehmens und der feine Anstand bewiesen, wie sehr er in der Gesellschaft zu Hause sei; aber der ernste, fast schwermüthige Ausdruck seines Gesichts zeugte zwar von Theilnahme am Fest nicht aber von Vergnügen.

„Als Sie voriges Jahr bei uns waren, tanzten Sie gern, Herr von Holm!“ sagte die junge Gräfin mit all der Munterkeit und Gutmüthigkeit, die ein Paar blaue Augen unwiderstehlich machen, „und Sie werden selbst im Felde Gelegenheit gehabt haben, es nicht ganz zu vergessen.“

Aber Ernst war zu gepreßt, als daß er hätte in den leichten Ton einstimmen können. Die freundlichen Worte der

Digitized by Google

Gräfin riefen in ihm die glücklichste Zeit seines Lebens zurück. Alle auf sie gebauten Pläne und Hoffnungen traten ihm vor die Seele, und er sollte Allem entsagen.

„Wir haben seitdem", fuhr die Gräfin fort, „sturmvolle Zeiten erlebt; möchte der Friede sie bald endigen! Aber die Erinnerung an diese an großen Begebenheiten und an schönen Charakterzügen so reiche Zeit hat immer etwas Erhabenes."

„Weil die Erinnerung überhaupt", bemerkte Ernst, „wie ein Gemälde, nur das Große, nur das Poetische der Wirklichkeit darstellt. Sie ist der Rückblick auf eine weite Landschaft, die wir durchwandert, und über der ein zauberischer Nebel ruht. Wir sehen noch die Thäler, die Auen und Wälder, durch die wir gezogen, aber nicht mehr die steilen Pfade, die zu ihnen führten, oder die Dornen, die uns auf ihnen verwundeten. Und doch kann die Erinnerung das Unglück eines Lebens ausmachen."

„Nun, Herr von Holm", scherzte Ida, „wo sind denn aber auf diesem glatten Parquet die steilen Pfade und die Dornen, von denen Sie reden? Oder erweckt die fröhliche Musik in Ihnen die Erinnerung an eine so traurige Vergangenheit?"

„An eine so glückliche, an eine zu glückliche!" seufzte Ernst für sich. „Und ist denn Vergnügen schon Glück?" sagte er laut. „Wie viele von diesen Tanzenden, deren Miene durch lange Selbstbeherrschung zu einem fortdauernden Lächeln verwandelt ist, mögen die Dornen in ihrer Brust tragen, die sie auf ihrem Wege finden. Ach, der versteckte Kummer ist eben der nagendste, der bitterste! Und glauben Sie nicht, Gräfin, daß unter einem Lächeln der Schmerz, unter bleichen Wangen das Feuer der Sehnsucht, der Hoffnung und der Liebe wohnen kann, wie die Gluth des Aetna unter Schnee brennt? daß in dem äußerlich ruhigen Busen die Stürme der Leidenschaft brausen können? daß — doch, verzeihen Sie solche Reflexionen an einem Ballabende!"

Digitized by Google

Ida betrachtete den Jüngling mit Erstaunen, aber es mischte sich seelenvolle Theilnahme in ihren Blick. Fast unwillkürlich entfuhr ihr der Ausruf: „Ich finde Sie sehr verändert!"

„Ach, ich finde Manches geändert hier," antwortete Ernst traurig; „aber ich war darauf vorbereitet."

„Wieso?" fragte Ida, „hatten Sie Nachricht von uns?"

„Sie erinnern sich, Gräfin, daß nach mir der Graf Warten hier einquartiert wurde."

„Ich glaube, ja;" antwortete Ida mit so viel Unbefangenheit, daß Ernst ganz erstaunt dastand.

„Ich glaube, ja?" wiederholte er für sich; „unbegreiflich! Gustav ist ihrer Gefühle so gewiß, und kann ein tiefes Gefühl sich zu solcher Verstellung beherrschen? Oder wäre es möglich, daß die Koketterie sich in dieses Gewand himmlischer Unschuld kleiden konnte!?" Ein Blick auf Ida ließ ihn den letzten Gedanken verwerfen. Ohnehin war es ja natürlich, daß sie über einen solchen Gegenstand mit einem Fremden nicht reden würde. Er sammelte daher all' seinen Muth und beschloß, die schwierige Aufgabe der Freundschaft zu lösen.

„Gräfin!" fuhr er fort, „Warten ist mein Freund, so sehr mein Freund, daß wir uns gegenseitig unsere innersten Gedanken entdeckt haben. Ich kenne alle seine Hoffnungen und Wünsche, selbst die theuersten." Er schwieg und fixirte die Gräfin.

„Nun?" entgegnete diese mit fragendem, aber festem Blick.

Dieses „Nun?" in einem zwar erwartungsvollen, aber vollkommen ruhigen Tone gesprochen, versteinerte Ernst, und er wurde aus seiner Erstarrung erst durch jenes verdrießliche Klatschen geweckt, welches auf Bällen so oft die lebhaftesten Unterhaltungen stört. Die Reihe des Tanzes war an Ernst, und Aller Augen richteten sich auf das saumselige Paar. Durch eine ihm selbst unbekannte Ideenverbindung stimmte die Antwort der Gräfin ihn zur berauschendsten Freude. „Sie liebt ihn nicht, sie kann ihn nicht lieben!" dachte er, umschlang

Digitized by Google

die schöne Gräfin, und mit der Leichtigkeit eines geübten Tänzers schwebte er mit ihr wie auf Wellen der rauschenden Musik die glatte Bahn des Parquets hin.

Ernst war wie umgewandelt. Fröhlichkeit, Witz und Gemüthlichkeit strömten aus lange zurückgehaltenen Schranken in seine Unterhaltung, und Ida, die ihre Gefühle zu wenig kannte, um sich Rechenschaft davon abzulegen, antwortete mit Offenheit und Vertrauen.

Ernst erzählte, wie es ihm seit ihrer Trennung ergangen, und da der Gedanke an Ida ihn nie verlassen, so war es kein Wunder, wenn alle Begebenheiten dieser Zeit sich auf sie bezogen. Das junge, reizende Mädchen hörte mit unbewußtem Entzücken zu, und ihre Blicke verriethen alle Geheimnisse ihrer Seele. Denn eben nur der Blick, welcher absichtslos ist, welcher der Seele unbewußt alle Regungen derselben auf einmal ausspricht, nur dieser hat den unbeschreiblichen Zauber, der uns entzückt, und dem wir unbedenklich trauen, wo Worte uns zweifeln machen würden. Nur die Blicke der Koketterie trügen, und bloß die Eitelkeit wird betrogen.

Mit einem Wort, als der Tanz vorbei war, wußte Ernst, daß Ida ihn liebte, ohne daß das Räthsel von Gustavs Verlobung zur Sprache gekommen; denn wer fürchtete nicht, durch eine Frage sein Glück zu zerstören? Und Ida wußte, daß sie geliebt war, ohne daß Ernst das Wort Liebe genannt. Beide waren einig, Beide glücklich.

Da klopfte der General dem Jüngling auf die Schulter. „Mein Freund", sagte er, „vergessen Sie nicht, was ich Ihnen heute Nachmittag sagte. Zeit! Zeit! Sie scheinen der Sache Ihres Freundes fast etwas zu eifrig zu dienen."

Der Abgrund öffnete sich vor Ernsts Füßen bei diesen Worten. War dies das Opfer der Freundschaft, das er bringen wollte? Benutzte er so das Vertrauen seines Freundes? Und während Jener ihm Alles zu verdanken glaubte, sollte er ihm

Digitized by Google

Alles entwenden? Ernst sah, daß er ziemlich von dem Zweck seiner Sendung abgewichen, allein er fühlte, daß das Opfer, welches er bringen sollte, seine Kräfte überstieg. Er hatte Ida entsagen können, als er glaubte, daß sie ihn nicht liebe, aber er vermochte es nicht mehr, seitdem er wußte, daß sie seine Neigung theile, und doch war Gustav sein Freund, sein wahrer Freund! Ernst verlor sich in diesem Labyrinth.

Die Gesellschaft wurde durch die Ankunft des jungen Grafen vermehrt, welcher soeben hereintrat und von Allen mit lebhafter Freude empfangen wurde. Die Familie versammelte sich um ihn, und nachdem die ersten Fragen beantwortet waren, wollte der General wissen, wie das Regiment seinen Rückzug gestern bewerkstelligt.

„Mein Vater", sagte der junge Mann mit Verlegenheit, „ich habe das Regiment seit Anfang des gestrigen Angriffs nicht mehr gesehen, ich war —". Ihm schwebte ein Geständniß auf den Lippen, welches ihm offenbar sehr peinlich war. Indeß es mußte heraus. „Hören Sie mich an", fuhr er fort. „Ich weiß, Sie werden mich tadeln; allein ehe Sie mich verdammen, hören Sie alle Umstände meines Schicksals — ich war gefangen." Der junge Graf schwieg und erwartete den lebhaften Unwillen seines Vaters. Allein der General war bei weitem nachsichtiger, als er gehofft hatte.

„Siehst Du, Leopold", sprach er, „man hat in der Kriegsgeschichte Beispiele, daß erfahrene Offiziere, ja, daß Generale — Alles kommt auf die Art an."

„Ich darf behaupten", fuhr der Sohn fort, „daß mein Angriff nicht unrühmlich war; mein Wort, in das Schloß zu dringen, habe ich gelöst, allein —"

„So habe auch ich gethan!" fiel der General ein. „Auf einer verdammten Leiter stieg ich mehrere Stockwerke hoch und drang in das Schloß ein. Indessen giebt es Fälle, wo die Uebermacht, ich meine, wo die absolute Unmöglichkeit —"

Digitized by Google

„Das war mein Fall!“ rief Leopold. „Fünfzig Gewehre umringten mich, der ich leider der Einzige war, welcher die Plattform auf der Nordseite erreicht hatte. Dennoch würde ich den Tod der Ergebung vorgezogen haben, allein mein Arm sank vor Ermattung nieder. Ich danke mein Leben einem braven preußischen Offizier, der mit Gefahr seines eigenen Lebens sich zwischen mich und die Gewehrmündungen der wüthenden Soldaten warf. Nie werde ich es ihm vergessen. Vor ein paar Stunden kündigte man mir meine Freiheit an, ohne daß ich den Grund wußte.“

„Hm!“ sagte der General, „sonderbare Uebereinstimmung! Sollte es vielleicht — kennst Du den jungen Mann in den schwarzen Kleidern, der so nachdenkend an jenem Fenster lehnt?“

„Er ist's!“ rief Leopold und eilte auf Ernst zu, ihm herzlich die Hand schüttelnd und ihn den Seinigen als Retter vorstellend. Alle dankten ihm mit Begeisterung, nur Ida konnte kein Wort hervorbringen, aber ihr Auge sprach genug, und Ernst fühlte sich mehr als belohnt.

„Also Sie haben das Schloß wirklich genommen?“ fuhr Leopold darauf zu seinem Vater fort. „In der That, es wurde gut vertheidigt!“

„Genommen?“ sagte der General mit einem verlegenen Seitenblick auf Ernst — „genommen? Wie man es nimmt. Ich war, wie gesagt, eingedrungen, auf einer Leiter, die wenigstens so lang wie Jakobs Himmelsleiter war, nur daß die Staffeln mit österreichischen Husaren besetzt waren, die ohne Flügel sämmtlich den Hals gebrochen haben müssen, als die verdammte Leiter umfiel.“

„Wie? sie fiel um?“ fragte Leopold.

„Nun ja!“ fuhr der General fort. „Sie fiel um, weil sie umgestoßen wurde!“ setzte er aus billiger Rücksicht für die Wahrheit hinzu. „Ich hatte dem Feinde unsere Verwandten entrissen, und es entspann sich nunmehr ein Kampf im Schlosse selbst, in welchem meinerseits sehr bald die ganze Munition abgefeuert

Digitized by Google

war. Indeß es blieben mir die blanken Waffen, eine im Rücken gedeckte Position und der Muth der Verzweiflung, kurz, mein Sohn, es wurde eine Konvention abgeschlossen, und somit —"

„Eine Konvention?" rief Leopold erstaunt, „die Besatzung war nicht schwach; war es möglich, daß auf einer Leiter, die noch dazu bald umgestoßen wurde, genug Mannschaft eindrang, um dem Feinde eine Konvention abzunöthigen? Wie viel Mann zählten Sie denn?"

Der General sah seufzend auf seinen Nachbar, den Augenzeugen. „Frage Du und der!" brummte er für sich. „Mein Sohn", fuhr er fort, „auch ich war allein eingedrungen."

„Allein — und die Konvention betraf Sie auch allein", fuhr der Sohn fort mit einem feinen Lächeln, welches dem Vater nicht sehr gefiel.

„Allerdings", versetzte dieser, „sie betraf nur mich; siehst Du, Leopold, ich will Dir das erklären. Wenn ein Feldherr und sein Heer oder vielmehr ein General ohne sein Heer in den Fall kommt, daß — ich meine, wenn Umstände —"

„In der That", unterbrach Ernst, „wir waren froh, uns eines gefährlichen und kühnen Feindes zu entledigen, und schlossen wirklich mit Freuden die Uebereinkunft, welche Seine Excellenz erwähnten."

Der General hätte dem preußischen Lieutenant für diese Worte in diesem Moment eine Welt geschenkt.

Es waren mehrere Pferde in den Schloßhof gesprengt. Ein preußischer Offizier als Ueberbringer einer Depesche wurde gemeldet. Die Thür flog auf und Warten trat hinein. Der Friede war geschlossen, und die Anzeige dieser heißerwünschten Begebenheit war eben angekommen, als der General mit seinem Regiment zu dem Unternehmen auf dem rechten Elb-Ufer ausgerückt war. Er empfing daher jetzt die erste Nachricht durch den Feind. Alle hörten sie mit berauschender Freude. Man umarmte sich gegenseitig wie nach langen Leiden. Dem General

Digitized by Google

aber lag ein besonderer Triumph darin, daß alle Eroberungen und Gefangennehmungen seit dem Dato der Ratifikation nichtig sein sollten, mithin seine Konvention gar nicht mehr in den siebenjährigen Krieg fiel, weil dieser damals schon beendigt war.

Die beiden Freunde hatten sich herzlich begrüßt; aber nach der ersten Freude fielen Ernst schwere Sorgen aufs Herz.

„Gustav", hub er an, „ich habe Deinetwegen mit dem General gesprochen, ich habe —"

„Nun!" rief jener, „was meinte er denn, der närrische alte Herr, zu dieser Konvention?"

„Der General", fuhr Ernst fort, „giebt einige Hoffnung, er verlangt Zeit, längere Bekanntschaft, indessen —"

„Zeit? längere Bekanntschaft?" unterbrach Gustav; „da irrt er sich. Wozu wäre das Warten nöthig? Nein, binnen vier Wochen ist Hochzeit. Höre mich nur erst an: Die Mutter hat eingewilligt, und mit Ida bin ich einig!"

„Liebster Gustav", sagte Ernst verlegen, „man ändert zuweilen seine Gesinnungen, ja selbst seine Gefühle, Gräfin Ida scheint —"

„Nun", unterbrach der Andere, „die müßte doch wankelmüthiger sein, als ihr ganzes Geschlecht, wenn —"

„Und doch ist dem so!" rief Ernst. „Gustav", fuhr er mit steigendem Affekt fort, „ich liebte Ida mit aller Tiefe meiner Seele und obwohl schweigend mit aller Leidenschaft. Ich glaubte, daß ihr Herz für Dich schlage, und beschloß, sie zu vergessen — Ida zu vergessen. Mit eigener Hand schleuderte ich den Brand in das Gebäude meiner Hoffnungen, meiner Wünsche, mit blutendem Herzen entsagte ich; allein sie liebt Dich nicht! Gustav, sie erwidert meine Gefühle, und hier verläßt mich meine Kraft. Ich konnte der Freundschaft mein Glück opfern, aber nicht meine Liebe, denn, Gustav, ich bin nur ein Mensch!"

Digitized by Google

Warten sah ihn befremdet, aber gerührt an, und indem er ihm seine Hand zeigte, sprach er: „Eben haben wir Ringe gewechselt.“

„Mit wem?“ fragte Ernst, „mit der Gräfin Ida?“

„Mit der Gräfin Ida von Eichenbach, Tochter der Gräfin Eichenbach, deren Schloß wir vertheidigt, Nichte des —“

„Nichte?“ rief der Andere in der gespanntesten Erwartung.

„Nichte des Generals Eichenbach, des Besitzers dieses Schlosses, welche —“

Aber Ernst war aufgesprungen, umarmte stürmisch seinen Freund und rief: „Ich liebe die Gräfin Ida, Tochter des Generals! Gottlob, der Mensch wird nicht mehr versucht, als er tragen kann!“

Während Graf Warten im Schloß Eichenbach im Quartier gestanden, war die Tochter des Hauses zur Pflege ihres verwundeten Bruders bei einer Verwandten in Prag. Warten hatte die Nichte kennen gelernt, welche zum Besuch bei ihrer Tante war. Diese Verhältnisse waren aber nie zur Sprache gekommen, weil Ernst jede Erörterung vermieden. Bald nach Holms Abreise nach Schloß Eichenbach hatte Gustav die Entdeckung gemacht, daß die jüngere der verschleierten Damen keine andere als Gräfin Ida sei; er hatte sich seinem Charakter gemäß gleich erklärt, und da er in jeder Rücksicht eine vortheilhafte Partie war, so überwand die alte Gräfin in dieser Ausnahme ihren Zorn gegen die ketzerischen Rebellen und willigte in die Wünsche ihrer Tochter.

Als man dem belagerten General diese Neuigkeit mittheilen wollte, fand man, daß derselbe seinen Rückzug bereits bewerkstelligt hatte. Allein die Gräfin schien darüber nicht sehr befremdet und schlug vor, da jetzt Friede sei, ihren Schwager auf Schloß Eichenbach aufzusuchen. Die beiden Nichten und die Eltern waren jetzt vereint, und während die übrige Gesellschaft sich im Ballsaal ergötzte, trug Gustav dies Mißverständniß seines Freundes der gesammten Familie vor. Es wurden verschiedene

Digitized by Google

Urtheile über seine Entsagung gefällt. Ernst selbst konnte es nicht begreifen, daß es doch Opfer gäbe, die der Freundschaft zu groß wären. Die Tochter des Hauses hingegen, obschon sie es nicht sagte, fand hier die Freundschaft etwas zu weit getrieben. Der alte General suchte vergeblich in der Kriegsgeschichte einen ähnlichen Fall aber Leopold meinte, daß die Selbstverleugnung Grenzen finde, über die hinaus sie in Unnatur und Verzerrung überginge.

Es wurden in dieser Versammlung noch mancherlei Meinungen geäußert, Bitten vorgetragen, Umstände erörtert und von Seiner Excellenz mit militärischen Beispielen belegt. Es genügt indeß, zu sagen, daß der österreichische General bei der Abendtafel den Gästen die Verlobung seiner Tochter und Nichte mit zwei preußischen Offizieren anzeigte.

Die Hochzeit beider Freunde wurden an einem Tage auf Schloß Eichenbach gefeiert. Der alte Ferdinand hatte die Thore der gastlichen Halle weit aufgesperrt und zeigte mit geheimem Stolz den Landleuten die schöne, reich geschmückte Tochter seines Herrn am Arm des hohen jungen Mannes in blauer Uniform und ihre nicht weniger reizende Base mit dem überglücklichen Warten.

„Der heilige Calvarius segne sie!“ rief eine unterthänige Stimme aus der Menge: „aber jetzt weiß man vollends nicht, von welcher Partei sie alle sind!“ Man vermuthete, daß die Stimme dem redlichen Schulmeister und Fährmann gehörte.

Unter den Zuschauern der Trauung in der Schloßkapelle entdeckte Leopold auch einen Mann, der den Arm in einer Binde, einen Krückstock in der Hand und unzählige Pflaster im Gesicht und an den Händen trug. In dieser Folie erkannte er dennoch sogleich seinen Freund, den Feldwebel Thomas, dessen Bekanntschaft er auf der Mauer gemacht, und der sich jetzt ehrerbietig und mühsam vor ihm verbeugte, „Wahrhaftig, Alter!“ rief Leopold, indem er ihm freundlich die Hand schüttelte, „ich werde

Digitized by Google

Euch meinem Schwager als Schloßvogt vorschlagen, und es wird kein Feind so leicht hineinkommen!“

Was den General betraf, so wunderte sich dieser, wie die Tochter und Nichte eines Kaiserlichen Generals so glücklich an zwei preußische Offiziere verheirathet sein könnten. „Sieh Leopold“, sagte er zu seinem Sohne, „ich will Dir das erklären.“ Aber er behielt sich seine Erklärung vor, bis ein kleines Heer von Enkeln sie unnöthig machte.

Digitized by Google

Tagebuch der Reise nach Konstantinopel.

—•••—

Das Tagebuch beginnt „Wien, den 11. Oktober 1835" und berichtet zunächst in Stichworten, daß der Verfasser am 12. Juli Berlin verlassen und von Frankfurt aus eine Dienstreise über Guben und Muskau mit längerem Aufenthalt in Görlitz gemacht hat. Mit welcher Freudigkeit, mit wie offenherzigem Verlangen, die Eindrücke der Fremde in sich aufzunehmen, er diese Reise begonnen hat, davon geben seine Skizzenbücher reichlich Zeugniß ab, aus denen wir auserwählte Zeichnungen dem Tagebuch einfügen. Am 15. war Versammlung des großen Generalstabes in Schweidnitz, die Generalstabsreise führte über Reichenbach und Münsterberg. Dann folgten vom 1. September ab die großen Manöver bei Liegnitz, während Moltke zusammen mit dem Major v. Brandt, dem späteren General der Infanterie und bekannten Schriftsteller, zur Dienstleistung bei den Prinzen von Holstein-Glücksburg kommandirt war. Am 12. September traf er bei Kalisch ein und wohnte der großen Revue der aufs Engste verbündeten russischen und preußischen Truppen bei. Sodann ging er nach Breslau, wo er am 22. September die Nachricht erhielt, daß der Urlaub nach der Türkei bewilligt, aber das halbe Gehalt gestrichen sei.*) Trotzdem beschloß er zu reisen, und zwar in Gesellschaft des Premierlieutenants v. Berg vom 1. Garde-Regiment z. F. Ende September machte er noch einen Abschiedsbesuch beim Grafen Kospoth in Briese**) und trat dann von Breslau

*) Danach ist die Anmerkung Band IV Seite 82 richtig zu stellen, die von einem Kommando nach Konstantinopel spricht und damit weniger die Veranlassung als den Verlauf seines Aufenthalts im Orient bezeichnen wollte. H.

**) Herr Oberst v. Schimpff, Kommandeur des 1. Königlich Sächsischen Ulanen-Regiments und Enkel der Gräfin Kospoth, hat die Güte gehabt, nach Erscheinen des IV. Bandes das Bild der Schloßherrin, das der Feldmarschall während seines Aufenthaltes in Briese als Topograph (IV, S. 27) gezeichnet hat, zur Verfügung zu stellen. H.

Digitized by Google

aus am 5. Oktober seine Reise mit der Schnellpost nach Wien an. Er berührte dabei Ohlau, Cosel, Troppau, Olmütz und Brünn und traf am 10. Oktober früh in Wien ein.

Das Tagebuch reicht bis zum 20. Januar 1836. Die hier gegebenen Abschnitte brechen aber bereits mit dem 8. November ab, weil der weiter folgende Inhalt, die Reise von Bukarest nach Konstantinopel und die erste Zeit des dortigen Aufenthalts, entweder wörtlich in den „Briefen über Zustände und Begebenheiten in der Türkei" wiedergegeben ist oder nur kurze, aphoristische Notizen enthält, die sich zudem der Mehrzahl nach auf den damaligen Zustand der türkischen Armee beziehen, also Interesse nicht mehr beanspruchen können.

Früh den 10. Oktober trafen wir in Wien ein. Der alte Stephan war noch in Dunkel gehüllt; wir stiegen im goldenen Lamm ab und legten uns sogleich schlafen. Der erste Gang war nach dem Stephan. Das Gebäude kommt mir ungleich schöner vor, als der Straßburger Münster. Das Innere macht einen großen Eindruck. Ein dunkelbrauner Ton ist über das Ganze ausgegossen und macht, daß trotz der vielen Denkmäler, Fahnen, Altäre, Bilder und Lampen keine Einzelheiten allzu störend hervortreten. Der Stephan ist für den Fremden unschätzbar. Man geht in Wien durch ebensoviel Höfe und Thorwege als Straßen. Die Häuser sind hoch, die Gassen eng und voll Menschen, ohne Trottoir, und der Rinnstein in der Mitte. Dabei fährt kein Wagen anders als im stärksten Trabe, den man in den breiten, öden Berliner Straßen für polizeiwidrig schnell erklären würde. Alle Augenblicke ertönt das gedehnte „ioh!" der Fiaker dicht hinter dem Fußgänger, und gleich darauf schießt ganz dicht an der Häuserreihe ein auf dem schönen Pflaster fast geräuschloses Fuhrwerk dahin. Ich habe immer noch mehr Angst ausgestanden, Leute überzufahren, als übergefahren zu werden. — Dabei nun nehmen die wirklich prachtvollen Läden die Aufmerksamkeit der Fußgänger in Anspruch, und bald

Digitized by Google

Görlitz. Das Rathhaus am Untermarkt

[illegible]

Digitized by Google

Wurzkirche in Schweidnitz

gez. am 18. Aug 1835 v. Helmuth von Moltke

Digitized by Google

Gräfin Julie von Kospoth
geb von Poser und Nadlitz
gez v Helmuth von Moltke.

Digitized by Google

ist man ganz desorientirt. Aber du darfst an der nächsten Straßenecke nur in die Höhe blicken, so zeigt der Stephan dir mit seiner hohen Spitze den rechten Weg oder winkt dich zu sich, um die Wanderschaft von einem Bekannten aus aufs Neue zu versuchen.

Wir bestiegen den Stephan. Wer nicht schwindlig ist, kann sich aus den obersten Oeffnungen des spitzen Sandsteinkegels hinaus auf die letzten Knäufe der Spitze legen und hat dann eine freie Umsicht, die der Thurm sonst nirgend, auch nicht auf Starhembergs Sitz, gewährt. Der Sömmering und der Schneeberg waren schon mit Schnee bedeckt. Herrlich ist der Anblick der schönen großen Stadt und des Kahlengebirgs. — Abends im Burgtheater: Faust; sehr gute Vorstellung, aber nicht nur sehr abgekürzt, sondern auch der Text oft geändert. Gleich anfangs:

Habe nun, ach, Philosophie,
Juristerei und Medizin
und endlich auch Theologie u. s. w.

14. Oktober. Wien ist schon deshalb schöner als Berlin, weil es krumme Straßen hat. Krumme Straßen sind stets schöner als gerade. In jenen sieht man doch immer einige Häuser in Front, in diesen alle in der ungünstigsten Verkürzung. Die längste gerade Straße in der Welt ist vielleicht die Friedrichstraße in Berlin, aber wieviel schöner ist der Blick auf die Zeil in Frankfurt, die Strada Balbi und Novissima in Genua, den breiten Weg in Magdeburg, die Herrenstraße in Wien. Solche von rechtwinkligen Straßen durchschnittenen Städte sind von dem Willen eines Mächtigen hervorgerufen, nach seiner Laune uniformirt. In den Städten, welche eine geschichtliche Vorzeit haben, zeichnete das Bedürfniß den Grundriß. Der Hafen, der Strom, der Berg, auf welchem eine Feste lag, die Heerstraße gaben das Gesetz. Sie mögen eng, finster, unbequem sein, aber sie reden zum Gemüth. Am unerfreulichsten sind die Kopien im Kleinen von Berlin, wie Neu-Ruppin, Mannheim oder gar Karlsruhe, wo

Digitized by Google

alle Häuser schiefe Winkel bilden mußten, damit man vom Schlosse durch die öden Gassen sehen kann. Die Straßen Berlins mögen bequem, gesund, zweckmäßig sein, aber schön sind sie nicht, weil gerade.

Pest, den 20. Oktober. Am Sonntag, den 18. früh, begaben wir uns nach dem Yachtschiff, welches uns nach Preßburg führen sollte. Ich erreichte das Fahrzeug, als man im Begriff war, vom Ufer zu stoßen. Unglücklicherweise hielt ich es zurück, bis unsere Sachen angekommen waren. Die Gesellschaft bestand aus 12 Personen, Engländer waren dabei, wie sich von selbst versteht; sie sind wie das Salz in den Speisen, obschon sie nicht immer die Würze der Gesellschaft ausmachen. Wie die Juden in allen Ländern wohnen, so reisen sie in allen Ländern. — Ganz erfreulich ließen wir uns unter der Kettenbrücke fort den Prater entlang in den Hauptstrom der Donau hineinspülen; zwar wurden wir ein paar Male ans Ufer geworfen, wir achteten aber nicht darauf. Aber die Freude hatte schnell ein Ende. Der Wind nahm zu, und bald saßen wir zwei Meilen unterhalb Wiens ganz fest. Der Schiffsmeister war der außerordentlichste Esel, den ich je gesehen, und die Schiffsequipage bestand aus einem Knecht und einem Wiener Straßenjungen.

Nachdem wir mehrere Stunden gewindfeiert und Kälte und Hunger erduldet hatten, holte man zwei Leute aus dem nächsten Dorf; aber alle Anstrengungen, flott zu werden, waren vergebens, der Wind warf uns wieder ans Land. Es war 3 Uhr, wir hätten längst in Preßburg sein können. Wir mußten uns endlich entschließen, das Fahrzeug zu verlassen, nahmen unsere Mantelsäcke auf die Schultern und wateten bei dichtem Regen durch die Auen nach dem nächsten Bauerndorfe, von dem wir aber durch zwei kleine Arme der Donau getrennt waren. Hungrig, müde, durchnäßt kamen wir an, tranken ein Seidel Wein und fuhren bei Sturm und einer wenig erfreulichen Mischung von Regen und Schnee auf einem Leiterwagen nach

Digitized by Google

der nächsten Station, wo wir sehr schlechte offene Extrapostwagen theuer bezahlten und Abends 11 Uhr halb erstarrt, aber doch bei gutem Muth in Preßburg eintrafen. Mais aussi qu'allions nous faire dans cette galère.

Nach wenig Stunden Ruhe ging es den 19. um 5 Uhr schon nach dem Dampfschiffe. Wir fanden die Söhne Albions, sonst Niemand von unserer gestrigen Gesellschaft. Gott weiß, was aus ihnen geworden war; einer hatte die Reise bis Pest vorausbezahlt. Die „Pannonia" ist ein kleines Schiff mit 36 Pferdekraft, gut und bequem eingerichtet, die Restauration ist empfehlenswerth, die Preise billig. Das Getümmel und die Verwirrung in der Dunkelheit beim Einschiffen der Sachen war groß. Sobald es zu tagen anfing, ging es ab. Man konnte nur die Umrisse des Preßburger Schlosses erkennen, welche in der That die eines großen viereckigen Galgens sind. Bald wurden die Ufer ganz flach, mit Weiden und Pappeln bewachsen und äußerst einförmig, dabei regnete es und war sehr kalt. Man mußte eine Tour wie die gestrige gemacht haben, um den Komfort einer Reise mit dem Dampfschiffe gehörig zu würdigen. Gemächlich streckte ich mich auf ein Kanapee und rührte nicht einen Finger. Es wurde geplaudert und der deutsche Zollverband auch hier abgehandelt. Die Ungarn mit schwarzen Augen und Bärten spielten Whist oder schlenderten, in große Bundas gehüllt, umher, die Engländer hockten zusammen und spielten Schach.

Als es dunkel wurde, ging ich in die Kajüte und spielte Schach. Um 7½ Uhr waren wir in Pest. Es war ganz finster, stürmisch und regnerisch, man sah nichts als die Lichter zu beiden Seiten des Stromes. Ohne irgend ein Hinderniß hatten wir in 14 Stunden eine Strecke zurückgelegt, die zu Lande 14 Posten, auf dem Stromwege 36 bis 40 Meilen beträgt.

Pest, den 21. Oktober. Gestern früh, nachdem ein treffliches Bett, Matratze und seidene Decke, mich ganz restaurirt

Digitized by Google

und ich die Sachen auf dem Dampfschiffe in Empfang genommen hatte, gingen wir in die Stadt, wo ich chemin faisant eine große Menge schöner Weintrauben verzehrte. Ein prachtvoller Anblick entfaltet sich, wenn man auf dem linken Donauquai, dem Blocksberg gegenüber, den Strom aufwärts blickt. Zur Linken liegen die höchst malerischen Formen des Blocksberges aus Kalktuff, von einer Sternwarte gekrönt. Gegen die Donau fällt der Fels, seltsam zerklüftet, fast senkrecht herab und läßt nur gerade für die Straße und die Häuser, welche sie begleiten, Raum. Den nördlichen Abhang bedeckt die alte volkreiche Raizenstadt mit den kleinen weißen Häusern und schwarzen Dächern. Weiter stromaufwärts erhebt sich auf einem steilen, aber niedrigeren Felsen die alte Festung Buda, hoch überragt von dem prachtvollen Schloffe des Erzherzogs Palatinus, welches Karl VI. an der Stelle der alten Burg des Matthias Corvinus erbauen ließ. Der felsige Abhang gegen die Donau ist von Terrassen mit Gärten unterbrochen. Weiter den majestätischen Strom aufwärts und weit hinauf ziehen sich die Häuser der Vorstädte mit weißen Thürmen, die sich herrlich an dem dunklen Hintergrunde der mit Weingärten bedeckten Berge abzeichnen. Hier reift der köstliche Ofener. Mitten im Strome schwimmen die mit hohen Bäumen bedeckten Margareten- oder Palatin-Inseln. Zur Rechten nun entfaltet Pest längs der Donau die schönsten Paläste seiner Magnaten, das Kasino, das Theater, das Donaubad, eine überraschend prächtige Façade. Endlich reichen sich beide Schwesterstädte die Hand über den Fluß hinüber. Eine 700 Ellen lange Schiffbrücke auf 42 Pontons verbindet 30 000 Einwohner auf dem rechten mit 70 000 auf dem linken Ufer. Ofen, die alte Residenz, liegt in einer reizenden Umgebung, ist aber öde im Innern; Pest in völlig ebener, reizloser Gegend, aber voll Leben und regem Treiben. Das Ganze bildet ein so schönes Gemälde, wie wohl nur wenig Städte der Welt.

Digitized by Google

Abends im Theater. Das Gebäude iſt ſehr groß, die Bühne 51 Fuß breit. Geſchloſſene Logen nach italieniſchem Muſter, finſter, kalt, unakuſtiſch, aber ſehr beſucht. Das Publikum gehört, wie es ſcheint, zu den dankbarſten. Eine ſehr ſchlechte Tänzerin trat auf. Da ich ſo ſtand, daß ich in die Couliſſe ſehen konnte, überraſchte es mich, zu ſehen, wie ſie unmittelbar vor ihrem Auftreten mit einem Entrechât das Zeichen des Kreuzes machte. Dies pantomimiſche Gebet möchte in Worte überſetzt ſich ſeltſam ausnehmen.

Ofen war ſchon bei den Römern bekannt wegen ſeiner warmen Quellen, und die Türken, welche die Neigung für das Bad mit ihnen theilen, haben ſie in gutem Stande erhalten. Das ſogenannte Brückbad am Fuße des Blocksberges enthält eine ſchöne Rotunde, auf acht Pfeilern ruhend und über ein großes Baſſin gewölbt, in welches das Waſſer mit etwa 30 Grad Réaumur hineinſprudelt. Hier badeten Männer, Frauen, Mädchen und Kinder, alles durcheinander. Es fällt aber nur ein Dämmerlicht durch einige kleine Oeffnungen im Gewölbe, und der Dampf des Waſſers zieht einen decenten Schleier über das Ganze. Ich ließ mir ein ſogenanntes Extrabad anweiſen, ein Baſſin von etwa 10 Schritt im Geviert. Es war bis an den Rand mit dem klarſten Waſſer von köſtlicher Wärme gefüllt. Steinerne breite Stufen führten von allen Seiten hinein. Nie habe ich ein behaglicheres Bad genommen. — Beim Kaiſerbad liegt ein Teich, in welchem das warme Waſſer mit blühendem Lotos ganz bedeckt iſt. Die Räder der nahen Mühlen dampfen von dem Waſſer, welches ſie treibt.

Seit dem Untergange Polens giebt es in Europa nur noch in Ungarn reine Adelsherrſchaft. In England beſteht die Ariſtokratie der Geburt neben der des Reichthums. Die letztere iſt in der Regel an die erſte geknüpft, ſie verleiht aber auch an ſich politiſche Rechte, und endlich iſt der Ariſtokratie des Verdienſtes und Talentes eine Laufbahn eröffnet. In Ungarn

Digitized by Google

giebt nur allein die Geburt Rechte. Niemand als der Edelmann hat eine politische Stellung, nur er hat das ausschließliche Recht des Grundbesitzes und der Volksrepräsentation und ist von allen direkten Steuern befreit. Der ungarische Adel ist in der That ursprünglich die ganze ungarische Nation, dasselbe Volk, welches vor 900 Jahren aus Asien hervorging und durch Waffengewalt, damals das einzige Völkerrecht, sich das Land erkämpfte. Nicht freie Männer und ihresgleichen unterjochten und zwangen sie zur Dienstbarkeit. Die Völker Pannoniens lebten längst in Knechtschaft und hatten durch 500 Jahre, wo ihre Heimath die Brücke der Völkerwanderung ausmachte, nur Herren gegen Herren gewechselt. Der ungarische Adel hatte das Land nicht nur selbst mit dem Säbel erkämpft, er vertheidigte es auch selbst mit dem Säbel, und so ist seine heutige Stellung, so schroff sie auch gegen die anderen Klassen erscheinen mag, in ihrem Ursprunge rechtlich genug begründet, und man kann sie durchaus nicht mit dem Maße anderer Völker messen. Aber wie verhält es sich nun mit einem Recht, welches aus dem Zeitalter des Unterganges des römischen Reiches in das Zeitalter der Dampfschiffe, Kreditvereine, der Landwehrpflicht, der Spinnmaschinen und Schnellpresse, der Konstitutionen und Reformen hineinragt?

Die Extreme der Gütervertheilung finden sich bei dem ungarischen Adel unserer Tage. Einige seiner Mitglieder sind sehr reich, vielleicht die reichsten in Europa. Man rechnet, daß zehn ungarische Familien ein Sechstel des ganzen Landes, d. h. an 1000 Quadratmeilen, besitzen. Der bei weitem größere Theil ist dagegen äußerst arm. Boes koros memessey ist die auf gar viele anwendbare Benennung derer, welche nicht im Stande sind, sich Stiefel anzuschaffen. Die eigenen Schriftsteller der Ungarn reden nicht viel zum Lobe dieses kleinen Adels, sie bezeichnen ihn als roh, übermüthig, träge und gestehen, daß mindestens die Hälfte weder lesen noch schreiben kann. Und doch sind es diese

Digitized by Google

Männer allein, in deren Hände die Wahlen der Magistrate und Munizipalbeamten und die Verwaltung des Landes selbst, sowie die Bewilligung von Steuern gelegt sind, zu denen sie freilich nicht beisteuern. Aber noch mehr, durch die Einführung eines stehenden Heeres hat der Adel die Waffen aus der Hand gelegt, eine Niederlage, die vielleicht größer als die bei Mohácz ist. Die Armee wird aus dem Bauernstande rekrutirt, und der Bauernstand muß sie auch erhalten, ebenso wie der Bauer die Chausseen baut und ganz allein Mauth bezahlt.*)

Das Aufsitzen aller Edelleute ist dadurch äußerst selten geworden. Zwar wurde es gerade in den stürmischen Zeiten dieses Jahrhunderts versucht, aber drei Mal kam die Insurrektion erst zu Stande, als der Friede geschlossen oder wenigstens der Krieg entschieden war, das vierte Mal leistete sie nichts Höheres als das Gefecht bei Raab, welches nicht zu den hartnäckigsten dieser Periode gehört. Ueberdies weigerte der Adel sich, außerhalb der ungarischen Grenze zu fechten. Somit ist in der That der eigentliche Staatszweck von fast einem Zehntel der Nation, auf welches doch alle Rechte der Nation gehäuft sind, sehr zweifelhaft geworden.

Zur Zeit, da Ungarn mit der Schlacht von Mohácz die Blüthe seines Adels und seinen letzten König verlor, befand es sich wie eine bedrängte Jungfrau in dem Falle, einen ungern gesehenen Freier zu erhören oder von seinen Feinden mit Gewalt entführt zu werden. Halb widerstrebend ergab es sich an Oesterreich, aber die Ehe war von Anfang an nicht glücklich. Das Mißtrauen war gegenseitig, viel gab es des häuslichen Zwistes und nicht bei Worten und Beschwerden blieb es, sondern

*) Auf der Brücke in Pest zahlt jeder anständig Gekleidete nicht, dagegen jeder Bauer; vielleicht gehörte sich gerade das Gegentheil. Man geht damit um, eine steinerne Brücke zu bauen, zu der das Material an der Hand liegt; es handelt sich aber darum, ob der Adel sich zum Brückenzoll verstehen will.

Digitized by Google

gewaltsamer Hader und Blutvergießen untergruben das ganze Verhältniß. So arg wurde der Unfriede, daß Ungarn allen Ernstes bedacht war, die Verbindung ganz aufzulösen und sich lieber dem Großherrn zu Konstantinopel in die Arme zu werfen. Vielleicht auch sah Oesterreich nicht ungern die Ungläubigen in einem Theile des eigenen Hauses walten, um nur die unruhige und nicht zu zähmende Ehehälfte zu Boden zu halten. — Wenn nun gleich in späteren Zeiten ein Mantel über das Verhältniß geworfen und der innere Unfriede dem Blicke der Welt nicht mehr bloßgestellt ist, so dauert doch der geheime Groll fort. Mit Widerstreben nur steuert die mißvergnügte Hungaria zu den Ausgaben des gemeinsamen Hausstandes bei, sie dringt auf gänzliche Vermögenstrennung und will sich auf keine Weise bequemen, die Sprache ihres Gemahls zu reden. Vor Allem aber beharrt sie in stolzer, schmollender Zurückhaltung, sagt am liebsten zu allen Vorschlägen Nein, aus Furcht, von ihren angestammten Rechten etwas zu vergeben, und hält ihr Geld lieber nutzlos verschlossen, als es in Unternehmungen anzulegen, deren Gedeihen von willkürlichen Gesetzen abhängig sein würde.

Auffallend ist gewiß dieser hundertjährige Hader zwischen einem hochherzigen Volk und einer Reihe von Regenten, in denen Oesterreich seine Wohlthäter ehrt, die sämmtlich von musterhafter Biederkeit und von denen einige mit ausgezeichneten Herrschertalenten begabt waren. Wie viele Umstände auch dabei ihren Einfluß ausüben mochten, die Hauptsache bleibt wohl, daß die österreichische Regierung dringend wünschen mußte, ja unabweislich genöthigt war, auf Umformungen im Innern Ungarns zu dringen, welche zu verhindern die bevorrechtigte Klasse dort die Macht sowohl als das Interesse hat. Dessen ungeachtet findet die Regierung kein Gegengewicht in der Nation selbst. Wenn zum Bestehen eines Handels überhaupt Industrie, Straßen, Posten, Kreditwesen, Häfen, Magazine und Sicherheit erforder-

Digitized by Google

lich sind, so ist zur Zeit noch von allem diesen in Ungarn Nichts vorhanden. Eine einzige Bahn ist durch diese weiten Ebenen, Sümpfe und Wälder gebrochen; es ist die unlängst entstandene Dampfschifffahrt auf der Donau.

Ungarn, welches man mit Recht Europa im Kleinen genannt hat, erzeugt, mit Ausnahme von Kolonialwaaren, das Material zu allen europäischen Bedürfnissen, es verarbeitet aber keinen dieser Stoffe. Es zahlt Oesterreich Ausfuhrzoll für die rohen Erzeugnisse seines Bodens, die dorthin gehen, bezahlt dem deutschen Fabrikanten nicht nur seine Arbeit, sondern auch den Einfuhrzoll von Oesterreich, den dieses auslegt, und einen neuen Einfuhrzoll in Ungarn und kauft so für vieles Geld die Fabrikate aus Stoffen, die es selbst für ein Geringes hergab. Giebt es wohl noch eine dringendere Aufforderung zur eigenen Industrie?

Ein Mittelstand ist in Ungarn gar nicht vorhanden, und wie wenig der Bauer in seiner Abhängigkeit im Stande ist, die Maßregeln der Regierung oder ihre Zwecke zu würdigen, läßt sich leicht ermessen.

Es ist ein eigenes Verhängniß, daß gerade in einer Zeit, wo man die ganze Gefahr der Reformen so tief empfindet, doch so viel Völker auf Reformen unwiderstehlich hingewiesen werden. Ungarn ist in diesem Falle. Viele seiner Großen bieten die Hand, und selbst der kleine, sogenannte zweite Adel ist zu Opfern bereit, besonders wenn sie unter anderem Namen als Steuerpflicht, Gleichstellung u. s. w. gefordert werden. Die Anregung ist allgemein, aber noch wenig geschehen. Nirgends offenbart sich ein Anfang nationaler Regsamkeit mehr als in dem Aufblühen und Wachsthum von Pest.

Ungarns Schicksal war stets, die Scheide zwischen Civilisation und Barbarei zu sein. Wieviel Völkerfluthen ergossen sich nicht über diese Ebenen gegen die lange Zeit widerstehende Roma. Als das große Reich der Cäsaren zu Grunde ging, fiel Panno-

Digitized by Google

nien dem noch größeren der Kalifen anheim, aber auch da war es Grenzland, auf welchem der blutige Kampf des Islam gegen das Christenthum gefochten und endlich zum Stillstande gebracht wurde, und noch heute unterliegt das wiederhergestellte Ungarn dem überwiegenden Einflusse deutscher Gesittung.*) Von allen diesen Zuständen sind materielle Spuren geblieben. Die ungarische Sprache ist eine Mischung aus fast allen Grundsprachen der alten Welt, aber in der Hauptstadt selbst ist sie von der deutschen beinahe verdrängt. Selbst der gemeine Mann in Pest spricht deutsch. Dort badet heute der Magyar in den heißen Quellen, welche schon die Römer faßten, und über welche die Türken ihre Kuppeln wölbten. Das Grab eines gefeierten Derwisches steht unverletzt dem heiligen Stephan gegenüber, und die Kirche der Elisabethiner ist auf dem Grunde einer Hauptmoschee errichtet. Noch jetzt besteht die Römerstraße, bis in das Tolnaer Komitat führend, und noch heute bildet sie die Hauptverbindung dieser Gegenden. Jede Ueberschwemmung der Donau spült römische Alterthümer aus am Fuße eben der Hügel, auf denen türkische Wachthürme ragen und auf welchen der Magyar die Reben pflanzt, die Kaiser Probus pflanzte und Attila verschonte, und an welchen heute das Dampfschiff vorüberbraust. Noch heute trägt der Landmann den groben, weißen, weiten Mantel, die rohen Sandalen, in welchen der Dacier auf der Trajanssäule abgebildet ist, das weite faltenreiche Beinkleid des Türken, den breiten Hut, der ihm eigen, und zeigt die braune Gesichtsfarbe, die seine Vorfahren aus einer unbekannten asiatischen Heimath mitbrachten. Die Festung Ofen, welche in 300 Jahren zwanzig Belagerungen aushielt, ist noch ganz in demselben Zustande, wie sie der Herzog von Lothringen 1686

*) Ungarn hat die fiskalische Verwaltung Roms, die Pest unter den Türken und den Bürgerkrieg unter Oesterreich erduldet. Hier kämpfte die Phalanx gegen die skythischen Reiterschaaren, der Spahi gegen den christlichen Ritter.

Digitized by Google

den Türken entriß, welche anderthalb Jahrhunderte ihr Wasser aus jenen rothmarmornen Cisternen schöpften, neben denen jetzt ein Regiment Italiener die Wache besetzt. Welcher Umschwung der Dinge: Italiener! Die Enkel derselben Römer, welche auf diesem Grund und Boden ihre Kolonie Acincum gründeten.

So sind der Andenken genug an jede der Perioden, die hier tiefe blutige Spuren zurückließen. Aber welche Mischung auch von Völkerschaften, Religionen, Sitten und Sprachen, welcher Widerspruch in der Lebensweise des Slaven und Magyaren mit der des Deutschen, des Wallachen, Juden, Zigeuners. Wir sehen den katholischen und den griechischen Kultus getrennt, den protestantischen Glauben gesondert, die Synagoge der Kirche und der Moschee gegenüber. Der Vortheil des Volkes tritt in Widerspruch mit dem des Adels, und die Wünsche der Magnaten trennen sich wieder von denen der kleinen Edelleute. Und in der obersten Leitung selbst, wie verschieden ist das Interesse der Erbländer Oesterreichs von dem des ungarischen Königreichs. Soviel streitende Elemente in Einklang zu bringen, soviel Hemmnisse zu beseitigen und alle diese Widersprüche auszugleichen, das ist die Riesenarbeit, welche man der Ständeversammlung in Preßburg zugedacht hat.

24. Oktober. Der „Franz I." ist ein großes Schiff mit einer kleinen Maschine. Er hat 150 Fuß Länge und ist viel breiter, als irgend ein Rheinfahrzeug. Die Maschine hat jedoch nur 60 Pferdekraft. Wir fahren also mit 24 Pferden mehr als die „Pannonia", aber diese ist kleiner, geht nicht so tief und ist hübscher eingerichtet. Unser Kapitän ist ein Rheinländer, der Maschinenmeister ein Engländer, der Koch ein Italiener, der Steuermann ein Ungar und die Bedienung sind Schweine. Schon die Küche auf dem Verdeck ist höchst widrig. Es befinden sich auf dem Schiffe zwei Amerikaner, mehrere Serben, ein Schweizer, ein römischer Mönch, ein preußischer Gardeoffizier, ein macedonischer Grieche und Kaufleute aus Hamburg und Bukarest.

Digitized by Google

Die Fahrt von Pest ist sehr einförmig, das rechte Ufer, meist flach, zeigt an einzelnen Stellen senkrecht abgespülte Sand- und Lehmwände, das linke ist überall völlig eben und nirgends durch den kleinsten Hügel unterbrochen. Die Inseln und flachen Ufer sind mit Weißpappeln und Weiden bestanden, welche hier sehr schön werden, seltener kommen Eichen vor. Zwischen den Bäumen weiden große Heerden von Vieh, alle ohne Ausnahme mit großen starken Hörnern. Selten erblickt man eine Ortschaft am Ufer, die dann mit reinlich abgeweißten kleinen Häusern und einer stattlichen Kirche mit schlankem Thurm prangt. Die Mühlen liegen dutzendweise am Ufer.

Vom Einfluß der Vuka an begleiten steile, zum Theil nicht unbeträchtliche Höhen das rechte Ufer des Stromes; Weinberge, welche den trefflichsten Wein erzeugen, bedecken weit und breit die Höhen. Gegen Peterwardein wurde die Gegend sehr schön. Die Festung liegt äußerst malerisch; die obere Festung auf einem Felsen von Serpentinstein enthält die Kasernen und einen Brunnen, in welchem man bis an die Donau hinabsteigen kann. Unten am Fuße des Berges, fast ganz umschlossen von der Donau, liegt die Stadt. Sie ist mit einem Luxus von Werken umgeben, das ungarische Gibraltar.

Dem Einfluß der Theiß gegenüber erheben sich einige schöne, vom Wasser ausgespülte Kalktufffelsen. Von hier an bis Belgrad ist das rechte Ufer ununterbrochen eine 40 bis 50 Fuß hohe, fast überall senkrechte, meist felsige Wand, durch welche nur hin und wieder tief eingerissene Schluchten an den Strom herabführen. Mehrere Meilen weit finden sich an dieser Wand zwei parallele, ganz horizontale dunkle Striche, welche eine zweifache dauernde Periode früheren Wasserstandes anzuzeigen scheinen. Sie sind um 15 und 30 Fuß über den jetzigen Stand erhaben. Man behauptet, daß die ganze sumpfige Gegend, in welcher jetzt die Temes fließt, ein großer See gewesen und durch eine Erweiterung des Abflusses am eisernen Thor trocken gelegt sei.

Digitized by Google

Belgrad bietet bei weitem nicht den schönen Anblick wie Peterwardein, mit welchem Ort es in der Lage sehr viel Aehnlichkeit hat. Zur Rechten erblickt man Semlin, einen unansehnlichen Ort, niedrig gelegen, mit Pallisaden umgeben, weil es traktatmäßig keine Mauern haben darf. Etwas weiterhin, jenseits der Sau, erhebt sich auf einer Anhöhe die eigentliche Festung Belgrad, die weiße Stadt. Die von den Oesterreichern früher erbauten Magazine, die Wohnung des Pascha mit weit vorspringendem Dach und einige Häuser und Thürme erheben sich über die Mauer. Am Fuße der Festung nahe an der Donau ragt der Seufzerthurm, ne boje sie (fürchte dich nicht), ein altes achteckiges Gebäude, in welchem der Greuelthaten viele verübt sein sollen. Im Hintergrunde erhebt sich der Avala-Berg, mons aureus. Erst wenn man an der Festung vorübergefahren ist, erblickt man eine dichte Masse sehr kleiner unansehnlicher Häuser, von zehn bis zwölf äußerst dünnen Minarets und einigen Kuppeln überragt. Das linke Ufer der banater Militärgrenze bleibt gleich einförmig und ganz eben. Welchen elenden Anblick gewährt das serbische Ufer! So schlechte Menschenwohnungen findet man kaum in Polen, und die märkischen Bauernhäuser, weit schlechter als die ungarischen, sind Paläste gegen diese Hütten. Sie sind sehr klein, von Lehm, mit Strohdächern, einer Thür und einem Fenster, und liegen anscheinend ohne Regel durcheinander. Wege bemerkt man gar nicht, und ganz dicht um die Dörfer herum ist eine förmliche Wildniß von niedrigem Gebüsch. Nur kleine Fleckchen Land sind mit Kukuruz bestellt, gerade nur so viel, wie jede Familie braucht, um nicht zu verhungern. Der Weinbau hat fast ganz aufgehört.

25. Oktober. Wir waren die Nacht bei Semlin geblieben und hatten unser Empfehlungsschreiben an den Feldmarschall-Lieutenant v. Voit abgegeben, von dem wir, da das Schiff den anderen Morgen früh abging, keinen weiteren Nutzen hatten. Es war noch halb dunkel, als wir an Belgrad vor-

Digitized by Google

überfuhren. In Semlin halfen wir uns mit Italienisch. Es steht dort ein italienisches Regiment, doch sprechen die meisten Einwohner auch hier deutsch oder vielmehr österreichisch.

Bei Palanka wird endlich auch das banatische Ufer gebirgig. Bald unterhalb Moldava treten plötzlich bedeutend hohe Berge mit jähen zerklüfteten Felswänden hart an den Fluß, den sie hier auf 360 Schritt verengen. Wenn man bedenkt, welche Wassermassen diesem Strom noch unlängst die Drau, Theiß, die Sau und Morava zugeführt haben, so kann man schon auf eine bedeutende Tiefe schließen. Sie beträgt nicht weniger als 60 Klafter oder 360 Fuß. Die Strömung ist stark und bildet bei niedrigem Wasser starke Wirbel, besonders aber fängt sich der Wind in diesem Bergtrichter und wird den Schiffen leicht gefährlich; da er aus Osten und zwar sehr lebhaft wehte, so nahm das Dampfschiff, welches eigentlich nur bis Moldava fährt, zwei andere Fahrzeuge ins Schlepptau.

Man kann sich kaum überraschendere Umgebungen denken, als die der alten serbischen Festung Golubacz. Sechs Thürme steigen zu zweien übereinander an der steilen Seite eines fast senkrechten Felsens empor, überhöht von Kalksteinwänden, an deren Fuß die Mückenhöhle liegt. Hier hat der heilige Georg den Drachen erlegt, dessen Leiche jene Insektenschwärme ernährt, welche alle Jahre aus der Höhle hervorgehen und für das Vieh oft lebensgefährlich werden. — Auf dem linken Ufer fallen die Bergwände ebenfalls fast senkrecht bis in den Strom. Hier sieht man schon eine Menge Sprengungen zu der Straße, die Graf Szechenyi anlegt, um eine Verbindung zwischen der Wallachei und dem Banat herzustellen und die Dampfschifffahrt stromaufwärts zu erleichtern. Die Straße wird 18 Fuß breit und ist an vielen Stellen in den Fels eingesprengt, an den übrigen muß das Planum noch erhoben werden. Sie liegt anscheinend 24 Fuß über dem jetzigen Wasserspiegel. Sehr schön ist ein 30 Fuß hoher Felsen, welcher sich mitten in diesem Wasserstrudel erhebt.

Digitized by Google

Zwischen hohen, steilen Felswänden mit seltsamer Höhlenbildung und bewaldeten Bergen fährt man auf dem engen, tiefen, reißenden Strome fort. Auf der banater Seite stehen gemauerte Wachhäuser für fünf Mann, so daß eins das andere sehen kann. Man hat die Orte gewählt, wo Schluchten hinab in den Fluß führen. Die übrigen Stellen sind schwer ersteigbar.

Drei Meilen unterhalb machten wir Halt. Es ist ein eigener Anblick, hier auf der alten Donau zwischen schwarzen Felsen und Waldhöhen ein Dampfschiff mit einer Restauration, Reisende mit Skizzenbüchern und Reisepässen, Mauth- und Quarantäne-Beamte zu sehen. Neben uns liegen noch einige Schiffe, und am Ufer biwakirt unter einem Segel am Wachtfeuer eine Gesellschaft ungarischer Schiffer, die sich am Schalle einer kleinen Zither vergnügen, welche mit einem Bogen gestrichen wird und stets denselben Ton mit einigen kurzen Läufern hören läßt. Wir begegneten einem serbischen Fahrzeuge, von zwei Serben gezogen. Die Serben mußten das Tau loslassen und einen weiten Umweg um uns herum machen, denn noch sind wir unvermischt.*)

Von Moldava bis Gladova, wo die Dampfschifffahrt unterbrochen ist, zieht die Donau zwischen dem banatisch-walachischen Grenzgebirge im Norden und den unter verschiedenen Lokalbenennungen im Süden vorkommenden Bergen, deren Hauptstock das sogenannte Haiduczi- oder Räubergebirge ist. Es ist in der That erstaunlich, diesen Fluß, nachdem er die Wasser von halb Bayern, von Tirol, Oesterreich, Mähren, Ungarn und Siebenbürgen aufgenommen, nachdem eben noch Ströme wie die Drau, Theiß, Save und Morava ihre Fluthen ihm zugeführt haben, in einen engen Felsspalt gezwängt zu sehen, dessen senkrechte Wände kaum einen Büchsenschuß entfernt sind. Daher aber

*) D. h. noch nicht in der von der Pest heimgesuchten Türkei, gegen die strenge Quarantäne gehalten wurde. H.

Digitized by Google

auch die außerordentliche Tiefe des Strombettes; die Felsen, die es einengen, senken sich ungefähr um ebenso viel unter die wirbelnde Oberfläche des Wassers, als sie sich über derselben erheben.

Die Gebirge auf der genannten Strecke des Durchbruchs der Donau sind Kalksteinmassen. Daher auch die senkrechten Wände, die Höhlenbildung und abenteuerliche Zerklüftung, welche der Gegend einen so höchst anziehenden Charakter verleihen. Der Reiz wird noch erhöht durch die tiefe Abgeschiedenheit. Nur sehr selten erblickt man ein Fahrzeug auf dieser schwierigen Strecke des Stromes; der Menschenwohnungen sind wenige, und außer den Csardaken, in welchen Oesterreich die Wache für Europa bezieht, sieht man nur von Meile zu Meile kleine, dürftige Ortschaften. Auch die Straße längs des Stromes ist gegenwärtig noch nicht fahrbar und nur auf der banater Seite fortwährend für Fußgänger zu benutzen. Am serbischen Ufer, wo nichts für ihre Unterhaltung gethan ist, windet sie sich oft als steiler Felspfad an den Bergen hinauf und verläßt den Strom auf weite Strecken da, wo die senkrechten Steinwände ihren Fuß unmittelbar in den Fluthen baden. Rings umher sind die Gipfel der Berge mit Laubholz bedeckt, und nur sehr selten erblickt man ein kleines Maisfeld. Die schönen Weinberge, welche den Strom so viele Meilen begleiteten, haben aufgehört, und wirklich muß der Anblick des Stromes heute noch ganz der nämliche sein, wie ihn die römischen Legionen anstaunten und wie ihn Mäcenas mit Schaudern beschreibt. Unverändert starren noch dieselben Felsmassen, in welche Trajan seinen Namen eingrub, und das Echo wiederholt schon Jahrtausende das Rauschen der Fluthen über dieselben Klippen. Noch heute sind die Höhen mit dichtem Walde bedeckt, und die Wohnungen der alten Dacier können sehr wenig von den elenden Hütten aus Zweigen und Lehm ihrer Enkel verschieden gewesen sein. Aber wer die Donau der Römer sehen will, der eile, denn die Kultur, die „alle Welt beleckt", fängt auch

Digitized by Google

hier schon an, rüstig Hand ans Werk zu legen. Schon dringt das Dampfschiff „Franz I." bis Moldava in diese Inselwelt ein, ja die „Argo" hat leer und bei hohem Wasserstande die Schrecknisse des eisernen Thores abwärts überwunden und geht ungehindert bis an den Euxin.

Es ist nicht zu verkennen, daß das Umladen der Güter von einem Dampfschiff in das andere, besonders aber die Unterbrechung von Moldava bis Gladova, wo die Verbindung nur durch Ruderschiffe erhalten wird, noch sehr wesentliche Uebelstände sind. Man hofft jedoch, eine direkte Verbindung, theils durch Sprengungen, theils durch Kanal- und Schleusenbauten, zu bewerkstelligen. Zu dem ersten Zwecke war eben mit uns zugleich eine Taucherglocke aus England angekommen, wegen des zweiten Punktes steht man noch in Unterhandlung mit der türkischen Regierung, da die Kanäle auf der serbischen Seite angelegt werden müssen. Nun ist es aber der Pforte um eine erleichterte Verbindung mit dem Schwarzen Meere nicht sonderlich zu thun, vielmehr wünscht sie, womöglich mit derlei Verbesserungen verschont zu bleiben, und es dürften sich hier größere Hindernisse finden, als die, welche die Felsen entgegensetzen. Beides möchte endlich nur durch Pulver beseitigt werden. Mittlerweile schreitet der rastlose Graf Szechenyi mit seiner Straße rüstig fort.

Noch erkennt man an mehreren Stellen die Anstrengungen, welche die Römer gemacht haben, hier eine Straßenverbindung zu eröffnen. Allein das mächtige Agens der Pulverkraft fehlte ihnen, und sie scheinen sich lange Strecken mit Brücken, parallel mit dem Strom, beholfen zu haben. Man erblickt an den senkrechten Steinwänden etwa 10 Fuß über der Wasserfläche von 8 zu 8 Fuß viereckige, in den Fels gemeißelte Löcher, welche die Balken aufgenommen haben mögen. Kaiser Tiberius soll diese Wege, um als Leinpfade zu dienen, von Moldava bis Ogradina auf dem linken, von Golubacz bis Poljetin auf dem rechten Ufer

Digitized by Google

geführt haben. An dieser letzten Stelle am Felsen Tartalia soll Trajans Heer in Booten übergesetzt sein.

Am 26. Oktober. Nachdem wir ein paar Skizzen unseres Nachtlagers entworfen hatten, bestiegen wir ein zierliches offenes Segelboot, hinten mit einem verdeckten Sitz für acht Reisende. Es fanden sich außer uns die drei Mohikaner, der Bukarester Kaufmann, ein französischer Schäfer, der nach Cherson geht, und der römische Geistliche, auf dem Fahrzeuge. Die Stiefsöhne Albions sind nicht sehr liebenswürdig; wenn der Yankee so ist, nachdem er ganz Europa durchreist hat, wie ungenießbar muß er dann in seiner transatlantischen Welt sein! Der starke Ostwind bewirkte, daß unsere acht Ruderer, vom Strome kräftig unterstützt, doch nur sehr langsam und mit Mühe fortkamen. An mehreren Orten wirbelt trotz des hohen Wassers die Fluth heftig und braust vernehmlich. Die schwierigste Stelle aber ist oberhalb Islar. Hier drängt sich die Fluth um eine weit vorspringende Felsspitze des rechten Ufers, hinter welcher das Strombett sich plötzlich gegen Poljetin seeartig erweitert. Das erwähnte Vorgebirge setzt in einer Reihe von Klippen zum jenseitigen Ufer hinüber, und der Strom braust darüber hinweg, bei niedrigem Wasser eine Art Stromschnelle bildend. Da das Bett der Donau gleich hinter diesem Hinderniß fast die dreifache Breite erlangt, so nimmt die Tiefe natürlich gerade an diesem gefährlichen Punkte bedeutend ab und erschwert so die Fahrt noch mehr. An einer schönen Ruine auf der Banater Seite und einer hübsch bewaldeten Insel vorüber naht man sich Placissevicza; von hier bis zur Tafel der trajanischen Inschrift ist das eigentliche Durchbruchsthal und die ergreifendste Scene auf der ganzen Donaufahrt (bisher). Ungeheure Felsen treten hier so nahe zusammen, daß man kaum errathen kann, wohin der Strom sich wenden wird, um durchzukommen. Fünf mächtige Quellen, die großen ziemlich so stark wie der Kochelfall, rauschen milchweiß unmittelbar aus dem Gestein am Fuße der serbischen Höhen. Sie fließen aber nur nach Regenwetter.

Digitized by Google

Dinkova. Nachtlager auf der Donau

gez. am Morgen des 26 Okt 1835 v. Helmuth von Moltke

Digitized by Google

Digitized by Google

Czardake / Wachthaus der Militairgrenze bei Dunkowa

gez am 26 Oct 1835 v d Heimath von Moltke

Ein römischer Priester

gez. am 26 Okt 1835 v. Helmuth von Moltke

Digitized by Google

Die Weißsche Karte giebt den Charakter der Gegend nur sehr oberflächlich wieder. Die Höhen zu beiden Seiten von Moldava bis Orsova fallen mit mindestens 45 Grad gegen den Fluß ab. Am Fuße hat sich an einigen Strecken ein schmaler Streifen aus Gerölle gebildet, auf welchem der Weg nur eben Platz hat. An vielen Stellen sind die Berglehnen aber so schroff, daß kein Erdreich und keine Vegetation mehr auf ihnen haftet; senkrecht stürzen die Felswände in den Fluß, und der Weg hat in Form einer halben Galerie oft mehrere Hundert Schritte in das Gestein eingesprengt werden müssen. Dies ist namentlich gleich hinter Placissevicza der Fall, wo bis zur Veteranischen Höhle eine Viertelmeile weit eine fast ununterbrochene Galerie führt. Der Eingang zu dieser Höhle liegt etwa 50 Fuß über dem Wasserspiegel und ist halb vermauert. Sie soll früher mit einem eisernen Thor verschlossen gewesen sein. Noch jetzt befindet sich ein gemauerter Tambour vor dem Eingange, und am Fuße hart am Wasser liegen die Ueberbleibsel einer Schanze, in der man alte Hellebarden und viele Kanonen- und Kartätschkugeln ausgegraben hat. Das Innere besteht aus einer 60 Fuß hohen geräumigen Wölbung, in der ein paar Hundert Mann wohl lagern können. Auch ein Brunnen mit schlechtem Trinkwasser ist da. Das Licht fällt durch eine runde Oeffnung von oben durch den Fels. Diese Höhle hat eine Rolle in der Kriegsgeschichte gespielt. 1692 ließ sie der kommandirende General von Siebenbürgen, Veterani, durch den Hauptmann d'Arnan besetzen, der sich mit 300 Mann 45 Tage lang darin hielt. 1718 hielt sie eine förmliche Belagerung aus, und der Major Stein erlangte eine regelrechte Kapitulation wie in einer Festung.

Unbeschreiblich schön ist die wilde schauerliche Felsschlucht, in welcher der Strom selten nur der Straße einen Platz neben sich vergönnt. Der Fluß windet sich um scharfe Felsvorsprünge, nimmt eine kurze Strecke die doppelte Breite ein und tritt dann

Digitized by Google

in eine neue Felspforte, bis das Thal kurz vor Ogradina sich erweitert. Hier befindet sich die bekannte Tafel Trajans; es war aber schon dunkel, als wir vorüberfuhren. Die Berge auf beiden Seiten bleiben steil, sind aber mit Wald bedeckt, und der Fels tritt nicht mehr zu Tage. Diejenigen auf dem linken Ufer stehen etwas entfernter vom Fluß und sind bebaut. Die Dörfer sind sehr elend, die Häuser aus Lehm, die Dächer aus Zweigen und Schilf, die Fenster mit Papier verklebt, die Schornsteine ganz wie bei den polnischen Bauernhäusern.

In Orsova fanden wir ein gutes Gasthaus und treffliche Betten.

Am 27. Oktober Vormittags unternahmen wir einen Ausflug nach der Kontumaz, Nachmittags nach der Trajanstafel, die aber auf der Weißschen Karte unrichtig, d. h. oberhalb Ogradina liegt, wo die Donau aus ihrem Durchbruchsthal tritt, die Felsen aufhören und die bewaldeten Berge anfangen. Es begann schon dunkel zu werden, als wir ankamen. Von einer Inschrift war vom jenseitigen Ufer nichts zu erkennen. Durch tiefen Schmutz gelangten wir um 7 Uhr im Finstern wieder ins Quartier.

Seit unserer Ankunft in Wien haben wir nicht einen einzigen schönen, sonnenhellen Tag genossen. Nur einen Vormittag in Ofen war das Wetter gut. Beständig Wind, oft Regen, stets bezogener Himmel, und doch sind wir hier schon so südlich, wie in Genua.

Das Dampfschiff geht nun gar noch später ab, weil es den Fürsten Milosch mitbringt. Wir gehen daher heut nach Mehadia.

28. Oktober. Vor drei Jahren brachte ich meinen Geburtstag in Berlin zu, vor zwei Jahren in Genua, voriges Jahr auf dem Dampfschiff bei furchtbarem Sturm vor Kopenhagen mit Bruder Wilhelm!! — heute in Mehadia.*)

*) So steht es wörtlich im Tagebuch. Der Geburtstag ist aber bekanntlich der 26. Oktober. H.

Digitized by Google

Der Ausflug, zu welchem das Ausbleiben des Dampfschiffes die Veranlassung gegeben hat, ist einer der lohnendsten, die ich je gemacht. Je weiter die Czerna (das schwarze Wasser) hinauf, je schöner wird es. Die Straße ist trotz des steten Regens in gutem Stande. Oberhalb des Einflusses der Bella Reka (weißen Flusses) wendet man sich, der Czerna folgend, in ein dunkles, von himmelhohen Felsen eingeschlossenes Thal. Das tiefe Meergrün des Wassers und der schneeweiße, ewig bewegliche Schaum, wo es die zahllosen Klippen seines Bettes rauschend überströmt, die schönen Laubwaldungen, welche sich hoch an den Bergen emporziehen und die der Herbst durch alle Schattirungen von gelb in roth und braun gefärbt, die schwarzblauen, starren Felsen, die sich senkrecht über die Waldberge emporheben und ihre Häupter im eigentlichsten Sinne des Worts in den Wolken bergen, die leider etwas sehr tief hängen, dies Alles gewährt einen wahrhaft erhebenden Anblick. Der Weg tritt auf kühn gewölbten steinernen Bögen bald auf das eine, bald auf das andere Ufer des brausenden Waldstroms, welcher ungefähr so groß wie die Saale bei Rudolstadt ist und dieselbe schöne Farbe wie die Traun und andere Ströme hat, die im ewigen Schnee entspringen.

Man kann Mehadia der Lage nach weder mit Teplitz noch mit Warmbrunn vergleichen, die in weiter Thalebene liegen; stellt man die Gegend aber mit Marienbad oder selbst mit Karlsbad zusammen, so bin ich wenigstens versucht, ihr den Preis der Schönheit zuzuerkennen. Der Badeort selbst wird aus wenigen, aber großen, schöngebauten und gut eingerichteten Häusern gebildet. Die Bäder selbst haben mir lange nicht so wohl gefallen wie die Ofener. Da das Schwefelwasser stark an den Steinen ansetzt, so muß man sich des Holzes bedienen; auch sind die Bäder sehr tief und eng. Die Temperatur des Ludwigs-Gesellschaftsbades fand ich so, daß ich mir die Füße verbrüht zu haben glaubte und schnell wieder in die Kleider fuhr, um

Digitized by Google

ein Separatbad zu nehmen, das man mit Flußwasser abkühlen kann. — Am interessantesten war mir das Herkules-Bad. Die Quelle tritt in einer Höhle oder Grotte, das Schwitzloch genannt, zuerst aus dem Geheimniß der Unterwelt hervor und zwar so stark, daß sie in einer Stunde 5000 Kubikfuß Wasser liefert und so nächst dem Geiser auf Island die ergiebigste aller europäischen Quellen ist. Mit seltsamem Geräusch strömt sie aus einer Felsspalte und dann in die Bäder. Ihre Temperatur wechselt sehr ab, denn bei anhaltendem Regen hat sie nur 18, zuweilen aber 39 Grad Réaumur, dann treibt die Wärme in der Grotte augenblicklich Schweiß hervor. Ich fand nur eine behagliche Wärme in der Höhle. — Was diesen interessanten Naturerscheinungen einen neuen Reiz verleiht, sind die geschichtlichen Erinnerungen. Bekannt und hochgepriesen waren diese Quellen bei den Römern, welche sie aquae sacrae oder fontes Herculis nannten, dem sie überhaupt die warmen Quellen weihten. Hier stand die V. macedonische Legion, und eine große Menge von Steinen mit römischer Inschrift befinden sich in den Mauern der Gebäude und an den Wegen eingemauert. Viele sind nach Wien geschafft, sowie Münzen und Anderes. Während anderthalb Jahrtausenden sind diese Wasser ganz verschüttet gewesen; selbst den Türken müssen sie unbekannt geblieben sein, denn diesen wären sie ein schätzbarer, erwünschter Fund gewesen. Erst nach Vertreibung der Osmanen fand sie der Feldmarschall Graf Hamilton wieder auf.

Gleich neben der Herkulesquelle, die rauchend und mannsdick aus den Bädern in die Czerna stürzt, fängt eine Wasserleitung an, die eine Wassermasse von 1 Fuß im Durchmesser aufzunehmen bestimmt gewesen zu sein scheint, d. h. den ganzen Ertrag der Quelle abführen konnte. Sie ist aus Feldsteinen gebaut, die, mit Mörtel verbunden, so fest aneinander haften, daß man sie nur durch Pulverkraft trennen kann. Die eigentliche Rinne ist mit einer Masse von klein gestampften Ziegel-

Digitized by Google

Schwitzloch, Räuberhöhle zu Mehadia

gez. am 29 Okt. 1835 v. Helmuth von Moltke.

Digitized by Google

steinen und Mörtel etwa einen Finger dick ausgeschmiert. Diese Leitung, die nur drei Fuß über dem jetzigen Wege erhaben liegt, ist etwa 20 Schritt weit noch ganz erhalten.

Auf dem Wege von Mehadia nach Toeplitz begleitet zur Rechten ein Graben die Straße. Etwa tausend Schritt von diesem schön gelegenen Orte fällt ein Wildbach in die Czerna, und gleich dahinter tritt die Thalwand als senkrechter Felsen hart an den Fluß. Außer der mit einer Steinmauer aufgesetzten Straße finden hier noch die Reste einer Wasserleitung Platz, 120 Schritte lang. Die Bögen, deren 11 sind, haben 30 Fuß Höhe, 10 Fuß Spannung, die Widerlagspfeiler 10 Fuß Dicke. Die Bögen sind nicht ganz rund, sondern etwas zugespitzt. Der Bau ist äußerst solid ausgeführt. Eine Reihe kubisch zugehauener Feldsteine und zwei Reihen Ziegel wechseln, bis zum Bogen liegen 13 Lagen übereinander. Von der eigentlichen Rinne oben ist nichts mehr zu entdecken. Die obere Breite beträgt 10 Fuß. Die Wasserleitung steht hart an der Felswand, doch ohne an sie angelehnt zu sein. Noch zweihundert Schritte weiter setzt sich die aufgemauerte Wasserleitung, doch ohne Bögen, fort. Weiter abwärts fand ich keine Spur. Was der Zweck dieses großen Baues gewesen ist, läßt sich wohl schwer nachweisen. Ob er in Verbindung mit der offenbar römischen Wasserleitung in Mehadia steht, scheint sehr zweifelhaft. Die Bögen dürften wohl türkische Arbeit sein; ich finde die abwechselnden Lagen Feld- und Ziegelsteine in den Resten eines türkischen Kastells in Orsova wieder.

Orsova, den 31. Oktober. Heute Nachmittag fuhren wir, den Pascha von zwei Roßschweifen Osman Suleiman, den Kommandanten von Neu-Orsova, zu besuchen, begleitet von dem Adjutanten des Kordonkommandanten und einem Kontumaz-Beamten. Sechs Ruderer führten uns schnell den Strom hinab unter die Festung, wo wir landeten und gerade und unangemeldet in die Wohnung des Pascha traten. Eine Menge kleiner baufälliger Häuser

Digitized by Google

mit hölzernen Gittern statt der Fenster bedeckten die Plattform eines kasemattirten Bastions. Sie sind von außen durch hölzerne Pfeiler und Balken unterstützt und machen die Vertheidigung der Plattform ganz unmöglich. Von den zwölf Kasematten waren drei mit Geschütz (und zwar geladenem) besetzt, die übrigen dienten zu Kuhställen. Ueber eine Rampe und auf halsbrechendem Steinpflaster gelangten wir in einen Bretterschuppen und wendeten uns an ein paar zerlumpte Türken, als schon Osman Pascha aus seinem Harem hervortrat und uns freundlich begrüßte. Er ist ein auffallend schöner Mann mit starkem röthlichen Bart und sehr edlen Zügen. Er trug den rothen Fez mit langer blauer Troddel, ein graues Oberkleid mit goldener Stickerei, schwarze gewöhnliche Pantalons und Schuhe. Trotz der strengen Kälte blieben wir unter unserem Bretterdach in offener Luft. Der Pascha setzte sich in einen Lehnstuhl, und uns stellte man Rohrstühle außerhalb der Bastmatten (die, weil mit Zwirn geflochten, als pestfangend gelten). Neben dem Pascha stand ein alter Türke in einem braunen Pelz, dann zwei junge Menschen in gewöhnlichen grauen Ueberröcken, ganz europäisch bis auf den Fez, und zwei Diener in türkischer Tracht. Sie hatten die Schuhe ausgezogen, bevor sie die Matten betraten, hatten aber große Löcher in den Strümpfen. Von Ceremonie war keine Rede. Die Unterredung wurde in illyrischer Sprache durch die Beamten geführt und drehte sich hauptsächlich um das Dampfschiff und die erwartete Ankunft des Milosch.*) Der Großherr hatte diesem zwei Haubitzen und vier Kanonen geschenkt, und da ihr Transport zu weitläufig war, so waren der Pascha von Widdin und unser Wirth angewiesen, die Geschütze auszuliefern.

Da nach einer neueren Verordnung verboten ist, seine Gäste mit Tschibuk zu bewirthen, so besaß unser Wirth, wie er sagte,

*) Milosch Obrenowitsch, Fürst von Serbien. H.

Digitized by Google

auch nur einen einzigen, den er uns höflich anbot. Gleich darauf brachte man Kaffee, der uns Halberstarrten sehr wohl that. Er befand sich in sehr kleinen Tassen, die in kleinen silbernen Bechern standen. Der Reinigungsdiener nahm sie dem Türken ab und überreichte sie uns. Wir baten um die Erlaubniß, die Festung zu sehen, und der Pascha antwortete, wir möchten umhergehen, wie im eigenen Hause.

Der Pascha hat eine kümmerliche Besoldung vom Großherrn und lebt von einigen Vexationen der serbischen Schiffe, die hier anlegen müssen, und gegen die wohl die Kanonen bestimmt sind. Früher besaß er 90 Dörfer auf serbischem Gebiet, der Fürst Milosch hat sie ihm aber abgenommen. Zwar machte der Pascha Miene, sich mit den Waffen zu behaupten, jedoch ließ er es nicht zum Aeußersten kommen und zog sich vor den serbischen Truppen zurück. Er ist verbunden, ein paar Hundert Türken in Orsova zu unterhalten. Man kann leicht denken, daß weder ihre Zahl vollständig noch ihr Equipement glänzend ist. Sie sind meist Kaufleute, die den Wochenmarkt mit Tabak, Seife und Feigen besuchen.

Der Pascha wünschte zu wissen, ob Preußen am Meere läge, ob es Kriegsschiffe habe und ob dort Kontumaz gehalten würde.

Nahe unterhalb der Inselfestung liegt das „Eiserne Thor" (schwarze Thor, Demir Kapu). Diese Benennungen lassen eine enge Felspforte voraussetzen, doch ist dies nicht der Fall. Die Donau bildet nur einen einzigen Felsdurchbruch von der Ruine Gollubacz bis zur Tafel des Trajan. Weiter unterhalb bleibt sie zwar zu beiden Seiten von hohen Bergen eng umschlossen, die Höhen sind steil, aber doch mit Wald bekleidet, und der Fels tritt nur stellenweise, gewöhnlich am oberen Grat, hervor. Am Fuße bleibt nur noch gerade Raum genug für die Heerstraße, welche auf der österreichischen Seite leidlich erhalten ist und mit geringer Mühe in sehr guten Stand zu setzen wäre. Nach der

Digitized by Google

Beschaffenheit der Ufer sollte man eben hier gar nicht die große Stromschnelle erwarten, welche das Passiren größerer Schiffe unmöglich und das der kleineren bei niedrigem Wasser sehr gefährlich macht. Auf einer Strecke von wohl 2000 Schritt strömt die Donau mit großer Schnelle über eine zahllose Menge von Klippen, die, weil das Wasser hoch war, nur hin und wieder mit den Spitzen hervorragten. Der Fluß ist hier wohl 800 bis 1000 Schritt breit. Die Schnelligkeit des Wassers ist so bedeutend, daß man nur in starkem Trabe folgen kann, das Brausen hört man 1000 Schritt weit. Bei niedrigem Wasser muß der Anblick außerordentlich sein. — Allerdings ist dies ein sehr bedeutendes Hinderniß für die Schifffahrt, das durch Sprengungen wie im Binger Loch schwerlich zu beseitigen sein wird. Denn abgesehen von der großen Ausdehnung würde eine durchgehends vertiefte Fahrrinne auch eine außerordentliche Strömung erzeugen. Es giebt wohl noch zwei Mittel, einmal einen Kanal, zu dem auf serbischer Seite gerade der nöthige Raum längs des Ufers am Fuße der Berge vorhanden ist. Der Fürst Milosch scheint dazu ebenso wenig die Hand reichen zu wollen, als es die Pforte zu wünschen scheint. Das andere Mittel wäre ein eisernes Dampfschiff, das nur $1^1/_2$ bis 2 Fuß tief geht.

Unterhalb des eisernen Thores treten die Thalwände mehr zurück und werden niedriger. Die Berge verwandeln sich in Sandhügel mit einem Gerippe aus zerreibbarem Gestein, dessen Schichtung gegen Südost geneigt ist.

Es war, als ob ich aus Alt-Orsova nicht fortkommen sollte. Ein Versuch am 1. November mißlang, denn der Fuhrmann forderte im Augenblick der Abfahrt den doppelten Preis, und die Sanitätsbeamten waren nicht zu Wege. Ich kaufte mit Berg und dem Kaufmann Bayer aus Pest einen Wagen für 36 Gulden, und nach endlosen Plackereien und erst gegen 10 Uhr konnten wir, begleitet von einem zweiten Wagen mit zwei Beamten von der Kontumaz, abreisen. Als wir in Gladowa

Digitized by Google

Neu-Orsova

gez. am 1. November 1835 v. Helmuth von Moltke.

Digitized by Google

Im Regen zwischen Tschernetz und Krajova

Erbschaftsniss v. Helmuth von Moltke

Digitized by Google

ankamen, machte man uns neue Schwierigkeiten mit Unterzeichnung von Päſſen. Darüber wurde es ſpät, und der Reinigungsdiener weigerte ſich, weiter mitzufahren, weil er vor Sonnenuntergang nicht zurück ſein könne. Wir mußten daher andere Pferde im Dorfe nehmen und unſere zurückkehren laſſen. Sobald wir die viſirten Päſſe angerührt hatten, waren wir „vermiſcht“, und das Trinkgeld, das wir dem Fuhrmann gaben, mußte auf die Erde gelegt und mit Waſſer begoſſen werden.

Dicht unterhalb Gladowa liegen die Trümmer von ſieben Bögen der Trajansbrücke, auch noch Mauern von einem Kaſtell oder Thurm, den Kaiſer Severus gebaut haben ſoll. Zu bedauern iſt, daß die Römerbrücke nicht mehr erhalten. Ich glaube, daß unterhalb Regensburgs keine ſteinerne Brücke mehr über den Strom führt, unterhalb Wiens keine feſte Brücke, unterhalb Peterwardeins überhaupt keine Brücke mehr. Auf einer Strecke von 300 Meilen würde heute dieſe Brücke der einzige permanente Uebergang ſein, wenn nicht der Erbauer ſelbſt ſie wieder zerſtört hätte, um gegen die Gothen ſicher zu ſein. Damals war ein Strom wie die Donau ein größeres Hinderniß in militäriſcher Beziehung als heute, und wirklich trennte die Donau eine lange Reihe von Jahren die civiliſirten und barbariſchen Völker; heute fängt ſie an, ſie zu verbinden.

Es giebt doch Augenblicke auf Reiſen, wo das Vergnügen zweifelhaft wird. Ein ſolcher Augenblick waren die letzten 36 Stunden. Von Tſchernetz bis Crajova hat es nicht einen Augenblick aufgehört zu regnen und zur Abwechſelung zuletzt geſchneit. Wir fuhren mit acht Pferden, dennoch blieben wir auf der erſten Poſt ſchon im Koth ſtecken. Unſere beiden Poſtillone, ihre kleinen Pferde reitend, fuhren wo nur irgend möglich im Galopp davon unter beſtändigem Geſchrei. Hier aber half kein Schreien und kein Schlagen mit den furchtbar dicken Lederpeitſchen an kurzen Stielen. Zum Glück war in der Nähe ein anderer Wagen. Die Pferde wurden aus-, vier Ochſen einge-

Digitized by Google

spannt, vier Menschen faßten in die Räder, Alles schrie und peitschte. Umsonst; wir mußten hinaus bis an die Kniee in den Koth. Schon auf der ersten Post kamen wir durchnäßt an und sahen nun, was für Komfort wir auf den Stationen erwarten dürfen. Gegen Morgen machten wir in einer solchen elenden Hütte Halt. Man warf ein paar Bänme auf den Herd, und ich schlief, nachdem ich mich einigermaßen getrocknet hatte, wohl gut ein Stündchen auf der Pritsche. Mit Tagesanbruch und bei beständigem Regen ging es weiter. Zum Glück führte Herr Bayer etwas Frühstück bei sich; wir hatten außer ein paar Kukuruz-Aehren nichts bekommen.

Immer ärger wurde es. In halber Verzweiflung fuhren wir weiter, und nur die Aussicht auf eine warme Stube, gute Betten und schönes Essen in Crajova hielt unsere Lebensgeister aufrecht. Crajova ist die dritte Stadt des Landes und hat 10 000 Einwohner — dort mußte ein guter Gasthof sein. Wie sehr wurden wir getäuscht!

Die Straßen in Crajova sind entweder gar nicht gepflastert, und dort flossen große Bäche, oder mit Balken belegt, so daß man selbst im Schritt Gefahr lief, eine Achse zu brechen. Die Bauart ist übrigens sehr eigenthümlich. Die Häuser sind gegen die Straße zu Buden, in welchen der Herr mit verschränkten Beinen auf dem Tische sitzt, umgeben von seiner Waare.

Eine weite Strecke fuhren wir auf dem entsetzlichen Knüppeldamme fort zu einem Italiener, der in einem guten Hause einen Gasthof halten sollte. Als wir abgestiegen waren, sagte man uns, daß er eben heute ausziehe und daher weder in der alten noch in der neuen Wohnung zu Hause sei. Man schickte uns nun in den „Han“. Dort zeigte man uns ein kleines Loch mit einem kleinen Fenster hoch oben. Das ganze Ameublement war eine hölzerne Pritsche mit einer Bastmatte. An Heizen war nicht zu denken. Jetzt war unsere Verzweiflung vollkommen. Wir mußten ernstlich fürchten, hier hülflos krank

Digitized by Google

zu werden. Zum Glück hatte ich von einem Apotheker Schwab reden gehört, der österreichischer Staroſt (Konſul im Kleinen) ſein ſollte. Ich ging mit einem Tuche um den Kopf (denn der Hut war ſo naß, daß ich ebenſo gut einen Schwamm auf den Kopf legen konnte) zu ihm, um zu fragen, ob es nicht einen beſſeren Han gebe. Ich fand dort einen Herrn, der ſich freundlich erbot, mir ein Zimmer für die Nacht einzuräumen. Als ich ihm ſagte, daß wir preußiſche Offiziere ſeien, fand es ſich, daß er preußiſcher Staroſt ſei. Er führte mich ſogleich zu ſeinem Wirth, dem Apotheker Lazar. Bald wurde ein tüchtiges Feuer gemacht, Tſchai (Thee) gekocht, die Kleider nach dem Backofen geſchickt und ein gutes Abendeſſen eingenommen. Mir machte man ein Bett in der Wohnſtube des Apothekers und ſeiner Frau, Berg und Herr Bayer ſchliefen nebenan auf guten Betten. Den anderen Morgen waren wir Alle wohlauf, obſchon ich wirklich Abends etwas unwohl geweſen war.

Am anderen Morgen fand ſich, daß die Kleider, ſelbſt die in den Mantelſäcken, ſo durchnäßt waren, daß ſie unter 24 Stunden nicht trocken werden konnten. Wir nahmen daher die freundliche Einladung des Staroſten Dahlen an und blieben einen Tag länger.

Vormittags machten wir einen Spaziergang in der Stadt. Nach Tiſche beſuchten wir den reichſten Bojaren. Es giebt an hundert Bojaren, die hier wohnen, denn kaum drei oder vier verwalten ihre Güter ſelbſt. Er wohnte in einem recht ſchönen Hauſe. Der Bojar Otto Janko (Johann) Deliſchian lag im Bette, denn es war 4 Uhr Nachmittags, und hielt ſeine Sieſta. Die Frau war eben aus dem ihrigen erſtanden. Er empfing uns freundlich und ließ Süßigkeiten bringen. Ein kleiner weißer Hund ſpielte mit den Pantoffeln herum, und das Ganze war echt polniſch. Der Bojar beklagte, daß das Land nicht frei ſei; es könne nicht blühen, weil man keinen Einfuhrzoll verhängen könne.

Digitized by Google

Den 5. November, aber erst Mittags um 12 Uhr gelang es uns, so weit zu kommen, daß wir unsere Reise fortsetzten. Wir hatten ein Dach von Matten über unseren Wagen bauen lassen, die Sonne schien wieder, die Wege waren besser, als wir nach dem starken Schneegestöber erwarten konnten, und es ging rasch vorwärts. Zur Linken wurden die mit Schnee bedeckten Karpathen sichtbar.

Die Straße durch die große Walachei durchzieht eine weite freie Ebene. Die Flüsse sind 30 bis 50 Fuß tief in das Plateau eingeschnitten. Der Boden ist etwas mehr mit Sand gemischt als in der kleinen Walachei. Steine giebt es gar nicht. Viele Flächen sind mit Knüppelholz bedeckt, aber Bäume sieht man meilenweit gar nicht. Der größte Theil des freien Bodens liegt ganz unangebaut. Mit Ausnahme von ein paar griechischen Klöstern sieht man nirgends, was man Häuser nennen könnte. Die Dörfer sind klein, elend und selten; äußerst wenige haben Kirchen. Die Straße ist so breit, daß man den geringen Werth des Grund und Bodens daraus abnehmen kann. Die Brücken sind so, wie sie die ersten Menschen gebaut haben mögen.

Gegen Abend kamen wir an die Aluta. Das Thal ist weit, der rechte Thalrand ganz flach und unmerklich ansteigend, der linke, dessen Fuß der Fluß bespült, bildet eine senkrechte, 40 bis 50 Fuß hohe Bergwand. Der Strom war angeschwollen und äußerst reißend; wir überschritten ihn in kurzer Zeit auf einer Fähre. Da wir uns in Crajova wie zu einer Nordpol-Expedition mit Lebensmitteln versehen hatten, so machten wir Thee in der Hütte des Posthalters in Hipotesti, die uns nach dem, was wir bisher gesehen, besonders heimisch erschien. Das Zimmer hatte einen Ofen, mit Papier verklebte Fenster und eine Pritsche mit Bastmatten. An der Wand hing in kleinen Papierbeuteln die briefliche Korrespondenz des Bewohners. Was würde einer von den englischen „Armen", auf die ein jährliches Durchschnittsquantum von 24 Pfund Zucker und 6 Pfund Thee

Digitized by Google

kommt, und die so viel verzehren, wie die Staatseinkünfte der preußischen Monarchie, was würde ein solcher Armer sagen, wollte man ihn in die Nahrung und Behausung eines walachischen Posthalters einsetzen.

Die Nacht war sehr kalt, der Erdboden fest aber sehr uneben gefroren, und unser Wagen wurde gewaltsam über alle Hindernisse fortgerissen. Gegen Morgen hatten wir den Teleorman-Fluß und seine Nebenbäche zu überschreiten. Sie hatten das Thal völlig überschwemmt, die Brücken über die Flüßchen waren Inseln mitten in dieser Fluth, und außer ihnen ragte nichts aus der weiten Wasserfläche hervor als einige galgenähnliche Triumphbögen, die man nicht ganz glücklich an einer Stelle errichtet hatte, wo der Fürst, dem sie geweiht waren, vor der Brücke ertrinken oder auf ihr eine Achse brechen konnte. Noch ärger wurde es, ehe wir Vadulod erreichten. Hier waren die Brücken ganz weggespült, die Pferde erhielten sich nur mit Mühe noch auf den Beinen, und das Wasser trat in den Wagen hinein. Mit dem kleinen Postwagen wäre es ganz unmöglich gewesen, durchzukommen.

Es wurde dunkel und der Vollmond erhob sich, ehe wir Bukarest erreichten. Die Gegend blieb ebenso öde und wüst. Die Straße war womöglich noch schlechter bis an die Thore der Hauptstadt. Diese ist zwar gepflastert; man hat aber nicht daran gedacht, den Straßen einen Abfluß zu geben, und sie sind denn auch von einem Meere von Koth bedeckt. Wir erreichten den Gasthof des Herrn Breit in der französischen Gasse und bekamen ein großes gutes Zimmer, leidliches Abendbrot und gute Betten. Ganz inkrustirt mit Schmutz kamen wir wie seltene Petrefakten an; man hätte sich schälen lassen mögen wie eine Kartoffel.

Wir waren von Crajova aus 30 Stunden unterwegs gewesen, und überhaupt waren 144 Pferde, 4 Ochsen, 36 Postillone, 18 Stallknechte, ebenso viel Posthalter und 54stündiges Fahren

Digitized by Google

nöthig gewesen, um uns nach Bukarest zu bringen. Bei einer guten Chaussee hätten 12 Pferde dasselbe geleistet. Aufenthalt verursachte einmal, daß die Pferde an einigen Posten noch auf Weide gingen und erst hereingeholt werden mußten, dann, daß unterwegs so oft angehalten wird, um das elende Geschirr zu bessern oder den kleinen Tschibuk anzuzünden, der nicht größer als eine Nußschale ist und kaum zwei Minuten brennt.

Noch während die beiden Postillone sich in ihre Sättel mit türkischen Steigbügeln schwingen, fahren sie mit lautem Geschrei an und bleiben dabei, während des ganzen Wegs so zu rufen. Obwohl sie furchtbar dicke Lederpeitschen an kurzen, sorgfältig gekerbten Stielen sehr nachdrücklich führen, so glauben sie doch, daß die Pferde ohne ihren eindringlichen Zuruf nicht von der Stelle kommen würden. Sobald sie sich der Post nähern, wird das Geheul verdoppelt. Der so benachrichtigte Stallknecht legt seine Stricke auf der Erde zurecht, der Wagen wird herangefahren, die Pferde in das Geschirr hineingeführt. Dieses besteht aus einer Halfter, die dem Thiere anstatt eines Kumts um den Hals geworfen wird, und einer dünnen ungarischen Strickhalfter um den Kopf der Sattel- und Handpferde. Nur die Spitzpferde haben eine leichte eiserne Wassertrense an Stricken, um sie zu lenken; diese und die Glocke des Sattelpferdes sind die einzigen Metalltheile der ganzen Anschirrung. Ebenso wenig ist Eisen oder Stahl an den Postwagen verschwendet. Sie sind ganz aus Holz, und selbst die Achse und die Buchse sind nicht beschlagen.

Der ganze Wagen ist von der Erde bis zum höchsten Punkte der Rücklehne nicht 2 3/4 Fuß hoch und die Achse kaum 1 1/2 Fuß über den Boden erhaben. Sie schleift daher oft in den Koth. Durch die Ueberschwemmungen, so wie wir sie gefunden, wäre es überhaupt unmöglich gewesen, mit einem solchen Vehikel durchzukommen, da das Wasser tiefer war, als die ganze Höhe des Wagens.

Digitized by Google

Ich fand in den Ställen durchschnittlich 40 bis 50 Pferde; die Post zwischen Bukarest und Tschernetz bedarf nahe an tausend Pferde. Sie sind klein und unansehnlich wie überall, wo das Thier zu frühzeitig eingespannt wird, haben aber ihre eigenthümlichen Vorzüge. Die Ställe sind nur aus Zweigen geflochten und mit einer niedrigen Raufe, ebenfalls aus Flechtwerk, versehen, in welche das einzige Nahrungsmittel während der ungünstigen Jahreszeit, das Heu, geworfen wird. Von Körnerfutter, von Decken, Streu, Putzen, von Tränken im Stall und regelmäßiger Wartung ist nicht die Rede. Wenn die Pferde, vom starken Lauf mit Schweiß bedeckt, auf der Station ankommen, habe ich sie in den Fluß führen sehen, um sie abzuschwemmen. Dabei geht das walachische Pferd äußerst sicher. Die Wege waren unbeschreiblich schlecht, uneben gefroren, die Eiskruste brach unter den Füßen der armen kleinen Thiere, und doch jagten sie meist im Linksgalopp, den schweren, großen Postillon tragend, davon, ohne daß ich eins fallen oder nur stolpern gesehen hätte.

Zur Reise des Fürsten nach dem Miloschschen Gut Pojana sind 2000 Pferde nöthig. Der Fürst unternimmt die unerfreuliche Reise, um einen Schritt der Höflichkeit gegen den erbitterten, in Konstantinopel so hoch aufgenommenen Serbenfürsten zu thun, der auf seinem Gute die Quarantäne abhält. Er wird durch eine Eskadron Kavallerie cernirt.

Die Wohnungen des Landmanns in den Dörfern sind unbeschreiblich elend. Zum größten Theil liegen sie unter der Erde und sind nur mit einem Dache aus Zweigen, Gras und Schilf überdeckt. Eine schräge Rampe, in einem aus Zweigen geflochtenen Vorhause, führt hinab. Am hinteren Giebel befindet sich ein kleines Loch, durch welches das Licht hineinfällt. In der Regel bestehen die Wohnungen aus zwei Zimmern; das hintere ist für die Weiber, die hier schon weniger sichtbar sind und vor den Fremden die Flucht ergreifen. Das vordere enthält den Herd mit einem weiten, pyramidalen Schornstein

Digitized by Google

aus Zweigen mit Lehm verschmiert. Der Herd ist der gewöhnliche Aufenthalt der Familie; eine hölzerne Pritsche dient als Bett. Es ist schon ein Zeichen von höherer Wohlhabenheit, wenn Bastmatten auf diese Pritsche gebreitet sind, und wenn sich Fenster vorfinden, die dann mit nicht geöltem Papier verklebt sind. Die Posthäuser sind ganz solche eben beschriebenen Hütten aus Zweigen und Lehm; gegenüber liegt der Stall und das Wagenschauer, und das Ganze ist mit einem viereckigen Dornzaun umgeben.

Den 7. (November) Vormittags ließen wir uns zum österreichischen Konsul Timoni führen, an den wir Empfehlungsschreiben hatten. Wir fanden unseren Konsul, den Baron Sakelario. Von der Stadt sahen wir nichts wegen des Koths in den Straßen. Abends gingen wir zu unserem Konsul, der uns dann um 8 Uhr zu einem Ball beim Bojaren Philippesko abholte. Wir fanden ein schlechtes Lokal und glänzende Toiletten; die Musik bestand aus zerlumpten Zigeunern mit schmutzigen Stiefeln und Opanken aber in Uniform. Es wurde sehr gut getanzt. Am hübschesten war die Frau Michelaque Ghika. Der Fürst war da, aber es war gegen die Etikette, ihm dort vorgestellt zu werden. Auch sein älterer Bruder, der Minister des Innern, und sein jüngerer Bruder, der Generalissimus, waren zugegen. Am interessantesten war mir die Bekanntschaft des Barons Rieckmann, welcher zwar nur russischer Konsul aber die bedeutendste Person im ganzen Lande, den Fürsten nicht ausgenommen, ist. Wir blieben bis nach Mitternacht.

Den 8. November Vormittags holte Baron Sakelario uns ab, um Visiten zu machen. Es war ein entsetzliches Schneegestöber und wir saßen im halboffenen Wagen recht eigentlich im Schnee drin. Erst fuhren wir zum Fürsten. Das Palais sieht von außen sehr gut aus. Man muß aber im Freien aussteigen, kein Bedienter kam uns entgegen. Wir gingen in den Thronsaal, wo Offiziere uns empfingen und uns anmeldeten. Der Fürst empfing uns sehr artig. Wir setzten uns nebst dem grand

Digitized by Google

trésorier (in walachischem Kostüm mit dem Fez auf dem Kopfe), während ein Offizier an der Thür stehen blieb. Der Fürst spricht, aber nicht fließend, französisch. Er hatte ein Exerziren für uns bestellt, welches aber des schlechten Wetters wegen unmöglich geworden war. Er erkundigte sich nach Kalisch und pries die preußische Landwehr-Verfassung. Vom Fürsten fuhren wir zum Generalissimus, der in einem schönen Palais wohnt, aber sehr ärmlich eingerichtet ist. Der Minister Ghika war nicht zu Hause, und wir besuchten noch einen anderen, Philippesko, welcher der Rival des Fürsten bei der Besetzung des Thrones gewesen ist, einen schönen Mann mit langem, weißem Bart in walachischem Nationalkostüme, der aber nur wenig französisch spricht.

Die Einkünfte des Fürstenthums der Walachei betragen 16 Millionen Piaster, nach unserem Gelde noch nicht $2^1/_2$ Millionen Thaler. Diese Summe wird beigetrieben durch eine Steuer von 30 Piastern oder 4 Thalern von jeder Familie, ferner ergiebt die Mauth $2^1/_2$, das Salz $3^1/_2$ Millionen. An den Großherrn gehen $2^1/_2$ Millionen, das Budget des Fürsten beträgt $1^1/_2$ Millionen, die Verwaltung kostet $4^1/_2$, die Miliz $2^1/_2$ Millionen Piaster. Der ganze Adel, die Städte und die unter dem Schutze der Konsuln stehenden Fremden sind steuerfrei.

Urkunden zum Aufenthalt in der Türkei.

Berlin, den 19. August 1837.

Mit Vergnügen habe ich aus Euer Hochwohlgeboren Bericht vom 19. v. Mts. ersehen, daß auch von Seiten des Türkischen Gouvernements der Eifer und die Umsicht, mit welcher Sie sich

Digitized by Google

des Ihnen gewordenen Auftrages entledigen, und die nützlichen Dienste, welche Sie in Ihrem dortigen Verhältniß leisten, gebührend anerkannt werden.

Die durch den Grafen Königsmark an mich eingesandten Berichte, Originalaufnahmen und Zeichnungen habe ich sämmtlich Seiner Majestät dem Könige ebensowohl als einen Auszug aus Ihrem Bericht vom 7. Juni cr. über die Reise, welche Sie im Gefolge Seiner Hoheit des Großherrn gemacht haben, vorgelegt, und Allerhöchstdieselben haben darüber Ihren Beifall zu erkennen gegeben.

Auch ich meinerseits habe mit großem Interesse von allen diesen Arbeiten Kenntniß genommen und wiederhole Ihnen gern, wie sehr Sie mir Veranlassung geben, mit Ihren Leistungen und Berichten, in denen sich immer Sachkenntniß und klare, gesunde Ansichten aussprechen, zufrieden zu sein.

Krauseneck.

An
den Königlichen Hauptmann vom Generalstabe
Ritter ꝛc. Herrn v. Moltke.
Hochwohlgeboren
zu Konstantinopel.

Besitzzeugniß des Nischan in Brillanten.*)

Zeichen des Sultans Abdul Medschid.

Da das Höchste Majestätische Wesen, der König der Könige, durch das Vorhandensein und die Vermittelung hoher Monarchen und mächtiger Souveräne die Angelegenheiten dieser Welt und

*) Der Brief d. d. Pera den 21. Januar 1837 in den „türkischen Briefen“ (S. 107 ff.) schildert die am 19. Januar stattgefundene erste Audienz Moltkes bei dem Sultan Mahmud II., während deren ihm der Nischan überreicht wurde. Das Besitzzeugniß ist von Mahmuds Nachfolger, Sultan Abdul-Medschid, ausgestellt.

Digitized by Google

ihrer Bewohner ordnen und durch den Frieden und das vollkommen gute Einverständniß unter den mit lobenswerthen Eigenschaften begabten Königen die gute Ordnung bewahren und verewigen gewollt hat; da sich aus diesem Grunde die Freundschafts-Beziehungen und das gute Einvernehmen in vollständigster Uebereinstimmung zwischen der Hohen Pforte und der Preußischen Regierung, ihrer alten, beständigen und unerschütterlichen Freundin, befinden, so steht außer Zweifel, daß es Beiden zur gegenseitigen Ehre gereicht, treue Diener zu bewahren, um das Band der Freundschaft zwischen beiden Höfen zu unterhalten.

Es ist nun anerkannt, daß der Träger gegenwärtigen Patents, der Baron von Moltke, Generalstabs-Offizier Seiner Majestät des Königs von Preußen, sich mit Eifer und Hingebung den Pflichten unterzogen, welche ihm in Meinem Kaiserlichen Heere anvertraut worden sind; darum hat Mein erlauchter Vater, glorreichen Angedenkens, in Hochachtung genannten Hofes und um gleichzeitig diesen Offizier zu ehren, ihn für würdig erachtet, den Nischan mit Brillanten zu tragen, und zu diesem Behufe habe Ich gegenwärtiges Patent ausgehändigt.

Gegeben Ende Djemasi-el-acher 1253.*)

Geschätzter, edler, geehrter und alter Freund!

Seine Excellenz Mehmet Pascha benachrichtigt mich von Ihrer Abreise von Mossul und von Ihrer Ankunft bei ihm zu Dschesireh**) und er hat mich ersucht, den Dragoman zu schicken,

*) 30. September 1837.

**) Die Reise von Mossul nach Dschesireh beschreibt Moltke in den „Briefen über Zustände und Begebenheiten in der Türkei" in einem Briefe, d. d. Dschesireh, den 1. Mai 1835 (Seite 232 ff. der 5. Auflage). Es ist derselbe Brief, der auch die Schilderung der abenteuerlichen Fahrt den Tigris abwärts von Diarbekir nach Mossul auf einem Floß von aufgeblasenen Hammelhäuten enthält. H.

Digitized by Google

der sich hier befindet. Ich bin erfreut darüber, daß Sie in Dschesireh sich aufhalten wollen. Sie haben wahrlich dadurch den Gipfel der Freundschaft erreicht und die Zuneigung verdoppelt, die wir für Sie fühlen.

Da der Dragoman krank ist, konnte ich ihn nicht senden. Dieser Unfall wird für Sie ein Grund sein, bald das Türkische zu erlernen.

Schließlich hoffen wir von Ihrem Eifer und Ihrer Hingebung, daß Sie im Verein mit Seiner Excellenz dem Pascha Alles daransetzen werden, um den Angelegenheiten einen guten Ausgang zu geben.

Den 14. Safer 1254.*)

(gez.) Mehmet Hafisz.

Brief von Hafisz Mehmet Pascha, kommandirendem General, an den Kapitän Baron v. Moltke.

Edler, erlauchter und ausgezeichneter Freund,
Herr Baron Bey.

Seine Excellenz Mehmet Pascha hat mir von der Art berichtet, mit der Sie ihm die Unterwerfung und Einnahme des Schlosses erleichtert haben, in dem der verbrecherische Sayd Bey**) sich festgesetzt hatte, und ebenso von der Treue und dem Eifer, den Sie in jeder Beziehung bewiesen haben.

Indem wir Ihnen unsere volle Genugthuung über den bei Einnahme der Festung gezeigten treuen Eifer und über die Ergreifung des genannten Räubers bezeugen, benutzen wir diese

*) 10. Mai 1838.

**) Die Einnahme des Schlosses Sayd-Bey-Kalessi und das Schloß selbst schildert Moltke in den „türkischen Briefen" d. d. Sayd-Bey-Kalessi den 12. Mai 1838 (S. 254 ff. 5. Auflage). Wir geben hier die Zeichnung des Schlosses aus Moltkes Skizzenbuch. H.

Digitized by Google

Gelegenheit, um uns von dem Zustande Ihrer Gesundheit zu unterrichten.

Den 19. Safer 1254.*)

Mehmet Hafisz.

Das gegenwärtige Schreiben ist ausgestellt, um der Wahrheit gemäß zu bescheinigen, daß der preußische Offizier, Baron Bey, ein talentvoller Mann, der mir von der Ottomanischen Regierung beigegeben war, sich zuerst bei mir im Kriege gegen die Kurden von Dschesireh und Gharsen und sodann im kaiserlichen Lager bei Nisib befunden hat. Er hat seine Pflicht als ein treuer und tapferer Mann von Anfang seines Auftrags an bis zu diesem Augenblick gethan und sich seiner Aufträge in vollkommenster Weise erledigt. Ich bin gleichmäßig Zeuge davon gewesen, daß dieser Offizier Beweise von Muth und Kühnheit gegeben und der Ottomanischen Regierung in Treue, und indem er sein Leben einsetzte, gedient hat. Demnach bin ich in allen Hinsichten mit ihm zufrieden gewesen.

Den 17. Djemasi-el-ewel 1255.**)

(L. S.) (gez.) Mehmet Hafisz, Muschir von Sivas.

Uebersetzt (ins Französische) von Constantin Testa.

Brief von Mehmet Hafisz Pascha an den Seraskier.

Begrüßungen und Höflichkeitsphrasen u. s. w. vorangehend.

Baron Bey, ein preußischer Offizier von Talent, der mir beigegeben war und der heute nach der Hauptstadt reist, hat sich zuerst im Kriege gegen die Kurden von Dschesireh und Gharsen

*) 15. Mai 1838.
**) 29. Juli 1839.

Digitized by Google

und dann im Lager bei Nisib bei mir befunden. Er hat der Ottomanischen Regierung treu gedient und Eifer und Thätigkeit bei allen in sein Fach schlagenden Geschäften entwickelt.

Der genannte Offizier hat sich in jeder Hinsicht das Recht auf die Werthschätzung Eurer Hoheit durch seine Tüchtigkeit und Hingebung für den Dienst der Regierung erworben. Indem ich hier die Dienste, die er geleistet hat, hervorhebe, nehme ich mir die Freiheit, Eure Hoheit zu bitten, daß Sie ihn Ihres hohen Schutzes würdigen mögen.

Den 18. Djemasi-el-ewel 1255.*)

(L. S.) Siegel von Hafisz Pascha.

Der unterzeichnete außerordentliche Gesandte und bevollmächtigte Minister Sr. Majestät des Königs von Preußen bei der Hohen Pforte bescheinigt, daß die vorstehende Unterschrift diejenige des Herrn Constantin Testa, Vize-Kanzlers und Dolmetschers der Gesandtschaft des Königs ist, und daß der Baron v. Moltke bei den Türken allgemein unter dem Namen Baron Bey bekannt ist.

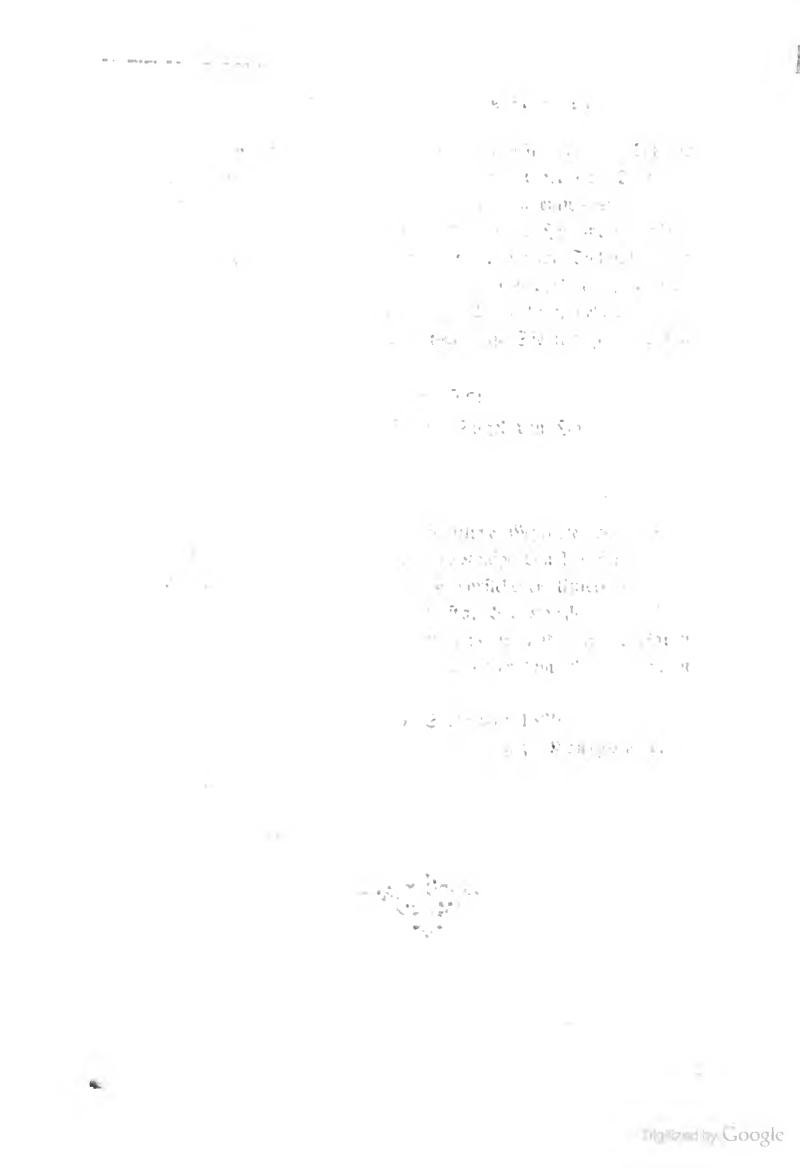
Konstantinopel, den 3. September 1839.

(gez.) Königsmark.

*) 30. Juli 1839.

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Marie Moltke.

In der Neujahrsnacht 1836 schrieb die Generalin Henriette von Moltke zu Schleswig an ihren im Orient weilenden Sohn:

„In meinem einsamen Stübchen sitze ich ganz allein und denke an Dich, suche Dich auf in Deiner lieblichen Wohnung am Bospor, wovon Du mir in Deinem lieben letzten Brief vom 30. November eine so reizende Beschreibung machst. — Nun schlägt des Jahres letzte Stunde! Was wird das neue Jahr uns bringen? Reichen Segen und Gesundheit für Dich, mein theurer Helmuth, darum bitte ich Gott in dieser Stunde, und bald eine liebende Gefährtin an Deiner Seite, die Dir eine frohe Häuslichkeit verschafft. Du bist in dem Alter, wo man nicht mehr mit blinder Leidenschaft wählt, dafür ist mir für Dich nicht mehr bange. Du hast es mit unermüdlichem Streben dahin gebracht, auf eine glückliche Häuslichkeit Anspruch machen zu dürfen. Möge Dir die Vorsehung nun ein Deinem Herzen würdiges Wesen zuführen! Dies möchte ich so gern noch erleben, wie innig würde ich mich Deines Glückes freuen!“

Digitized by Google

Die Freude, den Lebensbund des Sohnes sich knüpfen zu sehen, war dem treuen Mutterherzen nicht beschieden. Die Generalin von Moltke entschlief am 27. Mai 1837, bevor noch der Sohn in das Vaterland zurückgekehrt war. — Er aber hat von allen Briefen, die ihn aus der Heimath erreicht hatten, diesen einzigen der Mutter wie ein Vermächtniß sorgsam aufgehoben. Der Segen, den sie in jener stillen Stunde auf ihn herabgefleht, ward ihm wenige Jahre später in reichstem Maße zu Theil: in die Heimath gelangt, sollte er bald ein seinem Herzen würdiges Wesen, eine überaus glückliche Häuslichkeit finden.

Helmuth Moltke hatte einmal zu seiner jüngsten Schwester Auguste*) gesagt: „Die Ehe ist eine Lotterie, Keiner weiß, welches Loos er zieht. Soll ich einmal heirathen, so möchte ich ein Mädchen wählen, das Du erzogen hast". An diese Schwester waren nach dem Tode der Mutter viele der Briefe aus dem Orient gerichtet, welche jetzt längst ein Gemeingut des deutschen Volkes geworden sind. Im engen Kreise der in Holstein lebenden Familie war das Eintreffen eines solchen Briefes ein bewegendes Ereigniß, das viel erörtert und dessen frohe Kunde Verwandten und Freunden in Nah und Fern mitgetheilt wurde.

Auguste Moltke war seit 1834 mit John Heyliger Burt Esq. aus Colton House in der Grafschaft Stafford, Besitzer einer westindischen Plantage, vermählt. Burt ließ sich mit ihr, seiner zweiten Frau, in Schleswig, später in dem Städtchen Itzehoe in Holstein nieder. Aus seiner ersten Ehe mit Marie Johanna Ernestine geb. von Staffeldt waren drei Kinder entsprossen, John, Jeanette**) und Bertha Maria Wilhelmine. Die jüngste der beiden Töchter, Marie, war am 5. April 1826 zu Kiel geboren. Schon im fünften Lebensjahre

*) Geb. zu Augustenhof in Holstein den 16. September 1809, verstorben zu Potsdam den 27. März 1883.

**) 1843 vermählt mit Baron Caj von Brockdorff.

Digitized by Google

mutterlos geworden, war sie acht Jahre alt, als ihr in Auguste Moltke eine liebevolle zweite Mutter gegeben wurde, von der sie selbst einmal dankerfüllt bekannt hat: „es ist wohl hart, seine Mutter so früh zu verlieren, aber wem sie so ersetzt wird, wie uns, der ist nicht zu beklagen".

Es ist kaum ein lieblicheres Bild zu zeichnen, als das dieses lebensfrohen, blühenden Kindes mit dem dunkelblonden Lockenkopf und den lebhaften braunen Augen, deretwegen seine Mutter es wohl ihr „Kaffeeböhnchen" nannte. Früh zeigte sich in dem Kinde bei fast knabenhafter Ungebundenheit und Leichtigkeit des Entschlusses eine seltene Weichheit des Gemüthes. So sehr sie durch ihre Einfälle und Angaben alle Welt entzückte, so oft mag die kleine Marie durch ihre Selbständigkeit die Besorgniß der Eltern wachgerufen haben. Reizend war es anzusehen, wenn sie, die Locken aus dem Gesichte schüttelnd, auf einer rothen Decke sitzend ihren Esel tummelte, den sie über Alles liebte. Er war ihr nach schwerer Krankheit zum Geschenk gemacht. Eines Tages wurde sie in Schleswig vermißt. Als sie spät zu den geängsteten Eltern zurückgeführt wurde, fand sich, daß sie, um ihre Großmutter durch einen Besuch zu überraschen, den Versuch gemacht hatte, auf dem Esel fast sechs Meilen nach Kiel zu reiten. Mit zehn Jahren begleitete sie die Eltern nach Karlsbad. Nachdem der Reiz der neuen Umgebung geschwunden war, schrieb sie daselbst in einem Anfluge von Heimweh in ihr Reisetagebuch: „Ich sehne mich immer so nach Tante Lene, Elise Lüders und meinem Esel Sally und wollte, daß die drei erst wieder vor mir ständen." Manche kindlich einfältigen Bekenntnisse ihres Tagebuches zeugen davon, wie sie sich über die an ihr oft gerügten Ausschreitungen überschäumender Lebenslust selber Rechenschaft zu geben pflegte. Es wurde ihr schwer, still zu sitzen, zu lesen und den Ernst zu wahren, den man von ihr forderte. So fand sie nicht ohne Widerstreben den Weg zur Ausbildung. Von ihrer vortrefflichen zweiten Mutter in Liebe geleitet, gewann sie bei ungewöhnlicher

Digitized by Google

Anmuth der äußeren Erscheinung jene Liebenswürdigkeit des reinen Herzens, die sich selber unbewußt bleibt.

Der Kreis der Familie hatte sich erweitert. Mit zärtlicher Liebe umfing Marie die beiden kleinen Geschwister Ernestine und Henry.*) Sie anzuleiten, war ihr spielende Lust. Unter den Augen der Eltern, umgeben von den Geschwistern, lebte sie glückliche Jahre, unbekümmert um ihre Schönheit wie um alle Welt. Das Einzige, was aus der weiten in ihre enge Welt drang, waren die seltenen Botschaften von den ihr fast märchenhaft klingenden Erlebnissen und Fährnissen des im fernen Osten weilenden Bruders ihrer Mutter. Mit leidenschaftlicher Spannung horchte die kaum der Kindheit entwachsene Jungfrau auf, wenn der alte General, Helmuths Vater, auf seinen Reisen in Itzehoe einkehrte und mit Stolz von seinem tapferen Sohne erzählte, der sich unter Christen und Moslems einen guten Namen gemacht.

Da trat er selber, schlicht und anspruchslos, an einem Tage des Jahres 1841 ein, wettergebräunten Antlitzes, der hochgewachsene ernste Mann mit den leuchtenden Augen, schon im Sommer des Lebens stehend, um mit der Wärme seines Gemüthes und mit dem Lichte seines überlegenen Geistes alle die reichen Schätze des Herzens, welche in der jungen Frühlingsknospe schlummerten, zur Entfaltung zu wecken. Mit der Stunde, da Marie beglückt erkannte, wie viel sie dem lange einsamen Herzen dieses seltenen Mannes zu sein bestimmt war, nahm ihr Inneres einen ungeahnten Aufschwung. Es war, als müßte sie den trennenden Abstand der Lebensjahre und Erfahrungen einholen. So klettert die Winde an dem Baumstamme empor, der ihrem Dasein den Halt giebt. Sie weiß die härteren Formen der Verästung mit ihren freundlichen Ranken zu überdecken und seine Zweige mit tausendfachen Blüthen zu schmücken, die ihm die Natur versagte. In demselben Boden gottesfürchtigen Lebens

*) Major v. Burt, späterer langjähriger Adjutant des Feldmarschalls.

Digitized by Google

wurzelnd, folgte sie seiner aufs Erhabene gerichteten lauteren Geistesgröße, indem sie ihn mit aller Innigkeit erster und einziger Liebe umschlang, um ihn nie mehr zu lassen.

Der kaum sechzehnjährigen Braut mögen zagende Zweifel, ob sie den geliebten Mann glücklich machen könne, nicht erspart geblieben sein. Fast rührend klingt ihr klagendes Bekenntniß und ihr Gelöbniß: „ich habe Sorge, ob ich Dir als Frau auch Alles sein kann, weil ich noch so jung und unerfahren bin. Darum will ich mich nun bestreben, nicht widerspenstig oder strong headed zu sein, damit ich Dir immer nachgebe, wenn ich Unrecht habe. Ich habe noch gar keine tournure, und mir fehlen noch so ganz alle geselligen Gaben. Darum will ich mich so gern überall von Dir leiten lassen. Dazu gehört freilich viel Geduld von Deiner Seite, mir alle Verstöße nachzusehen, die ich noch machen werde. Ich will die Zeit recht benutzen, mich im Sprechen zu üben und alle Visiten mitmachen.“ Ihr blieb vor der Heirath freilich wenig Zeit, die Uebung in gesellschaftlichen Künsten zu gewinnen, deren Mangel sie in dem Gedanken an das Leben in der großen Welt damals empfand. Die Wahrheit und Geradheit ihres Charakters ließ sie in der leeren Form konventionellen Zwanges auch später niemals heimisch werden, als es ihr an entschlossener Sicherheit des Auftretens nicht mehr fehlte. Gewiß eine strahlende Erscheinung der Gesellschaft, suchte sie dieselbe doch niemals um ihrer selbst willen auf. Sich für wenige Stunden der Geselligkeit mit äußerem Glanze zu schmücken, war ihr eine Last, welche ihr immer nur die einzige Genugthuung gewähren konnte, wenn sie berichten durfte: „Helmuth war mit mir zufrieden“. Wo sie warm erschien, da war sie auch mit dem Herzen betheiligt, und ihre Treue blieb nicht aus.

Deshalb verstand auch schon dies junge Leben es so gut, mit der Frische sicherer Zuversicht, die sich auf felsenfeste Liebe gründete, die Falten von der Stirn des Verlobten fortzuscheuchen: „Sage mir, warum Du Hypochonder bist und wie

Digitized by Google

Du es nur sein darfst? — Werden wir nicht in gegenseitiger Liebe Beide ein schönes, glückliches, friedliches und gottgefälliges Leben führen können? Wenn ich nicht glücklich würde, so ist es meine eigene Schuld und ich bitte Gott, daß er mir die Kraft und Fähigkeit gebe, Dich in unsrer Ehe Dein häusliches Glück finden zu lassen. Ich kann mir keine größere Glückseligkeit auf Erden für eine Frau denken, als wenn sie dessen bei ihrem Manne gewiß ist. Gewiß, Du verdienst vor allen Männern glücklich zu werden, und ich erkenne, zu welcher hohen heiligen Pflicht Gott mich berufen hat, die Gefährtin Deines Lebens zu sein."

Diese Auffassung zog sich durch ihr ganzes Eheleben. Sie ahnte nicht, welchen Zauber sie auf ihre ganze Umgebung ausübte, und hat zeitlebens mit nichts gerechnet, als womit sie das Dasein ihres Gatten verschönen könnte. Volles Verständniß für seine Eigenart und tiefe Empfindung für seinen inneren Werth erfüllten sie schon damals. Wenige Wochen vor der Verbindung hatte er sie auf sein verschlossenes Wesen aufmerksam gemacht und geklagt, daß eine freudlose Jugend die Gabe austauschenden Gemüthslebens in ihm verkümmert habe. Darauf antwortete sie ihm: „Ich weiß wohl, daß es im Moltkeschen Charakter liegt, sich wenig zu äußern und mitzutheilen. Du hast auch oft etwas in Deinem Wesen, was zurückhaltend scheint und Manche hautain nennen. Mag die Welt Dir denn auch öfters eine Aeußerung des Gemüthes geraubt haben, so trägst Du ja doch einen Schatz von Reichthum, Weichheit und Adel des Herzens in Dir, wie man es gewiß bei Männern nicht wieder findet. Und selbst von Frauen giebt es wenige, die Dich an Wärme des Gemüthes und an so rührend tiefem Mitgefühl für Andere übertreffen. Was mich bei Dir so rühren kann, ist die übergroße Bescheidenheit Deines Charakters und vor Allem die Gutmüthigkeit, die Du bei jeder Sache an den Tag legst. Sobald Du irgend Jemand unfreundlich begegnet bist, so thut es Dir nachher so leid und Du suchst es auf alle Weise wieder gut zu machen." —

Digitized by Google

Am 20. April 1842 ward in der St. Laurentii-Kirche zu Itzehoe der Ehebund geschlossen. Alle Geschwister des Bräutigams hatten sich auf seine Bitte eingefunden, die Zeugen seines Glückes zu sein. Auch der alte Pastor Knickbein fehlte nicht, in dessen Hause Moltke den ersten Unterricht genossen. Mit eigenem Wagen reiste das Paar nach Berlin, um dort sein erstes Heim zu begründen.

Schnell entflogen die ersten Jahre sonnigen Eheglücks. Im Herbst 1845 siedelte Moltke mit seiner jungen Frau nach Rom über. Mit lebhaftem Interesse folgte Marie seinen Streifzügen auf klassischem Boden. Sie theilte seine Arbeiten und Untersuchungen mit offenem Verständniß und ließ gleich ihm die Eindrücke der Natur in voller Wärme auf sich einwirken. Kam in der Fremde auch wohl ein Anflug von Sehnsucht nach der heimischen Erde gelegentlich über sie, so wußte sie diese bei dem unversiegbaren Schatze ihres frischen Humors tapfer zu überwinden.

Am 12. Juli 1846 entschlief der Prinz Heinrich von Preußen, zu dessen Begleitung Moltke nach Rom gesandt war. Dieses Ereigniß hatte für sie eine schwere Prüfung zur Folge, die erste längere Trennung von ihrem Gemahl. Während dieser die Ueberführung der Leiche nach Berlin zu leiten hatte, mußte Marie Zuflucht bei einer älteren Cousine, Comtesse Lottchen Brockdorff, suchen, welche mit ihrer Begleitung in Capo di Monte bei Neapel Aufenthalt genommen hatte.

Die Reise Moltkes auf der „Amazone“ bis Gibraltar und von dort durch Spanien, Frankreich und Belgien nach Hamburg, woselbst er die Ankunft des Schiffes erwartete, behandelt sein in einem späteren Abschnitte dieses Werkes mitgetheilter Reisebrief.

Die einsame junge Frau durchlebte lange, bange Wochen der Ungewißheit über sein Schicksal. Jedes Unwetter mahnte sie an die Gefahren, denen sie ihren Gemahl auf hoher See ausgesetzt glaubte. Noch in Rom hatte er ihr gesagt, als

Digitized by Google

er eine Thräne in ihren Augen glänzen sah: „Wer ohne rechten Grund weint, dem schickt Gott oft Ursache zum Trauern.“ Dieses Wort raubte ihr jetzt die Ruhe: „Das habe ich wohl bedacht und ins Herz geschrieben und jetzt eben, wo ich nichts von Dir wußte, als daß Du der Gefahr mehr ausgesetzt warst als je, da ist es mir immer eingefallen“. Ihre Cousine war bemüht, ihr durch Ausflüge nach Sorrent, Capri oder auf den Vesuv über diese Zeit hinwegzuhelfen. Marie fand das rechte Gleichgewicht in ihrem Innern erst wieder, als endlich der erste Brief aus Gibraltar einlief und die folgenden ihr ein absehbares Ende ihrer Verbannung zeigten. Jetzt erst genoß sie in vollen Zügen, was ihr unter dem italienischen Himmel geboten wurde. Die Sorge ihres Mannes, daß sein Reiseglück ihn auf dem schwierigen Landwege hätte verlassen und später nach Hamburg führen können als die „Amazone“ dort eintreffen würde, theilte sie nicht. „Fortuna ist in solchen Dingen so entschlossenen, raschen Leuten hold, die die Hindernisse zu nehmen wissen und die Sachen von der rechten Seite anfassen.“ Recht bezeichnend dafür, wie eng verschwistert und nahe bei einander heller Frohmuth und Gefühlstiefe in ihr wohnten, schreibt sie aus Capo di Monte: „Als ich (in Neapel) meinen Brief abgegeben hatte, kneipten wir bei einem bekannten deutschen Konditor ein, und als ich wieder ins Freie trat, hatte schon ganz Napoli und auch sein dunkelblauer Himmel über ihm seine tausend Lichterchen angezündet. Es war gar hübsch, so zurückzufahren. Um uns zu erwärmen, denn es war recht kalt, ließen wir uns den Wagen halb aufschlagen und sangen Straußsche Tänze, nach denen wir Beide in Berlin geflizt haben! Als unser Einspänner uns den Berg hinangezogen hatte, glänzte durch die Kronen der Pinien uns das rothglühende Feuer des Vesuvs entgegen und unsere Musik verstummte bei dem Wiedersehn. Nicht weit davon glänzte mir noch ein bläuliches Licht, Dein Stern, und strahlte

Digitized by Google

so mild und schön, als wollte er mir sagen: Ich habe ihn nicht verlassen, danke Gott, daß Er ihn Dir bewahrt."

Noch im Winter 1846 konnte Moltke seine Frau in die Heimath zurückholen. Es folgten dann Jahre ruhigen Aufenthalts in Coblenz (1847 bis 1848) und in Magdeburg (1848 bis 1855) für ihn voll angestrengter Arbeit, dann wieder eine Zeit der Trennung, als Moltke den Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen nach England, Paris, Rußland und nach Schlesien zu begleiten hatte. Seit er im Jahre 1857 die Leitung des Generalstabes übernommen hatte, blieb das Ehepaar in Berlin vereint.

Wohin der Wechsel Beide führte, immer war es Mariens praktisch angelegte Natur und Tüchtigkeit, ihr Pflichtgefühl und ihr Schaffensdrang, welche die äußeren Bedingungen des Lebens regelten und behaglich gestalteten. Nicht allein über Haus und Küche, auch über Stall und Sattelkammer wachte ihr sachverständiger Blick, auf strenge Ordnung haltend. Sie führte die Finanzen und wußte mit Kompetenzen und Rationen oft besseren Bescheid als ihr vielbeschäftigter Gatte. Sie war von Kind auf eine gewandte und kühne Reiterin. Wenn sie an der Seite ihres Gemahls durch die Straßen Berlins oder durch den Thiergarten ritt, erregte die schöne, geschmeidige Gestalt gerechtes Aufsehen.

Sie war eine starke, markige Natur. Nichts Krankes war in ihr, nichts Kleinliches an ihr. Keine weibliche Schwäche focht sie an. Moltke schrieb einmal von ihr, er habe sie selten traurig, nie verdrießlich gesehen. „Launen kennt sie nicht und nimmt auch keine Kenntniß davon bei Anderen. Ein wirkliches Unrecht dürfte man ihr nie zufügen, sie würde es beim besten Willen nie verzeihen können; denn bei aller Heiterkeit des Gemüths hat sie einen entschiedenen, festen und tiefen Charakter, den sie in allen Widerwärtigkeiten bewähren würde." *) Entschlossen

*) Band IV, S. 117.

Digitized by Google

ging sie an jedes Hinderniß heran und standhaft trug sie, was ihr auferlegt wurde. Wohl hatte sie Freude am Leben, aber den Werth desselben maß sie an dem Glücke ihres Mannes. Er durfte es aussprechen, als der Tod sie ihm entrissen hatte: „sie hat ein selten glückliches Leben genossen.“ Wollte man peinlich suchen, ob gar nichts an diesem Glücke gefehlt, so läge es nahe, eine Frage aufzuwerfen, über die sie selber in sich zum Frieden gekommen war und die sie in einem Briefe unbefangen berührt: „Wenn Gott uns keine Kinder schenkt, so thut Er es nur, um mich zu bewahren, daß ich mich nicht ganz an diese Welt hängen soll. So weiß Er es mit jedem Menschen zu machen, daß ihm Etwas fehlt und er nicht zu überglücklich in dieser Welt ist, um ihn durch einen unerfüllten Wunsch an die Unvollkommenheit des Irdischen zu mahnen.“

Nur um so inniger widmeten beide Ehegatten einander alle ihre Liebe. Es war viel Verwandtes in ihnen, und von dem, was jedem eigen war, störte nichts den reinen Einklang zwischen Beiden. Diejenige Eigenschaft der Gattin, welche dabei vor Allem ergänzend wirkte, war ihre lebhafte Heiterkeit, die sich oft zu kecker Fröhlichkeit und bis zum Uebermuth steigern konnte. Wo Marie eintrat, durfte man auf Ueberraschungen gefaßt sein und gewärtigen, daß sie durch ihre Ausgelassenheit das Unterste zu oberst kehrte. Durchaus fern von flachen Witzeleien, besaß sie die natürliche Gabe, ungesucht Lagen äußerster Komik zu schaffen. Sie sagte dann wohl selber: „mich stach der Hafer!“ Ihrem Blicke entging keine Eigenthümlichkeit ihrer Umgebung. Wie die von aller Anmaßung freie Sicherheit des Auftretens ihr in keiner Lebenslage versagte, so war ihr auch bei allen harmlosen Streichen der erheiternde Erfolg gewiß. Denn nie war sie verletzend. Wie echt und ungekünstelt ihre gute Laune war, zeigt sie in einem Briefe selber, in dem sie sich gegen alle Vorwürfe mit ihrem Vater zu decken sucht: „Ein Erbtheil meines würdigen Squires, immer tolles Zeug im Kopf zu haben! Hätte ich

Digitized by Google

nicht einen so nachsichtigen Gatten, der sich daran amüsirt, so wäre ich schlimm daran, denn ich kann es nicht lassen, sobald mir eine solche Idee kommt, sie sogleich zu äußern und mir mein Müthchen zu kühlen." Wohl rief der Gemahl manchmal warnend: „Marie, laß doch Deine Tollheiten!" Im nächsten Augenblicke hatte eine geschickte Wendung von ihr ihn selbst schon um seine Fassung gebracht. Bis in die letzten Lebensjahre konnte er nie so herzlich lachen, als wenn er aus längst vergangener Zeit an ihre Anzettelungen erinnert wurde, und sein Auge leuchtete auf, wenn er selbst davon erzählte.

Wenn sie ihren Gemahl in Gedanken antraf, den Blick in die weite Ferne versenkt, den Oberkörper leicht vornüber gebeugt, so konnte sie ihm wohl leise auf die Schulter klopfen und ihm zuraunen: „Gerade halten, Männchen!" um dann, einer unerwünschten Aufnahme ihrer Mahnung vorzubeugen, mit einem kühnen Sprunge in das Entlegenste, ernsten Gesichtes irgend eine sinnlose Unterstellung schnell und trocken hinzuzufügen, etwa: „Kein Wunder wenn Du so schlecht siehst". — Uebrigens vermied sie es gern, ihren Gatten mehr als einen Zeugen ihrer Laune sein zu lassen.

Andererseits war es *seine* Anregung, welche aus ihr nicht nur im besten Sinne des Wortes eine echte Soldatenfrau, sondern auch eine glühende Patriotin machte. Genau verfolgte sie alle militärischen Veränderungen und Beförderungen in persönlicher Theilnahme für die Betroffenen, nicht aus Ehrgeiz, denn ihrem Manne wünschte sie oft genug einen ehrenvollen Ruhestand nach aller Mühe und Arbeit, die sein Leben ausfüllten. Schon die sechzehnjährige junge Frau ließ sich gern von ihm in weihevoller Andacht an die denkwürdigen Stätten der preußischen Hauptstadt und ihrer Umgebung führen, von ihm lernte sie an den hohen Beruf des preußischen Staats und seiner Könige glauben, aus seinem Wirken erkannte sie, wie der sichere Erfolg der preußischen Waffen nur in unermüdlicher, ernster Arbeit vorbereitet werden kann.

In einem Briefe aus dem Sommer 1842 erwähnt sie

Digitized by Google

eines dreistündigen Reiseaufenthalts in Potsdam. Sie klagt, daß ihr Vater in so kurzer Zeit nicht ihr Begehr, die großen Denkstätten der Geschichte zu besuchen, habe erfüllen können. „Ich schlug ihm vor, Friedrichs des Großen Sarg zu küssen, aber auch das war ihm zu viel Mühe". Die Wirren der vierziger Jahre erregten sie tief. Als es bei den Mobilmachungsarbeiten im Jahre 1850 an Arbeitskräften gebrach, leistete sie ihrem Manne Schreiberdienste. Ihre feste Handschrift wird sich noch in manchen Akten auffinden lassen. Damals schrieb sie an ihren Schwager Adolf: „Möchte Gott denn diese Ermannung, wie wir sie seit lange nicht kennen, mit Sieg lohnen, möge es nicht zu spät gewesen sein und Preußen endlich zu seinem hohen Beruf in Deutschland gelangen mit raschen, festen Schritten. Ich danke Gott täglich, daß Helmuth sich so unmittelbar vor diesen Stürmen hat stärken und erfrischen können. Es fehlt ihm, wenn er so bleibt, nichts, um dem Vaterlande große Dienste zu leisten, das ist meine feste Ueberzeugung. Gott schütze und erhalte ihn, Preußen und uns. — Ich ginge so gern (ohne Scherz) als Trainsoldat mit Helmuth, aber das ist natürlich nicht möglich und sehr unvernünftig."

Ihre Zuversicht in die preußischen Waffen und in die Bedeutung ihres Mannes stand felsenfest. „Die Welt ruht nicht sicherer auf den Schultern des Atlas, als Preußen auf einer solchen Armee." Wie hoch muß ihr Herz geschlagen haben angesichts der preußischen Waffenthaten von 1864 und 1866. „Ein solcher Siegeslauf, wie der eben erlebte", schreibt sie am 12. Juli 1866, „ist noch nicht in der Kriegsgeschichte vorgekommen. Helmuth hat sich unsterbliches Verdienst erworben um den meisterhaften Plan, und die Armee hat ihn vortrefflich ausgeführt. Vor Allem gebührt Gott die Ehre, welcher sichtlich mit uns gewesen. Er helfe uns auch ferner zum Siege und zum Frieden!"

Den Siegeszug der deutschen Waffen nach Frankreich, die Aufrichtung des Deutschen Reiches zu erleben und ihren Gemahl

Digitized by Google

auf die höchste Staffel seines Feldherrnruhmes gelangen zu sehen, war ihr nicht bestimmt. In der Christnacht 1868 riß ein tödtliches Fieber sie nach sechsundzwanzigjähriger Ehe von der Seite des liebenden Gatten. Mit ihm tief gebeugt umstanden ihre zweite Mutter und ihre Schwester das Sterbebett. Trauer um sie und Treue zu ihr sind nie aus dem Herzen des Gatten gewichen.

Ein Wort, das sie einmal von ihrer früh vollendeten rechten Mutter gesagt hat, gilt auch von ihr: „Es dürfen solche Menschen, die so vollkommen und rein sind, nur kurz auf Erden bleiben, weil sie dem Himmel angehören und der Welt nur auf kurze Zeit als Muster gezeigt werden."

In ihrer Scheidestunde hatte sie Gottes Segen auf ihren Mann herabgefleht. Ihr letztes Gebet galt dem Könige. —

Und dieser eilte selbst, mit seiner erlauchten Gemahlin den Vereinsamten und Gebeugten zu trösten. Die tiefe und edle Theilnahme, welche die Herzen durchzog, werden die folgenden Handschreiben bekunden.

25. 12. 68. 11 Uhr.

In diesem Moment erfahre ich, welch' ein schmerzlicher, schwerer Schlag Sie getroffen hat! Nichts hinieden ist vollkommen!

Ihr Name gehört der Geschichte aller Zeiten an, warum mußte bei solchem Verdienste die schöne Häuslichkeit zerstört werden! Ein Beweis mehr, daß Gottes Wege nicht die unsrigen sind! Gott wird Ihnen im gerechten Schmerz Seine Tröstung nicht vorenthalten.

Ihr

treu ergebener
dankbarer König
Wilhelm.

Digitized by Google

Eben erſt erfahre ich, welcher Schlag Ihre Seele ſchmerzlich erſchüttert. Die unerforſchlichen aber allweiſen und fürſorglichen Rathſchläge Gottes, die am heutigen Feſte köſtlich uns entgegentreten, vermögen allein den Troſt zu gewähren, den ſolcher Schmerz bedarf!

Aufſchluß über das Warum einer ſolchen Prüfung iſt nicht dieſer Welt vorbehalten, wohl aber der zukünftigen, in der uns der ewige Friede beſchieden iſt, und wo uns die bleibende Wieder-Vereinigung mit den früh verklärten, unvergeßlichen Seelen bevorſteht. In dieſer Zuverſicht; in dem Bewußtſeyn ſeltner Pflichttreue; in dem Andenken an die treue Freundin, die Sie beweinen, in Ihrem ernſten Beruf für Gott, König und Vaterland, ſey Ihnen die Kraft verliehn, dieſe Zeit der Leiden ſiegreich zu durchkämpfen.

In theilnehmendſter Geſinnung

Ihre

Auguſta.

Ew. Excellenz!

Wollen mir verſtatten als Landsmann und Kamerad, daß ich Ihnen ausſpreche, wie tief ich mit Ihnen fühle! Selbſt in der Ehe ſehr glücklich und ſelbſt hierin wiederholt auf das Schwerſte getroffen, weiß ich, was von einem Menſchen gefordert wird, wenn er ſein Liebſtes auf dieſer Erde hingeben muß, und ſoll ſich doch in Demuth fügen und muthig der Hand von Oben ſtill halten.

Möchte Ihnen dieſe Kraft nahe ſein!

Daß ich dieſe Zeilen einige Tage zurückhielt, werden Sie verſtehen.

Schwerin, d. 15. Jan. 1869.

Ew. Excellenz

ganz ergebener

Friedrich Franz.

Digitized by Google

Aufenthalt in Rom 1845 bis 1846.

Am 18. Oktober 1845 wurde Moltke zum persönlichen Adjutanten des in Rom lebenden Prinzen Heinrich von Preußen (Bruders des Königs Friedrich Wilhelm III.) ernannt und trat in Begleitung seiner Gemahlin und seines Bruders Ludwig (Vergl. Band IV, Seite 258 flgde.) am 14. November die Reise dorthin an. Der Weg führte zunächst mit der Eisenbahn nach Leipzig; von hier ging es im eigenen Reisewagen und mit eigenen Pferden in gemächlichen Tagereisen mit gelegentlichem Aufenthalt in Nürnberg, Augsburg, München, Innsbruck über den Brenner nach Trient und weiter durch Ober-Italien nach der ewigen Stadt, wo die Reisenden am 18. Dezember eintrafen. Während der Reise und während der ersten Zeit des Aufenthalts in Rom führte Moltke ein Tagebuch, das aber meistens nur Stichworte enthält und auch große zeitliche Lücken aufweist. (Die letzte eingetragene Notiz, die unmittelbar auf eine andere vom 23. Januar 1846 folgt, datirt vom 23. April 1846.) Die wenigen, im Zusammenhange geschriebenen Stellen des Tagebuchs folgen nachstehend.

Im Anschlusse daran bringen wir zwei Abhandlungen: „Fidenä" und „Fossa Cluilia". Sie gehören zu dem vom Feldmarschall geplanten, zwar begonnenen, aber nie beendeten Begleittext, welchen er der von ihm aufgenommenen Karte der Umgebung von Rom beigeben wollte, und über den er auch in dem Briefwechsel mit seinem Bruder Ludwig (vergl. Band IV, Seite 273 flgde.) sich eingehend ausspricht. Georg v. Bunsen hat die übrigen vollendeten Abschnitte des Begleittextes mit Genehmigung des Feldmarschalls als „Wanderungen um Rom" in dem „Wanderbuche".*) schon früher veröffentlicht, die hier folgenden beiden, Herrn v. Bunsen damals nicht zugänglich gewesenen Aufsätze sind der Rest dessen, was überhaupt zum Abschluß gelangt ist. Es darf übrigens nicht unerwähnt

*) Berlin, Gebr. Paetel, 5 Auflage 1890.

Digitized by Google

bleiben, daß in beiden Aufsätzen die Anlehnung an Niebuhr sehr deutlich*) hervortritt, was in Anbetracht der Zeit ihrer Entstehung nicht Wunder nehmen kann.

Als im Jahre 1849 das von Pius IX. abgefallene Rom von einer französischen Armee unter dem Befehl des Generals Oudinot angegriffen wurde und Garibaldi die Stadt kräftig vertheidigte, schickte Moltke seinen, während des Aufenthalts in Rom aufgenommenen und gerade in der Reinzeichnung fertig gewordenen, Plan der Umgegend von Rom an Alexander v. Humboldt mit der Bitte, ihn dem Könige vorzulegen, damit Seine Majestät die ihn sehr interessirenden kriegerischen Begebenheiten vor der ewigen Stadt bequemer darauf verfolgen könne. Diesem Umstande verdanken wir den Briefwechsel zwischen Moltke und Humboldt, der den Schluß dieses Abschnittes bildet.

Rom, 16. Dezember. Die Lage von Foligno, wo die Straße von Rom sich nach Florenz und Ancona verzweigt, ist militärisch sehr interessant. Die Stadt ist mit guten Mauern umschlossen und könnte, durch ein Truppenkorps unterstützt, wohl behauptet werden. Aber einen eigentlichen Sperrpunkt bildet sie nicht. Die Gegend ist eben, oder doch nur hügelig, obwohl sehr durchschnitten und bebaut. Der Ort ist ohne bauliches oder landwirthschaftliches Interesse. Eine schöne Eichengruppe am südlichen Ausgange erfreut den Nordländer durch ihr Grün in der sonst im Winter laublosen Landschaft. Die Straße zieht längs des sumpfigen Thales eines Baches, und die Gegend wird erst interessant, indem man sich Spoleto nähert. Wie alle etrurischen Städte liegt auch diese, von stattlichen Mauern umschlossen und von einem Kastell mit Cyklopenmauern gekrönt, am Fuße des Gebirges, die fruchtbare Ebene überschauend. Ein schöner Aquädukt führt über die Schlucht, welche die Höhe der Stadt von der Masse des Gebirges absondert.

*) Seite 181, 182, Coriolan betreffend, sind sogar fast wörtlich ausgezogen. (Vergl. Niebuhr, römische Geschichte, Bd. II. S. 265 flgde. 3. Auflage 1835.)

Digitized by Google

Gleich hinter der Stadt steigt die Straße an dem wüsten Thalbette eines Baches zur Somma empor. Wenn man bedenkt, daß dies die Hauptverbindung Roms mit dem übrigen Europa, die einzige zwischen den beiden Hälften des Kirchenstaats, ist, so muß man über die Schlechtigkeit derselben erstaunen. Ohne Ochsenvorspann kann selbst bei leichtem Fuhrwerk die Steilheit dieser Straße nicht überwunden werden; während man ohne Vorspann im Trabe über den Brenner fährt und schon hinüber ist, wenn man glaubt, das Steigen müsse erst anfangen, glaubt man hier eine viel bedeutendere Höhe zu überschreiten, als sie wirklich ist, denn kaum dürfte die Strettura*) höher als 2500 oder 3000 Fuß über dem Meere liegen. Dort angekommen senkt sich die Straße ebenso steil in ein Nebenthal der Nera nach Terni hinab. Die Landschaft nimmt sogleich einen ganz verschiedenen Charakter an. Aller Anbau fehlt, alle Bergwände sind statt wie bisher mit einzelnen laublosen Kastanien- und Maulbeerbäumen mit einem Walde immergrüner Eichen bedeckt, was einen sehr angenehmen Eindruck macht.

In Terni angekommen (1 Uhr Mittags) begaben wir uns sogleich zu Fuß an den berühmten Wasserfall, denn die Forderung des Posthalters ist zu unverschämt.

17. Dezember. Von Terni nach Nepi. Die mit dem Velino vereinigte Nera tritt bei Terni aus dem Gebirge und durchfließt eine weite, herrlich angebaute Ebene, die rings von Bergen umschlossen ist. Terni liegt an dem Fuß der Höhe, und man hat von der Promenade auf der westlichen Seite eine herrliche Aussicht über dies mit Maulbeerbäumen, Weinreben und Fruchtfeldern bedeckte Gelände. Zwei Meilen weiter abwärts treten die Thalhänge dicht aneinander, und die Nera bildet hier, um sich mit der Tiber zu vereinigen, ein wildromantisches Durchbruchsthal. Eine neue, gut geführte aber schlecht gebaute Straße wendet sich nach dem Thor von Narni hinauf. Von dort ist

*) Engpaß (hier wohl Paßhöhe). H.

Digitized by Google

der Rückblick auf die Ebene, welche man eben durchzogen, unbeschreiblich schön und lohnend. Wenige Schritte weiter und ein ganz verschiedener Anblick schließt sich uns auf. Von der Brüstungsmauer der Stadt blickt man in ein wildes Felsthal hinunter. Die schneeweißen, senkrechten Kalksteinfelsen stürzen wohl gegen tausend Fuß tief ab und lassen nur Raum für den Strom, welcher brausend mit trüber Fluth über Felsblöcke dahinschäumt. Herrlich zeichnet sich das dunkle Grün der immer frischen Eichen auf dem marmorähnlichen Fels ab. Die Lage des dortigen Gasthofs ist wohl mit die schönste, die man finden kann. Ein altes Kastell krönt die Stadt, und schöne Mauern umschließen sie, wie alle Städte dieser Gegend. Die Lage von Terni auf dieser Hauptstraße ist militärisch wichtig.

Die Straße zieht von Terni an in schwindelnder Höhe längs des linken Thalhanges der Nera eine Strecke fort, wendet sich dann über ziemlich unbequeme Hügel dem Tiberthale zu und senkt sich, an alten Grabmälern vorüberführend, nach Borghetto hinab. Dort führt eine schöne Brücke über den gelben Tiberstrom, hinter welcher eine halbzerstörte mittelalterliche Burg ihre Thürme und Zinnen erhebt. Hier erkannte man deutlich noch das alte Basaltpflaster der Via Flaminia. Die Gegend nimmt nun immer mehr den Charakter der Campagna di Roma an, das Grün der Bäume verschwindet, denn die wenigen Kastanienbäume stehen laublos da. Die Fruchtfelder werden selten, und weite Strecken unbebauten Landes verkünden den Mangel an Wasser, an Menschenkräften und an Sicherheit. Eigenthümlich sind die Thalbildungen. Die kleinsten Bäche haben sich tiefe Thäler in die weiche Masse der Tuff- und Travertin- (Peperin)-Felsen gebahnt; oder sind es vulkanische Klüfte wie die Sprünge in zu schnell erkaltetem Glase?*) Bei einer Tiefe von mehr als hundert Fuß sind die Wände vollkommen senkrecht und diese Thäler nicht eher wahr-

*) Ueber die geognostische Beschaffenheit der Umgegend Roms zu vergleichen: „Wanderbuch", 6. Auflage, Seite 41 flgde. H.

Digitized by Google

nehmbar, als bis man dicht davor steht. Zwischen solchen Klüften liegt sehr malerisch Civita Castellana mit schönen Mauern, Kirchen, Thürmen und einer prachtvollen Brücke über den Abgrund. Aehnlich ist auch die Lage von Nepi, welcher Ort sich durch seine ungeheuren Mauern und ein seltsames Kastell (beide mittelalterlich) auszeichnet. Aus dieser Masse von Bruchsteinen und Ziegeln hätte man bei uns eine ganze Festung ersten Ranges erbaut. Hier umschließt sie die Wohnungen von 2000 Menschen. Das in den kolossalsten Dimensionen erbaute Rathhaus mit einer Fontäne aber ohne Fensterscheiben zeigt ungeheure Treppen und Hallen, aber kaum einen bewohnbaren Raum. Die Vorliebe eines Papstes für irgend eine Stadt seiner Geburt oder früheren Wirkens hat sich überall solche Denkmäler gesetzt, welche kaum einen anderen Zweck haben, als die Marmortafel mit prunkender Inschrift. So ist es auch mit der Brücke, deren Fundamente aus der Römerzeit, mit einer neuen Balustrade versehen, nun den Namen eines Pontifex maximus tragen, der die wirklichen Erbauer vergessen macht.

Nepi ist gewiß eines der unsaubersten Nester im Kirchenstaat, und das will viel sagen. Elender Gasthof in einem großen, einst prachtvollen Palast.

Botanische Reisebemerkung. Vom Brenner kommend senkt man sich schon hinter der Franzensfeste in die Region der Nußbäume und der Kastanien und Maulbeerbäume hinab. Bei Brixen fängt der Weinbau an; die ersten beiden Cypressen stehen bei Atzwang, und bei Botzen erblickt man Feigenbäume zwischen den Mauern. Der Oelbaum überschreitet die politische Grenze Italiens nicht, erst bei Peri entfaltet er sein blasses, aber immer dauerndes Grün, und zu Volano*)

*) Peri und Volano, Dörfer an der Etsch. H.

Digitized by Google

begrüßt der Lorbeer den den Süden suchenden Blick des Reisenden. Wahrscheinlich auf dem Treibhausfeuer eines Vulkans wuchert die Aloe an den von Erdbeben zerrütteten Mauern der Villa Pamfili. Eine Allee von großen, wirklich in der Mutter Erde wurzelnden Orangen erfreut unseren Blick in dem schönen Thale am Wasserfall von Terni, und eine vereinzelte Palme erhebt ihre schilfartigen Blätter auf dem Monte Cavallo zu Rom. Die Aloe blüht auf dem Monte Pincio und riesenhafter Kaktus steht an der Ripa di Fiume dort.

Rom, 30. Dezember. Geburtstag Sr. Kgl. Hoheit des Prinzen.

Die Häuser in den italienischen Städten sind fast immer palastartig, ungeheuere Dimensionen oft der dürftigsten Wohnungen. In Rom hingegen herrscht ein wahrer Kasernenstil. Obwohl am Korso so viel auf der Straße zu sehen ist, sind doch auch hier die Fenster eng und werden es noch mehr durch die breiten Fensterrahmen. Die Scheiben sind grün und mit Messingstäben verbunden, die Brüstungen so, daß man sich nicht auflehnen kann. Die Zimmer sind nicht sonderlich hoch, die Thüren eng und schließen nicht, die Ausstattung der Gemächer bunt. Dagegen sind sie, wo sie an Fremde vermiethet werden, voller Möbel und stets mit Teppichen versehen. Parterre wohnt hier Niemand, Sonne ist sehr gesucht.

Rom dreht eigentlich der schönen Aussicht den Rücken zu: der Janiculus schneidet jede Fernsicht ab und bildet selbst einen ziemlich einförmigen Mittelgrund. Der größte Theil der Stadt sieht nur sich selbst. Aber jenseits, das verödete Trastevere, einst die vornehme Stadt, blickt über die weite Campagna zum Albaner- und Sabiner-Gebirge und bis zum Meere.

Aehnlichkeiten Roms mit Konstantinopel. Der recitirende Gesang, Liebe zu Schuß und Feuerwerk. Familienverhältniß der Dienstboten. Emporkommen des Geringen ohne wissenschaftliche Bildung zu den höchsten Würden. Gutes äußeres Benehmen. Verkauf der Aemter.

Digitized by Google

Wesentlicher Unterschied zwischen dem Verhältniß der Frauen in Rom und Konstantinopel: Die ersteren trugen ein strenges Joch der Sitte, die letzteren den Zwang der Einsperrung. Im Orient konnte es Weiber geben, die wegen Untreue ertränkt wurden, keine Lucretia oder Virginia.

1. Januar 1846. Rom wurde eine Weltstadt durch seine Männer, Konstantinopel durch seine Weltstellung. Von beider Macht ist nur ein Abglanz übrig. Aber das Schicksal von Byzanz beruht auf bleibenden Verhältnissen. Im Mittelpunkt der einen Hemisphäre, zwischen zwei Welttheilen und an zwei Meeren gelegen, muß es wieder emporkommen, sobald die umgrenzenden Länder der türkischen Barbarei entrissen sein werden. Immer wird es die Hauptstadt eines selbstständigen Reiches, sei es eines neuen griechisch- oder römisch- oder romanisch- oder germanisch-byzantinischen, sein. War doch durch mehr als tausend Jahre die Stadt allein ein Reich für sich. Rom hingegen entstand und blühte durch die Kraft der That; es sank mit ihr. — Die Eroberung hatte die äußersten Grenzen erreicht. Rom erstreckte sich vom Eismeer bis zur Libyschen Wüste. Es zerbarst in zwei Hälften, die äußeren Theile bröckelten ab. Seine Herrschaft erlag im Geiste der demüthigen Lehre Christi und im Aeußern der Faust der Barbaren. Während des mehr vernichtenden als schaffenden Mittelalters schien es, als solle die weltbeherrschende Stadt ganz veröden, und nachdem dieses zu seiner Blüthe gelangt, blieb Rom weit hinter seinen italienischen Städten und Staaten zurück, welche sich durch Handel, Künste, Thaten und Schriften erhoben und von ihrem oft so eng umgrenzten Heimathsgebiet entfernte Inseln und ausgedehnte Reiche beherrschten. Rom lag bis zum 15. Jahrhundert bis zu einem Grade verwüstet, den man sich gegenwärtig kaum noch vergegenwärtigen kann. — Nicht die That war es, welche das neue Rom aus dem Trümmerhaufen des alten wieder emporrichtete, sondern die Idee. Der wiederbelebte und herrschend gewordene Katholi-

Digitized by Google

zismus erhob es. Aber Rom lebt in dem Glauben und von den Spenden des katholischen Auslands, nicht durch sich selbst. Seine Felder liegen vielleicht für immer verwüstet, die Betriebsamkeit erlahmt an einer fiskalischen Verwaltung, dem Handel fehlen die gewaltigen Mittel der Schifffahrt, der Eisenbahnen und der Kapitalien, die Wissenschaft schmachtet in konfessionellen Banden, die Freiheit regt sich vergebens gegen die Bevormundung des Klerus, dem Ehrgeiz ist jede Laufbahn verschlossen als die der Kirche. Die Wissenschaft ist dem Glauben gewichen, das Schaffen dem Gebet. Der Einzelne wie der Staat zehrt von dem Erworbenen, ohne zu erwerben. Roms politische Bedeutung ist dahin, nur die konfessionelle ist geblieben. Daher eine Stadt von Kirchen, eine Verwaltung von Priestern, ein Adel von Prälaten, eine Bevölkerung von Bettlern. Wird das Alles bestehen? Die Beantwortung dieser Frage wird weit in das Schicksal aller Völker hineingreifen. Roms Zukunft hängt nicht von Rom, sondern von dem Gange der religiösen Entwickelung des Auslandes ab.

Das Thal der Tiber, welches oberhalb Roms fast durchgängig eine Viertelmeile breit ist, verengt sich zwischen dem Aventin und dem Janiculus auf weniger als tausend Schritt. Nahe oberhalb dieser Stelle fließt ein Bach in einer dem Tiberlauf entgegengesetzten Richtung in jenen Fluß ein. Die bedeutenden Wassermassen, welche Tiber und Anio bei heftigen Regengüssen aus dem Sabiner-Gebirge herabführen, und die noch jetzt ihre Wiesen zeitweise bedecken, mußten sich an dem gedachten Punkte stauen und die niedrigst gelegenen Senkungen des Terrains versumpfen. Von dem hohen Janiculus zurückgewiesen, wälzten sie sich gegen das niedrigere linke Thalufer, an welchem ihre Einwirkung in der Zerrissenheit des sonst so stetigen Zusammenhanges deutlich erkannt werden kann. Quirinal, Viminal, Esquilin und Coelius

Digitized by Google

bilden nur Vorberge der großen Masse, welche mit einem langen Abfalle zum Anio, mit einem kurzen steileren sich zur Tiber senkt. Kapitol, Palatin und Aventin hingegen bilden getrennte Felskuppen. Denkt man sich die bis dreißig Fuß hohe Schicht von Schutt und Trümmern hinweg, welche heute das Forum Romanum und das Forum Trajani bedeckt, so mußte bei einem Wasserstande, der fünfundzwanzig Fuß den gewöhnlichen übersteigt, der Capitolinus eine Insel sein.

Nach Plutarch waren Roms Hügel Klippen und Wald. Auf dem Palatin stand ein Hirtendorf, und die Umgegend diente den Heerden zur Weide. Die Thäler waren sumpfige Wiesen oder Lachen, die Ufer des oft austretenden Tiberstroms ungangbar. So kam es, daß die ausgesetzten Kinder der Rhea Sylvia an einem Feigenbaume strandeten, dem ficus ruminalis, der durch viele Jahrhunderte mitten in der Stadt erhalten und heilig blieb. Auch die Strohhütte des Romulus auf dem Palatin ward bis auf Neros Zeit erhalten und ergänzt. Dieser Berg und der Capitolinus bildeten als Ausläufer des linken Tiberufers damals Halbinseln.

Das ursprüngliche Rom erstreckte sich nördlich noch nicht bis zum Anio, nämlich bis Antemnä, gegen Albano nur bis über den fünften Meilenstein, bis zu einem Orte, der Fasti hieß; südlich mußten die Salzwiesen an der Tibermündung erst von Veji erobert werden. Dies zwischen den älteren latinischen Städten eingeengte Gebiet war nachmals der eigentliche ager romanus; der 21. April wurde als der Gründungstag der Stadt gefeiert.

Romulus und Remus stritten sich, ob die Stadt auf dem Palatin oder Aventin gegründet werden sollte. Als Wahrzeichen erschienen in derselben Nacht dem Remus zuerst sechs, dem Romulus zuletzt zwölf Geier, die von Nord nach Süd zogen. Wie so oft später in Rom, entschied auch jetzt die Stärke über das Recht.

Digitized by Google

Die zwölf Geier sind der dichterische Ausdruck der alten etruskischen Weissagung, nach welcher Rom zwölf Säkula Dauer zugewiesen wurde. Diese Weissagung wurde nie vergessen und trifft wunderbar zu. Sie erfüllte im fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung die Anhänger des alten Glaubens mit Furcht, denn die demüthige Lehre des Nazareners hatte unter den Geringen, den Dürftigen und Unterdrückten eine solche Ausdehnung gewonnen, daß die Hohen, die Gewaltigen und Unterdrücker das Ende ihrer Herrschaft ahnten. Aber das tuskische Säkulum betrug 110 Jahre, somit betrug nach der Weissagung Roms Dauer 1320 Jahre, und sein Ende fällt auf das Jahr 591, das erste des Pontifikats Gregors des Großen, als die Stadt mehr als einmal erstürmt war, die Pest hinwegraffte, was das Schwert verschont, als die alten Geschlechter durch Totilas vernichtet, vom Senat nur der Name und von der Munizipalverfassung kaum noch eine Spur übrig geblieben war, als Roms Kaiser im Orient lebten, die Religion umgestürzt, das Herkömmliche verändert war, als ein neuer Glaube andere Tugenden predigte, andere Sünden verdammte und eine neue Zukunft lehrte, als die alten Wissenschaften und Künste erloschen, die Denkmäler verfielen und die einst hochverehrten Vorfahren rettungslos Verdammte geworden waren, als Rom, auf ewig der Waffen beraubt, das Haupt eines geistlichen Reiches geworden war.

Die Campagna. Zur Zeit der Könige waren selbst die Pontinischen Sümpfe noch gesund und bildeten eine dicht bevölkerte, blühende Ebene.

Während der Kriege der Republik nahm die Bevölkerung der Campagna ab, der Ackerbau wurde vernachlässigt, von fern

Digitized by Google

das Korn nach Rom geführt. Cicero und Livius erwähnen schon die böse Luft im Stadtgebiet. Nur die Hügel waren noch gesund. Dieser Zustand war namentlich herbeigeführt durch die Zerstörung der latinischen Städte in der Ebene, von Veji, Antemnä, Fidenä u. a. Nur Sklaven bestellten das Land; eine eigentliche Landbevölkerung gab es nicht.

Unter den ersten Kaisern mag der Zustand sich etwas gebessert haben. Strabo schildert das Land als sehr fruchtbar und reich. Er bezeichnet als ungesund nur die Seeküste und Pometium. Die Campagna bedeckte sich mit prachtvollen Villen, zu denen die großen Reichthümer, welche von allen Seiten nach Rom flossen, die Mittel gewährten. Aber es gab keine Landgüter, nur Lustgärten und Paläste. Denn also schrieb Tiberius an den Senat: „Käme der Reichthum der Provinzen nicht unseren Herren und Sklaven zu Hülfe, würden wohl unsere Villen und Lustgärten uns Nahrung gewähren?“ Unter Claudius schon war Hungersnoth in der Stadt, denn der Acker des Saturnus lag brach. Der Landbesitz wurde immer ausgedehnter und auf immer weniger Besitzer konzentrirt. Plinius sah in den ungeheuren Gütern den Verderb des Landes, und der Zustand scheint schon Aehnlichkeit mit dem jetzigen gehabt zu haben.

Endlich folgte die Verlegung des Herrschersitzes an den Bosporus und der Einbruch der Barbaren. Wer noch auf dem Lande wohnte, mußte Schutz in den Städten suchen, die dann selbst verheert wurden.

Auch im Mittelalter bestanden die Latifundien fort. Unter Gregor VII. (der selbst großer Grundbesitzer war) gehörte den Benediktinern von St. Paul eine Fläche von 70 000 Magdeburgischen Morgen oder drei Quadratmeilen. Die Grafen von Tuskulum, die Galera, Colonna, Orsini, Frangipani, Savelli, Stefaneschi, Anibaldi, Gaetani waren die mächtigsten Barone. Die Grafen von Tuskulum herrschten 200 Jahre

Digitized by Google

in Rom, setzten Päpste ein und ab und bildeten eine Hauptstütze der schwäbischen und salischen Kaiser, bis Heinrich VI. den Römern Tuskulum in die Hände gab, die es von Grund aus zerstörten. Die Zahl dieser Barone war geringer als die der vormaligen Städte, deren Gebiet sie besaßen.

Um die Mitte des 8. Jahrhunderts entstanden die Kastelle, deren Trümmer noch jetzt aus der Ebene hervorragen. Es waren Versuche der Päpste, wieder eine Landbevölkerung zu schaffen, so Kastell Giubileo (Fidenä) 1300, Kastell Arcione 1400, Isola Farnese (Veji); sie wurden neue Räubernester. Der Kampf zwischen Heinrich IV. und Robert Guiscard vervollständigte die Verödung Roms, die Verlegung des Papstsitzes nach Avignon die der Campagna. Das Elend überstieg alle Grenzen um eben die Zeit, da die übrigen italienischen Städte sich wieder hoben. Der Ackerbauer fand in der ganzen Campagna keine Stätte mehr, die ihn schützte, kein Dach, unter welchem er die Nacht hätte zubringen können. Der Ackerbau hörte ganz auf und nur noch Weide deckte das Land.

Sixtus IV. ordnete an, daß Jeder, der wollte, ein Drittel jedes Besitzthums auch gegen den Willen des Besitzers anbauen durfte. Aber die Grundherren hinderten die Abfuhr des, wie es scheint, ziemlich reichlich gewonnenen Getreides und trieben Wucher damit. Je größer die Summen, die aus der katholischen Christenheit jetzt nach Rom flossen, je weniger kümmerte man sich um den Anbau der Campagna. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts entstand schon die noch jetzt bestehende Kompagnie der Mercanti di Campagna, welche ihre eigenen Privilegien hat.

Pius VI. unternahm die Austrocknung der Pontinischen Sümpfe 1780. Er ließ die Campagna katastermäßig vermessen. Die Arbeit war in einem Jahre vollendet und ergab 777 000 Magdeburgische Morgen unter 362 Besitzer vertheilt, so daß jedem durchschnittlich 2154 Morgen gehörten. Nun

Digitized by Google

besaßen aber zwei Drittel von diesem Flächenraume 113 Eigenthümer, also jeder durchschnittlich weit über 4000 Morgen. Die großen Fundatoren mußten durch Gesetze gezwungen werden, einen gewissen Theil ihrer Feldmarken dem Ackerbau zu widmen, sonst überließen sie Alles der Viehzucht. Aber gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wurde dessen ungeachtet noch nicht der siebente Theil der Felderfläche bebaut. Ihr Ertrag überstieg nicht drei Fünftel des Bedarfes der Stadt. Und selbst dieser Anbau würde aufgehört haben, wenn nicht das Erdreich, nachdem es mehrere Jahre ungepflügt geblieben, auch zur Weide unbrauchbar würde. Alle Versuche der Regierung, eine Vertheilung an mehrere Eigenthümer zu bewirken, blieben fruchtlos.

Das Grundübel ist der Mangel an Ackerbauern, die auf der Scholle wohnen, die sie bearbeiten, ferner, daß nur Getreide gebaut wird, so daß wenige aufeinander folgende Jahre des Mißwachses selbst die neue Aussaat unmöglich machen können. Die Arbeiter werden aus dem Gebirge herbeigeholt, sie unterliegen sehr großen Mühseligkeiten und wagen Gesundheit und Leben, daher sehr hoher Tagelohn, folglich sehr große Auslagen an baarem Gelde, die nur wenige Kapitalisten zu leisten vermögen. Das einzige Mittel erscheint eine höhere Besteuerung der nicht angebauten Flächen; die großen Besitzer ziehen es vor, ihre Güter in eine einzige Pacht zu geben, da die Verleihung an kleine Pächter und Kolonen ihnen keine sichere Rente gewährt. Sie selbst sind nie Landwirthe. So nimmt die Zahl der Besitzer, wie der Mercanti di Campagna immer mehr ab. 1803 bewirthschafteten drei Männer ein Fünftel des ganzen Gebietes. Sie zahlten ungefähr 1½ Thaler Zins für den Morgen des anbaufähigen Landes. — Es wird vier Mal jährlich gepflügt. Von Oktober bis Mai arbeiten zwanzig-, von da bis Ende Juli dreißigtausend Leute in der Campagna, welche sämmtlich dort nicht wohnen, sondern in den Städten

Digitized by Google

am Fuße des Gebirges zum Theil aus dem Auslande geworben werden. Sie werden beköſtigt, und ihr Lohn iſt immer im Steigen, ſo daß jährlich 50 000 Thaler für Arbeitslohn aus dem Lande gehen. Die Arbeiter haben etwa zwölf Groſchen Tagelohn und Koſt. Sie bringen die Nächte in den großen leeren Caſali zu, die man auf jeder Tenute findet. Da dieſe oft entlegen ſind, ſo lagern die Leute, welche den ganzen Tag, durch berittene Aufſeher befehligt, in glühender Sonne gearbeitet haben, des Nachts ſehr oft im Freien. Sie zünden ein Reiſigfeuer an, aber der kalte Nachtthau durchdringt ihre Kleider; die Koſt iſt nur ſchlecht, Bohnen, Maisbrot und Gemüſe, das Getränk Wein mit Waſſer. Je ſpäter der Sommer, je verderblicher die Luft. Die Schnitter erhalten zwanzig Groſchen, die Dreſcher, welche hauptſächlich die Spitäler füllen, über einen Thaler Tagelohn. Und doch iſt es oft ſchwer, Arbeiter zu bekommen.

Der Fürſt Roſpiglioſo hat in Zagarolo den Anfang gemacht, ſeine Ländereien parzellenweiſe in Erbpacht zu geben. Man fing mit Getreidebau an, ging aber bald zur Oelkultur, zu Obſt-, Wein- und Gartenbau über. Die Luft hat ſich ſehr gebeſſert, und der Morgen zahlt zwei Thaler Zins. Aber freilich iſt die Verpachtung von vielen Tauſend Morgen an Einzelne zu zwar niederem aber ſicherem Zins bequemer.

Fidenä.

Fidenä war urſprünglich eine tyrrheniſche Stadt und wurde ſpäter eine Kolonie von Alba, dann von Rom. Nach ihrer Zerſtörung dauerte ſie als Dorf und Eigenthum von Privat-

Digitized by Google

besitzern bis in das 8. Jahrhundert fort. Alle Angaben stimmen dahin überein, daß sie fünf Miglien von Rom am linken Ufer der Tiber lag. Livius*) nennt sie eine „hochgelegene und feste Stadt", sie ist also nicht auf den Thalwiesen zu suchen, welche den Ueberschwemmungen ausgesetzt waren, sondern auf dem hohen Thalufer, auf welchem jetzt die Villa Spada steht. Der Raum, welchen sie einnahm, ist von zwei tiefen Thälern umschlossen und für die Vertheidigung wohlgeeignet. Denn die Abfälle zu diesen Schluchten wie zur Tiber sind steil und schwer ersteigbar, so daß nur die schmale südöstliche Front sorgfältig befestigt zu werden brauchte. Man hat Fidenä zuweilen auf dem auffallenden, isolirten Hügel gesucht, welcher Castel Giubileo trägt. Allein dieser war selbst für eine mäßige Stadt viel zu klein und liegt überdies 6½ Miglien vom Collinischen Thore entfernt. Auch die Arx von Fidenä konnte dort nicht stehen, da sie ganz von der Stadt getrennt gewesen wäre. Aus der Erzählung der Belagerung*) geht deutlich hervor, daß die Burg innerhalb der Stadtumwallung lag.

Die Streitigkeiten zwischen Rom und Fidenä beginnen schon unter Romulus und dauern durch drei Jahrhunderte fort. Die Stadt wurde früh schon unterjocht und zur Kolonie umgewandelt, d. h. man ließ den früheren Bewohnern zwei Dritttheile, auch wohl nur ein Dritttheil der alten Feldmark und belehnte mit dem Rest die römischen Ansiedler. Natürlich suchten die ursprünglichen Besitzer, sobald die Verhältnisse ihnen günstig waren, die Eindringlinge zu vertreiben und ihr altes Eigenthum wiederzugewinnen. Ihren letzten Befreiungsversuch machte die Stadt 317, gestützt auf die Hülfe der Vejenter und Falisker. Sie vertrieben die Römer, von denen jedoch einige, durch sechzigjährigen Besitz mit den Fidenaten verschmolzen, zurückblieben und ihre Sache theilten.

*) Livius IV. 22.

Digitized by Google

Da die Verbündeten bis vor das Collinische Thor streiften, so entschloß im folgenden Jahre der Senat sich bei der dringenden Noth, den Mamertus Aemilius zum Diktator zu ernennen.

Hierdurch gewarnt und eine ungewöhnliche Machtentfaltung erwartend, zogen die Fidenaten sich über den Anio auf die Höhen zwischen dem Flusse und ihrer Stadt zurück. Als die Legionen der Falisker zu ihnen stießen, rückten sie in die Ebene hinab und lagerten vor den Mauern von Fidenä, etwa bei Villa Phaonis. Der Diktator verschanzte sich in dem Winkel, wo beide Ströme zusammenfließen. Beide Heere waren sonach nur zweitausend Schritt voneinander getrennt. Die freie Tiberwiese bildete das Schlachtfeld.

Am zweiten Tage rückten beide Theile aus ihren Verschanzungen vor. Die Schlachtordnung der Verbündeten war so, daß ihre Rückzugslinien sich nicht kreuzten, die Vejenter rechts, die Fidenaten in der Mitte, die Falisker links. Noch zögerte der Angriff, denn der Diktator blickte rückwärts, um auf dem Capitol (welches übrigens von hier nicht zu sehen ist) das Zeichen zu erkennen, welches ihm berichten sollte, ob der Vogelflug günstig gewesen sei. Dann stürzte sich Alles vorwärts zum Angriff, worauf die Reiterei aus der Mitte der römischen Stellung. Die feindliche Reiterei, welche am längsten Stand gehalten hatte, wich endlich auch, und der Diktator auf dem rechten Flügel hieb die nach ihrem Lager flüchtenden Feinde nieder.

Die Vejenter hatten eine Abtheilung entsendet, welche über die Berge die römische Stellung umgehen und während der Schlacht ihr Lager erstürmen sollte. Dieser Plan, welcher das Gefecht selbst nicht entscheiden konnte, mißlang völlig. Cossus setzte mit der Reiterei über die Tiber und verfolgte die Vejenter, die Fidenaten flüchteten in die Berge und die Falisker, die von dem Ausgange des Krieges nicht so unmittelbar berührt wurden zogen in ihre Heimath. Aber Fidenä war noch nicht wieder gewonnen und behauptete seine Unabhängigkeit bis in das vierte Jahr.

Digitized by Google

Rom war in dieser Zeit von furchtbaren Seuchen heimgesucht, man glaubte an die Möglichkeit eines allgemeinen Aussterbens, und die Fidenaten und ihre etruskischen Verbündeten lagerten aufs Neue vor dem Collinischen Thore. Da ernannten die Konsuln den Aulus Servilius zum Diktator. Livius berichtet, dieser habe die Etrusker bis nahe vor Nomentum getrieben, sie dort in offener Schlacht besiegt und sie von da in die Stadt Fidenä getrieben. Das erscheint ganz widersinnig. Wie hätten die Etrusker sich so ganz von ihrer Heimath abwenden sollen? Jedenfalls wären sie bei Nomentum schon weit über Fidenä hinausgedrängt gewesen, und die Römer müßten absichtlich zurückgegangen sein, um ihnen den Rückzug nach Fidenä zu gestatten. Denkbarer ist, daß das Gefecht nicht bei Nomentum, sondern an der Nomentanischen Brücke stattfand. Fidenä wurde nun belagert, indem man die Stadt mit einem Wall umschloß. Darunter ist wohl nur zu verstehen, daß die Römer sich auf den Höhen südlich derselben verschanzten. Ein Blick auf die Oertlichkeit zeigt, welche große Ausdehnung eine wirkliche Circumvallation gehabt haben müßte. Die tiefen Schluchten machten sie auf zwei Seiten entbehrlich, und auf der dritten, wo die Tiber bis hart unter die steile Höhe herantritt, war sie unausführbar. Ohne Zweifel griff man den Ort von Südosten her an, wo der Hügel mit dem übrigen Tafellande durch einen dreihundert Schritt breiten Höhenrücken zusammenhängt. Allein die hohen Mauern ließen die Leitererſteigung nicht zu. Die bloße Einschließung führte zu nichts, da die Stadt mit Lebensmitteln überreichlich versorgt war. Auch konnte die Verbindung mit dem vejentischen Ufer der Tiber schwerlich unterbrochen werden. Der Diktator beschloß daher „von einer Gegend, die ihm ihrer Nähe wegen bekannt war, im Rücken der Stadt, wo diese ihrer großen natürlichen Festigkeit halber nur schwach besetzt war, einen Erdgang zur Burg hinaufzutreiben.“ Tag und Nacht beschäftigte er den Vertheidiger an den entgegen-

Digitized by Google

gesetzten Fronten durch verstellte Angriffe, um seine Aufmerksamkeit abzulenken, bis der Weg hinauf fertig war. Die Fidenaten erkannten die Gefahr erst, als das Siegesgeschrei ihrer Feinde über ihrem Haupte die Einnahme der Burg und somit der Stadt verkündete.

Wenn das römische Lager so stand, wie wir angenommen, so dürfte der Stollen ganz nahebei in der nördlichen Schlucht durch die steile, aus weichem Tuff gebildete Felswand getrieben worden sein. Vielleicht kam es nur darauf an, nahe unter der Burgmauer durchzubrechen. Der Anfang des Unternehmens konnte aber wegen der Steilheit des Hanges nicht entdeckt werden, und das Gelingen erkannte man erst, als es zu spät war. Es liegt hierin nichts Unmögliches oder selbst nur Unwahrscheinliches.

Die Urheber des Abfalls der Stadt mußten jetzt ihr Beginnen büßen, die römischen Kolonen wurden zurückgeführt und ihre Zahl sieben Jahre später vermehrt, was natürlich den Besitz der ursprünglichen Bewohner nochmals schmälerte. Ein Theil derselben wurde nach Ostia verwiesen. So empörte die Stadt sich im Jahre 329 aufs Neue und die Vejenter setzten über die Tiber, um sie zu unterstützen. In dieses Jahr fällt nach Diodor, und wie es allerdings sehr wahrscheinlich ist, der Mord der Gesandten, deren Standbilder auf der Rednerbühne zu Rom aufgestellt waren. Ob der vejentische König Lar Tolumnius den Befehl zu jener Freveltat beim Würfelspiel gab, mag unentschieden bleiben, aber klar ist es, daß er wünschen konnte, die Fidenaten durch einen solchen unverzeihlichen Schritt auf immer von Rom zu trennen.

Abermals wurde Mamertus Aemilius zum Diktator ernannt. Das römische Heer, welches eben erst eine Niederlage vor Veji erlitten hatte, wurde von dort abberufen und bezog ein Lager vor dem Collinischen Thore. Die Mauern der Stadt waren besetzt, die Kaufläden und Gerichte blieben geschlossen.

Digitized by Google

Der Diktator rückte vor und schlug sein Lager dreitausend Schritt diesseits Fidenä auf. Der linke Flügel lehnte also ungefähr beim Canneto Biondi an die Tiber, der rechte stand auf den Hügeln nördlich der Fontana. Den Quinctius Pennus schickte er mit einer Abtheilung weiter rechts, wo die zusammenhängende Höhe ununterbrochen zur Stadt hinabzieht. So bedrohte dieser Fidenä selbst an der angreifbaren Stelle, das Lager der Verbündeten aber im Rücken. Sobald Quinctius in der Nähe der Burg angekommen war, erfolgte der Angriff des Diktators. Das Fußvolk rückte an und focht mit ungestümer Hitze. Dem Magister equitum ertheilte der Dictator die Weisung, nicht ohne seinen besonderen Befehl anzugreifen. — Nach dem Bericht des Livius zog jetzt eine abenteuerliche Schaar aus dem Thore von Fidenä herab; sie war mit brennenden Fackeln bewaffnet und verbreitete Entsetzen, wohin sie kam. Aber die römischen Reiter zäumten ihre Rosse ab und spornten sie mitten in die Flammen hinein. — Wir wollen diese Ausschmückung auf sich beruhen lassen, es scheint jedoch, daß die römische Reiterei den Sieg entschied, und wahrscheinlich war es damals, wo Cossus den treulosen König Tolumnius erlegte, sein Haupt auf die Lanze steckte und die Rüstung des Feindes dem Jupiter Feretrius weihte.

Jetzt wurde die Umgehung des Quinctius wirksam. Sein Erscheinen bestimmte die Verbündeten zur Flucht. Die Vejenter suchten sich durch den Strom, die Fidenaten in die Stadt zu retten. Aber Quinctius drang mit ihnen durch das Thor und besetzte die Mauer. Da rief der Diktator seine Leute von der Plünderung des Lagers ab, ihnen die größere Beute der Stadt verheißend. Dort eingedrungen, verfolgte er die Fliehenden in die Burg. Das Gemetzel in den Straßen dauerte fort, bis die Fidenaten die Waffen wegwarfen und sich auf Gnade und Ungnade ergaben. Stadt und Lager wurden geplündert, die Bewohner, welche das Blutbad überlebten, in die

Digitized by Google

Knechtſchaft verkauft, und der Name Fidenä wurde wie der von Gabii das Symbol eines verödeten Fleckens.

Welche Verheerungen noch ſpäter über dieſen einſt ſo dicht bevölkerten Hügel hergezogen ſind, wiſſen wir nicht. Wahrſcheinlich verwandelte ſich ſein oberer Rücken in eine römiſche Gartenanlage, von welcher man die breiten, im Frühjahre von Millionen Narziſſen gelb gefärbten Wieſen und den ſchlängelnden Lauf der Tiber bis zum Hügel von Antemnä überblickt. Gegenwärtig erhebt ſich am Abhange zur Salariſchen Straße ein beſcheidenes Landhaus, welches zwar den glänzenden Namen Villa Spada trägt, aber keinen Vergleich aushält mit den prachtvollen und mit Kunſtſchätzen geſchmückten Anlagen in der Nähe der Stadt.

Von Intereſſe ſind einige Mauerfundamente auf dem ſchmalen Bergrücken, welcher den Hügel mit dem übrigen Tafellande verbindet und auf welchem ohne Zweifel die Stadtmauer von Fidenä geſtanden hat. Wir wollen jedoch keineswegs behaupten, daß ſie dieſer Mauer wirklich angehört haben.

Foſſa Cluilia.

Dieſer Name ſtammt aus einer Vorzeit, welche älter iſt, als die Sagenzeit Roms. Livius bemerkt, daß jene Foſſa längſt verſchwunden ſei, und hält ſie für den Pfahlgraben, welcher das Lager eines albaniſchen Königs umſchloß. Die Lage des Ortes wird aber genau angegeben; an der alten inaugurirten Grenze

Digitized by Google

von Rom und Alba auf der Via Latina, fünf Meilen von der Stadt, welche Entfernung von der alten Porta Capena an gerechnet werden muß.

Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß die Fossa Cluilia einer der beiden Abzugsgräben ist,*) durch welche einst das Thal von Grotta Ferrata am Fuße des Albaner-Gebirges entwässert und aus einem See in ein fruchtbares Kesselland umgewandelt wurde. Der erste dieser Kanäle fließt in den Anio, der zweite hier in Rede stehende ist mittelst eines großartigen Emissars**) tausend Schritte weit durch eine Felshöhe getrieben, und zieht dann in der Richtung auf Rom fort. Obwohl nun dieses Wasser trübe und schlammig, so ist es in der hier ganz dürren Campagna ein wahrer Segen für Vieh und Felder, und wenn der Urheber kaum einen Platz in der Geschichte findet, so dauert die Wohlthat seines Schaffens noch jetzt nach dritthalb tausend Jahren fort. Als den Gründer dieses Unternehmens dürfen wir wohl den albanischen Diktator annehmen.

Da wo dieser Cluilische Graben die altrömische Grenzmark erreicht, ist er in das oberste Ursprungsthal (fossa del Calicetto) des Almo geleitet und würde, sich selbst überlassen, durch das Thal der Egeria unterhalb Roms in die Tiber fließen. Aber schon die römischen Könige erkannten den Vortheil, welchen sie von einer beträchtlichen Wassermasse in einem solchen Niveau ziehen konnten.

Ancus vielleicht schon benutzte die von Alba unabsichtlich gebotene Gabe zu seinem Quiriten-Graben, welcher die neuen Stadttheile gegen Süden schützte. Man leitete die Wasser in einer künstlichen Furche theils am sanften Abhange, theils über den Rücken der hier sehr flachen Hügel bis zum Ursprunge des nur dreitausend Schritte langen Baches, welcher bei Porta S. Gio-

*) Niebuhr, Berichtigung und Zusätze zur Römischen Geschichte, Seite 42.

**) Fabretti, de aquis et aquaeductibus.

Digitized by Google

vanni an die Stadtmauer herantritt, dann durch die Porta Metronis in die Stadt eintritt und die Senkung zwischen dem Palatin und Aventin, das Murcische Thal, bildet. Der Terrainkenner sieht leicht, daß die heutige Marrana, bei den Alten Aqua crabra genannt, bis Villa Santa Croce kein natürlicher Wasserlauf ist. Wahrscheinlich zu Agrippas Zeit wurde diese Leitung zur Speisung einer Piscina verwendet, welche zum Baden diente und nahe der Stadtmauer lag, weiter unten durchfloß sie den Circus maximus.

Der Punkt nun, wo die Cluilia endet und die Crabra beginnt, an der alten Grenze genau fünf Miglien von Porta Capena, würde das Casale von Roma Vecchia sein, wo jetzt eine kleine Brücke über die Marrana liegt und der Graben die alte Via latina durchschneidet, welche, älter als die Appia, damals nach Alba führte. Wir haben deshalb den Namen Fossa Cluilia an diesen Punkt unserer Karte gesetzt, obwohl nach dem oben Gesagten er dem ganzen oberen Zuge des Baches gebührt. In der Gegend dieses Casales muß auch das verschanzte Lager des albanischen Prätors gestanden haben.

Zwei große Begebenheiten der römischen Geschichte knüpfen sich an den Namen Cluilia. Die erste, im Jahre 82 nach Erbauung der Stadt, also aus der fernsten Sagenzeit, ist der Kampf der Horatier und Curiatier, zu bekannt und zu sehr Fabel, um viel darüber zu sagen.

Von all den vielen Trümmern, welche jetzt diese Gegend umstehen, den Gräbern der latinischen Straße, dem Bogen der Wasserleitung, den mittelalterlichen Mauern von Settebasi, von alledem war damals nichts vorhanden, und das freie ebene Feld zwischen beiden Lagern mochte ganz geeignet sein zum Schauplatze des Kampfes, welcher über Albas Schicksal entschied. Mit seiner dreifachen Beute zog der einzige überlebende Horatier von hier nach Rom zurück, gefolgt von den jubelnden Schaaren der Römer. Aus dem Thore trat ihm ein Weib entgegen mit auf-

Digitized by Google

gelöstem Haare und thränenvollen Augen, die seinen Sieg verfluchte. Ein solcher Mißklang in der allgemeinen Freude, ein so schneidender Gegensatz zu der patriotischen Begeisterung schien dem leidenschaftlich erregten Jüngling ein Verrath am Vaterlande. Sein Schwert durchbohrte die Unglückliche. Aber dies Weib — war seine Schwester, der gefallene Curiatier, um den sie wehklagte, war ihr Verlobter. Das römische Volk war ungewiß, ob der Sieg des Jünglings ruhmwürdiger oder seine rasche That verruchter sei.

Fast zwei Jahrhunderte später, im Jahre 266 nach Erbauung der Stadt, erschien am Cluilischen Graben ein erbitterter und furchtbarer Feind Roms.

Cnäus Marcius, von seinen Siegen mit dem Zunamen Coriolanus beehrt, war von edlem Geschlechte und besaß hohes Ansehen im Senate. Mit seinen Hörigen führte er allein den Krieg gegen die Antioten und theilte die Beute unter sein Gefolge, als die Tribunen den Konsuln verweigert hatten, ein Heer auszuheben. Während einer furchtbaren Hungersnoth langte endlich Getreide aus Sicilien an; da rieth Coriolan im Senat, dem Volke nur dann diese Vorräthe zu öffnen, wenn sie dem auf dem heiligen Berge von ihm ertrotzten Tribunat entsagten. Die Tribunen zogen ihn vor Gericht, und zwölf gegen neun Tribus sprachen seine Verbannung aus. — Er ging zu den Volskern; mit ihnen eroberte er die römischen Kolonien und alle latinischen Städte.

Rom stand vereinzelt, ohne Bundesgenossen, im Innern von Parteien zerrissen. Es war unmöglich, ein Heer aufzubringen, kaum vermochten die Bürger die Thore und Mauern zu bewachen. Da stellte der Senat den Cnäus als römischen Bürger her und die Gemeinde bestätigte den Beschluß, welchen fünf Consulare überbrachten. Der Sieger forderte die Zurückgabe der den Volskern entrissenen Ländereien, Abberufung der dort angesiedelten Kolonen, Bündniß und Municipium. Sich zu ent-

Digitized by Google

ſchließen geſtattete er den Römern die ſetialiſchen Friſten von dreißig und drei Tagen, waren dieſe verfloſſen, ſo lag es in ſeiner Bruſt, ſich zu entſcheiden.

Aber dieſe Bedingungen waren nicht das Härteſte, was Rom von ſeinem gekränkten Sohne zu befürchten hatte.

Der Stadt drohte das nächſt feindlicher Eroberung ſchrecklichſte Schickſal, der ſiegreiche Einzug einer Schaar von Verbannten aller Stände, welche nicht nur ihre früheren Rechte, ihr geraubtes Eigenthum zurückverlangten, ſondern auch Rache für ihre langen Leiden üben wollten, eine Bande durch Unglück und Elend verhärteter und erbitterter Räuber, deren Genoſſe und Führer Coriolan geworden war. Hätte er ſie auch von Miſſethaten abhalten wollen, ſie waren ſein Volk, wie hätte er ſich von ihnen trennen können?*)

Als die dreißigtägige Friſt um war, kamen die zehn Aelteſten des Senats, das Erbarmen des Feindes anzurufen. Sie wurden mit Drohungen fortgeſchickt. Am folgenden Morgen erſchienen im feierlichen Zuge die Flamines, die Pontifices, die Auguren und andere Prieſter; auch ſie flehten vergebens. Wenn nun noch die nächſte Sonne über dem Zorn Coriolans unterging, dann führte er ſein Heer über die noch nicht betretene Grenze der hülfloſen Stadt.

Da zog die letzte Geſandtſchaft Roms an den Cluiliſchen Graben. Es war Veturia, die betagte Mutter, Volumnia, die Gattin Coriolans, mit ſeinen beiden Knaben an der Hand. Ihr Wehklagen, der angedrohte Fluch der ehrwürdigen Matrone erweichten das Gemüth des Zürnenden, erſchütterten ſeinen Sinn. „Mutter“, rief er unter heißen Thränen, „Du haſt gewählt zwiſchen Rom und Deinem Sohne, mögen ſie es Dir danken; mich ſiehſt Du nimmer wieder!“ Er entſagte der Heimkehr, die er den Genoſſen nicht gewähren konnte, und endete ſeine Tage

*) Niebuhr, Röm. Geſch. II. 271.

Digitized by Google

in der Verbannung. Erſt als Greis, klagte er, fühle man, wie elend das Leben in der Fremde ſei.

Als der Tod ihn erlöſt, trauerten die Matronen ein Jahr um ihn. Zum zweiten Male waren es die Frauen geweſen, die Rom erretteten, als die Männer es nicht mehr zu ſchützen vermochten. Sie erbauten den Tempel der Fortuna muliebris zum Andenken an ihr Glück, und man glaubt, die Reſte dieſes Heiligthums in einem der Trümmer an der Via Latina zu erkennen.

Briefwechſel mit Alexander v. Humboldt

mit Bezug auf die Karte der Umgegend von Rom.

I. Moltke an Humboldt

(nach dem vorliegenden Konzept).

(Ohne Datum. Magdeburg, Juni 1849.)

Euer Excellenz bitte ich gehorſamſt, eine Original-Aufnahme der Campagna von Rom, ſoweit ſie die nächſte Umgebung der Stadt bildet, ehrerbietigſt vorlegen zu dürfen.

Die mir im Collegio Romano bereitwilligſt mitgetheilten Poſitionen einer Anzahl aſtronomiſch beſtimmter Punkte bilden die Baſis der Arbeit. Es waren:

die Sternwarte des Collegio,
die Kuppel von St. Pietro,
Villa Ludoviſi und
Vigna Negroni,

Digitized by Google

von welchen aus ich eine große Menge sich auszeichnender Gegenstände trigonometrisch festlegen konnte. Selbige wurden auf neun Blätter übertragen und das Detail der Karte mit dem Meßtisch aufgenommen.

Auf diese Weise gelang es, in einem Jahre reichlich zehn Quadratmeilen zu vermessen. Bei den mir damals zu Gebote stehenden Mitteln durfte ich hoffen, die Aufnahme bis an das Meer und die Albaner und Sabiner Berge auszudehnen und so eine wirkliche Karte des Patrimonio di St. Pietro zu Stande zu bringen. Der plötzliche Tod Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Heinrich von Preußen beendete meinen Aufenthalt in Italien und vereitelte die Durchführung meines lebhaftesten Wunsches.

Von Rom selbst giebt es bekanntlich eine große Zahl sehr genauer Pläne. Die Gebäude, Straßen und Plätze der eigentlichen Stadt konnten daher unmittelbar übertragen werden, und es blieb nur übrig, unter all diesen mächtigen Bauwerken der Gegenwart und der Vergangenheit das Terrain der sieben Hügel herauszufühlen. Größere Schwierigkeiten bot das sogenannte Suburbano, der durchschnittlich eine Meile breite Gürtel von Villen und Vignen, welcher die Stadtmauer umgiebt und auf den Städteplänen nicht mit verzeichnet ist. Zwischen hohen Mauern und Bäumen bildeten Boussole und Schrittmaß den Ariadnefaden durch das coupirte Terrain. Erst nach vollendeter Arbeit wurde mir durch die Gefälligkeit des Herrn Calandrelli eine Katasteraufnahme dieser Grundstücke zugänglich, nach welcher die unvermeidlich entstandenen Abweichungen und die genaue Projektion der Bauten sorgfältig berichtigt wurde.

Mit den letzten Marken des gedachten Gartengürtels fängt die völlig freie, aber sehr accidentirte Campagna an, welche sich bis zum Fuß der Gebirge und bis zu den Pinienwäldern am Meeresufer hinzieht und von Tiber und Anio mit ihren Nebenflüssen durchschnitten wird. Hier sind es nun die festungsähnlichen

Digitized by Google

Tenuten oder Meierhöfe, sowie die Trümmer der Gräber und Tempel, welche dem Aufnehmenden die willkommenste Orientirung gewähren.

Es ist unglaublich, daß von einem Schauplatz, welcher zweimal den Mittelpunkt der Geschichte bildete und welcher alljährlich von Tausenden von Besuchern durchstreift wird, bis jetzt keine einzige Detailkarte existirt, die nur einigermaßen den billigsten Anforderungen entspricht. Eine wirkliche Aufnahme liegt keiner der bisher erschienenen Karten zu Grunde. Erst durch eine solche lassen sich aber eine Menge geschichtlich interessanter Lokalitäten bestimmt angeben, die Richtungen der alten Straßen (namentlich aus den Gräbertrümmern) nachweisen und die meist poetischen Ueberlieferungen der früheren römischen Periode auf ihren wirklichen Werth zurückführen, denn die Oertlichkeit bildet, ich möchte sagen, den fossilen Knochenrest, aus welchem sich eine längst vergangene Begebenheit nachkonstruiren läßt.

Der enge Raum des zur Ausführung Gekommenen umfaßt nichtsdestoweniger einen Raum von welthistorischem Interesse. Er enthält fast den ganzen Schauplatz der vier ersten römischen Jahrhunderte, die Lage der Städte Antemnä, Fidenä und Veji, die Schlachtfelder an der Allia und Cremera, die Milvische Brücke, die Fossa Cluilia, den Mons sacer, das Grab der Metella, die strahlenförmig auslaufenden alten Straßen und Wasserleitungen auf die Entfernung von 10 bis 15 Miglien, die Burgen der Savelli und Gaetani, den Lieblingssitz Leos X., Magliana, und so manchen anderen wichtigen Punkt des Mittelalters.

Nach meiner Rückkehr hat die Reinzeichnung des Planes der Hauptmann Weber (Platzmajor in Wesel) übernommen. Bei der sorgsamsten Ausführung hat derselbe gegenwärtige sechs Blätter fertig, die drei östlichen aber noch unter Händen. Wenn ich mir nun gestatte, schon heute Euer Excellenz eine noch unvollendete Arbeit vorzulegen, so geschieht es, weil in diesem Augenblick die französische Expedition die allgemeine Aufmerksamkeit auf Rom

Digitized by Google

lenkt und das Angriffsterrain in den fertigen Blättern enthalten ist. Vielleicht würden Euer Excellenz sich veranlaßt sehen, Seiner Majestät dem Könige eine Karte vorzulegen, aus der alle bisher in den Zeitungen namhaft gemachten Punkte leicht aufzufinden sind. Insofern Euer Excellenz überhaupt diese Arbeit einer solchen Auszeichnung würdig erachten, würde ich stolz darauf sein, sie der Beurtheilung des erlauchtesten Kenners zu unterbreiten, dessen treues Gedächtniß alle jene Lokalitäten auf überraschende Weise aufbewahrt hat.

Euer Excellenz gehorsamster

v. Moltke.

II. Humboldt an Moltke

(nach der Abschrift von Moltkes Hand).

Potsdam, 29. Juni (1849).

Hochverehrtester Herr Major.

Ganz beschämt, durch einen neuen Beweis Ihres gewogentlichen und so freundlichen Andenkens überrascht zu werden, ehe ich Ihnen für Ihr schönes Geschenk der Europa und Asien trennenden und geographisch so merkwürdigen Meerenge*) meinen Dank dargebracht, eile ich Ihnen heute schon zu melden, welche Freude Ihre gestrige Sendung auf dem „historischen Hügel" erregt hat. Sie haben einen der sehnlichsten Wünsche des Königs auf das Höchste befriedigt. Bei dem warmen Interesse, welches

*) Karte des nördlich befestigten Theiles des Bosporus von den Hissaren bis zu den Leuchtthürmen am Schwarzen Meer. Im Auftrage Sr. Hoheit des Sultans Mahmud II. aufgenommen in den Jahren 1836—37 vom Freiherrn v. Moltke. Maßstab 1 : 25 000. Simon Schropp. 1846. H.

Digitized by Google

Seine Majestät an der unheimlichen Belagerung von Rom gegen die Aurelianische, für so unbedeutend gehaltene, Befestigung nimmt, war jeden Abend die Klage, keinen Plan zu haben, auf dem auch nur die Villa Pamfili zu finden sei. Ew. Hochwohlgeboren können sich demnach keinen Begriff von der angenehmen Ueberraschung machen, welche das Vorlesen Ihres so inhaltsreichen Briefes, die Ansicht der zwei Karten (des großen Blattes und der Zugabe), welche man der herrlichen Bergzeichnung wegen ziemlich allgemein für in Kupfer gestochen hielt (antiquarisch und topographisch gleich wichtig) bei dem Könige erregte!

Ich habe die großen Rollen gestern Nachmittag erst in Sanssouci nach der Tafel (ich wohne im Stadtschloß in Potsdam selbst) vor einer zahlreichen Gesellschaft eröffnet. Die Terrainzeichnung, die relativen Höhen, ihre mannigfaltigen Abstufungen sind bewundernswürdig, dazu die astronomischen Grundlagen und direkte trigonometrische Aufnahmen von 10 Quadratmeilen in einem für die Geschichte der Menschheit so wichtigen Landstrich! Nächst der Asia minor und Thracien konnten Sie keinen würdigeren Gegenstand finden, und es ist ein schöner Beweis Ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit, eine Lage, in der Ihr Vorgänger in vielen Jahren nichts geleistet und nichts zu leisten verstanden, so zu benutzen. Der König hat mir gestern Abend, wo die Karte zum zweiten Male aufgerollt wurde, von Neuem aufgetragen, Euer Hochwohlgeboren auf das Lebhafteste auszudrücken, wie sehr er den Werth einer solchen Arbeit anerkenne und die Veröffentlichung wünsche. Da ich nicht immer bei der Vorzeigung der herrlichen Zeichnungen und beim Aufrollen gegenwärtig sein kann, so habe ich auf das Lebhafteste auf Erhaltung und sorgsame Vorsicht gedrungen. Ich vermuthe, daß Sie, verehrter Herr Major, die Zeichnung bis zur Einnahme von Rom oder Entscheidung der Oudinotschen Angelegenheit wohl in des Königs Händen werden lassen wollen, bitte Sie aber, mir gewogentlichst zu schreiben, ob ich den Schatz recht sorgfältig an Sie nach

Digitized by Google

Magdeburg zurückschicken oder vielleicht an Tuch (Schropp) abliefern soll.

Mein achtzigjähriger und darum fast unwahrscheinlicher Gesundheitszustand erhält sich trotz vieler Erkältungen, zu denen hier Land- und Seedienst manche Gelegenheit giebt.

Meinem theuren Neffen, dem General v. Hedemann und seiner liebenswürdigen Gattin, die durch Ihre Nähe und täglichen Umgang so erfreut sind, bitte ich meine innigsten Grüße darzubringen. Mit der ausgezeichnetsten, freundschaftlichsten Hochachtung habe ich ꝛc.

A. v. Humboldt.

III. Moltke an Humboldt

(nach dem vorliegenden Konzept).

Ohne Datum. (Magdeburg Ende Juni oder Anfang Juli 1849.)

Hochwohlgeborener Herr Freiherr,
Hochgeehrtester Herr Geheimrath.

Euer Excellenz kann ich nicht genug Dank sagen für die wohlwollende Güte, mit welcher Sie meine Arbeit aufgenommen und beurtheilt haben. Ich bin stolz darauf, daß die Karte durch Ihre Hand Sr. Majestät dem Könige vorgelegt worden ist. Die ehrenden Worte auch über die Ausführung der Reinzeichnung habe ich mir nicht versagen können, dem sorgsamen Zeichner, Hauptmann Weber, mitzutheilen, welcher versprochen hat, bis Mitte September die noch fehlenden drei östlichen Sektionen fertig zu machen.

Ich brauche nicht hinzuzufügen, wie gern ich die Blätter bis zur Beendigung der Oudinotschen Angelegenheit in Händen des Königs lasse. Am liebsten stellte ich die Karte ganz zur

Digitized by Google

Dispositionen Seiner Majestät. Denn wenn ich zwar die Veröffentlichung derselben wünschte, so fehlen mir doch die Mittel zu den nicht unbeträchtlichen Kosten des Stiches. Zwar glaube ich, daß jeder Besucher Roms gern einen Wegweiser durch die Campagna mitnehmen wird, und weil diese Besucher allen gebildeten Nationen angehören, so habe ich auch die italienische Sprache zur Bezeichnung der Gegenstände beibehalten. Auch beanspruche ich keine Art Honorar, sondern wünsche nur eine gute Ausführung und nicht allzu verzögerte Beendigung des Stiches. Aber in einer Zeit, wo das Publikum sich fast nur für Zeitungen und Broschüren interessirt, werde ich kaum einen Verleger finden.

Ueber die französische Belagerung, welche gegen alles Erwarten nun schon zwei Monate hinzögert, gestatten Euer Excellenz mir vielleicht ein paar auf die Oertlichkeit Bezug habende Bemerkungen.

Der schwächste Theil der ganzen Stadtbefestigung ist unstreitig die Strecke südlich Porta Portese, wo gar keine Mauer mehr sondern nur eine niedrige Substruktion vorhanden ist. Hier übernimmt die „blonde Tiber" ganz allein den Schutz der Stadt, und die Höhen des Monte Verde treten dominirend auf 500 Schritt an das jenseitige Ufer heran. Den Römern ist dieser Punkt auch so bedenklich erschienen, daß sie ihre Batterien vorzugsweise auf dem Aventin und Monte Testeccio angelegt haben. Aber abgesehen davon, daß ein Uebergang hier von Norden her durch den Hauptwall wirksam flankirt wird, so führt derselbe zunächst nur in die niedrigen unbewohnten Gärten und die Friedhöfe an der Pyramide des Cajus Cestius, wo man noch fast eine Viertelmeile von dem bewohnten Rom entfernt ist.

Meiner Ansicht nach würde der günstigste Angriffspunkt die (übrigens stets geschlossene) Porta Pinciana sein. Nachdem die Franzosen den Monte Mario und die Milvische Brücke genommen, Villa Massani und Poniatowski besetzt, können sie,

Digitized by Google

durch den hohen Pinienwald der Borgheſe geſchützt, bis dicht vor das genannte Thor gelangen. Die alte Aurelianiſche Mauer, welche hier ohne Erdwall oder Graben ganz frei und in gleicher Höhe mit dem Angreifer ſteht, würde leicht in Breſche zu legen ſein, und die Franzoſen würden durch die Gärten der Villa Ludoviſi und Medici unmittelbar auf die Terraſſe des Monte Pincio gelangen, der die Stadt beherrſcht und ſelbſt eine kaum anzugreifende Defenſivſtellung bildet.

Wenn die Franzoſen aber die Weſtfront, den Janiculus, angreifen, dieſelben Höhen, von welchen Porſenna Rom bedrohte und wo Taſſo endete, die Mauern, unter denen der Connétable von Bourbon blieb, und durch welche die Frunspergiſchen Schaaren in die Stadt drangen, ſo ſind ſie hierzu durch naheliegende Gründe beſtimmt. Zunächſt bleiben ſie hier am ſicherſten in Verbindung mit Civita-Vecchia, ihrem einzigen Hafen, denn Fiumicino iſt gar nicht zu rechnen. Sodann hat General Oudinot offenbar keine Luſt, in Rom ſelbſt einzudringen, ſo lange er dort auf einen Straßen- und Barrikadenkampf gefaßt ſein muß. Steht er erſt auf den Höhen von St. Onofrio und St. Pietro in Montorio, ſo befindet er ſich in einer Stellung, welche die ganze Stadt beherrſcht und von dieſer aus kaum anzugreifen iſt. Von dort kann er ganz Rom bombardiren und mit Bequemlichkeit Alles zerſtören, was die Barbaren noch übrig gelaſſen haben. Aber unſtreitig greift er auch hier Rom von ſeiner ſtärkſten Seite an.

Die Glacis und Gräben, von denen die Zeitungen ſprechen, ſind nirgends vorhanden, vielmehr führt eine gute Chauſſee am Fuße der Mauer entlang. Aber der ſtarke baſtionirte Wall Leos X. zieht ſich am ſteilen weſtlichen Rande des Monte Gianicolo hin und wird faſt überall durch Thäler von bedeutender Tiefe umſchloſſen. Der genauere Angriffspunkt iſt aus den Berichten nicht mit voller Beſtimmtheit zu entnehmen, aber das Terrain weiſt ausſchließlich auf zwei Stellen hin. diejenigen,

Digitized by Google

wo die alte Trajanische Wasserleitung „Acqua Paola" in die vatikanischen Gärten und nach Trastevere eintritt.

Der erste Punkt ist das nordwestlichste, stark vorspringende und darum leicht zu umfassende Bastion. Es ist aber zu bemerken, daß hinter demselben noch eine ältere, sehr hohe und starke Mauer mit drei Thürmen vorhanden ist, und daß weiter rückwärts St. Peter und Vatikan eine Citadelle im kolossalsten Stile bilden. Eine Beschießung dieses Sammelpunktes aller Kunstschätze würde, abgesehen von dem zweifelhaften Erfolge, doch wohl selbst im französischen Ministerhotel einen Schrei des Entsetzens hervorrufen.

Der wahre Angriff findet ohne Zweifel von Villa Corsini aus auf die Bastione zunächst Porta San Pancratio statt. Es ist zu vermuthen, daß die Franzosen in diesem Augenblick dort schon eingedrungen sind, und da die wirklichen Bewohner von Rom nicht den geringsten Theil an der jedenfalls denkwürdigen Vertheidigung Roms genommen haben, so dürfte die Sache bald beendet sein, wenn nicht etwa nach der Uebergabe von Ancona die Oesterreicher gleichzeitig vor Porta del Popolo erscheinen, wo dann die Angelegenheit in eine ganz neue Bahn geleitet werden möchte.

Sr. Excellenz dem General v. Hedemann, meinem hochverehrten Kommandirenden, werde ich die Grüße Eurer Excellenz ausrichten.

Euer Excellenz gehorsamster

v. Moltke,
Major.

Digitized by Google

Zur Erläuterung der Darstellung von dem Angriffe der Franzosen 1849 bringen wir den folgenden Ausschnitt aus

Moltkes Aufnahme der Umgebungen von Rom.

Digitized by Google

IV. Moltke an Humboldt

(nach dem vorliegenden Konzept).

Magdeburg, den 6. Juli 1849.

Hoch- und wohlgeborener Herr Freiherr,
Hochverehrtester Herr Geheimrath.

Es ist vielleicht unbescheiden von mir, wenn ich Ew. Excellenz kostbare Zeit schon wieder auf einige Augenblicke in Anspruch nehme. Allein das römische Drama geht zu Ende, und ich muß eilen, wenn ich darüber noch eine Bemerkung einschalten darf.

Aus den Nachrichten, die heute die „Reform" bringt, geht der Angriffspunkt des Generals Oudinot ziemlich deutlich hervor. Es ist das dritte Bastion südlich Porta S. Pancrazio, das letzte auf der Höhe, gegenüber Vigna Capellini, in welches die Franzosen wirklich eingedrungen sind. Hart an demselben liegt das mehrfach erwähnte einzelne Haus, das sie in ihr Retranchement gezogen haben und das eine weite Aussicht auf die Ruinenstadt gewährt. Es erklärt sich nun, wie die römische Stellung auf St. Pietro in Montorio die französische Bresche dominiren und mit den Batterien auf dem Aventin gegen die Angriffsarbeiten wirksam sein kann. Beides wäre unmöglich, wenn der Feind eins der Bastione nördlich des Thores genommen hätte. Daß aber jener vortheilhaftere Angriff nicht gewählt wurde, hat seinen Grund wohl nur darin, daß die Römer noch immer die seltsam gebaute, aber sehr feste Villa Vascello (das Schiffchen) behaupten, obwohl diese nur 300 Schritt von der durch die Franzosen besetzten Villa Corsini entfernt liegt.

Ohne Zweifel haben die Römer die Reste der alten Aurelianischen Mauer als Abschnitt besetzt. Es wird gemeldet, daß die Franzosen mit einer Sappe innerhalb der Mauer auf das Thor von St. Pancrazio vorgehen, wahrscheinlich nach der Acqua Paola, der prachtvollen, von Paul V. angelegten Ausmündung

Digitized by Google

der Wasserleitung. Ein ganzer Strom tritt hier nach vier Meilen unterirdischen Laufes zu Tage und treibt weiter abwärts eine Reihe von Mühlen. Von jenem Punkte ist die Terrasse von St. Pietro in Montorio und der Klosterhof mit der Rotunde des Bramante in größter Nähe vollständig beherrscht, aber der ferneren Ausbreitung auf den Janiculus steht als wesentliches Hinderniß immer noch ein mit starken Mauern umgebener Palazzo gleich links beim Eintritt in das Thor des heiligen Pancrazius entgegen, der beträchtlich höher als die Fontäne liegt.

Bis jetzt haben die Franzosen nur die unterste Stufe des hohen westlichen Thalrandes der Tiber erstiegen. Zwar ist es heute anders, als zur Zeit des Horatius Cocles, wo die Pontifices gesetzlich darauf halten mußten, daß die Sublicische Brücke ohne Nägel erbaut war, um sie sofort abwerfen zu können, wenn die Etrusker auf dem Janiculus erschienen. Aber der Strom mit den gewaltigen Bauten der Strada Giulia, den Palästen Farnese, Falconieri u. a. würde immer noch einen starken Abschnitt bilden. Es ist schwer, auch nur eine einzige Bombe nach Rom hineinzuwerfen, ohne ein Denkmal des Alterthums oder der Kunst zu treffen, und so mag dem General Oudinot lange nichts so lieblich geklungen haben, wie die Anträge der römischen Constituante auf Einstellung der Feindseligkeiten.

Ich kann nicht umhin, trauernd der prachtvollen Pinie (eines meiner besten trigonometrischen Punkte) zu erwähnen, die, dicht hinter St. Pietro gelegen, von den barbarischen Vertheidigern ohne allen absehbaren Nutzen gefällt worden ist. Der Graf Brühl behauptete sehr bezeichnend, daß die Bäume in Italien alle aussähen wie die Parapluis zugeklappt oder aufgeschlagen, je nachdem sie Cypressen oder Pinien sind. Aber für Rom sind solche Verwüstungen wie das Fällen der schönen Allee vor Porto St. Angelo und der mächtigen Stämme in der Borgheſe ein wahrer Verlust. Die schöne Palme am Priorat von Malta ist den Vertheidigern vielleicht auch im Wege

Digitized by Google

gestanden, und doch umschließt ganz Rom kaum mehr als acht oder zehn Exemplare dieses Wahrzeichens des echten Südens.

Noch gestatte ich mir zu bemerken, daß die Villa Santucci, das französische Hauptquartier, an der Via Portuense eine Viertelmeile südlich Villa Pamfili und ebenso weit westlich von der Basilika di St. Paolo liegt.

Genehmigen Euer Excellenz schließlich den Ausdruck der Verehrung, mit welcher ich verharre Euer Excellenz

gehorsamster

v. Moltke,

Major und Chef des Generalstabes.

Digitized by Google

Spanischer Reisebrief.

Hamburg, Streits Hotel, den 28. Oktober 1846.*)
Ab Berlin, den 10. November.

Lieber Fritz.

Ein bogenlanger Brief von mir und Marie an Dich und Betty lag fertig auf meinem Schreibtisch in Rom, als plötzlich der Prinz starb. Alle Umstände waren geändert, unsere Einladungen nach Rom hatten keinen Sinn mehr, ich reiste nach Berlin, nach Schlesien und wieder zurück nach Italien, dann kam die Korvette „Amazone" zur Abholung des Sarges, und so bliebst Du bis jetzt ohne Nachricht und ohne Antwort auf Dein früheres Schreiben. Ich muß Dir daher summarisch die Hauptmomente der bewegten Zeit nennen, welche ich und meine arme kleine Frau in den letzten drei Monaten durchlebt haben.

Marie ließ sich nicht davon abbringen, die Reise zur See mit mir zu theilen. Auf die Vorstellungen, welche ihr Verwandte und Freunde machten, erwiderte sie: Ist Beschwerde

*) Dieser an den Bruder Fritz gerichtete Brief ist mit Fortlassung des Anfangs und des Schlusses bereits in dem „Wanderbuch, handschriftliche Aufzeichnungen aus dem Reisetagebuch von H. Graf Moltke, General-Feldmarschall" gedruckt, wo er sich Seite 145 bis 182 (6. Auflage) findet. Hier folgt er unverkürzt nach dem Originalbrief und mit den darin enthaltenen Zeichnungen arabischer Spitzbögen.

Digitized by Google

oder Gefahr dabei, so ist das ein Grund mehr für mich, um sie zu theilen, ist die Reise sicher und bequem, warum soll ich sie nicht machen? Bei dieser Logik blieb sie stehen.

Ich hatte Adolf und Guste, welche damals in Kissingen waren, von Berlin aus vorgeschlagen, mich bis Rom zu begleiten und dann mit Marie zurückzureisen. Da dies nicht geschehen konnte, ohne ihre erst spät begonnene Kur zu unterbrechen, so lehnten sie den Vorschlag ab, und es war nun zu spät, ihn Dir und Betty zu machen, auch mußte ich befürchten, daß Du Dein Postgeschäft so ohne Urlaubsgesuch und Zeitverlust nicht würdest verlassen können, sonst hätten wir eine hübsche Tour zusammen machen können. Ich reiste daher fast ganz per Eisenbahn über Dresden, Prag, Wien in 4½ Tagen nach Triest, von da mit Dampfschiff nach Ancona und war den zwölften Tag in Rom. (Die Courierreise nach Berlin hatte ich in 7½ Tagen zurückgelegt, die Post geht 12, die Couriere gehen meist 10 Tage.) Ich benutzte nun die eingetretene kühlere Witterung, um die unterbrochene Aufnahme der Umgegend Roms (von der es unglaublicher Weise noch keinen vernünftigen Plan giebt) fortzusetzen, und es gelang mir mit großer Anstrengung, 9 Quadratmeilen in Bleistift fertig zu bringen. Ich denke die Arbeit, sobald ich irgendwo zur Ruhe komme, auszuzeichnen und dann stechen zu lassen. Ein Exemplar soll Dir seiner Zeit zugehen.

Marie war während meiner sechswöchentlichen Abwesenheit zur Wittwe des früheren Adjutanten in Kost gezogen. Sie bewohnte die prachtvoll gelegene Villa Piccolomini in Frascati, aus deren Fenstern man die ganze weite Campagna vom Sabiner Gebirge bis zum Meere überblickt, aus welcher in der Entfernung von kaum zwei Meilen Rom, St. Peter und die 360 Kirchen dieser Weltstadt sich erheben. Aber die Fieberluft der öden Campagna reichte diesmal selbst auf die Höhen des Albaner Waldgebirges hinauf, alle Bewohner kränkelten, und in den letzten Tagen wurde selbst Marie davon

Digitized by Google

erreicht und mußte sich legen. Gerade jetzt lief die Kriegskorvette „Amazone" in den Hafen von Civita-Vecchia ein.

Ich habe schon oft bemerkt, daß bei nicht sehr schweren Krankheiten kein besseres Mittel ist, als die Nothwendigkeit, gesund zu sein. Der Geist übertrifft dann den Körper wenigstens eine Zeit lang. — Alles war schon im voraus gepackt, wir reisten nach Civita-Vecchia ab und überzeugten uns, daß es ganz unmöglich war, eine Dame an Bord noch unterzubringen. Es waren 100 Mann an Bord. Ich hatte nur eine enge Schlafstelle und theilte die Haupt-Kajüte mit dem Kapitän. Jetzt war es auch zu spät, Marie selbst nach Neapel zu geleiten, wo sie bei dem eingetretenen Fall bei ihrer Cousine Lottchen Brockdorff untergebracht werden sollte. Ich konnte sie nur an Bord eines eben abgehenden Dampfers bringen, sie mit Geld reichlich ausrüsten und sie dem Kapitän dringend empfehlen. In der Damenkabine war sie sehr gut untergebracht. Die Schwierigkeit bestand in der Landung und dem Aufsuchen ihrer Cousine in der großen fremden Stadt durch ein Getümmel von Bettlern und Gaunern. Comteß war zwar prävenirt, aber Mariens Ankunft konnte nicht im Voraus bestimmt angezeigt werden. Krank, traurig und allein reiste sie ab. Seitdem habe ich noch keine Nachricht, auch sonst Niemand hier. Heute erwarte ich jedoch Briefe von ihr aus Cuxhaven, wohin sie adressiren wollte.

Ich darf nur an Bord eines Schiffes gehen, so wird es schlechtes Wetter. Die See sah so lächelnd aus, als ob sie uns einladen wollte, und nachher führte sie sich so abscheulich auf. Sechzehn Tage brauchten wir, um bei meist konträrem Winde nach Gibraltar zu gelangen. Das Schlimmste ist eine nach Sturm eintretende Windstille. Die See ging sehr hoch, und das Schiff, welches nun in den Segeln gar keine Stütze mehr fand, taumelte wie betrunken. Man dachte, die Masten müßten brechen. Endlich tauchte Djebel el Tarik, der Fels des Tarik wie der ursprünglich sarazenische Name von

Digitized by Google

Gibraltar ist, aus der Fluth empor. Es ist ein prächtiger Anblick. 1400 Fuß hoch hängt diese schroffe isolirte Masse nur durch eine ganz flache Sandzunge mit dem europäischen Kontinent zusammen. Gegenüber erhebt sich auf afrikanischem Boden die andere Hercules-Säule, der Affenberg bei Ceuta. Lange kämpften wir gegen die gewaltige Strömung, welche hier stetig in das Mittelmeer fließt. Endlich fielen die Anker, und die Festung grüßte mit einem königlichen Salut unsere Trauerflagge.

Der erste Schritt an Land führte in eine neue Welt, ein wunderbares Gemisch von spanisch und englisch. Die Pracht und Ueppigkeit eines südlichen Himmels und die Energie und Betriebsamkeit des Nordens sind hier vereint. Wie Riesen standen die rothröckigen unbehosten Hochländer zwischen den blaßbraunen Spaniern mit ihren übergeworfenen Mänteln und den Arabern, welche noch vielfach hinüberkommen in das schöne Land, das ihnen 700 Jahre lang gehörte. Da lagen in ungeheurer Fülle die Trauben, die Orangen, Datteln und Oliven aus Malaga, Valencia und Granada neben Kartoffeln und Porterbier aus England; die Hummern, fliegende Fische und Delphine aus dem Atlantischen neben dem gedörrten Stockfisch aus dem Eismeer. Ueber die flachen Dächer, die Balkone und die Gärtchen aus Granaten und Palmen ragten die Galerien, welche in die Kalkmasse des Felsens in einer Ausdehnung von einer englischen Meile in drei Etagen eingesprengt sind, mit ihren Feuerschlünden aus den schottischen Gießereien. Unter dem Getümmel kleiner Fahrzeuge und zahlreicher Dampfboote erhoben sich drei stolze Linienschiffe mit Britanniens Flagge. Unsere „Amazone", welche wunderhübsch ist, nahm sich daneben aus, wie wenn einer dieser Kolosse über Nacht ein Junges geworfen hätte. — Gibraltar ist in beständigem Zunehmen, aber seine eiserne Rüstung erlaubt ihm nur, in die Höhe zu wachsen. Die Grundstücke und Miethen sind unglaublich theuer. Ein Kalkfels und eine Sandscholle bringen nichts hervor, und von Natur

Digitized by Google

hausen dort nur Rebhühner und Affen. Alles was Menschen bedürfen, muß daher zur See gebracht werden, selbst das Trinkwasser, und das ist der größte Mangel dieser sonst ganz unnehmbaren Festung. Die Spanier stehen 2000 Schritt entfernt mit geladenen Gewehren auf der Landzunge, nicht sowohl gegen einen Angriff als gegen den Schmuggelhandel gerüstet, welcher hier offen und in großem Stil betrieben wird.

Ich hatte mich entschlossen, den Rest der Reise nach Cuxhaven zu Lande zu machen, und benutzte wie ein dem Gefängniß Entspringener meine neue Freiheit. Eine Erlaubniß des Gouverneurs öffnete mir den Zutritt zu allen Festungswerken, zum maurischen Schloß, zum O Hares-Thurm und zum Telegraphen auf der höchsten Spitze des Felsens. Von dort, wo der Fels 1000 Fuß senkrecht absteigt, blickt man weit über die spanische Küste und die 10 000 Fuß hohen Schneegipfel der Sierra Nevada, auf das dunkelblaue Mittelmeer, die afrikanischen Berge von Tanger und Ceuta, die Straße nach der Atlantis hinab und auf die weite Bucht von Algesiras. Wie auf der Landkarte übersieht man die Stadt, die Festungswerke und das herrliche Becken des Hafens. Ich suchte mir ein Bild einzuprägen, welches ich in gleichem Reichthum nicht leicht wieder sehen werde. — Aber ich hatte keine Zeit zu verlieren, denn vor Allem durfte ich nicht später in Cuxhaven anlangen, als die schnellsegelnde „Amazone", welche von hier keinen Hafen mehr berühren wollte.

Die untergehende Sonne beleuchtete prachtvoll den Hafen und die an dem Berge emporsteigende Stadt, als der englische Steamer „The Queen" seine Anker lichtete. Kräftig arbeitete er gegen die Strömung an. Der Vollmond stieg hinter dem Leuchtthurm aus dem Mittelmeer empor und beleuchtete die hohen Berge an den Ufern zweier Welttheile mit hellem Schein. Die Luft war mild und labend, und das Wasser sprühte lichte Funken unter den Schlägen der Räder. Bald fuhren wir an dem Leuchtthurm von Tariffa bei Trafalgar vorbei ins Atlantische

Digitized by Google

Meer, das stets bewegte, welches diesmal glatt wie ein Spiegel dalag. Wie müde ich auch von den vorhergegangenen Anstrengungen war, ich konnte mich gar nicht entschließen, mich niederzulegen, und war vor Sonnenaufgang schon wieder auf dem Deck, um das Einlaufen in den Hafen von Cadix zu sehen.

Cadix ist ein Gibraltar ohne den Fels, sehr hübsch gebaut, mit reinlichen, sehr engen Straßen, hübschen, mit Bäumen bepflanzten Plätzen, wenig Kirchen und Spuren früheren Reichthums aus der Zeit, wo die Sonne in Spanien nicht unterging und Indien seine Gold- und Silberflotten hierher schickte. Aber Cadix ist ebenso im Sinken wie Gibraltar im Aufschwung begriffen.

Du wirst Dich wundern, daß ich, um meine Landreise zu beschreiben, Dich sofort wieder auf ein anderes Dampfschiff, den „Teodorich" führe, welches noch denselben Vormittag bis San Lucar das Atlantische Meer durchschnitt und dann mit unglaublicher Schnelligkeit, unterstützt von der Fluth, den Guadalquivir hinauflief. Bis Sevilla bilden beide Ufer eine nur in großer Ferne von Bergen eingeschlossene Niederung, welche, ganz flach und den Ueberschwemmungen ausgesetzt, nur von großen Schaf- und Rinderheerden bewohnt wird. Dort zieht man die wilden Stiere, welche zu den Stiergefechten gebraucht werden. Gegen Abend erst änderte sich die einförmige Landschaft. Die Höhen treten dem Stromufer näher, Olivenwaldungen und Orangenhaine bedecken ihre Abhänge, und zwischen diesen erhob sich endlich die prachtvolle Kathedrale, überragt von der Giralda, dem berühmten von den Arabern erbauten Thurm.

Sevilla ist noch heute nach 300 Jahren seit Vertreibung der Sarazenen eine vollkommen maurische Stadt. Die Einrichtung und Anordnung der Wohnungen ist ganz dieselbe, wie am Euphrat und Orontes, nur verschönert und veredelt durch die Künste und den Reichthum, über welche diese Moslem in Spanien und Sicilien geboten. Merkwürdig genug, daß die

Digitized by Google

Araber, welche in ihrer Heimath überall auf der unteren Bildungsstufe eines Wander- und Hirtenvolkes stehengeblieben sind, auf europäischem Boden die Träger der Gesittung und der Wissenschaften wurden. Dichtkunst und Geschichtschreibung, Mathematik, Astronomie und Baukunst blühten bei ihnen, während das christliche Abendland in finstere Barbarei versunken war. Es giebt keine schönere Poesie als ihre Klagelieder um das verlorene Paradies Granada, und dem christlichen Ritterthum setzten sie eine nicht minder romantische Tapferkeit und Großmuth entgegen, welche oft jenem zum Muster diente. Die Araber hatten ihre Volkshelden Sid oder Sayd Gahzi (der siegreiche) die Spanier nannten den berühmten Grafen Rodrigo Bivar den Cid Campeador, und ebenso haben sich arabische Namen in den mathematischen Wissenschaften erhalten. Betriebsamer und weniger unduldsam als ihre Gegner schufen sie ein Paradies aus dem südlichen Spanien durch eben jene umfassenden Bewässerungssysteme, denen man noch am Fuße des armenischen Hochlandes und in Syrien wie im Königreich Valencia und Granada begegnet. Durch den Vertilgungskampf, die Ausrottung und Vertreibung von Millionen dieser fleißigen Menschen, welcher 700 Jahre dauerte, hat das katholische Spanien sich eine Wunde geschlagen, die es nie verwinden wird. Zwei Drittel dieses schönen Landes sind heute eine fast menschenleere Wüste. Was von den Sarazenen übrig blieb, ließ sich taufen, aber durch viele Generationen riefen sie in ihren zu Kirchen umgewandelten Moscheen Allah und den Propheten an und bewahrten ihre alten Sitten und Gebräuche. Man sagt, daß die Sarazenen, als sie nach hartnäckigem Widerstande auch den letzten Fußbreit Landes verloren, als der Thurm O Hares auf dem letzten Gipfel des Felsens von Gibraltar ihnen entrissen wurde, die Schlüssel zu ihren Häusern mitnahmen und ihren Kindern vererbten, nicht zweifelnd, daß Allah Ekber, der Gerechte, ihnen die Wiederkehr vorbehalten habe. Und noch jetzt siehst Du Hunderte dieser braunen Gestalten in

Digitized by Google

ihren weißen Mänteln durch die Straßen Sevillas wandern, für welches sie eine unvertilgbare Vorliebe bewahrt zu haben scheinen.

Bekanntlich bildeten die Sarazenen einen ihnen eigenthümlichen Baustil aus. Sie fanden den römischen Rundbogen in den gewaltigen Wasserleitungen, Brücken und Ehrenpforten vor, welche Trajan und andere Imperatoren auf der Iberischen Halbinsel durch ihre Legionen hatten errichten lassen. Theodorich und seine Gothen brachten den deutschen Spitzbogen und das Kreuzgewölbe mit. Die Sarazenen bildeten beide eigenthümlich um, indem sie den Bogen nach unten fortsetzten, so daß er hufförmig wurde. Getragen wurde dieser Bogen durch die dünnen, meist gekuppelten Säulchen und die schweren Würfelknäufe der byzantinischen Architektur. Die schönen Radfenster oder Fensterrosen, welche gewöhnlich über den Hauptportalen der christlichen Kathedralen des 12. Jahrhunderts vorkommen, sind sarazenischen Ursprungs.*) In dem oberen Theile ihrer Gebäude huldigten die Araber wie die Italiener, und im Gegensatz mit der deutschen Baukunst, der horizontalen Linie. Ihre Dächer waren flach, und die wagerechte Eindeckung der Wohnräume gab ihnen Gelegenheit, ihren Reichthum an Dessins, den sogenannten Arabesken, zu entfalten. Charakteristisch ist überhaupt die ins Einzelne gehende Ausschmückung jedes besondern Theils. Die sarazenischen Bauten sind selten groß, selbst ihre Alcazar oder Schlösser (el cassr, das Schloß auf arabisch) sind von außen unansehnlich und nur durch die Höfe und Gärten, die sie umschließen, ausgedehnt. Die Häuser zeigen hier zwar nicht wie im Orient fensterlose Mauern, aber die weißangetünchten Wände sind schmucklos und von wenig Oeffnungen durchbrochen. Alle Pracht ist dem Innern zugewendet, und man erstaunt über die sorgsame Ausführung des Schmucks bis ins kleinste Detail. Unter diesem schönen Himmel haben sich nicht nur alle die buntverglasten

*) Vgl. das umstehende Facsimile der Briefstelle.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ziegel, das in Marmor gearbeitete Blätterwerk der Kapitäle, sondern auch die in Stuck ausgeführten Arabesken der Wände und Decken unversehrt erhalten. — Die geschmackvollsten Zeichnungen und erhabene Arbeit lassen die Hauptlinien deutlich hervortreten, während die Zwischenräume mit Blattwerk, Blumen, Verschlingungen, Linien und Punkten bis ins Allerkleinste durchgeführt sind, so daß man es Brüsseler Spitzen in Mauerwerk ausgeführt nennen kann. Prächtig passen in diese Umgebung die arabischen Schriftzüge, Sprüche aus dem Koran mit erhabenen oder vergoldeten Buchstaben auf tiefblauem Grunde. Sie sind in diese Architektur so verwebt, daß selbst spanische Intoleranz sie verschont hat, und mit Erstaunen sah ich über den Altären der Kathedrale von Cordova die Verse des Kameeltreibers von Mekka.

Leider war es mir nicht vergönnt, die Spitze dieser Baukunst, Granada mit seiner Alhambra und dem Generalife, zu sehen, wohl aber den Alcazar von Sevilla. Ich erwartete hier wie in Italien eine Ruine zu finden, vor jeder noch halb erhaltenen Merkwürdigkeit einen Bretterverschlag, den ein hungriger Cicerone öffnet, und Bettlerschwärme und Krüppel, die Dir nicht einen Augenblick erlauben, Dich dessen zu freuen, was Du siehst. Nichts von alledem. Durch ein offenes Thor trat ich in einen schmucklosen Hof, nur daß in der Mitte der Hinterwand drei Thore und darüber drei Fenster mit Balkonen und Säulengängen von überraschender Schönheit die weiße Mauer durchbrechen. Eine reichgeschnitzte Treppe führte mich in eine Reihe von Zimmern mit getäfeltem Boden, vergoldeten Decken und mit Arabesken verzierten Wänden, Alles vernachlässigt, aber nichts verwüstet, Alles klein, aber unbeschreiblich wohnlich und nett. Und doch sind diese Räume vor 300 Jahren zum letzten Mal bewohnt gewesen, als der Sohn Kaiser Maximilians, Philipp I., hier die wahnsinnige Johanna heirathete und Spanien und Indien mit Oesterreich und Brabant vereinte. Auch die sehr kleine Hauskapelle, in welcher er seine Andacht verrichtete, ist ungeändert erhalten und die Wappen von

Digitized by Google

Castilien und Leon, der Thurm und der Löwe, überall in den Arabesken aufgenommen. Carl V., der frostiger Natur war, ließ Kamine in einigen Zimmern anbringen, sonst ist Alles geblieben wie zur Zeit der Abencerragen, nichts absichtlich zerstört, nichts sorgfältig geschützt. Keinem Menschen begegnete ich, Alles stand offen, Niemand weder half mir noch störte mich, alle diese Räume zu durchwandern und zu bewundern. Wunderhübsch war der Blick von den zierlichen Balkons der Fenster auf einen von hoher Mauer umschlossenen Garten, mit Taxushecken und Muschelgängen, Springbrunnen und Kiosken, voll Rosen, Myrthen, Granaten, Lorbeer und breitblättrigen Palmen. Den eigentlichen Mittelpunkt des ganzen Alcazars bildet ein im Quadrat gebautes zweistöckiges Gebäude, welches also einen viereckigen Hofraum umschließt. Von der doppelten Zimmerreihe kehrt die innere ihre Fensterbalkons oben und ihre Thüren unten nach jenem viereckigen Raume; da dieser aber oben durch ein Dach und flachen Plafond geschlossen ist, so bildet er eine durch zwei Etagen gehende Halle, welche nach allen Seiten mit den Zimmern kommunizirt und ihr Licht durch ein drittes Stockwerk von Fenstern von oben erhält. Den marmornen Fußboden, die schlanken Säulen und Spitzbögen des unteren Geschosses, die vergoldeten Balkons des oberen, die Pracht der Decken und den Reichthum und die Harmonie der ganzen Ausschmückung dieser Halle würde ich vergebens zu beschreiben versuchen.

Aber wunderhübsch und eigenthümlich sind auch die Privatwohnungen. Dieser Baustil ist naturgemäß aus der politischen und sozialen Lage der Orientalen hervorgegangen. Unter einer despotischen Regierung und preisgegeben der Bedrückung jedes Mächtigeren im äußeren Leben, suchte jeder sich eine Häuslichkeit zu bilden, in der er Ersatz fand. Dort herrschte er, fand er Sicherheit, Freude und Ueberfluß, aber nur im Verborgenen durfte er glücklich sein. Wie noch heute der reiche Türke, wenn er zu einem Machthaber geht, einen schlechten Kaftan anzieht,

Digitized by Google

der die reichsten Seidenstoffe und Pelze darunter bedeckt, so bargen die kahlen Mauern in ihrem Innern ein kleines Eden. Durch starke mit Eisen beschlagene Thorflügel tritt man zu Sevilla in einen ziemlich einfachen Vorhof. Dies ist das Bab der Perser, das Kapu der Türken, die „Pforte," welche im Orient und schon bei unseren biblischen Erzvätern eine so große Rolle spielte, wo die Geschäfte verhandelt, Streitigkeiten geschlichtet und Recht gesprochen wurde, daher der Name der „hohen Pforte" des ersten Regierungs-Kollegiums der Türkei. Die christlichen Besitzer haben fast in jedem dieser Vorhöfe ein Marienbild aufgestellt, vor welchem des Abends zahlreiche Kerzen angezündet werden, die einen freundlichen Anblick gewähren. Aus dem Vorhofe und durch ein stets geschlossenes sehr reich gearbeitetes Gitterthor, meist einige Stufen hinabsteigend, tritt man erst in den inneren Hof. Rings um denselben läuft eine offene Halle, deren Bögen durch schlanke oft gekuppelte Säulen getragen sind. In der Mitte des Hofes plätschert jedesmal ein Springbrunnen, oft in schöne Marmorbecken mit Goldfischen und Forellen, überschattet von einem kleinen Hain von Orangen, Rosen, Granaten und Myrthen. Der übrige Raum ist mit Marmorplatten musivisch ausgelegt, und ein ausgespanntes Segeltuch oder wenigstens eine über ein Gitter geflochtene Weinrebe verwandelt diesen Hof in einen selbst im hohen Sommer kühlen und reizenden Salon, in welchem Sophas, Stühle, Gemälde und Spiegel nicht fehlen. Der Fremde wird im Vorhofe abgefertigt und nur der Gastfreund in das Innere gelassen. Freilich gehört ein solcher stets heiterer Himmel dazu, aber dann kann man auch nicht lieblicher wohnen als in diesem Raume, der Hof, Garten und Drawingroom zugleich ist.

Noch muß ich der Giralda erwähnen, des schönsten Thurms in der Welt. Er ist viereckig, ich glaube 300 Fuß hoch und war oben flach und zu astronomischen Beobachtungen eingerichtet. Jede Seite ist von oben herab in drei

Digitized by Google

Felder getheilt, von denen die äußeren schlicht und nur durch buntverglaste Ziegel belebt sind, das mittlere aber durch Thüren, Fenster, Balkons und Säulen von ungemeiner Schönheit durchbrochen ist. Wie der Markusthurm in Venedig hat auch dieser keine Stufen, sondern man geht auf einer geneigten Ebene gemächlich innerhalb der dicken Mauer bis auf die Plattform. Der Markusthurm scheint mir überhaupt eine Nachbildung der Giralda; er ist noch riesenhafter aber lange nicht so schön. Der Blick über Venedig, die Lagunen, das Adriatische Meer und die Alpen ist freilich noch viel reicher als der über Sevilla und die weite Ebene, die es umgiebt.

Die christlichen Könige stellten auf diese Giralda noch eine vielfach durchbrochene Pyramide von wohl 100 Fuß Höhe und hingen die Glocken hinein, statt daß vorher die Stimme des Muezzin die Gläubigen zum Gebet rief. Auf die oberste Spitze stellten sie eine vergoldete Figur als Wetterfahne und wählten dazu seltsamer Weise eine Allegorie, welche den Glauben darstellt, der doch nicht so veränderlich sein sollte. Sie gab dem Thurm den Namen (girare umdrehen).

Weltberühmt ist noch die Kathedrale von Sevilla. Früher stand unweit des geschilderten Thurmes eine prachtvolle Moschee. Man riß sie ein, und die Erzbischöfe von Sevilla, zu deren Sprengel Indien gehörte, erbauten den gewaltigen Dom mit den Schätzen der neuen Welt. Er bildet eine Basilika von fünf Schiffen, von denen das mittlere höhere von oben beleuchtet wird. Es ist aber doch gewaltig finster, und der innere Raum durch Kapellen, Altäre und Denkmäler verengt. Das Ganze hat mir keinen sehr großen Eindruck gemacht. Merkwürdig schien mir, daß im Innern das deutsche Spitzbogensystem vollständig durchgeführt ist, während das Aeußere durchweg die horizontalen Linien der italienischen Bauart zeigt. Ein Ueberbleibsel der Moschee ist vielleicht der schöne Vorhof mit Säulengängen, Springbrunnen und Orangenbäumen.

Digitized by Google

Ausgezeichnet schön sind die bethürmten Mauern von Sevilla und ihre Thore. Doch ich sehe, daß ich vom Erzählen ins Beschreiben gefallen bin. Aber Sevilla ist schön und so ganz anders als Alles, was ich bisher gesehen, daß ich nicht kürzer machen konnte. Die Spanier sagen: „Quien no ha visto a Sevilla no ha visto maravilla!“ „Wer Sevilla nicht gesehen, hat kein Wunder gesehen.“ Also!

Jetzt nun galt es, in möglichster Schnelle Spanien zu durchreisen, Spanien, wo es bis vor wenig Jahren weder Straßen noch Wagen gab, sondern der Arriero oder Maulthiertreiber die einzige Beförderung war. Da ich mein Reisegeld in Gold bei mir trug, so waren die Nachrichten von der Unsicherheit der Straßen nicht erfreulich, dazu sollte jetzt die vielbesprochene Hochzeit der unschuldigen Königin vor sich gehen, und in Gibraltar versicherte man, daß wir genau zum Ausbruch einer Revolution nach Madrid kämen. Preußen hatte dort weder Gesandten noch Konsul, seine Unterthanen also dort keinen diplomatischen Schutz. — Es half aber doch nichts, und ich war sehr glücklich, sogleich einen Platz in der am folgenden Tage abgehenden, neu eingerichteten Diligence zu bekommen, auf welche einige der Reisenden acht Tage hatten warten müssen. Mein ganzes Reisegepäck bestand aus dem von Bettys kunstfertiger Hand gearbeiteten Reisesack, der auch auf der Pyrenäischen Halbinsel seinen Effekt nicht verfehlte. So ging es denn im lustigen Trabe aus Sevilla hinaus. Die Diligence hatte eine Besetzung von 20 Passagieren und ruhte in Betracht der heillosen Wege auf 24pfündigen Geschützrädern. Zwölf Maulthiere waren in einer langen Reihe voreinander gespannt und an der Spitze ritt der Chico, ein Junge, der beiläufig gesagt 18 Stunden im Sattel blieb. Der Majoral führte die Leine der Stangenpferde und der Besitzer der Thiere, welche alle drei Meilen gewechselt wurden, ließ, obschon bergauf galoppirt, bergab getrabt wurde, nebenher. Diese Menschen sind von Eisen, denn dabei unterhält er

Digitized by Google

sich fortwährend mit seinen Maulthieren, jedes bei seinem Namen nennend. Generala! Generala! O Pelegrina! O Capitano! arre arre, Vorwärts! und dazwischen der beständige und doch nicht wohl zu übersetzende Fluch Carracho!

Wie in Frankreich liegt das ganze Gepäck oben auf dem Wagen, wo in der Imperiale noch drei Sterbliche saßen, zu denen ich gehörte. Die Gefahr des Umwerfens war daher nicht gering, und man empfing Stöße, daß man mit dem Kopf gegen die Decke fuhr. Aber es ging gut vorwärts, und wir machten in 24 Stunden immer 30 spanische Leguas oder etwas mehr als 25 Meilen.

Ich habe mir immer eingebildet, Andalusien sei eine Art Paradies, statt dessen fand ich eine menschenleere Wüste. Anfangs zwar sieht man in den Thälern noch einige hübsche Orangenhaine, Palmen, schöne Ruinen von maurischen Kastellen, bald aber empfindet man den gänzlichen Mangel an Wald und Wasser, an Menschen und Arbeit. Der Guadalquivir, der hier von der Meeresfluth nicht mehr erreicht wird, ist zu einem ziemlich unbedeutenden Bache zusammengeschrumpft. Die meisten Felder sind von zwei Fuß hohen Fächerpalmen bedeckt und mit gewaltigen Aloehecken umzäunt, deren mannsdicke 30 Fuß hohe Blüthenstengel zu Brennmaterial gefällt werden. An anderer Stelle bildet der Cactus mit seinen rothen Feigen einen undurchdringlichen Zaun. Die Abhänge der Hügel sind mit Olivenbäumen bepflanzt, aber diese geraden Linien von hohlen Stämmen mit grauen Blättern, gerade wie unsere Weide, ermüden das Auge. Der Boden ist von der höchsten Fruchtbarkeit, aber nur zum geringsten Theile für Mais und Baumwollenkultur bearbeitet. Dabei machten die 48 Maulthierhufe einen Staub, von dem man sich keinen Begriff macht. Ich war um 10 Uhr Vormittags mit einer Tasse Chokolade (unübertrefflich gut) ausgefahren, und das erste Diner wurde uns um 1 Uhr in der Nacht servirt, bis dahin war nichts zu haben. — Selbst eine

Digitized by Google

Stadt mit volltönendem Namen wie Cordova ist ein ziemlich miserables Nest und würde wenig Aufmerksamkeit verdienen, hätte sie nicht die schöne alte Brücke über den Guadalquivir und die Mezquita. Von der Brücke hat man gesagt, daß ihr nichts fehle als ein Fluß, die Mezquita ist eine der größten je erbauten Moscheen. Ein wahrer Wald von 400 Säulen trägt ebenso viele Kuppeln. Diese Säulen sind wie die byzantinischen ziemlich stark für ihre geringe Höhe mit schweren Würfelkapitälen. Sie stehen alle in gleicher Entfernung von nur etwa 25 Fuß, die Gewölbebogen stehen unmittelbar auf den Kapitälen, und man hat deren zwei übereinandergestellt, um nur einige Höhe herauszubringen.

Das Ganze sieht aber einer Börse oder einer Markthalle ähnlicher als einer Kirche. Von außen sieht man aber nur die vier kahlen Mauern. Mit diesem seltsamen höchst eigenthümlichen Bauwerk scheinen die christlichen Besitznehmer in Verlegenheit gewesen zu sein, was zu machen. Sie ließen glücklicherweise alles, wie es war, nur daß sie die Mitte des Gebäudes durchbrachen und über den Hauptaltar ein hohes Chor wölbten. Einige der alten sarazenischen Gewölbe sind von der höchsten Schönheit, mit vergoldetem Mosaik reich ausgelegt, und überall findet man wie schon gesagt arabische Schriftzüge; so z. B. in der Kapelle der Conquistadores, des Cortez und seiner Gefährten, welche Indien eroberten. Sehr schön ist der Vorhof der Moschee mit prächtigen Orangenbäumen. — In Cordova aßen wir in einem auf maurische Art eingerichteten Hause um 9 Uhr (vorsorgend) zu Mittag. Die Mahlzeiten bestehen in Spanien aus einer Menge von Fleischspeisen, namentlich Rebhühnern, die in unendlichen Mengen vorhanden sind, und sehr schlechtem Wein.

Am folgenden Nachmittag erreichten wir La Carolina. Zum allgemeinen Erstaunen sahen wir die wohl erhaltene Landstraße mit Bäumen besetzt, Weingärten und Obstpflanzungen umgaben die in gerader Straße gebauten Häuser, und ein

Digitized by Google

Blumengärtchen umgab jede Wohnung. Es war, als ob man plötzlich in ein anderes Land versetzt wäre, denn die Menschen hatten blondes Haar, und das liebe, treue, viereckige deutsche Gesicht. Es war die Kolonie von Schwaben, welche unter Carl III. durch den besten spanischen Minister Olivarez im vorigen Jahrhundert zur Bevölkerung der Sierra Morena hier angesiedelt worden war. Aber kein Einziger verstand ein Wort deutsch mehr, denn unsere Landsleute sind überall, wo sie hinkommen, die besten Ansiedler, die ruhigsten Unterthanen, die fleißigsten Arbeiter, aber sie hören auf Deutsche zu sein. Sie sind Franzosen im Elsaß, Russen in Kurland, Amerikaner am Mississippi und Spanier in der Sierra Morena; ja sie schämen sich ihres zerissenen und ohnmächtigen Vaterlandes.

So heiß wie es in Andalusien gewesen, so kalt fanden wir es, als wir durch den furchtbaren Engpaß bei Valdepeñas auf das castilische Plateau hinaufgestiegen waren. Dieses ganze Land ist ein einziges Ackerfeld. Durchweg bebaut, ist es dennoch ohne Bäume oder Strauch, ohne Hecken oder Gräben, Wiesen, Gärten oder Gehöfte. Nur wenige Dörfer und elende Städtchen findet man auf meilenweite Entfernungen. Die Bewohner haben mehrere Tagereisen bis auf ihre Felderflächen; man begreift nicht, wie sie die Arbeit zwingen und sie müssen in der Ernte- und Saatzeit dort biwakiren. Es ist eine für die Augen ermüdende trostlose Fläche, durch welche die Straße einen Tag lang führt. Dies ist denn auch wohl der Grund, warum man Aranjuez so schön findet; in jedem anderen Lande würde man wenig Aufsehens davon machen. Der Tajo fällt hier über ein Wehr und bildet einen recht hübschen Wasserfall. Seine Ufer und die Niederung zwischen den kahlen Kalkbergen sind mit Ulmen und Linden bepflanzt, die jedoch nicht sonderlich gedeihen. Das Schloß Philipps II. ist ein im holländischen Stil errichtetes Gebäude aus rothen Ziegeln mit spitzem Schieferdach.

Digitized by Google

Am Abend des dritten Tages, nachdem wir Sevilla verließen, fuhren wir auf einer schönen Brücke über den Manzanares, der fast ohne Wasser war. Jenseits erhebt sich der Hügel, auf dem Madrid erbaut ist. Bald waren wir im Prado, der schönen Promenade mit vierfacher Baumreihe. Er war mit vielen Tausenden von Lampen erleuchtet. Die Häuser waren mit ebensolchen Lampen erhellt, welche architektonische Linien im sarazenischen Stil bildeten. Aus allen Fenstern hingen bunte Teppiche, oft von Sammet mit Gold- und Silberfranzen besetzt. Auf hölzernen Estraden wurden nationale Tänze in schönen Kostümen aufgeführt, und Musikbanden spielten dazu die Weisen der Segnidilla, des Bolero und Fandango. Eine wogende Menschenmasse füllte die Straßen, und nie konnte man Madrid in einem schöneren Augenblick sehen, als in dem wir zuerst einfuhren. Es war nämlich der Vermählungstag der jungen Königin und ihrer Schwester, der Infantin.

Eine schlimme Folge dieser Feier für uns war freilich, daß in keinem Wirthshause ein Unterkommen zu finden war. Ich hielt mich jedoch an die Rockschöße eines jungen Franzosen, der fertig spanisch sprach, und so kam ich glücklich in einem Privathause unter, einer sogenannten casa de pupillos, wo die Besitzer für schweres Geld den Fremden ihr Zimmer und ihr Bett räumen.

Der folgende Tag wurde der Besichtigung der spanischen Hauptstadt gewidmet. Madrid trägt den Stempel einer neuen Stadt. Die Straßen sind reinlich, meist breit und ziemlich gerade. Die weiß angetünchten Häuser haben zahlreiche Balkons, sind aber nicht sehr groß und meist schlecht gebaut. Die beiden schönsten Bauwerke sind die Bildergalerie, mit den köstlichsten Rafaels und Murillos, und das Königliche Schloß. Letzteres ist gewiß eins der schönsten der Welt. Es liegt auf einer Anhöhe am Manzanares und übersieht das Land bis zum Gebirge, aber dies ist kahl und sonnenverbrannt.

Digitized by Google

Am interessantesten war ein großes Stiergefecht, welches an diesem Tage stattfand. Um 3 Uhr Nachmittags begaben wir, mein Franzose und ich, uns nach der kreisrunden Arena. 12000 Menschen waren dort versammelt, um die Corrida de Toros zu schauen. Wie in den antiken Amphitheatern erheben sich etwa 20 steinerne Stufen, auf welchen man sitzt, und darüber noch zwei Reihen Logen, in der Mitte die der Königin. Der innere ganz freie Raum, der eigentliche Kampfplatz, ist von den Zuschauern durch eine ringförmige sieben Fuß hohe Barriere von Balken und starken Planken getrennt. Ein kleiner Auftritt macht es möglich, sich mit Sicherheit aus der Arena über die Barriere zu schwingen, wenn der Fußkämpfer dem Stiere nicht anders mehr ausweichen kann.

Nach einigem Harren öffnete sich die Pforte und herein ritt der Alguazil, eine Obrigkeitsperson in alterthümlicher Tracht, welcher den Anfang des Spiels verkündet. Er wurde einmüthig ausgezischt, ausgelacht und ausgepfiffen; warum, weiß ich nicht. Er mochte sein Schicksal schon im voraus kennen und schien sich wenig daraus zu machen. Wie die Römer im Cirkus ihre Consuln verhöhnten und ihre Kaiser beschimpften, so hat bei Stiergefechten auch das spanische Volk einige Zügellosigkeit frei. — Jetzt traten die Chulos ein, zu Fuß mit bunten Mänteln über dem rechten Arm. Ihnen folgten sechs Picadores zu Pferde. Sie waren im Lederwams und Hosen, auf der rechten Seite mit Eisenschienen gesichert, den spanischen Hut auf dem Kopf, eine starke Lanze mit nur einen halben Zoll langer Eisenspitze in der Hand, und in hohen Bauschsätteln, die einen festen Sitz gewähren. An ihre Spitze trat unter lebhaftem Beifallsruf der Matador (wörtlich Mörder) namens Cuchiera, ein berühmter, gefeierter Held der Arena. Diese Phalanx rückte gegen den Königlichen Sitz vor, wo sich die Königin Christine, Gemahlin des Muñoz, Herzogs von Rianzares, befand, ließ sich auf ein Knie nieder und gab ihr den Königlichen Gruß, worauf aus 12000 Kehlen gezischt wurde. — Jetzt trat die Hauptperson ein, ein gewaltiger

Digitized by Google

ſchwarzer Stier mit ſpitzen Hörnern und flammenden Augen. Dieſe Beſtie befindet ſich nämlich in einem Zwinger, in deſſen Decke Löcher angebracht ſind, durch die man den Stier mit ſpitzen Stacheln ſticht, ſo daß er ſchon bei ziemlich übler Laune iſt, bevor er eintritt. Sobald dieſem die Pforten ſeines Kerkers ſich öffnen, ſchießt er mitten in die Arena, ſieht ſich wild und verwundert um, ſcharrt den Sand mit den Füßen und ſtürzt dann auf den ihm zunächſt ſtehenden Picador los. Dieſer hält unbeweglich ſtill und läßt das wüthende Thier gegen ſeine Lanzenſpitze auflaufen. Dem Pferde iſt das rechte Auge verbunden, damit es den Stier nicht ſieht und nicht ſcheut. Der Anlauf war aber ſo gewaltig und der Reiter ſaß ſo feſt im Sattel, daß Mann und Roß in die Höhe gehoben wurden und rücklings überſchlugen; im ſelben Augenblick ſaßen die ſpitzen Hörner dem Pferde im Leibe, ſo daß ein fingerdicker Blutſtrahl aus dem Herzen floß. Der Picador lag unter dem Pferde, und ſein Anzug hinderte ihn, irgendwie ſich frei zu machen. Jetzt wäre es um ihn geſchehen geweſen, wenn nicht die Chulos mit ihren bunten Mänteln zu Hülfe gekommen wären. Alsbald ließ der Stier von ſeiner Beute los, ſtürzte auf die Fußgänger oder vielmehr den farbigen Lappen; er verfolgt den Träger durch die ganze Bahn. Dieſer ſchwingt ſich über die Barriere, welche unter dem Stoß der Hörner des Stieres erbebt. Wie verdutzt ſteht er da, indem ſein Gegner verſchwunden iſt. Alsbald ſtellt ſich ihm ein zweiter Picador dar, welcher daſſelbe Schickſal hat wie ſein Vorgänger. Ehe noch die Chulos zu Hülfe kommen können, verſetzt der Stier dem an der Erde zappelnden Pferd einen zweiten Stoß und trägt es hoch empor durch die halbe Bahn. Dem dritten Pferde riß der Stier im Nu den ganzen Leib auf, ſo daß das unglückliche Thier in ſeine Gedärme trat und ſie ſich ſelbſt aus dem Leibe haſpelte. Und in dieſem Zuſtande wurde es durch Sporen und Schläge angetrieben und mußte noch einen zweiten Angriff der wilden Beſtie aushalten. Natürlich erhielt der Stier jedesmal

Digitized by Google

einen furchtbaren Stoß von der spitzen Lanze in die linke Schulter, er verweigerte daher den ferneren Angriff der Reiter, und nun mußten die Banderilleros heran. Dies sind Fußgänger, welche in der Hand einen zwei Fuß langen Pfeil tragen, dessen Spitze mit Widerhaken versehen ist, und welcher am entgegengesetzten Ende Fähnchen, Rauschgold, Raketensatz und selbst kleine Vogelbauer hat, aus denen die Vögel, mit bunten Bändern geziert, entfliehen. Mit diesen Pfeilen gehen sie geradenwegs auf den Stier los. In demselben Augenblick wo der Stier ausholt, springen sie seitwärts und stoßen ihre Pfeile zwischen Ohren und Hörnern ins Genick. Jetzt wird das Thier vollends rasend und toll. Oft treibt es eine ganze Schaar von Chulos flüchtig über die Barriere, wobei sie laut verhöhnt werden. Einmal saß der Stier selbst quer auf dem obern Rande dieses Bollwerks, und es kommt zuweilen vor, daß er hinüberkommt. Einer der Chulos hatte die Keckheit, den farbigen Mantel umzuhängen, so daß der Angriff des Stieres nun direkt auf ihn gerichtet war. In dem Moment, wo jener den Kopf senkt und mit geschlossenen Augen vorstürzt, sprang er über ihn fort und kam neben ihm zu stehen. Wenn nun endlich die Wuth des Stieres aufs Höchste gesteigert, seine Kraft aber schon im Schwinden ist, so tritt der Matador ihm ganz allein gegenüber. Jetzt entsteht die größte Stille und Aufmerksamkeit, denn dies Beginnen ist bei weitem das gefährlichste. Der Matador, ein schöner Mann in Schuhen, weißen Strümpfen, hellblauer seidener Jacke und Beinkleidern, ein Netz über das Haar geflochten, führt in der Linken ein scharlachrothes Mäntelchen, in der Rechten eine vier Fuß lange vierschneidige Toledoklinge. Die muß dem Stiere an einem ganz bestimmten Punkte in den Nacken gestoßen werden. Trifft der Degen eine andere Stelle, so schleudert das Thier ihn wieder heraus oder zersplittert ihn. Um aber den rechten Punkt zu treffen, handelt es sich um zwei höchstens drei Zoll, in welcher Entfernung das Thier an dem Menschen vorbeistoßen muß.

Digitized by Google

Alles ist darauf basirt, daß der Stier jedesmal lieber nach dem rothen Tuch als nach dessen Träger ausfällt und daß er seinen Stoß blindlings geradeaus führt. Es kommen aber Ausnahmen vor, und dann ist der Matador verloren. Bedächtig und kaltblütig schritt der Caballero auf seinen schwarzen Gegner zu und hielt ihm das Tuch hin. Zweimal ließ er ihn unter seinem Arm durchpassiren. Das dritte Mal steckte die Klinge bis an das Heft dem Thiere im Nacken. Noch wüthet dieses wohl eine Minute herum, dann aber fängt es an aus dem Maule zu bluten, schwankt und stürzt zusammen. Eine Art Henkersknecht schleicht dann von hinten heran und stößt ihm ein Stilet in den Nacken, worauf der Stier auch im selben Augenblick todt ist. Jetzt traben fünf Maulthiere mit bunten Bändern und Schellen in die Bahn und schleifen die gefallenen Pferde und zuletzt den Stier im Galopp hinaus. Es wird etwas Sand auf die Blutspuren gestreut und ein neuer Stier kommt an die Reihe. So wurden acht Stiere nach einander zu Tode gehetzt. Zwanzig Pferde blieben todt auf dem Platze, mehrere wurden mit schrecklicher Verwundung hinausgeführt. Ein einziger Stier tödtete acht Pferde; Menschen kamen nicht zu Schaden. Es ist wahr, die Pferde sind der Art, daß wenn der Stier sie heute nicht tödtet, so werden sie morgen zum Schinder gebracht. Gute Pferde würden theils sehr kostbar sein, theils würden sie nicht dazu zu bringen sein, selbst mit einem verbundenen Auge das Anrennen des Stiers, ohne zu scheuen oder ohne sich zu wehren, anzunehmen. Je mehr Pferde der Stier tödtet und je gefährlicher er den Menschen wird, um so lauter wird er applaudirt. Ein Stier wollte gar nicht angreifen. Unter wüthendem Schimpfen und Verwünschungen der Zuschauer lief er feige in der Bahn herum. Da rief Alles los perros! die Hunde. Sobald diese in die Bahn gebracht wurden, waren sie kaum noch zu halten und stürzten wüthend auf den Stier, welcher gleich einen spießte und hoch in die Luft warf. Die übrigen faßten ihn aber, einer unter

Digitized by Google

anderen biß sich in seiner Zunge fest und ließ sich hoch auf- und abschleudern. Man hätte ihn zerreißen können, ehe er losgelassen. Vier Hunde hatten zuletzt das große Thier so, daß es sich nicht mehr befreien konnte, und daß der Matador es niederstieß.

Mitten in dieser Schlächterei trat die junge Königin mit der Infantin, dem Don Franzesco, ihrem Gemahl, und dem Herzog von Montpensier ein. Aumale war schon früher da. Die Königin sah sehr vergnügt aus und ist keineswegs so garstig, wie die Zeitungen sagen. Sie ist blond, ziemlich beleibt und gar nicht häßlich. Die Infantin ist klein, brennend schwarz und mager. Die Königin wurde vom Matador ebenso wie ihre Mutter, vom Publikum aber mit lautem Beifall begrüßt. — Als der achte Stier geendet, fing es schon an dunkel zu werden, das ganze Publikum rief aber „un otro toro" und der neunte wurde fast im Finstern gehetzt, — was für den Matador äußerst gefährlich ist.

Dies nun ist das Schauspiel, welches die Spanier über Alles lieben, an dem die zartesten Frauen theilnehmen, und dem die jungvermählte Infantin zulächelte. Was mich betrifft, so habe ich an einem Stiergefecht vollkommen genug gehabt, und Du wahrscheinlich an der Beschreibung.

Am 13. Oktober fuhren wir mit der Diligence weiter durch eine gleich öde Gegend und passirten endlich durch einen furchtbaren Engpaß die Somosierra. Dabei kam es vor, daß die Spitzenpferde wegen des schrecklichen Wetters von der Straße ausbogen und den schweren Wagen in ein Feld zogen, wo er bis zur Achse einsank. Wenn dies einige Augenblicke früher geschehen, so wären wir in den Abgrund gestürzt. Es kostete Mühe, die verirrte Diligence wieder auf den rechten Weg zu führen, und alle Passagiere mußten eine Strecke ziehen, um das Umwerfen zu hindern. Wir passirten den Duero und den Ebro und langten endlich in den baskischen Provinzen an, wo die Gegend einen ganz anderen Charakter zeigt. Hier, wo der Krieg

Digitized by Google

so lange gewüthet, zeugt Alles von dem Fleiß und der Thätigkeit der Menschen. Prächtig ist der Anblick der Schneegipfel der Pyrenäen. Die Straße ist in beständigem Steigen und Fallen, bald einem Flußlauf folgend bald in ein anderes Stromgebiet übergehend. Die Dörfer sind zierlich gebaut, und die Häuser erinnern sehr an die Schweiz. Grünende Wiesen, rauschende Bäche und Bäume erquicken das Auge. Viele Bauerhäuser tragen ungeheure in Stein gehauene Wappenschilder, zum Zeichen, daß ihre Besitzer Edelleute sind. So sind z. B. alle Bewohner von Murcia adlig. Vergara, wo die Konvention über Don Carlos geschlossen,*) und Vittoria sind schöne Städte. Prächtig liegt Fuenterrabia am biskayischen Meer, welches seine Brandung hoch über die Felsenriffe spritzt. In Irun endlich an der Bidassoa erreichten wir Frankreichs Grenze. — Im Vergleich mit den Italienern sind mir die Spanier unendlich liebenswürdig erschienen. Nicht ein einziges Mal bin ich angebettelt worden, dazu ist selbst der Aermste zu stolz. Schweigend und ernst steht er, den zerlumpten Mantel malerisch über die Schulter geworfen. So hat er auch verschmäht, das miserable französische Kleid anzuziehen, und statt des trostlosen Fracks sieht man noch überall die schöne nationale Tracht, die übrigens in allen Provinzen verschieden ist. Auch der geringste Spanier erwartet mit einer gewissen Rücksicht behandelt zu werden; aber mit einer freundlich dargebotenen Cigarre öffnet man sich alle Herzen. Selbst die angerauchte Cigarre wird, nachdem die Spitze abgebrochen, dankbar angenommen. Als Allemanne ist man überhaupt besser empfangen als jede andere Nation. England und Frankreich haben dem Lande zu wehe gethan, und mit Stolz erinnert der Spanier sich der deutschen Kaiser, welche glorreich Spaniens Scepter führten.

*) Am 31. August 1839. Der Karlistenführer Maroto verließ die Sache des Don Carlos, indem er mit dem Führer der Christinos, Espartero, einen Vertrag abschloß, welcher den Krieg in den baskischen Provinzen beendete. H.

Digitized by Google

Bis Bayonne ist das Land sehr hübsch, und man sieht zur Linken immer das brausende Meer. Im Departement des Landes glaubt man sich in die Mark Brandenburg versetzt, dieselbe Mischung von Kiefernhaide und Sand; aber gewiß eine der schönsten Städte in der Welt ist Bordeaux mit seinen breiten Straßen, mit Bäumen besetzten großen Plätzen, der alten Kathedrale, den schönen aus Quadern erbauten Palästen, den breiten Quais und der steinernen 700 Schritt langen Brücke.

Wir waren äußerst schnell gereist, denn zwei Kompagnien fuhren um die Wette, die Messagerie Guillard-Lafitte und die königliche. Das Umspannen dauerte nie über eine höchstens ein und einhalb Minuten, Alles stand fertig angeschirrt und dann ging es Galopp weiter. Das Resultat für den Reisenden war freilich, daß man uns Morgens vier Uhr mitten im Regen in einem Hofe absetzte, wo nichts zu haben war. Mein Franzose und ich klopften aber glücklich ein Wirthshaus wach, und eine Tasse Kaffee unter solchen Umständen und bei dieser Tages- oder Nachtzeit ist unbezahlbar. Um acht Uhr ging es schon wieder weiter, und bald erreichten wir die prachtvolle Kettenbrücke über die Gironde. Sie ist 1500 Fuß lang. Die Pfeiler, welche die Ketten tragen, sind wahre Thürme aus Gußeisen von schöner durchbrochener Arbeit. Die Fahrbahn liegt gewiß 80 Fuß über dem Wasserspiegel, und die Entfernung der Pfeiler, also die Weite in welcher die Bahn frei in der Luft schwebt, beträgt die ungeheure Spannung von 300 Fuß. Wenn man diese Linien zuerst von der Seite sieht, so erschrickt man bei dem Gedanken, daß ein schwerer Lastwagen da hinüberfahren soll. — Am folgenden Morgen kamen wir nach der hübsch gelegenen Vaterstadt der schönen Diana von Poitiers, der Geliebten Heinrichs II., und zu Mittag machten wir zu Tours die angenehme Bekanntschaft des französischen Kochs. Um vier Uhr Nachmittags setzten wir uns in ein bequemes Coupee auf der Eisenbahn und brausten hin durch das schöne Thal der Loire zwischen prachtvollen Schlössern

Digitized by Google

und Landsitzen, von denen sich besonders die alterthümliche Burg Amboise schön ausmacht. Blois und Orléans berührten wir nur im Fluge und trafen gegen Mitternacht in der Rue St. Honoré in Paris ein.

Von Paris schreibe ich Dir nichts, denn in 24 Stunden kann man nur die Läden des Palais Royal, die Tuilerien, das Louvre, die Champs Elysées und den Pont neuf sehen. Es war ein schreckliches Wetter, und an diesem Tage verwüstete der Sturm eben die Straße, die ich eben so leicht zurückgelegt. Diligencen mit Pferden und Menschen verunglückten, und die Viadukte der Eisenbahn wurden fortgespült. Am Abend des 21. Oktober verließ ich Paris und war am folgenden Abend in Köln. Wir waren durch Brüssel, Lüttich, Aachen gefahren und hatten in wenig mehr als 24 Stunden 100 deutsche Meilen und zwar in der ersten Wagenklasse für drei Louisdor zurückgelegt. So reist man jetzt.

In Köln war ich genöthigt, einen Vormittag zu bleiben, den ich ganz zur Besichtigung des Doms verwendete. Ich habe in dem kurzen Zeitraum von drei Monaten den Stephan in Wien, den Dom von Florenz, St. Peter in Rom, die Kathedrale von Cordova, Notre Dame von Paris und den Kölner Dom gesehen und kann versichern, daß der jetzt vollendete Chor dieses letzteren mir einen größeren Eindruck machte als alle übrigen. Es ist sehr viel geschehen, und in wenigen Jahren wird das Schiff der Kirche unter Dach gebracht werden können.

Gerade an meinem Geburtstage, am 26. Oktober, traf ich früh Morgens mit dem „Primus“ in Hamburg ein und erfuhr zu meiner Freude, daß die Korvette mich nicht überholt hatte. Vielmehr mußte ich sie 10 Tage noch erwarten. Diese hätte ich freilich lieber in Spanien und Paris gewartet, aber es war nicht darauf zu rechnen gewesen. Ich hatte die ganze Reise von Gibraltar bis Hamburg, gegen 400 Meilen, in 18 Tagen alle Aufenthalte eingerechnet zurückgelegt, war aber freilich auch 12 Nächte durchgefahren.

Digitized by Google

Glückſtadt und Itzehoe habe ich von Hamburg aus beſucht, aber als ich nach Uetersen wollte, kam das Schiff. Ich ging demſelben mit einem Flußdampfſchiff bis Brockdorff entgegen, übernahm den Sarg, und vorgeſtern hat hier die feierliche Beiſetzung im Domgewölbe ſtattgefunden. Von Marie habe ich gottlob ſehr gute Nachrichten. —

Du ſiehſt, lieber Fritz, daß ich mit meinem langen Schreiben in Hamburg anfing und in Berlin ende. Du wirſt Mühe haben, es zu leſen, aber ich würde noch mehr Mühe haben, daſſelbe öfter zu ſchreiben. Ich bitte Dich, theile es den übrigen Geſchwiſtern mit, welche ich nicht geſehen und geſprochen habe. Sehr gefreut habe ich mich, wie den Burtſchen Kindern der Aufenthalt in Deiner und Bettys Pflege gediehen iſt. — Mit Freuden höre ich, daß Otto Moltke jetzt Offizier iſt, ich hoffe, daß Mathilde recht viele Freude an ihm haben wird.

Tauſend freundliche Grüße.

Helmuth.

Stillleben in Creisau.

Weit hinter ihm, in wesenlosem Scheine
lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

Mein Lieblingsgedanke ist noch immer, daß wir uns nach und nach auf irgend einem Grundbesitz sammeln — am liebsten wünsche ich das Besitzthum auf dem lieben deutschen Boden — schrieb der Feldmarschall im Juli 1848 an seinen Bruder Adolf, als die unerquicklichen Zustände des Revolutionsjahres den Gedanken in ihm wachriefen, seine Laufbahn aufzugeben und sich in das Privatleben zurückzuziehen. Der Wunsch, ein Stück Erde zu besitzen und damit für seine Familie, die unter den beiden letztvergangenen Generationen ihre alten Landsitze verloren hatte, einen neuen Kryſtallisationspunkt zu schaffen, war schon tief eingewurzelt in der Seele des jungen Mannes, aber erst dem Achtundsechzigjährigen sollte er verwirklicht werden. Es war nicht die Begier nach eigenem Besitz, die hierbei das treibende Motiv bildete, sondern ein stark ausgeprägter Familiensinn; es war dieselbe Empfindung, aus der heraus er schon als Sekondlieutenant an seine Mutter schrieb: „so will ich mich denn mit neuem Muthe auf die dornige

Digitized by Google

Rennbahn wagen, auf der ich entfernt von Euch allen und einsam das Glück zu erjagen strebe. Möchte ich es für Euch alle gewinnen!"

Nach den Erfolgen des Feldzuges vom Jahre 1866 gewährte ihm die Dankbarkeit seines Königs und Volks die Mittel, diesen Wunsch zu erfüllen, und stellte ihn vor die Auswahl eines zu erwerbenden Grundbesitzes. Zunächst richtete er sein Auge auf das alte Stammland der Familie, Mecklenburg. Hier lagen die Güter, die bis auf seinen Großvater hinab, in ununterbrochener Reihenfolge von Vater auf Sohn forterbend, über 500 Jahre im Besitz seiner Vorfahren gewesen waren. Aber die dem General von Moltke zur Verfügung stehenden Mittel reichten nicht hin, um den alten Besitz zurückzuerwerben, er mußte den Gedanken aufgeben, die Familie dort wieder anzusiedeln, wo noch heute halb verwischte Gruftsteine in den Kirchen die Gebeine seiner Väter decken. Auch in Holstein, dem Lande, in dem seine Mutter gelebt und gestorben, in dem er selbst die Tage seiner Kindheit verbracht, in dem, als er das elterliche Haus verlassen, die kurzen und seltenen Besuche bei den Seinigen die wenigen Lichtblicke seiner harten und entsagungsvollen Jugendzeit gebildet hatten, bot sich keine Gelegenheit zum Ankauf. Die Entscheidung brachte eine Generalstabsreise des Jahres 1867 in Schlesien.

Seit der Zeit, da er zur topographischen Abtheilung des Generalstabes kommandirt als Lieutenant mit Meßtisch und Boussole in Schlesien arbeitete, da er, von Wanderlust getrieben, das Riesengebirge durchstreifte, die Schneekoppe erstieg und die Schlachtfelder des Großen Königs aufsuchte, hatte er eine große Vorliebe für diese Provinz behalten. Von hier aus drangen die Heersäulen in Böhmen ein, die nach seinen Plänen geleitet den Feldzug der sieben Tage entschieden, und hier war es, wo gelegentlich der erwähnten Generalstabsreise die Liebe und Verehrung der Bevölkerung ihm in reichstem Maße entgegentrat.

Digitized by Google

In der Nähe von Schweidnitz, zwischen der hohen Eule und dem Zobten-Berge gelegen, war ein Besitz zu verkaufen. Er entschloß sich rasch. Wenige Tage, nachdem er das Gut sich angesehen, war es gekauft (am 1. August 1867), und der General von Moltke war nun Besitzer der zusammengehörigen Rittergüter Creisau, Gräditz und Wierischau.

Bevor der General den Kauf abschloß, hatte er sich an den in der Nähe von Schweidnitz wohnhaften Herrn von Kulmiz mit der Bitte gewendet, ihm mit seinem Rath bei der Besichtigung einiger Güter zur Seite zu stehen. Herr von Kulmiz, der weit über die Grenzen seines Kreises hinaus den wohlbegründeten Ruf eines ebenso geschickten, wie kenntnißreichen Geschäftsmannes genoß, und der von Allen, die mit ihm in geschäftliche oder private Beziehungen traten, ebensosehr wegen der makellosen Ehrenhaftigkeit seines Charakters als wegen der einnehmenden Liebenswürdigkeit seines Wesens geachtet und verehrt wurde, war mit Freuden bereit gewesen, ihm mit Rath und That zur Hand zu gehen, und erwartete die Ankunft des Generals, der sich bei ihm angesagt hatte, auf dem Bahnhof. Einer seiner Söhne war beauftragt, dafür Sorge zu tragen, daß Dienerschaft und Gepäck auf bereitgestellten Wagen nach dem Wohnhause geschafft werde. Der General führte aber weder Diener noch irgend welches Gepäck mit sich, weder liebte er es, seinetwegen einen Diener noch sich durch Gepäck zu geniren, und das, was er auf dem Leibe trug, war auch gleichzeitig Alles, was er mitführte.

Der Nachmittag wurde benutzt, mehrere Güter zu besehen, und da beide Herren durch einen Gewitterregen bis auf die Haut durchnäßt wurden, mußte Moltke sich Abends nach der Rückkehr in die Sachen kleiden, die Herr von Kulmiz ihm zur Verfügung stellen konnte. Der General aber war ebenso hoch und schlank wie Herr von Kulmiz klein und wohlbeleibt, und nur mit Mühe gelang es ihm, die Kürze der geliehenen Kleidungsstücke durch ihre überschießende Weite einigermaßen auszugleichen.

Digitized by Google

Das Ergebniß dieser Besichtigungsfahrten war der Ankauf von Creisau, und wenn Sachkundige dem General versicherten, daß er einen guten Kauf machen werde, so hat die Folgezeit ihnen Recht gegeben.

Creisau gehörte damals einer verwittweten Frau von Dresky, deren Familie das Gut seit etwa hundert Jahren in Besitz hatte. Vorher hatte Creisau, das schon im Jahre 1250 in Urkunden als Crisona genannt wird, vielfach die Besitzer gewechselt. Im Jahre 1338 besaß es ein Haugwitz, dann kam es an die Familie von Seidlitz, später an die von Reibnitz, Ende des siebzehnten Jahrhunderts gehört es der Familie von Zedlitz und geht Mitte des achtzehnten auf die Dreskys über. Um dieselbe Zeit vereinigten sich auch die jetzt zu Creisau gehörenden Rittergüter Wierischau und Nieder-Gräditz in der Hand der Dreskys. Alle drei Güter kaufte im Jahre 1867 der General von Moltke.

Mit großem Eifer und dem eingehendsten Interesse für alle Einzelheiten ging der General, nachdem die Förmlichkeiten des Kaufs erledigt waren, zunächst an die Ausbesserung des ziemlich schadhaften Wohnhauses sowie an die Anlage eines Parks, der bis dahin dem Gute gänzlich fehlte; auch mehrfache Verbesserungen zum Zweck einer erhöhten Ertragsfähigkeit des Besitzthums wurden in Angriff genommen. Neben seinen dienstlichen Geschäften in Berlin, zu denen noch die Sitzungen des Zollparlaments hinzukamen, fand er doch Zeit, auf brieflichem Wege seine Anordnungen für Creisau zu ertheilen. Eine umfangreiche Korrespondenz mit dem Geheimrath von Gellhorn auf Jakobsdorf, einem Nachbargute Creisaus, der es übernommen hatte, die Wirthschaft in Creisau zu überwachen und zu leiten, giebt Zeugniß von der regen Theilnahme, womit der General von Moltke die daselbst vorzunehmenden Verbesserungen verfolgte. Sein streng ökonomischer Sinn offenbart sich überall, aber wie er schon als junger Offizier, trotzdem er sich selber die größten Einschränkungen auferlegen muß, seinen Vater bittet, über seine

Digitized by Google

Remuneration zu verfügen, wenn es ihm etwa augenblicklich an einer benöthigten Summe fehlen sollte, so vermeidet er auch jetzt jede unnöthige, vor Allem jede Luxusausgabe, um dagegen reichliche Mittel zur Verfügung zu stellen, wo es sich um eingreifende landwirthschaftliche Verbesserungen handelt, oder wo es darauf ankommt, der Lage seiner Arbeiter aufzuhelfen.

Als Beispiel seiner Hülfsbereitschaft für die Gemeinde sei hier angeführt, daß er, bald nachdem er den Creisauer Besitz angetreten, einen an der Dorfstraße inmitten des kleinen Orts gelegenen Bauernhof kaufte, das Haus abreißen und an seiner Stelle ein Schulhaus bauen ließ. Er hatte bemerkt, daß die Kinder der zu dem Gute gehörigen Ortschaft Creisau, der eine eigene Schule fehlte, jeden Morgen den fast ¾ Stunden betragenden Weg in die Grädițer Schule machen mußten, und er baute das Schulhaus, gab das Land des gekauften Hofes dem Schullehrer als Gartenland und setzte ein Kapital fest, aus dessen Zinsen der Lehrer seine Besoldung bezieht.

Wie er stets bereit war, die Erfahrungen seines langen Lebens auch für Andere nutzbar zu machen, so schuf er auch hier durch Einrichtung einer Sparkasse für die Schulkinder ein Werk, in dem der Grundsatz zum Ausdruck kam, den er stets befolgt wissen wollte: „Hilf dir selbst, so wird dir auch von Anderen geholfen werden.“ Er schaffte für jedes Kind, das in die Schule eintrat, ein Sparkassenbuch an, auf das er eine Mark einzahlte. Dann erhielt das Kind das Buch, um selber zehn- oder fünfpfennigweise weitere Ersparnisse eintragen zu lassen. Jedesmal, wenn es auf diese Weise eine Mark erspart hatte, zahlte der General ihm eine weitere Mark ein. Bei der Konfirmation erhielten die Kinder das Buch ausgehändigt, um sich entweder den angesammelten Betrag auszahlen zu lassen, oder um einen weiteren Nothpfennig zu behalten. Mit dieser Einrichtung hoffte der General den Sinn für das Sparen im Kleinen in den Kindern schon frühzeitig zu erwecken und ihnen diesen womöglich für ihr ferneres Leben zu erhalten.

Digitized by Google

Gleichzeitig suchte er eine Schulbibliothek zu begründen und vermehrte sie unablässig durch Ueberweisung aller der Bücher, die ihm für Sinn und Bildungsstufe der ländlichen Arbeiter geeignet schienen. Er stellte die Benutzung den Kindern frei, damit sie während der langen Winterabende ihren Eltern daraus vorlesen könnten. Von dieser Einrichtung wurde fleißig Gebrauch gemacht, und es war eine der stillen Freuden des Generals, wenn der Lehrer ihm berichten konnte, daß die Benutzung der Bibliothek von Jahr zu Jahr zunehme, und daß ihre Bücher von Haus zu Haus gingen.

Später baute er noch eine Kleinkinderschule mit einer Wohnung für eine Diakonissin, die von dem Frankensteiner Mutterhause in Creisau stationirt wurde, und erreichte dadurch, daß die zur Arbeit gehenden Leute ihre kleinen, noch nicht schulpflichtigen Kinder während der Zeit, wo sie sie nicht beaufsichtigen können, in die Spielschule schicken, in der sie sich beschäftigen und sich waschen lernen, anstatt die Kleinen, wie es früher üblich war, im Zimmer einzuschließen.

Auch zu dem Bau eines neuen Kirchthurms in Grädit steuerte er namhafte Summen bei und verschaffte der Gemeinde das Material zum Glockenguß, das ihr auf seine Verwendung von der Gnade des Königs aus eroberten französischen Geschützen gewährt wurde.

Für dergleichen Zwecke oder wenn es galt, einen wirklich Hülfsbedürftigen zu unterstützen, hatte er immer Geld übrig; als Beispiel aber, wie sorgsam er alle sonstigen Ausgaben überlegte, mögen die nachstehend angeführten Stellen aus seinen Briefen an den Geheimrath von Gellhorn dienen.

Unter dem 18. Mai 1868 schreibt er: „Für die gütige Zuschrift vom 14. d. M., verehrter Herr Geheimrath, sage ich meinen verbindlichsten Dank. Ich sehne mich genug nach dem ruhigen Aufenthalt im schönen Creisau und säße jetzt in der Blüthenzeit lieber dort als in der Stickluft des Zollparlaments.

Digitized by Google

Wenn unsere unruhigen Nachbarn es erlauben, so hoffe ich, den Juli auf dem Gute zuzubringen, und wäre mir allerdings lieb, wenn der nothwendige Bau zuvor beendet sein könnte.*)

Graf Pückler sagt mir, daß ein Dachdecker Wagner in Freiburg die Arbeiten in Oberweißtritz zur Zufriedenheit ausgeführt hat. — — —

Der Baumeister, welcher hier das neue Generalstabs-Gebäude ausführt und den Stall bereits mit englischem Schieferdach fertiggestellt hat, findet den Preis von 4 Thlr. 9 Sgr. pr. Quadratfuß exorbitant. Hier kostet der Quadratfuß incl. verzinnter Nägel und allen übrigen Materials 3 Thlr. 7 Sgr., findet eine Schälung statt, $^5/_4$ Zoll starke Hölzer, so treten hinzu (incl. Material) 2 Thlr. 3 Sgr.

Die Löcher in dem Schiefer müssen gebohrt sein, nicht durchgeschlagen. Ob es rathsam sein wird, den Schiefer auf die Schindeln zu nageln, ist mir doch auch bedenklich.

In ein paar Tagen werde ich Nachricht mittheilen, für welchen Preis eventl. der nöthige Bedarf an Schiefer franco Schweidnitz geliefert werden kann, und würde es mir wünschenswerth sein, den schon früher berechneten Flächeninhalt des Daches zu kennen. Sie haben mir denselben schon früher einmal mitgetheilt, ich kann die Notiz aber nicht mehr auffinden.

Auch hier seufzt Alles nach Regen, das Wetter bleibt aber mit verzweifelter Beharrlichkeit schön. Für die Schafschur wenigstens ist es günstig, und wünsche ich, daß diese für die junge Heerde der Sorgfalt entsprechen möge, welche Sie darauf verwendet haben."

Am 23. Mai schreibt er dann im weiteren Verfolg dieser Angelegenheit:

„Verehrter Herr Geheimrath, es stellt sich heraus, daß der Dachbau in Creisau doch sehr viel wohlfeiler und wahrscheinlich

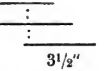
*) Das Creisauer Wohnhaus war mit Holzschindeln gedeckt, und General v. Moltke hatte angeordnet, daß das schadhaft gewordene Dach mit Schiefer neu gedeckt werden sollte.

Digitized by Google

auch solider von hier aus besorgt werden kann, als durch die dortigen Anschläge.

Der hiesige Schieferdeckermeister Neumeister übernimmt die Sache unter folgenden Bedingungen:

Den Quadratfuß Dachfläche mit gutem englischen Schiefer einzudecken als Doppeldach, $3^1/_2$zöllige Ueberdeckung des dritten Steins



incl. Lieferung des Schiefers, schmiedeeiserner verzinnter Nägel, Arbeitslohn und Transport per Eisenbahn bis Schweidnitz à $4^1/_4$ Thlr., dies macht nach meiner Rechnung für 9501 Quadratfuß = 1346 Thlr.

Sollte eine neue Verlattung nöthig sein, so berechnet er dafür incl. Latten und Arbeitslohn per Quadratfuß 6 Thlr. also für 9501 Quadratfuß 158,10

1508 Thlr.

Ein Theil der Latten wird aber doch wohl noch brauchbar sein — — —

Allerdings müssen zuvor die verfaulten Balkenköpfe angestückt werden, was der Zimmermann zu besorgen hat. Aber nach Ansicht meines Architekten ist dazu keineswegs nöthig, einen Theil des Mauerfrieses einzureißen. So könnte dann der Dachbau sofort beginnen, wenn Sie mit der Sache einverstanden sind.

Ich würde darüber Ihre gütige Antwort abwarten und demnächst gleich mit dem p. Neumeister abschließen."

Am 16. Oktober 1868 schreibt er dann, noch immer mit dem Ausbau des Hauses beschäftigt:

„— — — In Betreff Ausführung der von Goedeking projektirten Verzierungen (des Daches) möchte ich auf der Durchreise einmal in Bunzlau mit Augustin sprechen, ob die an den

Digitized by Google

Schornsteinen und den zwei Dachkoffern nicht in Töpferwaare für einen leidlichen Preis herzustellen wären. Die Zeichnungen, von denen mir übrigens die erste, kleinere eigentlich am besten gefällt, könnten ihm zur Ansicht vorgelegt werden — — —

Die Wiederherstellung der Kammern im Giebel ist gewiß recht wünschenswerth, wenn die Belastung der Decke im zweiten Stock nicht nachtheilig ist, welche doch bedenkliche Sprünge zeigt, da die Wände von unten nicht unterstützt sind. Die Bauverständigen werden sich aber wohl darüber ausgesprochen haben.

Die Drillmaschine hat sich also bei der Aussaat gut bewährt. Die Futternoth scheint in großer Ausdehnung einzutreten, in Süddeutschland ist der erste Schnitt des Heus sehr reichlich ausgefallen, die Grummeternte aber äußerst schlecht. Es ist ein Glück, daß bei uns die Kartoffeln so gut gerathen sind.

Die von Ihnen vorgenommene Vermehrung der Arbeiterwohnungen entspricht gewiß einem dringenden Bedürfnisse."

Einen Sommer hatte der General von Moltke gemeinsam mit seiner Frau in Creisau verlebt. Am Weihnachtsabend des Jahres 1868 nahm der Tod die treue Gefährtin seines Mannesalters von seiner Seite. Er brachte die Leiche der Heißgeliebten nach Creisau, wo der Sarg vorläufig in der, vor dem Gutshof gelegenen, kleinen katholischen Kirche beigesetzt wurde, bis der Bau einer Kapelle beendet sein würde, in der der General, nachdem auch sein arbeitsvolles Leben abgelaufen, an ihrer Seite seine letzte Ruhestätte finden wollte.

Den Platz, wo diese Kapelle erbaut werden sollte, hatte er selbst ausgesucht. Wenige Minuten von dem Gutshof entfernt erhebt sich ein Hügel, damals mit werthlosem Buschholz bestanden, auf felsigem Untergrund. Auf seiner Spitze wurde aus schmucklosen Backsteinen aber in einfach edler Form nach seiner eigenen Zeichnung der kleine Bau errichtet, der jetzt, 23 Jahre nachdem seine Gemahlin ihm vorangegangen, auch den Eichensarg

Digitized by Google

umschließt, in dem die sterbliche Hülle des Feldmarschalls Grafen von Moltke ruht.

Der Blick von oben ist friedlich und anmuthig. Um den Fuß des Hügels, den der Feldmarschall mit Tannen bepflanzt hat, die mit ihrem ernsthaften Dunkel und schweigsam die Gruft umstehen, schlängelt sich das kleine Flüßchen Peile, das in zahllosen Krümmungen, sich in den Wiesengründen hin und wieder wendend wie ein Blumen suchendes Kind, von den waldigen Höhen der Eule herabkommt. Vor uns dehnen sich die Parkanlagen aus, den Gutshof umschließend, der mit seinen leuchtend rothen Dächern im großen Viereck zu unseren Füßen liegt. Zur Rechten zieht sich in sanft geschwungenen Linien der Rücken der hohen Eule hin, links, im violetten Licht der Ferne, steht der charakteristischste Berg Schlesiens, der Zobten. Geradeaus schweift der Blick ungehindert meilenweit hinaus über fruchtbare Felder, über langgestreckte Dörfer bis zu den Thürmen der alten Stadt Reichenbach, um von der Fernsicht gesättigt zurückzukehren und sich dem Innern der kleinen Kapelle zuzuwenden, in dem, durch blaue Scheiben fallend, gedämpftes Licht die Särge umspielt. Um die Thür und bis über das Dach hinweg schlingt eine Kletterrose ihre üppigen Ranken. Tausende weißer Blüthen und Knospen winken herab in duftender Pracht und umschließen wie die Verheißung neu erstehenden Lebens die stille Stätte des Todes.

Im Jahre 1869 wurde der Bau vollendet und der Sarg aus der Kirche in die Kapelle überführt. Fast täglich besuchte der General diesen stillen Ort, er war sein erstes Ziel, wenn er im Frühjahr nach Creisau kam. Dann trat er mit entblößtem Haupt an den Sarg und legte liebkosend die Rechte auf dessen Kopfende. Oft brachte er kleine Liebeszeichen mit hinauf, eine schöne Blume oder einen Blüthenzweig, den er unterwegs gepflückt und behutsam hinaufgetragen hatte, um ihn auf dem Sarge niederzulegen.

Digitized by Google

Wenn er dann wieder hinaustrat, lag ein wehmüthig weicher Ausdruck auf seinen Zügen, und in den sonst so strengen Augen schimmerte noch die tiefe Bewegung seines Innern.

Nach dem Tode seiner Gemahlin hatte der General von Moltke inzwischen seine Schwester, die verwittwete Frau von Burt, zu sich genommen, während der König dem vereinsamten Manne deren Sohn, den Lieutenant von Burt, als Adjutanten zugesellt hatte. Außer diesen Beiden, die den Sommeraufenthalt des Generals in Creisau theilten, waren noch sein ältester Bruder Fritz und sein jüngerer Bruder Adolf mit seiner Frau und zwei Töchtern einer Einladung nach Creisau gefolgt, so daß jetzt in der That der Wunsch des Jahres 1848 in Erfüllung gegangen war: „Mein Lieblingswunsch ist noch immer, daß wir uns nach und nach auf irgend einem Grundbesitz sammeln."

Auch der Sommer des Jahres 1870 fand die Verwandten wieder in Creisau vereinigt. Ruhig lebte der General auf seinem Gute, und nichts deutete an, wie nahe die größte Aufgabe seines Lebens, die Führung der deutschen Heere im Kriege gegen Frankreich, ihm bevorstand. Am Nachmittage des 15. Juli war er mit seinem Bruder Adolf, seiner Schwägerin und deren beiden Töchtern im offenen Wagen ausgefahren. Er führte selber die Zügel; sein Bruder saß neben ihm. Gerade als der Wagen eine Furt durch die Peile passirte, neben der ein schmaler Laufsteg über das Wasser führte, rief ihn ein Telegraphenbote an, der eben diesen Steg überschreiten wollte. Der General hielt die Pferde an und streckte die Hand nach dem Telegramm aus, das Jener ihm hinunterreichte, erbrach dasselbe, las es und steckte es still in die Tasche. Dann setzte er die Spazierfahrt fort. Nichts an ihm verrieth die Mittheilung, die der Telegraph ihm gebracht hatte, nur noch schweigsamer wie sonst saß er da, und daß seine Gedanken hin und wieder von seinen Pferden abschweiften, merkten die Insassen des Wagens daran, daß er einmal ziemlich unsanft gegen einen Prellstein anfuhr. Als er nach

Digitized by Google

etwa einer Stunde wieder vor dem Wohnhause anlangte, sprang er rasch vom Wagen und sagte zu seinem Bruder, der ihm ins Haus folgte: „Es ist eine dumme Geschichte, ich muß noch diese Nacht nach Berlin.“ Er ging darauf in sein Arbeitszimmer, wo er bis zur Theestunde verblieb. Still, aber freundlich wie immer saß er in der Mitte des kleinen Kreises, bis er plötzlich aufstand, mit der Hand auf den Tisch schlug und ausrief: „Laßt sie nur kommen, mit oder ohne Süddeutschland, wir sind gerüstet.“ Ohne eine weitere Erklärung zu geben, ging er dann wieder in sein Zimmer, wo er bis zur Abreise verblieb. Erst später erfuhren die Seinigen, daß die Depesche die Mittheilung enthielt, der König halte den Krieg für unvermeidlich und beabsichtige, die Mobilmachung der Armee zu befehlen.

Eine unermeßliche Arbeitslast und eine schwerwiegende, mit vollem Bewußtsein getragene Verantwortung war auf die Schultern des nun siebzigjährigen Mannes gelegt worden, aber auch mitten aus der aufreibenden Thätigkeit des Feldzuges heraus richteten seine Gedanken sich dem heimathlichen Besitz zu. Am 2. November 1870 schrieb er aus Versailles an den Geheimrath von Gellhorn:

„Vielen Dank, verehrter Herr Geheimrath, für die freundlichen Nachrichten aus der friedlichen Heimath, die wie ein Sonnenblick in das bewegte Treiben fallen, welches uns hier umgiebt. Seitdem ist Ihnen die Nachricht über den Fall von Metz zugegangen. Es sind jetzt sämmtliche Regimenter der französischen Armee bis auf sechs in unserer Gefangenschaft, mehr als 300 000 Mann, 10 000 Offiziere, 4 Marschälle, 1 Kaiser. Seit der Babylonischen Gefangenschaft der Juden ist so etwas nicht dagewesen, dennoch beharrt die Parteiregierung in Paris und Tours auf ihrem Widerstande und drängt das unglückliche Land immer tiefer ins Verderben. Die Volksbewaffnung wird in allen Provinzen organisirt, die Ausfälle aus Paris dauern fort, und wir haben noch ernste 14 Tage durchzuleben, bis die

Digitized by Google

nun frei gewordenen Streitkräfte von Metz herankommen können. Wir haben hier einen der Zahl nach weit überlegenen Feind vor und hinter uns, aber die Tüchtigkeit unserer Truppen wird uns mit Gottes Hülfe auch noch über die letzten Schwierigkeiten forthelfen.

Den aufrichtigsten Dank sage ich Ihnen für Ihre fortgesetzte Sorge und Mühewaltung im Interesse meines lieben Creisau, welches meine Geschwister nur mit Bedauern verlassen haben. Gebe Gott, daß wir uns nächstes Frühjahr noch einmal Alle dort zusammenfinden mögen.

Sehr erfreulich ist, daß die Ernte und die neue Bestellung der Felder trotz der ungewöhnlich ungünstigen Witterung dieses Jahres glücklich hat beendet werden können, unerachtet es gewiß sehr an Arbeitskräften gefehlt haben muß. Von einem milderen Klima merken wir hier im Herzen Frankreichs auch nichts. Das Laub ist größtentheils schon von den Bäumen herunter.

Wenn zwar die Creisauer Wolle noch immer gut bezahlt worden ist und eine angenehme Einnahme bildet, so wird durch Verminderung der Zahl der Schafe und Vermehrung des Rindviehs wohl ein ausgiebigerer Düngerbestand erzielt, woran es ja bisher fehlte und wofür eine erhebliche Baarsumme verausgabt werden mußte. Sie werden am besten beurtheilen, wie demnach die Stallungen in Nieder-Gräditz einzurichten sind. Ich bin natürlich mit allen getroffenen Maßregeln einverstanden. Dem Gartenburschen Wilhelm will ich gern eine Extravergütung gewähren. Ernst, der Kutscher, erhält hier 12 Thlr. monatlichen Lohn, das Gehalt der Trainsoldaten, Bekleidung und Naturalverpflegung. Er ist also sehr gut gestellt, bewährt sich aber auch sehr tüchtig und zuverlässig. Alle sechs Pferde sind in gutem Stande, und ich fahre täglich hier in der schönen Umgegend weite Touren, meist nach den Vorposten, von wo man mit einiger Vorsicht die mächtige Stadt übersieht.

Digitized by Google

Sehr erfreut bin ich, daß Simon*) sich gut bewährt, die Reiterei ist freilich seine schwache Seite.

Der Schuldposten auf Creisau ist nun doch auch erheblich vermindert, und ich hoffe, daß Frau v. Dresky nächstens eine allgemeine Restzahlung annimmt.

Vielleicht übernimmt Dr. Websky,**) bei einer Jagd in Schwengfeld zugleich die Creisauer Felder abtreiben zu lassen, da ich leider nicht hoffen darf, im Herbst noch selbst hinzukommen.

Meine Verwandten in der Armee sind bis jetzt Gottlob alle glücklich durchgekommen, was bei den enormen Verlusten von Offizieren ein großes Glück ist.

Burt bittet, sich bestens empfehlen zu dürfen, und ich bitte in gütigem Andenken zu bewahren Ihren ergebensten

v. Moltke."

Vom Ende des deutsch-französischen Krieges an bis zu seinem Tode verbrachte der Feldmarschall die Sommermonate, einige kurze Badereisen abgerechnet, in Creisau. Sobald im Frühjahr der Schnee von den Dächern thaute, regte sich die Sehnsucht nach dem Landaufenthalte in ihm; er liebte es, das Wiedererwachen der Natur aus ihrem Winterschlaf zu beobachten, er erfreute sich an dem Keimen und Wachsen des jungen Grüns, er sah das Korn höher und gelber werden, bis es der Ernte entgegenreifte; stundenlang stand er bei den Schnittern, bis überall die Stoppelfelder sich breiteten, über die der Herbst seine glänzenden Fäden zog; mit offenem Sinn genoß er die buntblätterige Pracht des Spätherbstes und schaute mit seinen hellen, weitblickenden Augen hinaus auf die in der klaren Luft scharf gezeichneten Umrisse der Berge, und erst, wenn wieder frischer

*) Der Inspektor in Creisau.

**) Ein von dem General hoch geschätzter und mit ihm bis zu dessen Tode in regem Verkehr stehender Gutsnachbar von Creisau, wohnhaft auf Schwengfeld.

Digitized by Google

Schnee die Dächer deckte, entschloß er sich zur Rückkehr nach Berlin. Nicht um die Freuden des winterlichen Residenzlebens zu genießen, kam er zurück; strenge Thätigkeit, gehäufte Arbeit erwartete ihn. Stunde um Stunde saß er im Reichstag, eines der pflichttreuesten Mitglieder; lange Abende verbrachte er am Schreibtisch über seine Arbeiten gebeugt, immer seine Person der Sache unterordnend, nie auf sich selber bedacht, nur ein Ziel im Auge: den Dienst des Vaterlandes.

Er kannte es wohl, das Bedürfniß nach Ruhe, aber nie gab er ihm nach. Oft sehnte er sich danach, auszuruhen von den Mühen eines neunzigjährigen Lebens, aber nie versank er in die Gleichgültigkeit des lebensmüden Mannes. Ein tapferer Soldat, stand er mit klarem Blick auf dem ihm anvertrauten Posten, bis die Stunde der Ablösung schlug, und er still und edel hinübertrat in die Geheimnisse einer anderen Welt. Stets war er vertraut mit dem Gedanken des Todes, den er nicht fürchtete, immer war er bereit, abzuscheiden, denn stets war sein Inneres klar und ruhig, seine Rechnung abgeschlossen und in Ordnung. „Wie kann man einen Menschen beweinen, der gestorben ist," pflegte er zu sagen; „Diejenigen sind zu beklagen, die ihn geliebt und verloren haben." Nur Eins fürchtete er: ein langes Siechthum. Es ist ihm erspart geblieben. Ihm war es vergönnt, bis zum letzten Augenblicke die ungeschwächte Empfänglichkeit zu bewahren nicht bloß für das, woran sein Herz sich erfreute, sondern auch für Alles, was rings um ihn her die Welt bewegte und die Menschen erregte. Er war nicht stehen geblieben an der Grenze des Greisenalters, um im Rückblick versunken die Augen auf das zu richten, was vergangen ist, er schritt fort mit dem Jahrhundert, das ihn geboren, und er stand mitten im Strome des Tages, der ihn von uns nahm.

Selten ist wohl soviel Schärfe des Geistes, solch strenge Logik des Denkens mit solcher Einfalt des Gemüths, solch kindlicher Fähigkeit, sich zu erfreuen, in einem Menschen vereinigt

Digitized by Google

gewesen, wie in ihm. Hieraus entsprang auch seine Liebe zum Landleben. Einfach in allen seinen Gewohnheiten, liebte er das Einfache und Natürliche. In seinem arbeitsvollen Leben war kein Raum gewesen für weichliche Genüsse, und wie sein Inneres war, so gestaltete sich auch seine äußere Umgebung. Nicht ohne Rührung kann man das einfache Arbeitszimmer in Creisau betreten, in dem er sich zufrieden und behaglich fühlte, oder den Raum betrachten, in dem er zu schlafen pflegte. Ein kleiner Raum ist's, ein viereckiger thurmartiger Ausbau, der an das Arbeitszimmer stößt. Darin ein einfaches Bett und ein Waschtisch, weiter nichts. Zwei Fenster gewähren Ausblick über Wiese und Feld bis zu dem Dörfchen Grädit, hinter dem der Zobten aufragt, und auf ein kleines Stückchen der das Haus umgebenden Gartenanlage. Dicht vor dem einen Fenster steht eine Gruppe mächtiger Ulmen. Noch sind ihre Zweige unbelaubt, während das Gebüsch zu ihren Füßen schon in gedrängter Blätterfülle steht. Von seinem Bett aus sieht der Feldmarschall die Kronen der alten Bäume sich im Morgenwinde wiegen, überstrahlt vom Licht der eben aufgegangenen Sonne, und in den höchsten Wipfeln sitzen sie, seine Freunde, die Staare, und pfeifen ihr jubelndes Frühlingslied. Wie eifrig sie sind in ihrem Frühkonzert, wie sie die Flügel abspreizen, als müßten sie der klangerfüllten Brust mehr Raum schaffen, wie sie mit ihnen den Takt schlagen zu ihren Läufen und Trillern, ihrem Schnurren und Schnarren — sie sind es, die den Schläfer da unten geweckt haben, und sie sind es, die er liebt um ihrer Frühlingsbotschaft und ihrer frohen Emsigkeit willen.

Der Feldmarschall war bis an sein Ende ein Frühaufsteher. Sobald er Morgens aus einem tiefen und gesunden Schlaf erwachte, dessen er sich auch im höchsten Alter noch erfreute, stand er auf und kleidete sich an. Niemals brauchte er dabei die Hülfe eines Dieners, wie er überhaupt eine fast ängstliche Scheu davor hatte, die Dienste eines anderen Menschen in Anspruch zu nehmen.

Digitized by Google

Auf seine Toilette verwendete er wenig Sorgfalt. Er besaß nie mehr als zwei Anzüge und trug sie bis zur äußersten Grenze des Möglichen. Noch im Jahre 1891 rühmte er sich, einen Sommerpaletot zu besitzen, den er sich habe machen lassen, als er im Jahre 1857 mit dem damaligen Kronprinzen von Preußen nach England gegangen sei, und der noch immer so gut wie neu wäre. Auch vergaß er nie hervorzuheben, daß dieser Paletot seidenes Futter habe, ein Luxus, den er sich später nie wieder bei einem Kleidungsstück gestattet hat. Wenn er in Creisau war oder sich auf Reisen befand, trug er ausnahmslos Civilkleider, meistens einen schwarzen Gehrock und dunkelgraue Beinkleider. In den letzten Jahren hatte er sich ein Jacket aus dickem Wollenstoff angeschafft, da er von jeher empfindlich gegen Kälte war, es aber fast immer unnöthig fand, einen Ueberrock anzuziehen. Wenn er auf einige Tage zu Verwandten oder Bekannten ging, nahm er nie irgend welches Gepäck mit, und auf seinen längeren Reisen enthielt der kleine Koffer, den er dann nothgedrungen mitführen mußte, immer nur das Unentbehrlichste. Er haßte jedes Gepäck als unnöthigen Ballast und konnte sehr ungehalten werden, wenn seine Begleitung mehr davon „mitschleppte", als ihm unbedingt nöthig schien. Mußte er, selbst bei Ausflügen auf einige Tage, einen schwarzen Gesellschaftsanzug haben, um ein Diner, eine Sitzung oder dergl. mitzumachen, so reiste er gleich im Frack und ging Tage lang darin umher, immer der Gefahr einer Erkältung ausgesetzt. Der Versuch, welcher einmal gemacht wurde, ihm bei einer solcher Gelegenheit eine kleine Handtasche mitzugeben, in welcher der Frack lag, scheiterte in so drastischer Weise, daß man nie wieder daran denken durfte, ihn zu wiederholen. Nach langem Widerstreben hatte er es sich gefallen lassen, daß dieses Gepäckstück auf den Rücksitz des Wagens gelegt wurde, in dem er zum Besuch eines Neffen fuhr, bei dem er einen Tag bleiben wollte. Am nächsten Tage gedachte er der Sitzung des Johanniter-Konvents in

Digitized by Google

Breslau beizuwohnen. In S. angekommen, packte er seine Handtasche aus und hing den Frack an einen Kleiderriegel. Am nächsten Morgen packte er gewissenhaft seinen Ueberrock in die Tasche, die er mitnahm, vergaß aber, den hinausgehängten Frack anzuziehen, und fuhr ohne Weiteres in seinen Ueberzieher, um nach Breslau abzureisen. Erst als ihm dieser im Vorzimmer des Konvents von einem Diener abgenommen wurde, bemerkte er zu seinem Schrecken, daß das, was ihm nach Entfernung dieser Hülle an Kleidung noch verblieb, nicht ganz salonfähig sei, und er behauptete später wohl nicht mit Unrecht, daß ihm dies Mißgeschick nie zugestoßen wäre, wenn man ihn auf seine eigene Art hätte reisen lassen.

Uebrigens war er weit entfernt davon, in derlei Vorkommnissen Anlaß zum Aerger zu finden, im Gegentheil belustigte ihn der Humor des Abenteuers, das er selber sofort nach seiner Rückkehr erzählte, im höchsten Maße. Bei der tiefernsten Auffassung, mit der er an Alles herantrat, was die Pflicht, diese unverbrüchliche Richtschnur seines Lebens, ihm gebot, war der Humor ihm stets willkommen, und ohne jemals zu verletzen, mischte sich doch oft ein leichter Spott in seine Empfindungen, wenn er sah, mit welcher geschäftigen Mühsal sich die Menschen um das quälten was er längst als nichtig erkannt hatte. Nichts war ihm mehr zuwider als alles Unnatürliche, aller Umschweif, aller Schein und jedes trügerische Wesen. Die Schärfe seines Verstandes schied sofort die Spreu vom Weizen, Niemand aber auch hatte mehr Anerkennung für selbst geringe Leistungen, wenn sie nur auf redlichem Streben beruhten, und neidlos erkannte er jedes fremde Verdienst an. Streng gegen sich selbst, war er doch nachsichtig gegen Andere, ein wohlwollender Vorgesetzter im Dienst, ein gütiger Herr seiner Untergebenen.

Er hatte Achtung vor der Arbeit, in welcher Gestalt auch immer sie ihm entgegentrat, sei es als geistiges Schaffen, sei

Digitized by Google

es als physisches Wirken: er wußte es, daß ohne sie die Menschen verkümmern und daß müßige Ruhe das Grab des Glücks sei. So gab es auch auf dem ländlichen Arbeitsfelde seines Besitzes nichts, was ihn nicht interessirt hätte. Eingehend beschäftigte er sich mit der Bewirthschaftung des Gutes und unterrichtete sich über die Leistungen seiner ländlichen Arbeiter.

Er machte vielfach Versuche, um diese oder jene Verbesserung einzuführen die er entweder am dritten Ort gesehen hatte, oder über die er die einschlägige Literatur eingehend studirte. Nichts entging seinem aufmerksamen Blick, wenn er das Gut eines Nachbarn besuchte, und sobald er etwas ihm Neues bemerkte, suchte er sich stets über dessen Zweck und Wesen zu unterrichten. Wo hundert Andere der Ruhe gepflegt haben würden, ging er, der keine Ermüdung zu kennen schien, stundenlang durch Hof und Feld, besichtigte eingehend den Garten und kletterte auf Speicher und in Maschinenräume. Viele der Versuche, die er auf seinem Gut anstellte, mißglückten, einige gelangen, nie aber stellte er unsinnige Experimente an, die zum Nachtheil des Gesammtbetriebes gereicht hätten, denn immer blieb es ihm wohlbewußt, daß er kein Fachmann sei, und niemals griff er störend in die Thätigkeit seiner Beamten ein.

Es ist vielleicht von Interesse, aus einem Beispiel zu ersehen, in wie eingehender Weise er sich mit den Einzelheiten dessen beschäftigte, was er versucht wissen wollte. Immer darauf bedacht, das nutzbar zu machen, was ihm an natürlichen Hülfsmitteln zu Gebote stand, hatte er beschlossen, einen kleinen Wasserlauf, der unbeachtet am Rande einer Wiese dahinfloß, zur Anlage von Stauteichen zu verwenden, in denen eine Forellenzucht angelegt werden sollte. Die Brut, mit der diese Teiche besetzt werden sollten, bezog er von dem um die Hebung unserer vaterländischen Fischzucht hoch verdienten Herrn von Behr-Schmoldow. Ueber die erste Einrichtung und Behandlung schrieb er an den Jäger auf Creisau folgendermaßen:

Digitized by Google

„Herr von Behr auf Schmoldow hat einen kalifornischen Brutkasten nach Creisau abgeschickt, und der Oberförster Beckel in Friedrichshuld wird für denselben 2000 Forelleneier übersenden. Ich habe Letzteren ersucht, diese Sendung noch einige Tage zu verzögern, damit die nöthigen Vorbereitungen getroffen werden können, und daß er Sie vorher von dem Tage des Eintreffens benachrichtigt, damit die Eier gleich auf der Post abgeholt und so bald wie möglich in den Brutkasten gelegt werden können.

Aus dem anliegenden Schreiben und aus der kleinen Druckschrift werden Sie das Nöthige über die Behandlung der Eier ersehen.

Das Wichtigste ist nun, eine Vorkehrung zu treffen, damit während mehrerer Monate ununterbrochen Wasser durch den Brutkasten fließt. Nach Angabe von Borne bedarf es für 40 Sekunden 1 Liter, also für 2 Minuten 3 Liter und für 24 Stunden mindestens 2000 Liter = 2 Kubikmeter Wasser; also so viel wie zwei Kasten ausfüllen würden, die einen Meter lang, breit und hoch sind. Meine Idee war, einen solchen Kasten oder etwas größer in der Nähe der Hofpumpe innerhalb des Drahtzauns aufzustellen und denselben zweimal des Tags vollpumpen zu lassen, Herr v. Behr ist nun der Meinung, daß das von der amerikanischen Mühle auf das Dach des Wagenschuppens gehobene Wasser zweckmäßiger dazu verwandt werden könnte; und es kommt nun darauf an, wie dies zu bewerkstelligen wäre.

Der Brutkasten könnte im Wagenschuppen oder aber auch in oder neben der Veranda stehen, und es müßte eine dünne Röhre aus dem nächsten Kübel so herabgeleitet werden, daß das Wasser in den Kasten A fiele. Wie eng die untere Ausmündung zu machen ist, müßte ausprobirt werden. Der Strom darf nicht so stark sein, daß die Eier herumstrudeln, sondern daß das Wasser sie sanft durchfließt, von unten nach oben. Vielleicht würde es auch genügen, wenn am Boden eine kleine Blechrinne

Digitized by Google

angebracht würde, aus welcher das Wasser in einen, über dem Brutkasten angebrachten Trichter fiele, der mit Kieseln zu füllen wäre, um es zu reinigen. Das Wasser würde sich im Herabfallen mit der atmosphärischen Luft vereinigen, was wünschenswerth. Die Brutzeit, bis die kleinen Fische auskommen und bis sie die Dotterblase verlieren, dauert aber drei Monate, und es fragt sich, ob darauf gerechnet werden darf, daß bis in den Juni die Kübel ununterbrochen wenigstens zur Hälfte oder ein Drittel Wasser haben werden, aufnehmen können sie ja das Mehrfache von zwei Kubikmetern. Sodann wird die Temperatur auch nicht gleichmäßig sein, während das Brunnenwasser ziemlich konstant bleibt, auch wohl vielleicht weniger als 7 Grad hat (wie ich angegeben). Sie werden an Ort und Stelle über Manches besser urtheilen können als ich von hier aus. Ziehen Sie Unverricht und den Gärtner zu Rathe, welches von beiden Verfahren das zweckmäßigere sein möchte, und treffen Sie dann nach eigenem Ermessen die nöthigen Maßregeln. Lassen Sie die nöthigen Handwerker kommen und sagen Sie dem Stellmacher, daß er mit hilft, wir wollen wenigstens den Versuch machen. Herr Unverricht möchte nicht versäumen, das Eishaus zu füllen, wenn es nicht schon geschehen ist. Eine Pinzette, Kanne ꝛc., soweit sie nicht mit dem Brutkasten kommen, werde ich von dem p. Mühlbach verschreiben.

Gr. Moltke.

Auf der Insel in der Peile, am linken Ufer eine neue Buhne zu bauen, um den Strom nach dem rechten hinüberzuleiten.

Vor dem Eintritt in den Busch unter dem Kapellenberg den Kastanienbaum freizulegen.

Am Eingang Eichen herausnehmen und nach dem Langen Busch zu verpflanzen."

Die Forellenzucht trat auch wirklich ins Leben, aber bald zeigte es sich, daß die Nachtheile dieses Unternehmens die Vor-

Digitized by Google

theile überwogen, denn nach jedem starken Gewitterregen trat das durch die Teiche gestaute Wasser über die Ufer und versandete ganze Strecken der angrenzenden Wiese. Die Dämme brachen und mußten mit bedeutenden Kosten wiederhergestellt werden, und die Forellen benutzten regelmäßig die willkommene Gelegenheit, um mit dem Hochwasser auf und davon zu gehen. So wurde jedes Gericht Forellen, das auf den Tisch kam, ziemlich theuer und den Hauptvortheil von der Sache hatten die Hechte in der Peile.

Eine Hauptfreude an dem Sommeraufenthalt in Creisau war dem Feldmarschall die Anlage und Pflege eines Parks; sie war der einzige Luxus, den er sich jemals gestattete, und sie entsprang aus seinem nach Bethätigung strebenden Schönheitsgefühl. Wie er sich jetzt dem Auge zeigt, ist dieser Park von seinen ersten Anfängen an das eigenste Werk des Feldmarschalls. Jeder Weg ist von ihm tracirt und ausgesteckt. Tagelang ging er mit der Bousole umher, um die richtige Steigung zu ermitteln, oder arbeitete sich durch Gestrüpp und Buschwerk, um die Punkte festzulegen, die der Weg berühren sollte. Fast jeder Baum, jede Gruppe ist nach seiner besonderen Anweisung gepflanzt, fast keiner der jetzt schon großen Bäume, der nicht als Setzling von ihm beschnitten worden wäre.

Wie immer im Leben mit den gegebenen Mitteln rechnend, fügte er auch diese Anlage den großen Zügen ein, die er im Gelände vorfand. Dem Flußlaufe folgend schuf er sumpfige Niederungen in breite, sonnige Wiesenflächen um, wohl darauf bedacht, daß diese, nun das Auge ergötzend, gleichzeitig einen gesteigerten Ertrag an gutem Heu liefern, die schon vorhandenen alten Eichen, welche verloren im Gestrüpp standen, legte er frei und faßte sie in den Plan des Ganzen. Tausende junger Bäume ließ er pflanzen, die rasch heranwachsend wie ein lebendiger Rahmen die freigelassenen Fernblicke umschließen, mit großer Sorgfalt fügte er die Gruppen nach Form und Farbe zu harmonischer Wirkung.

Digitized by Google

Sorgsam verfolgte er das Wachsen und Gedeihen der Sträucher und Bäume; mit großer Mühe suchte er oft den Pflanzen aufzuhelfen, die nicht recht vorwärts kommen wollten, denn in dem Zuge seiner Natur lag es, den Schwachen zu helfen, denen er auch hier seine Sorge zuwandte. Die Eiche war sein Lieblingsbaum, sie zog er in verschiedenen Arten in selbstangelegten Pflanzgärten, um sie hinauszusetzen an Wege und Steige, und obwohl er wußte, daß sie erst späteren Generationen Schatten spenden würden, stand er doch unermüdlich im Sonnenbrand die jungen Stämme richtend, die schwachen stützend, die zu rasch treibenden beschneidend. „In hundert Jahren wird es hier hübsch sein" pflegte er zu sagen, „und meine Nachkommen werden ihre Freude an den Eichen haben." — Jahr um Jahr führte er die Anlagen weiter, immer an das anschließend, was vorher geschaffen war, und jetzt erstreckt das Ganze sich vom Wohnhause bis zu jenem Hügel, von dem herab das Kreuz der Gruftkapelle blitzt. So knüpfte er die Wohnung der Lebenden an die Ruhestätte der Todten, für seine Nachkommen den Weg verschönend, der von der einen zur anderen führt.

Mit 68 Jahren hatte er angefangen, die ersten Bäume zu pflanzen, und mit 90 Jahren wandelte er unter ihnen dahin, noch selber sich freuend an dem Werke, das er geschaffen. Kein Tag verging, an dem er nicht stundenlang im Freien gewesen wäre, nicht Sturm, nicht Regen konnten ihn im Zimmer zurückhalten. Oft vergaß er bei schlechtem Wetter seinen Ueberrock, niemals aber seine Baumscheere, die er immer bei sich führte, Ueberschuhe und Regenschirm gab es nicht für ihn, aber der Stock, auf den er sich stützte, ließ sich zur Baumsäge spannen.

Stets legte er selber Hand an und oft setzte er seine Angehörigen in Besorgniß, wenn die Stunde des Mittagessens schlug und er nicht heimkehrte. Dann fand man ihn nach langem Suchen mitten im Gebüsch vergraben in voller Arbeit, oft ganz erschöpft von Hitze und Sonnenbrand, alles um sich her vergessend

Digitized by Google

in mühsamer Thätigkeit. Oder er saß, von der Arbeit ruhend, auf einer kleinen Holzbank unter einer mächtigen Eiche und blickte mit stillem Sinnen in den Frieden der Natur hinaus. Vor ihm breiten sich die Parkwiesen aus, begrenzt von der Peile, die leise murmelnd dahinfließt, zur Rechten eingefaßt von hoher Tannenwand, während links der Blick frei hinüberschweift bis zum fernen Gebirge. Die Zweige der Eiche breiten ihr schattiges Dach über den Ruhenden, und auf der grünen Fläche vor ihm spielt der Sonnenschein. Lässig sitzt er da, etwas zurückgelehnt, wie ein von der Arbeit müder Mann. Eine vornehme Grazie aber liegt über der ganzen Erscheinung. Das eine Bein ist über das andere geschlagen, die schlanken Hände halten über dem Knie gekreuzt ein rothseidenes Taschentuch, der langschößige schwarze Rock ist bestaubt, die Kravatte verschoben, der breitkrämpige graue Filzhut zerdrückt, aber nicht auf diese Aeußerlichkeiten richtet sich die Aufmerksamkeit des Herantretenden. Sie wird gefesselt von dem feingeschnittenen Profil des geistvollen Kopfes, das sich scharf von dem dunklen Hintergrund der Tannen abhebt, und von dem klaren Blick der wunderbaren, hellgrauen Augen, in deren Glanz etwas liegt von dem Blitz des geschliffenen Edelsteins.

So konnte es kommen, daß der sonst so Pünktliche die Stunde der Mahlzeit versäumte. Hunger und Durst mahnten ihn nicht, sie waren Empfindungen, die er kaum zu kennen schien. „Ich habe in meiner Jugend mich so an den Hunger gewöhnt, daß ich ihn jetzt nicht bemerke“ pflegte er zu sagen. Mäßig in allen Lebensgewohnheiten, war er auch mäßig im Essen und Trinken. Oft nahm er besorgnißerregend wenig Nahrung zu sich, und es bedurfte der ganzen Ueberredungskunst seiner Nichte, der Frau von Moltke, die vom Jahre 1882 an bis zu seinem Tode ihm zur Seite stand, um ihn dazu zu bewegen, daß er nur das Nöthigste genoß.

Seit seine Schwester, Frau von Burt, gestorben und ihr

Digitized by Google

Sohn, der bisherige Adjutant des Feldmarschalls, den Abschied genommen hatte, bildeten der Major von Moltke mit seiner Frau und seinen vier Kindern die Hausgenossenschaft des Feldmarschalls. Er war ein großer Kinderfreund, und die Kleinen vergalten ihm seine Freundlichkeit mit unbefangener Liebe. Stundenlang konnte er in der Schaar seiner Großneffen und -Nichten sitzen, die allmälig um ihn herum aufsproßten wie junge Schößlinge um den alten Stamm, mit ihnen Bilderbücher ansehen oder sich von ihnen haschen lassen, noch als Neunzigjähriger geschmeidig und gewandt in allen Bewegungen. Die Kleinen waren es auch, die ihn aus seinem Arbeitszimmer herausholten, wenn es zu Tisch gehen sollte. Dann erschien er, halb gezogen, halb geschoben, in der Hand eine Fliegenklappe, mit der er unerbittlich Krieg gegen die Fliegen führte. Er behauptete, diese Geschöpfe seien nur zur Plage der Menschheit da, und er führte ihren Ursprung auf den zurück, der nicht mit Unrecht als „Fliegengott" bezeichnet werde. Täglich hielt er eine eingehende Razzia in den von ihm bewohnten Zimmern ab, und zahlreiche Opfer, nicht selten aber auch zersprungene Fensterscheiben und zerschlagene Gläser, bewiesen die Sicherheit seiner Hand und die Energie seiner Verfolgung. Oft fuhr die ganze Tischgesellschaft entsetzt in die Höhe, wenn in das allgemeine Schweigen hinein die Klappe klatschend mitten zwischen Teller und Gläser auf das Tafeltuch herniederfuhr, und Jeder beeilte sich, eine Fliege zu verjagen, die sich mit der diesen Thieren eigenthümlichen Beharrlichkeit immer wieder auf dieselbe Stelle seines Körpers setzte, und die bereits anfing, die Aufmerksamkeit des Feldmarschalls in bedrohlicher Weise zu erregen.

Oft kam er durchnäßt vom Regen und frierend nach Hause; dennoch war es nicht leicht, ihn zum Wechseln der Kleider zu bewegen oder dazu sich durch ein Glas schweren Weines zu kräftigen und zu erwärmen. Gab er endlich nach, so mußte unweigerlich Alles mittrinken, was zugegen war, nie

Digitized by Google

würde er etwas selber genossen haben, ohne davon allen Anderen mitzutheilen. Nach Tisch wurde, wenn das Wetter es irgend zuließ, ausgefahren, und zwar immer im offenen Wagen. Der Feldmarschall liebte es nicht, rückwärts zu sitzen, ebenso wenig mochte er es aber, wenn eine Dame sich seinetwegen auf den Rücksitz setzte. So war es nicht immer leicht, die Plätze zu vertheilen.

Wenn Besuch nach Creisau kam, war es seine größte Freude, gelegentlich einer Rundfahrt seine Anlagen zu zeigen, und oft zerhieb er den gordischen Knoten der Platzfrage, indem er sich einfach auf den Bock neben den Kutscher setzte. Er wußte nicht und bemerkte nicht, daß er damit diejenigen in große Verlegenheit brachte, die nun im Innern des Wagens Platz nehmen mußten und die voller Besorgniß zu seinem hohen und unbequemen Sitz hinaufblickten.

Unvergeßlich ist es allen Betheiligten geblieben, wie er einst einem erst kürzlich verheiratheten Offizier dadurch eine besondere Freude machen wollte, daß er ihn mit seiner jungen Frau spazieren fuhr und hierbei, ehe ihn Jemand hindern konnte, wieder den Bock erkletterte. Das Ehepaar mußte trotz seiner hülfesuchenden Blicke im Fond Platz nehmen, und als die kleine Gesellschaft nach einer Stunde heimkehrte, saßen die beiden jungen Gatten noch immer in dienstlicher Haltung und mit ganz erstarrten Gesichtern auf ihrem Ehrenplatz.

Wenn das Wetter zum Fahren zu schlecht war, oder im Herbst, wo das Dunkel früher hereinbrach, pflegte der Feldmarschall sich nach Tisch in sein Zimmer zurückzuziehen, um sich mit Lektüre oder mit schriftlichen Arbeiten zu beschäftigen. Beim Lesen bediente er sich eines schwachen Augenglases, das er nach beendeter Lektüre zwischen den Blättern des zugeklappten Buches als Lesezeichen liegen ließ. Mit besonderer Vorliebe las er Werke geschichtlichen und philosophischen Inhalts, wie die deutsche Geschichte des 19. Jahrhunderts von Treitschke und die Begründung des Deutschen Reichs von Sybel; und mit

Digitized by Google

welcher Aufmerksamkeit er alles Gelesene in sich aufnahm, beweisen die zahlreichen angestrichenen Stellen und Randbemerkungen seiner Bücher. Manche derselben sowie auch viele seiner Manuskripte zeigen deutliche Spuren davon, daß er ein starker Schnupfer war, und in der That stand ihm seine Dose immer zur Hand. Alles was er selber schrieb, unterzog er einer wiederholten Durcharbeitung, immer strebte er danach, den Gedanken in noch kürzere, präzisere Form zu bringen, oft durchstrich er halbe Seiten, um ihren Inhalt in einen Satz zusammenzudrängen, in dem jedes überflüssige Wort vermieden ist und in dem die Sprache den Gedanken umkleidet, wie das Gewand die antike Statue.

Neben wissenschaftlichen Werken liebte er diejenigen eines kräftigen gesunden Humors, besonders erfreute er sich an den Schriften von Dickens, an den Gellertschen Gedichten, und noch in seinen letzten Lebensjahren las er mit großem Vergnügen die Erlebnisse der Familie Buchholz. Gleichzeitig aber hatte er ein tiefes Verständniß für die Schönheiten der Poesie. In fesselnder Weise zeigte sich, freilich in seltenen Momenten, der poetische und dem idealen Denken zugewandte Zug, der sich in ihm mit dem thatkräftigsten Handeln und mit der Fähigkeit verband, die Erscheinungen des Lebens objektiv zu beurtheilen, eine Verbindung, die sein ganzes Wesen zu einem so echt deutschen machte. Dann konnte er aus dem reichen Schatze seines untrüglichen Gedächtnisses längst verschollene Verse recitiren oder, aus seinem Lieblingswerk, dem Faust, ganze Scenen hersagend, mit den Worten des unsterblichen Dichters die Gefühle wiedergeben, die auch sein Inneres bewegten: „Den Drang nach Wahrheit und die Lust am Trug!“ Dann nahm seine Stimme, indem er jede Silbe klar betonte, einen eigenen, wunderbaren Klang an und drang unmittelbar bis an das Herz des Hörers, dem der durchgeistigte Vortrag ein volles Verständniß der hohen poetischen Schönheiten gab.

Digitized by Google

Wie hoch er die Dichtkunst schätzte und wie leicht und gern er seine Empfindungen ihr anvertraute, bezeugen die Jugendgedichte, die er gelegentlich seinem Bruder Ludwig übersandte.*) Zwar bekennt er schon im 42. Lebensjahre „zuletzt wird man so vernünftig, daß man alle Begeisterung als eitel Mondschein über Bord wirft. — Meine Uebersetzungen sind Verstandessache,“**) aber in Wahrheit hat die Liebe zu den Dichtern ihn sein Leben hindurch begleitet, und bis zu seinem 90. Lebensjahre benutzte er seine Creisauer Mußestunden, um Gedichte von Thomas Moore mit „redlichem Gefühl in sein geliebtes Deutsch zu übertragen.“ Auch die Auswahl, die er dabei traf, ist bezeichnend für seine Gemüthsart:

Das kühle Gras soll mein duftender Schrein,
Der Wind in den Bergen mir Orgelklang sein,
Mein Dom, so weit das Himmelszelt steht,
Und all' mein Denken ein stilles Gebet.

Des Laubes Rauschen bei Mondenschein
Soll meiner Andacht Beichtiger sein,
Wenn in tiefem Schweigen das endlose Meer
Lobpreiset des Herrn Macht und Ehr'.

Am Tage, in sonniger Einsamkeit,
Schau ich das Bild Seiner Herrlichkeit
Und weiß bei der Stille der tiefen Nacht
Mein Gebet von Seinen Sternen bewacht.

Deine Werke, o Herr, sind die heilige Schrift,
Geschrieben mit flammenden Zügen von Licht,
In welcher mein staunendes Auge liest,
Wie groß, allmächtiger Gott, Du bist.

Ich las Deinen Zorn in der Gipfel Wallen,
Wenn Deine Donner vom Himmel erschallen,
Und las Deine Milde im Abendlicht,
Das zitternd durch goldne Wolken bricht.

---

*) Vgl. Schriften IV. 233. 241.
**) Vgl Schriften IV. 252.

Digitized by Google

Denn nichts iſt ſo leuchtend, ſo klar und ſo hehr,
Das nicht ein Bild Deiner Allmacht wär';
Von der Blume, die lieblich im Thal erblüht,
Bis zum Stern, der hoch am Himmelszelt glüht.

Und auch bei der tiefſten Finſterniß
Bin ich Deiner Gnade und Liebe gewiß
Und harre getroſt in der dunkelſten Nacht,
Daß ein Strahl Deines leuchtenden Morgens erwacht.

* * *

Wenn's wahr iſt, was die Dichter ſagen,
So ſollen Amor und die Zeit
Ein einziges Paar Flügel tragen.
Wenn nun in frühlingshellen Stunden
Zwei junge Herzen ſich gefunden,
Dann nutzen Schwingen nicht dem Knaben,
Der Graubart mag allein ſie haben —
Und o! wie haſtig fliegt die Zeit.

Dies aber iſt des Schickſals Tücke:
Dem Gotte fällt es plötzlich bei,
Daß jetzt an ihm das Fliegen ſei,
Die Schwingen fordert er zurücke.
Die Zeit, ſie laſtet nun wie Blei;
Dann deckt die roſenfarb'gen Auen
Ein Nebelfroſt mit kaltem Grauen,
Und o! wie flieht die Liebe weit.

* * *

Denk ich der Freunde froher Schaaren,
Die ſich geliebt in Einigkeit
Und vom Geſchick nach wenig Jahren
Wie dürres Laub im Sturm zerſtreut,
Glaub' ich zu wallen
Durch Feſtes Hallen,
Doch ach! es erloſch der Kerzen Schein!
Verſtummt ſind die Reigen,
Ringsumher Schweigen,
Entflohen die Gäſte, und ich — allein!

Digitized by Google

So, eh' der Schlaf die Augenlider
Mir ſchließt bei nächtiger Einſamkeit,
Ruft er wehmüthige Bilder wieder
Aus ſchönerer Vergangenheit.

* * *

Die Gluth des Begegnens, die Thräne beim Scheiden,
Welches von Beiden war größeres Glück?
Die Wonne des Grußes, des Abſchiedes Leiden
Auf ich mit gleichem Entzücken zurück.
So ſich zu treffen war himmliſche Freude,
So ſich zu trennen berauſchendes Glück,
Und ähnlich waren Begegnen und Meiden
Wie der Liebe Lächeln und ihr Thränenblick.*)

* * *

Gleich dem Morgen — hell, plötzlich, ſtrahlend vor Wonne,
Ihr Lebewohl wie die ſcheidende Sonne,
Die, je näher dem Abſchied, je purpurner ſtrahlt!
Sie ſehn war ein Glück, doch frei nicht von Sorgen,
Daß dieſes Glück nicht möge beſtehn.
Die Trennung war Schmerz, doch Hoffnung, daß morgen
Sich wonnig erneure das Wiederſehn!

* * *

Sahſt du beim letzten Abendlicht
Auf Meereswogen fröhlich dicht
Die Schaar der Meerfrau'n ſchweben?

---

*) Hierzu noch ſpätere Niederſchriften:

So ſich zu trennen war inniges Glück.
Es gleichen ſich beide, Entzücken und Leiden.
Wie der Liebe Lächeln und ihr thränender Blick.

* * *

So warmes Begegnen, ſo inniges Scheiden,
Wer möchte ſagen, was ſchöner von Beiden.
Der ſonnige Blick beim frohen Willkommen,
Die Thränen im Aug' beim letzten Ade!
Beim Kommen und Gehn ſchien inniq verſchwommen
Die ſchmerzliche Luſt, das wonnige Weh.
Das Weilen und Scheiden, ſie gleichen ſich beide
Wie Augen der Liebe in Freude und Leide.

Digitized by Google

Hümkalesh

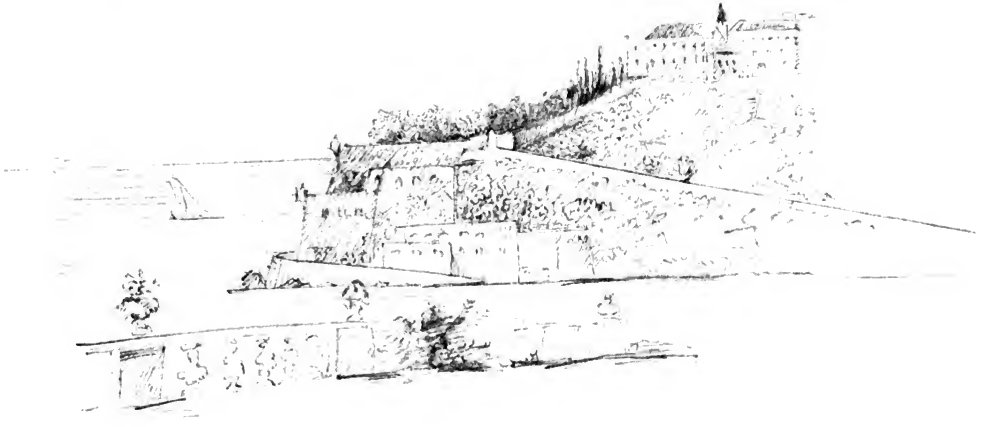
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Dervish Jowneur

Digitized by Google



Monaco d 17 Mai 83

Digitized by Google

Digitized by Google

Erblickteſt du bei Mondenſchein,
Durch Epheuranken und Geſtein
Unſtäte Geiſter weben?

Und ſchauteſt du im Waldesgrün,
Wo einſam nächt'ge Blumen blühn,
Die Elfen zum Tanz ſich heben?*)

Sahſt du dies Alles? — ſicherlich
Mein Freund, dann ſahſt du mehr als ich!

* * *

Du Holde, du Reine, ſei du wie die Taube,
Die ſchüchtern entflieht in des Waldgrundes Laube
Mit Flügeln, ſo rein und ſo weiß wie der Schnee,
Sich badet in dem kryſtallnen See.
Sein lichter Spiegel warnet ſie dann,
Schwebte der drohende Falke heran
Und eh er die Beute zu faſſen vermag,
Flieht eilend ſie unter das ſchirmende Dach.
O ſei wie die Taube,
Du Reine, du Holde, ſei gleich dieſer Taube.

Die heilige Schrift — Gottes eigenes Buch —
Sei dir jener Spiegel ohne Flecken und Trug,
Der ewige Born, der kryſtallene Quell
Bei Tag wie bei Nacht, gleich leuchtend und hell.
Und nah'n ſich dir Feinde, o fliehe ſofort,
Du ſiehſt ihre Schatten, du kennſt deinen Hort.
Es mögen nie ihre ſchwarzen Schwingen
Zwiſchen dem Himmel und dir eindringen.
O ſei du die Taube,
Du Holde, du Reine, ſei gleich dieſer Taube.

Er konnte ſich im Feilen der Form, in der Schärfung der Gedanken nie genug thun. Es hatte dieſe Beſchäftigung für ihn einen Reiz an ſich ſelbſt, ſo daß er ſelbſt fremder Arbeit ſie zuwandte. Mit wie feinem Gefühl er darin verfuhr, kann die

*) Spätere Aenderung:
Und ſahſt du tief im Waldesgrün
Auf feuchtem Mooſe Veilchen blühn,
Im Tanz die Elfen ſchweben?

Digitized by Google

Durchsicht der Abänderungen bezeugen, welche er einem ihm zugereichten Trauerspiel, der Oithona von Eugen von Jagow, im Jahre 1877 widmete.*) Statt:

Ich auch nicht, denn der Blitz schlug ein —

besserte der Feldmarschall:

Ich auch nicht, Blitz auf Blitz schlug ein —

Die Stelle:

Wohl, Wohl! Denn ein erhabnes Haupt sank hin,
Des Stamm so voller Mark, daß nimmermehr
Der Elemente Kraft ihn fällen konnte —

änderte er in:

Wohl, Wohl! Dies stolz erhabne Haupt sank hin,
Des Stamm so voller Mark, daß es der Kraft
Der Elemente Trotz zu bieten schien.

Ferner:

Was deine Löwenkraft? Vermochte sie
Nicht einmal jene Spitze abzulenken,
Die Hinterlist dir in den Rücken bohrte?

änderte er in:

Was deine Löwenkraft? Vermochte sie
Auch nur des Dolches Spitze abzulenken,
Den Hinterlist dir in den Rücken stieß —

und ähnlich zahlreiche Stellen.

Am liebsten hatte er, zumal in der Jugend, die Zeichenkunst gepflegt. Wie er als junger Topograph das Bild der Gegend auf seiner Meßtischplatte entwarf und sie so für ihn auf dem Papier Gestalt gewann, so prägte er sich die Eindrücke der Natur auch für immer ein, indem er die Umrisse, die sie bot, ihre charakteristischen Erscheinungen in sein Skizzenbuch eintrug. Er brachte sich ins Klare mit ihr, indem er die Hauptlinien, die er sah, sich merkte. Er fand an seiner Begabung und an der Beherrschung der Erscheinungen durch Zeichnung so viel Gefallen, daß er in den Gemäldesammlungen, die er in seiner Jugend kennen

*) Der Dichter hat darüber in der Kölnischen Zeitung vom 3. Mai 1891, Nr. 367, berichtet.

Digitized by Google

lernte — denen von Dresden und Berlin — sogar größere Gemälde kopirte, mit dem Bleistift und in Umrissen. Sein Talent war vielseitig; er zeichnete nicht nur Landschaften, sondern mit noch größerem Scharfblick, noch feinerer Sicherheit der Linien, Bildnisse aus seinem Verkehr. Er beherrschte früh schon die Farben; dies bezeugen seine Aquarellskizzen aus dem Orient, kleinere Oelgemälde vom Golf von Palermo und andere italienische Ansichten, welche die Familie bewahrt. Bis in sein spätes Alter erfreute er sich an dieser Kunstbegabung und an der Seelenruhe, die ihre Bethätigung verschafft. Er hat auf seiner letzten italienischen Reise 1883 noch vom Garten von Monte Carlo aus das felsige Vorgebirge von Monaco aufgenommen.*)

Aber nicht minder liebte er auch die Musik. Von allen Komponisten war es Mozart, der ihn am meisten anzog. Die Hinneigung zu diesem musikalischen Genius, dessen Wesen vielleicht dem seinen am nächsten stand in produktiver Kraft, in Einfachheit und Natürlichkeit menschlicher Empfindung, in plastischer Klarheit und feinfühligem Humor, war auf das Stärkste in ihm ausgesprochen. Wohl lauschte er gern den weichen Melodien der italienischen Meister und hatte seine Lieblinge unter den deutschen Liederkomponisten, aber die Mozartsche Musik stellte er weit über jede andere. Die Konzertsäle besuchte er sehr selten, aber wenn bei ihm Hausmusik gemacht wurde, war er ein aufmerksamer und unermüdlicher Zuhörer. Zu seinen schönsten Freuden gehörte es, wenn in Berlin der Professor Joachim Abends kam, um ihm vorzuspielen. Dann saß er stundenlang in seiner Sophaecke, fast ohne sich zu rühren, und der Meister wurde nicht müde, vor diesem stillen Zuhörer zu spielen, auf den durch seine vollendete Kunst einzuwirken, ihn sicherlich ebenso sehr belohnte und beglückte, wie der Beifall seiner andächtigen und dichtgedrängten Zuhörer in den Konzertsälen.

*) Außer einigen ausgewählten Skizzen aus der Türkei geben wir — gegenüberstehend — diese seine letzte Zeichnung.

Digitized by Google

Man brauchte den Feldmarschall nicht zu rufen, wenn musizirt werden sollte. Fast immer erschien er, sobald die ersten Töne erklungen waren. Er kam, behutsam die Thür öffnend, hinein und setzte sich auf den nächsten Stuhl. Sehr selten gab er seinen Beifall zu erkennen, meistens merkten die Ausführenden, daß ihm ihre Musik gefiel, nur daran, daß er sitzen blieb, denn wenn sie ihm nicht zusagte, stand er nach einiger Zeit auf und verschwand ebenso still wie er gekommen war. Alles Virtuosenhafte war ihm zuwider, für technische Kunststücke hatte er kein Verständniß, ein melodisches Adagio und eine schöne Cantilene fesselten ihn dagegen immer. Sein Lieblingslied war neben den Arien der Mozartschen Opern das Beethovensche „In questa tomba oscura", das er immer wieder zu hören verlangte.

Wenn Abends nicht musizirt wurde, so wurde regelmäßig nach dem Thee eine Partie Whist gespielt. Es ist oft behauptet worden, daß der Feldmarschall ein Meister dieses Spieles gewesen sei. Das ist durchaus falsch. Er spielte viel zu unaufmerksam, um wirklich gut zu spielen, und machte oft die unbegreiflichsten Fehler. Seit langen Jahren hatte er sich an den abendlichen Whist gewöhnt als an eine Erholung von angestrengter geistiger Arbeit, oft sagte er selber, daß eine Partie Whist beruhigend auf ihn wirke. So setzte er sich an den Whisttisch, um auszuruhen, und betrachtete das Spiel als einen Zeitvertreib, der die Gedanken auf eine mechanische Beschäftigung ablenkte und die geistige Spannung löste. Sowohl während seiner angestrengten Friedensthätigkeit als auch während der Feldzüge liebte er es, am Whisttische für einige Zeit die Arbeit zu vergessen, die ihn den ganzen Tag über beschäftigt hatte. Er wünschte, daß rasch gespielt werde, jeder schlechte Spieler war ihm lieber als ein langsamer. Wenn er seine Karten geordnet hatte, stellte sich ihm sofort ein Plan für das Spiel fest, den er beharrlich durchführte, meistens ohne viel Rücksicht auf seinen Aiden und darauf, ob dessen Karten in diesen

Digitized by Google

Plan hineinpaßten oder nicht. Es wurden immer alle Touren durchgespielt, vom einfachen Whist bis zur schwarzen Dame und unabhängig davon, ob die Spiele rasch oder langsam verliefen. Der Point, um den gespielt wurde, war äußerst gering, dennoch liebte der Feldmarschall es nicht, zu verlieren, und konnte in sehr schlechte Laune gerathen, wenn das Unglück, das er in diesem Fall oft von der Ungeschicklichkeit seines Aiden ableitete, ihn andauernd verfolgte. Sobald die augenblickliche Erregung vorüber war, kam sein strenges Gerechtigkeitsgefühl wieder zur Geltung, und ein freundliches Wort von ihm verscheuchte dann jede Empfindlichkeit, wie ein Sonnenstrahl die Nebeldünste zerstreut.

Diese Whistpartien im Kreise seiner Angehörigen füllten die meisten Abende in Creisau aus. Selten wurden sie durch eine Gesellschaft unterbrochen. So sehr der Feldmarschall es liebte, Verwandte und gute Bekannte um sich zu versammeln, so wenig war er ein Freund von Gesellschaften. Er war nicht der Mann danach, um durch inhaltlose Konversation die Zeit zu betrügen, und die ehrfurchtsvolle Scheu, mit der Fernstehende ihm oft gegenübertraten, beengte ihn. In den gesellschaftlichen Zwang fügte er sich nur ungern und meistens athmete er erleichtert auf, wenn Alles überstanden war, oder er sich aus der Menge an seinen Whisttisch retten konnte. Wenn er sich gar zu unbehaglich fühlte, ließ er wohl ganz im Stillen durch den Diener die Wagen seiner Gäste bestellen, die ihnen dann plötzlich zu überraschend früher Stunde gemeldet wurden. Waren die Wagen vorgefahren, so war dies für ihn gleichbedeutend mit schleunigem Aufbruch. Kutscher und Pferde ließ er niemals warten, und wie er seinen Diener immer entließ, sobald das Theezeug abgeräumt war, vergaß er auch nie, Rücksicht auf seinen Kutscher zu nehmen. Bei schlechtem Wetter ging er lieber, als daß er hätte anspannen lassen. „Bei dem Regen kann man doch Kutscher und Pferde nicht hinausjagen", äußerte er bei einer

Digitized by Google

solchen Gelegenheit. Immer dachte er an Andere, nie an sich selber. Gewohnt von Jugend auf sich selber zu helfen, konnte er oft in fast herber Weise ihm gebotene Hülfeleistungen zurückweisen, stets war es ihm peinlich, wenn seinetwegen Umstände gemacht wurden. Jede zur Schau getragene Unterwürfigkeit, alles laute, sich vordrängende Wesen waren ihm zuwider, den Ovationen, die ihm oft gebracht werden sollten, ging er am liebsten aus dem Wege. Zwar freute er sich, wenn er Dankbarkeit fand, aber er suchte sie nicht und verlangte sie nicht. In stiller Weise hat er Vielen geholfen und stets nahm er sich der Armen und Schwachen an. Dieser starke Geist, der in seiner Jugend die harte Schule des Lebens durchmachte, der nur der eigenen Kraft das verdankte, was er geworden, war stets bereit, von dem Ueberschuß seiner Kraft an den Schwächeren abzugeben, dem zu helfen, der nicht wie er es vermocht hatte, den Kampf des Lebens zu bestehen ohne andere Stütze als die Energie des Willens und die hart erworbene Fähigkeit des Entsagens. In der Brust dieses schlichten Mannes schlug ein warmes mitfühlendes Herz, und niemals hat er unter der Last seines Ruhmes und seiner Ehren es verlernt, menschlich zu fühlen und zu handeln.

Nie fiel ein Schatten auf den blanken Schild seiner Ehre, und nie hat die Verläumdung gewagt, seinen Ruf anzutasten. Rein und erhaben steht sein Bild da in der Erinnerung Aller, die ihn gekannt haben, und wird stehen bleiben länger als alle Standbilder von Erz und Stein, ein Musterbild für das deutsche Volk.

Nicht dem Andenken dessen, was er als Heerführer gethan, sollen diese Zeilen gewidmet sein. Sie sollten nur versuchen, ihn zu schildern im stillen Frieden seines Lebensabends, in der Zurückgezogenheit seines ländlichen Aufenthalts. „Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein", konnte er mit Faust sagen, und als Mensch muß man ihn gesehen haben, um ihn ganz lieben zu können.

Digitized by Google

Man muß ihn gesehen haben, wie er unter seinen Bäumen umherwandelte, die schlanke Gestalt im einfachen Gehrock etwas vornüber gebeugt, der Schritt trotz seiner 90 Jahre elastisch und leicht. Das gänzlich bartlose Gesicht von zarter blasser Farbe zeigte kaum die Runzeln des Alters. In diesen festen charaktervollen Kopf hatte das Leben nicht die Furchen eingegraben, welche Genüsse und Leidenschaften hinterlassen, nur die geistige Arbeit hatte ihre edlen Linien auf seine hohe Stirn und um die ernsten Augen gezogen. Edel und vornehm war die ganze Erscheinung, über der wie ein verklärender Hauch die Reinheit eines langen Lebens lag, das nie getrübt wurde von Allem, was niedrig ist.

Digitized by Google

Den Feldmarschall und seine Kriegsherren.

Als am 12. März 1822 der aus königlich dänischen Kriegsdiensten in Gnaden verabschiedete Lieutenant von Moltke seine Anstellung als jüngster Sekond-Lieutenant im preußischen 8. Infanterie- (Leib-) Regiment empfing, trat er in Verhältnisse, die nach menschlichem Ermessen das Emporsteigen in höhere Stellen ihm unendlich zu erschweren schienen. Wie er aber trotzdem, von Anbeginn ein hohes Ziel im Auge, seinen Weg machte, ist bekannt. Er erwarb, er erkämpfte sich die Anerkennung, zuerst seiner Vorgesetzten, dann, als seine Leistungen über das Gute hinaus zur Vollkommenheit sich steigerten, auch die seiner Kriegsherren. Das ist nicht nur rühmenswerth für ihn selbst, sondern auch, und in fast noch höherem Maße, für seine Kriegsherren. Preußens Könige haben stets das wahre Verdienst zu finden gewußt, wo immer es ihnen zu ihrem und des Vaterlandes Heil sich darbot, ohne Rücksicht auf äußere Umstände, und, es sei erlaubt, das hier zu sagen, dieser Scharfblick bei der Wahl der geeigneten Männer für die geeigneten Stellungen erklärt zum großen Theil das Geheimniß der gewaltigen Erfolge der Hohenzollern und ihres Staates.

Demgemäß begann unter König Friedrich Wilhelm III. Moltkes langsames, für heutige Begriffe über Gebühr lang-

Digitized by Google

james, aber ebenso sicheres Emporsteigen aus der Masse. Das erste Zeichen dieses Anfangs, zwar rein äußerlich, aber doch bedeutsam genug, ist die Verleihung des St. Johanniter-Ordens,*) den der Premierlieutenant im Generalstabe am Krönungstage 1835 empfing, ein weiteres die anerkennende Kabinets-Ordre aus demselben Jahre, die, wie wir aus seinen Briefen ersehen, er seiner Mutter freudig bewegt mittheilte (IV, 76). Als er im Spätherbst 1839 aus dem Orient zurückkehrte, wurde ihm der Orden pour le mérite zu Theil, diejenige Auszeichnung, die von ihrer Stiftung durch den großen König an bis auf den heutigen Tag das höchste, heiß erstrebte, doch selten erreichte Ziel jedes preußischen Offiziers geblieben ist. Somit hatte Moltke noch unter seinem ersten Kriegsherrn kurz vor dessen Hinscheiden für außerordentliche Tüchtigkeit eine außerordentliche Anerkennung gefunden.

Die Regierungszeit König Friedrich Wilhelms IV., seines zweiten Kriegsherrn, ist für Moltke die Zeit des Hineinwachsens in bevorzugte Stellungen, die Bethätigung seiner Begabung für die höchsten militärischen Aemter. Wir haben gesehen, daß schon der junge Generalstabsoffizier in Berlin an höchster Stelle Aufmerksamkeit erregte und ermunternde Anerkennung fand, aber erst die in sich gefestigte, in Rath und That erprobte und bewährte Persönlichkeit, als die er heimgekehrt war, mochte berufen erscheinen, vielseitige, wichtige Aufgaben zu erfüllen. So finden wir ihn 1840 dem Generalstabe des IV. Armee-Korps zugetheilt, dessen Kommandirender Prinz Carl, Bruder des Königs, war, also in enger Fühlung mit der Königlichen Familie und

*) Der St. Johanniter-Orden war damals, u. z. seit der Katastrophe von 1806/7, eine vom Könige wie jede andere zu verleihende Ordensdekoration mit der einzigen Einschränkung, daß sie nur an Edelleute vergeben wurde. Die jetzt bestehende Organisation, wodurch der Orden zur Krankenpflege berufen wurde, hat König Friedrich Wilhelm IV. durch Statut vom 15. Oktober 1852 eingeführt.

Digitized by Google

dem Hofe, 1845 als Adjutanten des Prinzen Heinrich in Rom, und nachdem er längere Zeit Chef des Generalstabes des IV. Armee-Korps (nun in Magdeburg) gewesen war, 1855 als ersten Adjutanten des zukünftigen Thronfolgers, des Prinzen Friedrich Wilhelm. Wir wissen nichts Genaueres darüber, wann der Prinz von Preußen, Moltkes späterer dritter, als Kaiser und König Wilhelm auf alle Zeiten unlöslich mit ihm verbundener, Kriegsherr, mit ihm in nähere Beziehungen getreten sein mag. Der Scharfblick des Prinzen hat sicherlich lange Jahre den merkwürdigen Werdegang Moltkes mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt;*) diese Ernennung ist das erste in die Augen fallende Anzeichen hohen Vertrauens des Prinzen. Denn eben nur ein Mann von höchster Zuverlässigkeit in Charakter, in

*) Wie Kaiser Wilhelm seinen Moltke „entdeckt" habe, erzählt Frau Gräfin Maxa Oriolla, geb. v. Arnim, in einem zur Verfügung gestellten Brief folgendermaßen: „Eines Abends bald nach dem Kriege 1870/71 plauderte ich auf einem Hoffeste lebhaft mit dem Feldmarschall über alte Zeiten, als Kaiser Wilhelm an mich herantrat und fragte: „Was haben Sie denn so Wichtiges mit dem Feldmarschall zu verhandeln?" „Wir sprachen von Jugenderinnerungen und übermüthigen Streichen aus jener Zeit," erwiderte ich. Darauf sagte Seine Majestät: „Da will ich Ihnen etwas Neues sagen. Wissen Sie denn, daß ich den ganzen Moltke erfunden habe?" Ich: „Ja, wie ist das möglich?" Der Kaiser: „Moltke war ein ganz einfacher, bescheidener Offizier; Niemand wußte etwas von ihm. Da wurden mir Festungspläne und verschiedene Arbeiten von jungen Offizieren vorgelegt. Ich war erstaunt über einen Plan, den unter anderen ein junger Moltke gearbeitet hatte, und ich sagte zu meinen Generalen: Ich bitte auf diesen jungen Offizier, der so dünn ist wie ein Bleistift, ein Auge zu haben, denn seine Arbeit ist vorzüglich; aus diesem Menschen kann gewiß etwas werden! Sie sehen doch daraus, daß ich ihn erfunden habe." — Komischer Weise schien der Feldmarschall zu empfinden, daß der Kaiser mit mir über ihn sprach. Er hatte auch seinen Namen nennen hören und hatte Neugierde genug, mich zu fragen: „Was hat der Kaiser denn Wichtiges mit Ihnen verhandelt?" Da lachte ich und sagte: „Allerdings Wichtiges, denn er hat mir anvertraut, daß er Sie erfunden habe bei Ihrer Jugendarbeit, die ihm vorgelegt wurde." Der Feldmarschall schmunzelte dazu und schwieg.

Digitized by Google

militärischem Wissen und Können durfte dazu ausersehen sein, dem jungen, in hoffnungsvollster Entwickelung stehenden Prinzen, dem einzigen Sohne, dem zukünftigen Träger der preußischen Königskrone als militärischer Mentor zur Seite zu treten. Moltke war dem Prinzen Friedrich Wilhelm auch nach Breslau gefolgt, wo dieser ein Jahr lang als Kommandeur des 11. Infanterie-Regiments (des jetzigen Grenadier-Regiments Kronprinz Friedrich Wilhelm [2. Schlesischen] Nr. 11) dem praktischen Truppendienst lebte. Bald nach der Rückkehr in die Hauptstadt starb (am 7. Oktober 1857) der altbewährte Chef des Generalstabes der Armee, General von Reyher, und einige Tage später (am 23. Oktober) wurde der Prinz von Preußen zur Stellvertretung seines schwer erkrankten Königlichen Bruders berufen, zu dem erhabenen Amte, das er als Regent bis zum Hinscheiden Friedrich Wilhelms IV. fortführte.

Eine der ersten Regierungshandlungen des Regenten — und von welchen weittragenden, ungeahnten Folgen sollte sie sein! — war die Neubesetzung der Stelle des Chefs des Generalstabes der Armee. Die Wahl fiel auf Moltke, der am 29. Oktober nachstehende Kabinets-Ordre erhielt:

Kabinets-Ordre.

Ich beauftrage Sie hierdurch, unter Entbindung von dem Verhältniß als erster Adjutant des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen Königliche Hoheit, mit der Führung der Geschäfte des Chefs des Generalstabes der Armee. Sie haben hierin einen besonderen Beweis Meines in Sie gesetzten persönlichen Vertrauens zu erblicken, und erwarte Ich, daß Sie demselben vollständig entsprechen und die Ihnen übertragenen hochwichtigen Dienstfunktionen im wahren Interesse der Armee ausführen werden. Das Kriegsministerium wird Ihnen aus dem vakanten Gehalte der Stelle Ihre bisherigen

Digitized by Google

Gehalts- ꝛc. Kompetenzen nebst einer Zulage von jährlich 1200 Thlr. anweisen.

Berlin, den 29. Oktober 1857.

Im Allerhöchsten Auftrage Sr. Majestät des Königs.
Prinz von Preußen.

Graf Waldersee.

An den General-Major Freiherrn v. Moltke.

Somit war der Zeitpunkt eingetreten, von dem an Moltke, durch seine Geistes- und Charaktereigenschaften, seine weit umfassende Thätigkeit, seine reichen Erfahrungen, durch seine ganze, so eigen geartete und ausgereifte Persönlichkeit wie kein Anderer dazu geeignet — zum Heil und Segen für König und Vaterland die große, von der Vorsehung ihm zugewiesene Aufgabe seines Lebens auf sich nahm.

Es ist hier nicht der Ort, die von ihm gethane Arbeit in ihren Einzelheiten zu verfolgen, auch nicht, von den Erfolgen auf den Gebieten der Organisation und Ausbildung des Generalstabes und denen der Heeresleitung zu reden. Aber das muß gesagt sein: Niemals hat zwischen einem großen Fürsten und einem großen Unterthanen ein Einklang bestanden, der edler und reiner gewesen wäre, als der zwischen Kaiser Wilhelm und seinem Feldmarschall. Nie hat ein Diener treuer, fleißiger und selbstloser für seinen Königlichen Herrn gearbeitet, nie ist ein König in neidloser Anerkennung dieser Werke, in Dankbarkeit und Liebe bewundernswerther und größer gewesen als Kaiser Wilhelm. Das Verständniß zwischen Beiden ist derart, daß man in der Geschichte unseres Volkes vergeblich nach etwas ihm Aehnlichem sucht; es ist das einer hehren Freundschaft zwischen echten Männern und erscheint als die Vollendung des Ideals germanischer Mannentreue, eine höhere Vollendung fürwahr, als die Heldensagen unseres Volkes sie uns schildern, höher als die Wirklichkeit sie bis dahin zu reifen vermochte. Nicht mit einem

Digitized by Google

Schlage hat sich dies Zusammenleben herausgebildet, aber der Boden, auf dem es erwuchs und gedieh, war wohl vorbereitet: hier williges Königliches Vertrauen, dort schrankenlose thatkräftigste Hingebung. Erst die großen Werke, die eine weise Vorsehung dem Könige mit Moltkes Hülfe zu schaffen beschieden hatte, und deren Ausführung Beide zu immer gewaltigerer Höhe, zur Bewunderung der Welt, zur Unsterblichkeit emporhob, brachte sie einander auch menschlich näher, eine merkwürdige Erscheinung nicht nur in der Weltgeschichte, sondern auch für die Geschichte des menschlichen Herzens. Beiden großen Männern blieb die erhabene Schlichtheit, das sichere Gleichgewicht der Seele gewahrt, beide erklommen gelassen, auf Gott, ihr Recht und ihre Kraft vertrauend, die höchsten Stufen menschlichen Ruhms und Glücks, ohne daß es sie schwindelte, ohne daß der sie laut umtosende Dankesruf sie einen Augenblick berauschte. Nur um so fester schlossen sie sich aneinander, nur um so mehr achtete, ehrte und liebte einer den anderen, und so haben sie für einander gefühlt, bis der Tod sie trennte.

Die nachstehend mitgetheilten Kabinets-Ordres und Handschreiben geben davon Zeugniß, wie bei Kaiser Wilhelm mit den Ereignissen Werthschätzung, Dankbarkeit und Freundschaft wuchsen und bis zu seinem Lebensende sich mehr und mehr festigten und vertieften.

Kabinets-Ordre.

Ich nehme die Gelegenheit des Schlusses der gemeinschaftlichen Uebungen des 5. und 6. Armeekorps gern wahr, um Ihnen einen Beweis Meiner Zufriedenheit mit Ihrer Geschäftsführung zu geben und Sie hierdurch zum Chef des Generalstabes der Armee zu ernennen.

Liegnitz, den 18. September 1858.

Im Allerhöchsten Auftrage Sr. Majestät des Königs.

Prinz von Preußen.

Graf Waldersee.

Digitized by Google

Handschreiben.

Gastein, 14. 8. 64.

Als ich Sie zur Armée entsendete, konnte ich noch nicht mit Bestimmtheit voraussehen, daß Ihre Stellung bei derselben eine dauernde werden würde, und daß Sie damit die Gelegenheit finden würden, Ihre Talente zur Kriegführung auf so éclatante Art zu documentiren. Von dem Moment an, wo Ihnen Ihre jetzige Stellung dauernd zufiel, haben Sie meinem Vertrauen und meinen Erwartungen in einer Art entsprochen, die meinen vollen Dank und meine volle Anerkennung erheischt, welches Beides ich Ihnen hierdurch mit Freuden ausspreche. Alsen und ganz Jütland sind, während Sie die Operationen leiteten, in unsere Hände gefallen, und der 29. Juny reihet sich glorreich an den 18. April an. Die Armée hat sich überall ruhmvoll und ehrenvoll gezeigt und ein Resultat erreicht, das die Diplomatie dieses Mal nicht verdorben hat, sondern zu einem fast überraschenden Resultate machte.

Als ein Zeichen meiner Anerkennung Ihrer Verdienste in diesem Kriege, verleihe ich Ihnen den Kronenorden I. Klasse mit den Schwertern, den Ihnen der Prinz Friedrich Karl übergeben wird, der eine hohe Auszeichnung für Sie erbat, weshalb ich ihm die Freude gönne, Ihnen dieselbe selbst zu überreichen.

Ihr treu ergebener

Wilhelm.

Kabinets-Ordre.

Ich entbinde Sie hierdurch von der Führung der Geschäfte als Chef des Stabes bei dem Oberkommando der Alliirten Armee, und spreche Ihnen gleichzeitig gern aus, daß

Digitized by Google

Sie auch in dieser wichtigen Stellung Mein besonderes Vertrauen auf Ihre Dienste vollständig gerechtfertigt haben.

Berlin, den 18. Dezember 1864.

Wilhelm.

An den Generallieutenant Frhrn. v. Moltke,
Chef des Generalstabes der Armee.

Kabinets-Ordre.

Ich will Ihnen an dem heutigen denkwürdigen Tage des Einzugs Meiner siegreichen Truppen in Berlin einen erneuten Beweis Meiner Anerkennung für Ihre hervortretenden Verdienste während des Feldzuges zu Theil werden lassen, indem Ich Sie hierdurch zum Chef des 2. Pommerschen Grenadier-Regiments (Colberg) Nr. 9 ernenne. Die Vergangenheit dieses berühmten Regiments und der Name Ihres Vorgängers in der Stelle als Chef desselben, wird Sie Meinen Wunsch, Ihnen eine besondere Auszeichnung zu gewähren, erkennen lassen.

Berlin, den 20. September 1866.

Wilhelm.

(Der Vorgänger in der Stelle als Chef war der General-Feldmarschall Graf Neidhardt von Gneisenau gewesen.)

Kabinets-Ordre.

Ich habe Ihrem Wunsche, den Tag, an welchem Sie eine fünfzigjährige rühmliche Dienstzeit vollendet haben, still zu verleben, gern Rechnung getragen, kann es Mir aber bei Ihrer Rückkehr nach Berlin nicht versagen, Ihnen nachträglich Meinen aufrichtigen Glückwunsch auszusprechen. Hierbei

Digitized by Google

ist es Mir eine angenehme Pflicht, Mir Ihre ausgezeichneten und erfolgreichen Dienste, welche Sie Ihrem Könige und dem Vaterlande in langen Jahren und in ernsten Zeiten geleistet haben, in dankbarer Anerkennung zu vergegenwärtigen. Als ein Merkmal Meines besonderen Wohlwollens übersende Ich Ihnen beifolgend Mein Bildniß, indem Ich Mich der Hoffnung hingebe, daß die Armee noch lange den Vorzug haben wird, sich Ihrer ersprießlichen Wirksamkeit in Ihrer hohen Stellung zu erfreuen.

Berlin, den 12. März 1869.

Wilhelm.

Handschreiben.

Versailles den 28. Oktober 1870.

Wir stehen heute an einem neuen bedeutenden Abschnitte des blutigen Krieges, der uns mit unverzeihlichem Leichtsinn aufgenöthigt worden ist. Die unermeßlichen Erfolge, welche wir erkämpft haben, verdanke ich Ihrer von Neuem so glänzend sich erwiesen habenden weisen Führung der Opérationen.

Die Genugthuung, die Ihnen dafür Ihr eigenes Gewissen zollt, kann durch Nichts erhöhet werden. Aber vor der Welt Ihr großes Verdienst öffentlich anzuerkennen, ist meine Aufgabe, und ich wünsche sie dadurch zu lösen, daß ich Sie hiermit in den Grafenstand erhebe!

Mögen Sie lange noch dem Vaterlande, der Armée und mir Ihre Talente wie bisher mit gleich glücklichem Erfolge widmen.

Ihr dankbarer König

Wilhelm.

Digitized by Google

Handschreiben.

Berlin den 22. März 71.

Nachdem der glorreiche Friede hergestellt ist und Sie einen so überaus großen Antheil an der Herbeiführung desselben, durch die unübertreffliche Leitung der Kriegs Operationen, genommen haben, so glaube ich mich berechtigt, um Ihre hohen Verdienste nochmals öffentlich anzuerkennen, die Statuten des Eisernen Kreuzes dahin zu erweitern, daß ich die éminente Kriegsleitung den selbstständigen siegreichen Generalen in einer Schlacht oder dem Eroberer einer großen Festung gleichstelle, um Ihnen das Großkreuz des Eisernen Kreuzes verleihen zu können, was ich hiermit durch die Uebersendung der Insignien desselben thue.

Mit meinem unversiechbaren Dank für Alles, was Sie in drei Kriegen Ruhmreiches leisteten, verbleibe ich

Ihr

dankbarer König

Wilhelm.

An

den General der Infanterie

Graf Moltke.

Handschreiben.

Berlin, den 16. 6. 71.

Nachdem ich mir die Genugthuung und Freude gegeben habe, Sie heute zum General-Feld-Marschall zu ernennen, übersende ich Ihnen hierbei das Zeichen dieser Ihrer neuen Würde, den Feld-Marschalls-Staab. Derselbe wird bei den Parade Vorführungen von Truppen, wo sonst der Degen gezogen wird, in der rechten Hand geführt. Nur wenn ein Feldmarschall als Cheff sein Regiment en parade führt, ziehet er den Degen.

Digitized by Google

Bei dem heutigen Einmarsch der Truppen in Berlin werden Sie den Staab tragen, von dem Moment an, wo sich die Truppen in Marsch setzen u. werde ich es jedesmal bestimmen, wenn bei anderen feierlichen Gelegenheiten der Staab getragen werden soll.

Wilhelm.

An den General-Feldmarschall Graf Moltke.

Handschreiben.

Berlin den 24. Dzb. 1871.*)

Der Hand, die das wohlgeschliffene Schwert in 3 ruhmreichen u. glorreichen Jahren, leitete, u. Armée u. Volk zu einer kaum geahndeten Höhe erhob, — darf ich am Schlusse des Jahres, das uns einen Segensreichen Frieden brachte, nicht vergessen, um nochmals meine tiefgefühlte Dankbarkeit Ihnen zu beweisen. Ich benutze darum das Weihnachtsfest, um Ihnen die Züge dessen zu vergegenwärtigen, der nie aufhören wird, die Vorsehung zu preisen, daß er Sie in dieser Zeit mir zur Seite stellte, um so Großes und Ruhmreiches zu erkämpfen!

Ihr

dankbarer König

Wilhelm.

Kabinets-Ordre.

Nachdem Ich beschlossen habe, daß die im Bau befindlichen Forts bei Straßburg ihre Namen nach denjenigen Männern erhalten sollen, welche sich um die Erfolge des letzten

*) Vergl. das beigefügte Facsimile.

Digitized by Google

Berlin den 26. Dez.

1871.

Der Herr, die das wohl
geschliffene Schwert in 3 ruhm-
reichen u. glorreichen Jahren,
leitete, u. Armee u. Volk zu
einer kaum geahndeten Höhe
erhob, — darf ich am Schluß
des Jahres, das uns einen Segens-
reichen Frieden brachte, nicht ver-
gessen, um nochmals meine
tiefgefühlte Dankbarkeit Ihnen
zu beweisen. Ich benutze darum

Digitized by Google

Krieges besonders verdient gemacht haben, erfülle Ich eine Pflicht des wärmsten Dankes und der lebhaftesten Anerkennung, indem Ich bestimme, daß das Fort Nr. 2 künftig den Namen „Fort Moltke“ führen soll. Es gereicht Mir zum besonderen Vergnügen, Sie an dem heutigen Erinnerungstage der denkwürdigen Schlacht bei Sedan hiervon zu benachrichtigen.

Berlin, den 1. September 1873.

Wilhelm.

Kabinets-Ordre.

Ich spreche Ihnen aus bewegtem Herzen Meinen Glückwunsch zu den erhebenden Gefühlen aus, mit welchen Sie der Feier des heutigen Tages beiwohnen werden. Sie blicken heute auf drei Kriege zurück, in welchen unsere Fahnen von Sieg zu Sieg gingen, in denen sich Ihr Rath und Ihre Ansicht jederzeit bewährte und in denen Sie Ihrem Namen eine solche Ehrenstelle in der Geschichte und in der Erinnerung der ganzen Armee für immer gesichert haben. Mögen Sie eine äußere Bethätigung Meines tiefempfundenen Dankgefühls gegen Sie darin erkennen, daß Ich Ihnen heute hierdurch den Schwarzen Adler-Orden in Brillanten verleihe.

Berlin, den 2ten September 1873.

Wilhelm.

An den General-Feldmarschall Grafen v. Moltke.
Chef des Generalstabes der Armee.

Handschreiben.

Berlin, den 26. October 1875.

Es ist ein geschichtliches Ereigniß, daß heute Ihr 76. Geburtstag mit der Enthüllung eines Denkmals zu-

Digitized by Google

sammenfällt, zu dessen endlicher Vollendung Sie so Erfolgreich beigetragen haben, seitdem Sie an die Spitze des Unternehmens traten. Ihr Name, so wie der des Staatsministers von Stein stehen auf immer in der Weltgeschichte verzeichnet! So wie Sie mir denkend und rathend in den letzten Kriegen zur Seite standen, so stand der Freiherr von Stein meinem in Gott ruhenden Könige und Vater zur Seite, als es galt, das niedergeworfene Preußen auf neuen, zeitgemäßen Grundfesten wieder aufzurichten. Was Sie Beide in Ihren Sphären erreichten, bedarf keiner Worte — die Thaten u. Erfolge sprechen für sich selbst; und so hat es der Vorsehung gefallen, Preußens Könige in entscheidenden Crisen stets mit Männern zu umgeben, die im Felde wie im inneren Staatsleben das Rechte zu finden wußten!

So wie heute dem Freiherrn von Stein öffentlich ein Dankes-Denkmal errichtet wird, so wünsche ich an diesem für Sie doppelten Feiertage, Ihnen meinen erneuerten Dank öffentlich darzubringen, indem ich Ihnen das Groß-Comthur-Kreuz des Hohenzollern-Ordens mit dem Stern und Schwertern verleihe, welche letzteren beweisen sollen, was ich Ihnen auf so vielen Schlachtfeldern verdanke!

Ihr

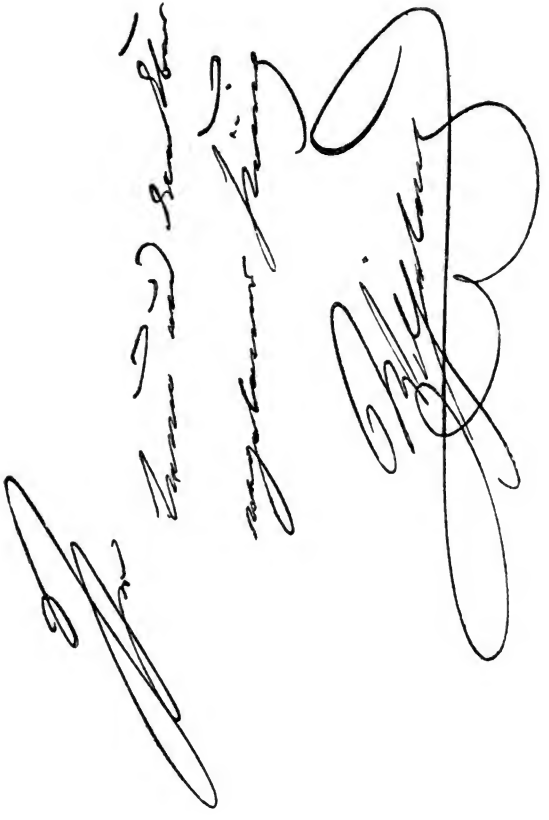
treuer und dankbar ergebener König

Wilhelm.

An den General-Feldmarschall Graf Moltke.
hier.

(Die Unterschrift nebenstehend facsimilirt.)

Digitized by Google



Digitized by Google

Kabinets-Ordre.

Mein lieber General-Feldmarschall!

Wenn Ich Ihnen bei der heutigen Feier Ihres 60jährigen Dienstjubiläums das anbeifolgende Kreuz mit Stern des Ordens pour le mérite verleihe, so wünsche Ich hierdurch zu bethätigen, daß es keine Anerkennung großer Thaten und militärischen Verdienstes geben kann, auf welche Sie nicht einen gerechten Anspruch erworben hätten. Sie werden den Stern mit dem Bilde Meines großen Vorfahren mit dem erhebenden Bewußtsein tragen, in Wahrheit für alle Zeiten zu denjenigen zu gehören, die das Erbe des großen Königs — den Kriegsruhm der Preußischen Armee — treu behütet haben und auf welche Sein Auge von oben sicherlich mit Wohlgefallen gesehen hat. Meine zugleich beifolgende Reiterstatuette möge Ihnen das Bild des Königs vergegenwärtigen, mit dem Sie die Schlachten von Königgrätz, Gravelotte und Sedan schlugen, der Ihnen schon oft aus tiefinnerstem Herzen gedankt hat und der es auch heute mit dem innigen Wunsche thut, daß Sie Ihm, der Armee und dem Vaterlande noch recht lange erhalten bleiben mögen.

Berlin den 8. März 1879.

Ihr

stets dankbarer König

Wilhelm.

An den General-Feldmarschall Grafen v. Moltke,
Chef des Generalstabes der Armee u. s. w.

Handschreiben.

Berlin 8. März 1879.

Mein lieber Feldmarschall!

Sie kennen meine Gesinnung für Sie, Sie werden daher dieser entsprechend, meinen Wunsch gerechtfertigt finden,

Digitized by Google

Ihnen am heutigen Ehrentage mit dem Ausdruck meiner innigen Glückwünsche, ein äußeres Zeichen derselben zu widmen.

Meine Glückwünsche gelten Ihnen zunächst, aber auch der Armee, welche stolz auf die Feier dieses Tages ist, und dem Kaiser, der in Ihnen einen Freund besitzt.

Augusta.

Handschreiben.

Berlin 14. 3. 79.

Hierbei übersende ich Ihnen die verliehene Décoration des Großkreuzes des Ordens pour le mérite und bin überzeugt, daß das Bild des Stifters, Ihnen die Anerkennung dieser Verleihung zuruft!

Stets

Ihr

dankbarer

Wilhelm.

Handschreiben.

Berlin 26. 10. 79.

Man sagt, daß Sie heute die Ziffer beschreiten, die ich bereits mit $2^1/_2$ adire. Ich kann es daher nicht unterlassen, Ihnen zu diesem gewaltigen: Vorwärts, meine treusten Wünsche für Ihre ganze Zukunft darzubringen!

Möge sie so ruhmvoll sein wie die Vergangenheit, u. möge der, der dann Ihr König sein wird, eine so treue Stütze u. weisen Rathgeber in Ihnen finden, wie gefunden hat

Ihr stets dankbarer König

Wilhelm.

Digitized by Google

Kabinets-Ordre.

Ich habe die von Ihnen gewünschte Decorirung mehrerer Generalstabs-Offiziere aus Anlaß ihrer verdienstlichen Thätigkeit bei der Herstellung des Geschichtswerkes über den Feldzug 1870/71 nicht bewilligen können, ohne dessen eingedenk zu sein, daß vor Allem Ihre Thätigkeit und Ihre Leitung es gewesen ist, welche diese umfangreiche und schwierige Arbeit zu einer so wohl gelungenen und allgemein im höchsten Grade anerkannten gemacht hat. Ich habe mir nicht versagen können, Ihnen dies bei Uebersendung der jene Decorirung betreffenden Ordre auszusprechen und Ihnen aufrichtig Glück zu wünschen zu dem gewiß sehr seltenen Resultat, daß sich bei Ihnen mit dem hervorragendsten Verdienste um die erfolgreiche Durchführung des Krieges selbst auch das einer würdigen und wohlgelungenen geschichtlichen Darstellung desselben vereinigt.

Berlin, den 22. März 1881.

Wilhelm.

An den General-Feldmarschall Grafen v. Moltke,
Chef des Generalstabes der Armee.

Kabinets-Ordre.

Auf Ihren Antrag vom 12. November c., kann Ich Ihnen nur erwidern, daß Ihre Verdienste um die Armee viel zu groß sind, um jemals — so lange Sie leben — an Ihr Scheiden aus derselben denken zu können, und daß Mir Ihr Rath und Ihre Unterstützung viel zu werthvoll sind, um Mich in das Entbehren derselben finden zu können, so lange uns Gottes Wille beisammen läßt. Ich kann daher weder jetzt noch überhaupt jemals auf eine Gewährung des Abschiedes für Sie eingehen, aber Ich bin mit Freuden bereit, Sie in Ihren umfangreichen Dienst-

Digitized by Google

geschäften nach aller Möglichkeit zu erleichtern, und habe daher auch gern Ihrem Wunsche um Zuweisung eines General-Quartiermeisters durch Meine anderweitige Ordre vom heutigen Tage entsprochen.

Berlin, den 27. Dezember 1881.

Wilhelm.

An den General-Feldmarschall Grafen v. Moltke,
Chef des Generalstabes der Armee.

Kabinets-Ordre.

Nachdem das Amt des Kanzlers des hohen Ordens vom Schwarzen Adler durch das Ableben des Oberst-Kämmerers Grafen v. Redern zur Erledigung gelangt ist, will Ich Ihnen dasselbe übertragen, indem Ich Sie hiermit zum Ordens-Kanzler ernenne.

Berlin, den 21. November 1883.

Wilhelm.

An den General-Feldmarschall und
Chef des Generalstabes der Armee Dr. Grafen v. Moltke.

Kabinets-Ordre.

Mein lieber General-Feldmarschall!

Wenn Ich an dem heutigen Tage auf Meine verflossenen 90 Lebens- und 80 Dienst-Jahre in tiefstem Dank für die Gnade Gottes zurückblicke, so richtet sich auch gleichzeitig Meine dankbare Erinnerung darauf, daß Mir wahrlich von Vielen gut gedient und treu geholfen worden ist. Ich kann heute nicht zu Allen sprechen, denen Ich danken möchte, und es gehören auch Viele, denen Ich heute gern die Hand drücken würde, dieser Erde nicht mehr an. Aber Ich habe das Glück, daß Sie — dessen Ich heute

Digitized by Google

ganz besonders gedenke — Mir noch in derselben Stellung zur Seite stehen, die Ihnen einen großen Namen in der ganzen Welt gemacht hat, und da ist es Mir ein tiefempfundenes Herzensbedürfniß, Ihnen auszusprechen, daß Ich wohl nicht 90 Jahre alt geworden wäre, wenn Sie nicht so manche Sorge in schwerer Zeit von Meinem Herzen genommen hätten und wenn mit Ihrem Rath und mit Ihrer Hülfe die Fahnen Meiner Armee nicht mit dem Ruhm und den Ehren geschmückt worden wären, die Meine Lebenskraft erstarkt und Meine Lebensfreudigkeit erhalten haben.

Mögen Sie aus der hierdurch erfolgenden Verleihung des Kreuzes und des Sternes der Groß-Comthure Meines Königlichen Hausordens von Hohenzollern mit Schwertern in Brillanten erkennen, daß es Mir an dem heutigen Tage eine besondere Freude ist, Meinem jederzeit lebendigen Dankgefühl für Sie Ausdruck zu geben und vor Allem — mögen Sie Mir und der Armee noch recht lange erhalten bleiben.

Berlin, den 22. März 1887.

An den General-Feldmarschall Grafen v. Moltke,
Chef des Generalstabes der Armee.

Digitized by Google

Als Kaiser und König Wilhelm I. am 9. März 1888 zur ewigen Ruhe eingegangen war, schwur Moltke seinem vierten preußischen Kriegsherrn den Fahneneid. Auch dieser war mit dem greisen Feldmarschall schon seit langen Jahren durch kräftige, unlösliche Bande verknüpft. Kaiser Friedrich hatte als junger Prinz, wie wir wissen, ihn in seiner nächsten Umgebung gehabt, Moltke war ihm damals nicht nur der beste militärische Berather gewesen, er hatte ihm auch in Zeiten nahegestanden, während deren dem Prinzen die schönsten Hoffnungen rein menschlichen Glücks herrlich in Erfüllung gingen, auf Brautfahrt und Hochzeit. Als Moltke dann zu seiner größten Lebensaufgabe berufen wurde, waren sie als Freunde geschieden, und eine von dem Prinzen zum Andenken der gemeinsam verlebten Jahre gewidmete Gabe rief nachstehende Aeußerung warmen Dankes hervor.*)

Durchlauchtigster Königlicher Prinz!
Gnädigster Prinz und Herr!

Ew. Königliche Hoheit haben mich gestern durch Ihr gnädiges Geschenk so sehr erfreut, daß ich nicht umhin kann, meine Dankbarkeit schon jetzt auszusprechen. Die schöne gelungne Büste bleibt mir eine dauernde Erinnerung der beiden Jahre, in welchen mir das Glück zu Theil wurde, Ew. Königliche Hoheit zu begleiten. Nicht blos das viele Interessante, welches zu sehn und zu erleben dies Commando mir vergönnte, sondern vorzugsweise auch das huldvolle Wohlwollen und die stets gleiche Freundlichkeit wird mir unvergeßlich bleiben, durch welche Ew. Königliche Hoheit meine Stellung zu einer so erfreulichen

*) Dieser und die übrigen Briefe des Feldmarschalls an Seine Majestät den Kaiser Friedrich sind mit allergnädigster Genehmigung Ihrer Majestät der Kaiserin Friedrich abgedruckt.

Digitized by Google

machten. Die Büste wird in meiner Familie bis in späte Zeiten in Ehren gehalten werden.

Daß der offne und wahrhafte Charakter, welcher sich auch in diesen Zügen in Erz ausspricht, einst durch eine segenreiche, lange Regierung belohnt werde, ist was ich von Gott erbitte, und zuversichtlich hoffe. Gestatten Ew. Königliche Hoheit meiner aufrichtigsten Erkenntlichkeit und treuesten Hingebung diese Worte zu verleihen.

Indem ich mir erlaube Ihrer Königlichen Hoheit der Princeſs Royal meinen ehrfurchtsvollsten Glückwunsch zum Geburtstag zu Füßen zu legen, und mit den aufrichtigsten Wünschen verharre ich

Ew. Königlichen Hoheit ganz unterthänigster

Berlin, den 15. Nov. 1857.

v. Moltke
Gen.-Maj.

Noch einmal begleitete Moltke den Prinzen nach England, aber diesmal in einer traurigen Veranlassung, der Beisetzung des im kräftigsten Mannesalter hingeschiedenen Schwiegervaters des Thronerben, des Prinz-Gemahls Albert. Welchen Werth der Kronprinz darauf legte, Moltke in diesen ernsten Tagen um sich zu haben, geht aus seinem Schreiben hervor:

Handschreiben.

17/12. Abends 1861.

Mein lieber Moltke

Wie ich jetzt erfahre hat S. M. définitiv bestimmt daß Sie mich begleiten sollen auf der traurigen Reise nach England, die wir in früheren glücklichen Zeiten mehrmals gemeinschaftlich unternahmen.

Sie haben meinen heimgegangenen Schwiegervater gekannt und seinen hohen Werth, seine ganze Bedeutung zu schätzen gewußt, wie auch er Ihnen aufrichtig zugethan war.

Digitized by Google

Somit gehören Sie recht eigentlich in meine Nähe zu solcher traurigen Veranlassung!

Ich reise morgen, Mittwoch, den 18ten Abends 7¾ Uhr mit der Cöln'er Bahn ab, über Calais. Von Dover aus begebe ich mich nach Osborne wo ich meine arme Schwiegermutter und die Geschwister finde, bleibe dort wenigstens bis Sonnabend Abend, wohne Montag Vormittag dem Begräbniß bei, und gedenke Montag Abend (also am 23.) wieder die Rückreise ohne Aufenthalt anzutreten, so daß wir am 25ten früh wieder hier sein können.

Aller Vermuthung nach werden die Herren meiner Begleitung die Königinn gar nicht sehen können — was wohl begreiflich ist — mithin die Meisten direkt nach London gehen und mit mir nur in Windsor zusammentreffen.

Ihr treuergebener

Friedrich Wilhelm, K. p.

Nun kam die große Zeit von 1864 bis 1871, in der der Kronprinz und der Chef des Generalstabes der Armee wetteiferten, Preußens und Deutschlands Größe und Einigkeit durch unsterbliche Thaten zu begründen und zu befestigen. Der edle und hohe Sinn des Kronprinzen erkannte dankbar an, was Moltke seinem von ihm so geliebten und bewunderten Königlichen Vater, was er dem Vaterlande und der Armee galt. Der Feldmarschall sah, wie neben den menschlichen die kriegerischen Tugenden des Kronprinzen sich herrlich entfalteten, wie der Sieg dem hoffnungsreichen Heldensohn seines Königs und Kriegsherrn immer neue Lorbeeren um die Stirn wand.

Bei seinen hohen Jahren konnte Moltke nicht erwarten, dem Nachfolger Kaiser Wilhelms seine Dienste noch zu widmen, aber er sah in ihm hoffnungsfroh den würdigen Erben seines Kaisers. Der Kronprinz hielt in dankbarer Treue fest zu dem großen Diener seines großen Vaters. Das erhellt aus den Briefen, die nach dem Kriege zwischen Beiden gewechselt wurden:

Digitized by Google

Telegramm von London 9. 3. 79.

General-Feldmarschall Graf Moltke. Berlin.

Ich bitte Sie an dem heutigen denkwürdigen Tage für Sie angefertigtes, aber noch nicht vollendetes Bildniß als Zeichen meiner aufrichtigen Verehrung und Anhänglichkeit wie auch der unbegrenzten Bewunderung für Ihre Thaten und Leistungen anzunehmen. Gott erhalte Sie noch lang dem Heere und dem Vaterlande.

Friedrich Wilhelm, Kronprinz.

Durchlauchtigster Kaiserlicher Prinz!
Gnädigster Kronprinz des Deutschen Reichs!

Ew. Kaiserliche und Königliche Hoheit haben Sich auch in der Ferne meines Dienstjubiläums erinnert, und mir Worte der Anerkennung ausgesprochen, die tief in mein Herz eingegraben, mich zu unauslöschlicher Dankbarkeit verpflichten.

Ich habe Ew. Kaiserliche Hoheit schon im Jahre 1864 schwerwiegende Verantwortlichkeit auf Sich nehmen, 1866 eine Schlacht entscheiden gesehen, und Ihre Leistung als Heerführer während des letzten siegreichen Krieges erfüllt die Armee und das Vaterland mit sicherem Vertrauen auf die Zukunft.

Meinem Alter kann es nicht beschieden sein, noch lange zu nutzen, aber heiße Segenswünsche werden Ew. Kaiserliche Hoheit begleiten, so lange ich lebe. Möge Gottes reichste Gnade auf Ihrer Zukunft ruhen.

Das trefflich gelungne Bild Ew. Kaiserlichen Hoheit hat mir unaussprechlich große Freude gemacht, es wird in meiner Familie als ehrendes Denkmal vererben, und ich bitte für so

Digitized by Google

viel Gnade meine innige Erkenntlichkeit, und die tiefe Verehrung aussprechen zu dürfen, in welcher ich verharre,

Ew. Kaiserlichen und Königlichen Hoheit
ganz unterthänigster Diener
Berlin den 10. März 1879.

Gr. Moltke,
Feldmarschall.

Ew. Kaiserlichen und Königlichen Hoheit

gnädiges Telegramm vom gestrigen Tage hat mich höchlich geehrt und lebhaft erfreut. Mein hohes Alter wird mir nicht gestatten, noch lange nützlich zu sein; aber es gereicht mir zu größter Befriedigung, wenn ich hoffen darf, Ew. Kaiserlichen Hoheit Wohlwollen erworben zu haben. Darf ich zugleich meinen ehrfurchtsvollen Dank Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Frau Prinzeß u. Sr. Königlichen Hoheit dem Prinzen Heinrich aussprechen, der ich in verehrungsvoller Ergebenheit verharre

Berlin, d. 27. Octob. 1880.

Ew. Kaiserlichen und Königlichen Hoheit ganz
unterthänigster Diener
Feldmarschall Gr. Moltke.

Euer Kaiserlichen und Königlichen Hoheit

huldreiches Telegramm vom heutigen Tage hat mich ebenso erfreut wie beschämt. Ich vergesse nicht, wie viel ich andern schulde, wenn ich mir einen Antheil an den Erfolgen der glorreichen Feldzüge Sr. Majestät beimessen darf. Wo die Armeen solche Führer haben wie 1870 und wo man nur mit Siegen zu rechnen hat, da ist der Strategie alles geboten, was sie bedarf.

Mit besondrer Genugthuung erfüllt es mich, daß Höchstdieselben und die Frau Kronprinzeß Sich gnädigst erinnern,

Digitized by Google

wie mir vergönnt war, vor nun bald 25 Jahren zugegen zu sein, als der glückliche Bund geschlossen wurde, welcher Deutschlands künftigen Beherrscher mit dem Englischen Königshause vereinte.

Creisau, den 29. October 1882.

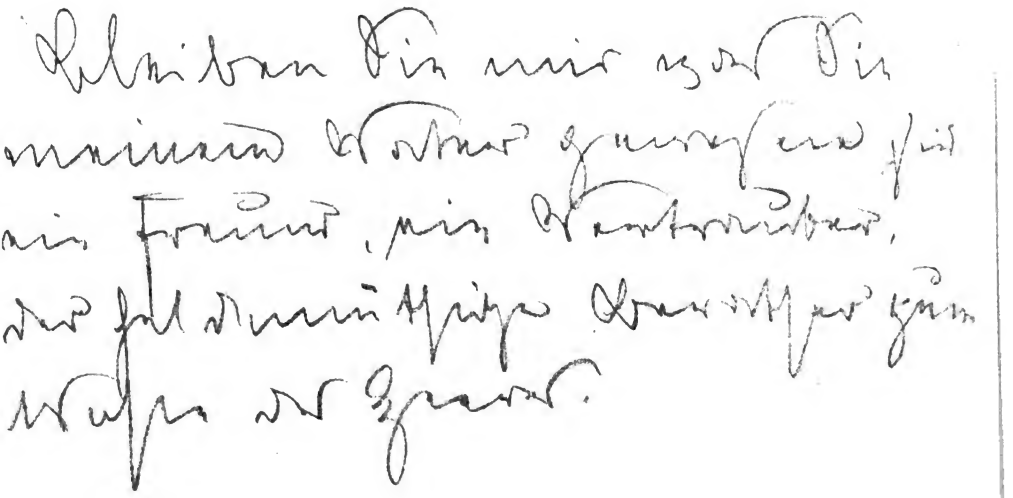
In tiefster Ehrfurcht verharre ich
Euer Kaiserlichen Hoheit ganz unterthänigster Diener
Gr. Moltke,
Feldmarschall.

Kaiser Friedrich bestieg, ein todwunder Held, den Thron seiner Väter. Aus der kurzen Zeit seiner Regierung liegt nur eine an den Feldmarschall gerichtete schriftliche Kundgebung vor. Sie sagt in wenigen Worten Alles, was das treue Herz des schwer Leidenden empfand; eine Erinnerung an den edlen Fürsten aus tieftrauriger Zeit, wie auch als Zeugniß seiner Güte und seines Vertrauens, gebe sein Blatt selbst hier die Worte wieder.

So war es dem Siebenundachtzigjährigen beschieden, dem fünften Könige von Preußen den Eid der Treue zu leisten.*) Aber seine Lebenstage, bis dahin strenger Arbeit geweiht, neigten sich dem Ende zu. Zwar war der Geist noch jung und frisch und großer Gedanken, hoher Entwürfe fähig, aber der müde Leib versagte den Dienst, der dem Kriegsmann unerläßlich ist. Darum trat Moltke an seinen Kriegsherrn mit der Bitte heran, ihn seines Amtes zu entheben. Wohl war es für Kaiser Wilhelm ein schwerer Entschluß, sich von seinem Chef des Generalstabes zu trennen, denn in Königlichem Sinne sah er ein heiliges Vermächtniß seiner erlauchten Vorgänger darin, den greisen Helden zu ehren und mit immer neuem Danke zu umgeben. Widerstrebend mochte er den weisen Berather zum Siege aus seiner Stelle scheiden sehen, aber die Gründe waren unwiderleglich, und nur durch Schonung und Ruhe konnte das dem Kaiser, dem Heere und Vater-

*) Vergl. IV, 318.

Digitized by Google



Kaiser Friedrich III Charlottenburg 12.3.88.

Digitized by Google

lande theure Leben erhalten bleiben. Mochte mit Moltkes Ausscheiden aus der Stellung als Chef des Generalstabes der Armee ein glorreicher Abschnitt in der Geschichte Preußens nun auch äußerlich abschließen: die Bitte erheischte Genehmigung. Wie der Kriegsherr seinen ältesten, ruhmreichsten Soldaten von seinem Amte entband und dennoch sich seinen Rath zu erhalten wußte, wie er ihn bis ans Ende ehrte, liebte und bewunderte, wie zart und edel der Königliche Dank, in dem der Dank des Vaterlandes sich verkörperte, die letzten Tage des greisen Helden verschönte und mit warmen Strahlen erleuchtete, zeigen die bei Gelegenheit des Abschiedsgesuchs gewechselten Schreiben, zeigen die ferneren Gnadenbeweise, die erst mit dem Tode des Feldmarschalls endeten.

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster Kaiser und König,
Allergnädigster Kaiser, König und Herr.

Euer K. K. Majestät bin ich anzuzeigen verpflichtet, daß ich bei meinem hohen Alter nicht mehr ein Pferd zu besteigen vermag.

Euer Majestät brauchen jüngere Kräfte, und ist mit einem nicht mehr felddienstfähigen Chef des Generalstabes nicht gedient.

Ich werde es als eine Gnade erkennen, wenn Euer Majestät mich dieser Stellung entheben und mir huldreich gestatten wollen, den kurzen Rest meiner Tage in ländlicher Zurückgezogenheit zu verleben.

Nur mit meinen innigsten Wünschen kann ich die Erfolge begleiten, welche Euer Majestät glorreichen Zukunft vorbehalten sind.

In treuester Ergebenheit und aufrichtiger Dankbarkeit für so viele mir zu Theil gewordenen Auszeichnungen und Wohlthaten verharre ich

Ew. Majestät allerunterthänigster Diener

Creisau, d. 3. Aug. 88.

Gr. Moltke,
Feldmarschall.

Digitized by Google

Handschreiben.*)

Potsdam, 9. VIII. 88.

Mein lieber Feldmarschall.

Obwohl ich mich den in Ihrem Briefe an mich aufgeführten Gründen nicht zu verschließen vermag, so hat mich doch derselbe mit Schmerz bewegt. Es ist ein Gedanke, an welchen ich mich so wenig wie die Armee, deren Sein so unendlich viel Ihrer Person verdankt, gewöhnen können, Sie nicht mehr an dem Posten sehn zu sollen, auf welchem Sie das Heer zu den wunderbarsten Siegen führten, die je die Kämpfe eines Heeres krönten. Doch will ich unter keinen Umständen, daß Sie Ihre uns theure Gesundheit überanstrengen; darum werde ich, wenn auch schweren Herzens, Ihrem Wunsch willfahren.

Dennoch weiß ich mich mit meinem Heere eins in dem Wunsch, Sie um das Wohl und Wehe des Vaterlandes und seiner Vertheidigung beschäftigt zu wissen. Seit dem Heimgang meines theuren Vaters ist das Amt des Präses des Landesvertheidigungskomitees unbesetzt geblieben. Ich kann gewissenhaft dasselbe in keine besseren und berufeneren Hände legen als in die Ihrigen. Darum bitte ich Sie, dasselbe mir und dem Vaterlande sowie meiner Armee zu Liebe anzunehmen. Möge der Herr uns Ihre unschätzbare Kraft und Rathschläge auch in dieser Stelle noch lange zum Heile unserer Nation erhalten.

Eine diesbezügliche Ordre werde ich Ihnen noch zugehn lassen.

In treuester Dankbarkeit und Anhänglichkeit verbleibe ich

Ihr

wohlaffectionirter König

Wilhelm.

*) Gegenüberstehend das Facsimile des Kaiserlichen Handschreibens.

Digitized by Google

Potsdam 9/VIII 88

W

Mein lieber Feldmarschall

Obwohl ich mich den in Ihrem Briefe an mich aufgeführten Gründen nicht zu verschließen vermag, so hat mich doch derselbe mit Schmerz bewegt. Es ist ein Gedanke, an welchen ich mich so wenig wie die Armee, deren Sein so unendlich viel Ihrer Person verdankt, gewöhnen können Sie nicht mehr an dem Posten sehen zu sollen, auf welchem

Digitized by Google

Sie das Heer zu den wunder-
barsten Siegen führten, die je die
Kämpfe eines Heeres krönten.
Doch will ich unter keinem Anstän-
den, daß Sie Ihre uns theure
Gesundheit überanstrengen; darum
werde ich, wenn auch schweren Herzen
Ihrem Wunsch willfahren.
Dennoch weiß ich mich mit meinem
Heere eins in dem Wunsch Sie
um das Wohl und Wehe des
Vaterlandes und seiner Vertheidi-
gung beschäftigt zu wissen. Seit
dem Heimgang meiner theuren

Vaters ist das Amt des Präses der
Landesvertheidigungskomitees unbesetzt
geblieben. Ich kann gewissenhaft das-
selbe in keine besseren und berufenere
Hände legen als in die Ihrigen.
Darum bitte ich Sie dasselbe mir und
dem Vaterlande sowie meiner
Armen zu liebe anzunehmen.
Möge der Herr und Ihre unschätzbare
Kraft und Rathschläge auch in dieser
Stelle noch lange zum Heile
unserer Nation erhalten.
Ein diesbezügliche Ordre werde
ich Ihnen noch zugehen lassen

Digitized by Google

In treuer Dankbarkeit und
Anhänglichkeit verbleibe ich
Ihr
wohlaffectionirter König

Digitized by Google

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster Kaiser und König,
Allergnädigster Kaiser, König und Herr.

Ew. Majestät huldvolles Handschreiben vom 9. d. M. hat mich mit innigster Dankbarkeit erfüllt. Es macht mich glücklich, auch ferner noch der Armee angehören und derselben in der ehrenvollen Stellung dienen zu dürfen, welche Ew. Majestät die Gnade haben wollen, mir zu übertragen.

In den anerkennenden Worten Ew. Majestät gnädigen Schreibens sehe ich den höchsten Lohn für Alles, was ich je habe leisten können, und verharre, der weiteren Befehle gewärtig, in ehrfurchtsvoller Ergebenheit und Dankbarkeit

Euer Majestät

Creisau, d. 10. 8. 88.

allerunterthänigster Diener
Gr. Moltke,
Feldmarschall.

Kabinets-Ordre.

Mein lieber General-Feldmarschall!

Sie legen Mir in Ihrem Schreiben vom 3. d. Mts. mit der Klarheit und Selbstlosigkeit, die leuchtend durch Ihr ganzes Leben geht, die Nothwendigkeit eines Entschlusses dar, dessen Begründung Ich ja leider nicht verkennen darf, dessen Bedeutung aber eine so schwer wiegende ist, daß Ich Ihrem Antrage doch nur theilweise entsprechen kann. In dem Alter, welches Gottes gnädige Fügung Sie zur höchsten Freude Meines theuren Großvaters, zum Segen und zum Heil des Vaterlandes bisher hat erreichen lassen, darf Ich die unvermeidlichen Anstrengungen des Dienstes Ihrer Stellung nicht mehr länger von Ihnen beanspruchen — aber Ich kann Ihren Rath nicht entbehren, so lange Sie leben, und Ich muß Sie der Armee erhalten, die mit dem un-

Digitized by Google

begrenztesten Vertrauen auf Sie blicken wird, so lange Gottes Willen dies gestattet. — Wenn Ich Sie daher Ihrem Antrage entsprechend von der Stellung als Chef des Generalstabes der Armee hierdurch entbinde, so geschieht es unter dem Ausdruck des warmen Wunsches und in der Erwartung, daß Sie sich auch ferner mit den wichtigeren Angelegenheiten des Generalstabes in Verbindung halten und daß Sie Ihrem Nachfolger — den Ich hiernach angewiesen habe — gestatten werden, Ihren Rath in allen Fragen von Bedeutung zu erbitten. Bei Ihrer in so hohem Maße erhaltenen geistigen Frische wird es Ihnen auch möglich sein, hiermit die Stellung als Präses der Landes-Vertheidigungs-Kommission zu vereinigen, welche Ich Ihnen hierdurch übertrage. Seit der Erkrankung Meines in Gott ruhenden Vaters fehlt den Geschäften der Landes-Vertheidigungs-Kommission die Leitung ganz und eine solche wird immer mehr so sehr wichtig, daß es Mir ganz besondere Beruhigung gewährt, sie in Ihre Hände legen zu können. — In Betreff Ihrer künftigen Gehaltsverhältnisse habe Ich den Kriegsminister zur ferneren Zahlung Ihres bisherigen Gehalts und ebenso auch dahin angewiesen, daß Ihnen Ihre bisherige Dienstwohnung verbleibt. Ueber Ihre Wünsche bezüglich Zuweisung eines persönlichen Adjutanten sehe Ich Ihrer Aeußerung entgegen. — So denke Ich ein Dienstverhältniß für Sie festgestellt zu haben, in dem Sie hoffentlich noch längere Zeit segensreich zu wirken im Stande sein werden.

Bestehen bleibt ja immer der tiefe Kummer, Sie von der Stelle scheiden zu sehen, auf welcher Sie Ihren Namen obenan auf die Ruhmestafeln der Preußischen Armee geschrieben und ihn zu einem hochgefeierten in der ganzen Welt gemacht haben. Aber die Macht der Zeit ist stärker, wie die der Menschen, und ihr müssen auch Sie sich beugen, der Sie sonst überall den Sieg in Ihrer Hand gehabt haben. Einen

Digitized by Google

besonderen Dank für Alles, was Sie als Chef des Generalstabes der Armee gethan, in dieser Stunde in Worten auszudrücken — davon trete Ich zurück. Ich kann nur auf die Geschichtsbücher der letzten fünfundzwanzig Jahre weisen und kann mit vollster Ueberzeugung aussprechen, daß Sie als Chef des Generalstabes der Armee in hochgeehrtestem Andenken stehen werden, so lange es einen Preußischen Soldaten — ein Preußisch schlagendes Herz — und Soldaten-Empfindung in der Welt giebt.

Marmor-Palais den 10. August 1888.

In hoher Werthschätzung und Dankbarkeit
Ihr König
Wilhelm.

An den General-Feldmarschall Grafen v. Moltke,
Chef des Generalstabes der Armee.

Creisau, den 12. August 1888.

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster Kaiser und König,
Allergnädigster Kaiser, König und Herr!

Euer Majestät haben mein allerunterthänigstes Gesuch in so huldvoller Weise genehmigt, daß mir die Worte fehlen, um meinen innigen Dank auszusprechen. Es macht mich glücklich, Euer Majestät in einer neuen, ehrenvollen Stellung noch ferner dienen zu dürfen, und bitte ich, mir in derselben meinen bisherigen Adjutanten, den Hauptmann v. Moltke vom Generalstab, belassen zu wollen.

Die gnädige Kabinets-Ordre vom 10. d. M. wird in meiner Familie als ein unschätzbares Andenken aufbewahrt werden, und in unwandelbarer Treue und tiefster Ehrfurcht verharre ich

Euer Kaiserlichen und Königlichen Majestät
allerunterthänigster Diener
Gr. Moltke, Feldmarschall.

Digitized by Google

Die Zeitungen haben uns den Wortlaut derjenigen Schriftstücke gebracht, mit welchem der die weitesten Kreise berührende Augenblick bezeichnet ist, der Sie aus der bisherigen Thätigkeit scheiden läßt. Ich kann es mir nicht versagen, Ihnen auszusprechen, wie sehr mich die von Ihnen gefaßte Entscheidung bewegt hat. Ich würde meine Empfindung als eine geradezu schmerzliche bezeichnen müssen, wenn nicht die Thatsache, Sie auch ferner dem Vaterlande in Ihrer segensvollen Thätigkeit erhalten zu sehen, dieses Gefühl zu einem nur wehmüthigen umgestaltete. Aber allerdings ist diese Wehmuth um so stärker ausgeprägt, als sich der Abschnitt, den Ihr Wunsch herbeigeführt, fest anreiht an die schmerzvollen Ereignisse dieses Jahres. Sie sind so unauflöslich mit dem Bilde unseres verklärten großen Kaisers Wilhelm verbunden, daß nach seinem Hinscheiden Ihr wachsames Auge und Ihre starke Hand mir um so unentbehrlicher schienen für Armee und Vaterland.

Möchten Sie nun Befriedigung finden in den aus den Händen meines heimgegangenen Bruders in die Ihrigen gelegten Aufgaben. Treue Wünsche begleiten Sie in der Hoffnung, daß Gott Sie uns lange erhalten wolle.

Vielleicht führt Sie einmal, nun Sie über mehr freie Zeit verfügen, Ihr Weg wieder hierher. Das mit Ihrem Bild geschmückte und Ihren Namen tragende Zimmer steht immer für Sie bereit.

Die Zeit geht über die Trauertage dieses Frühjahrs hinweg, die Erinnerung bleibt in ihrer schmerzlichen Tiefe unberührt; mit ihr die Dankbarkeit für Diejenigen, welche jene große Zeit der Vergangenheit in die Gegenwart übertrugen.

Schloß Mainau, 4. September 1888.

Luise,
Großherzogin von Baden,
Prinzessin von Preußen.

Digitized by Google

Belvedere bei Weimar, den 8. September 1888.

Mein lieber Feldmarschall!

Sie werden einer alten Freundin den Ausdruck des Antheils nicht versagen, den Ich an Ihrem Entschluß, von der Leitung des Generalstabes der Armee zurückzutreten, nehme. Bleibt auch Ihr Name mit demselben wie mit dem Königshause, dem Vaterlande und seiner Geschichte für immer ruhmvoll verbunden, so ist dieses doch ein Abschnitt von großer Bedeutung.

Was Ich Ihnen als Königin, als Frau und Mutter zu danken habe, bedarf keiner Worte. Wohl aber glaube Ich bei diesem Anlaß Ihnen im Namen desjenigen noch einmal die Hand reichen zu sollen, dessen Gesinnung für Sie Ich so lange theilen durfte und in dessen Andenken Sie Mir noch näher stehen als bisher.

Leben Sie wohl, lieber Feldmarschall, stets

Ihre

Augusta.

Kabinets-Ordre.

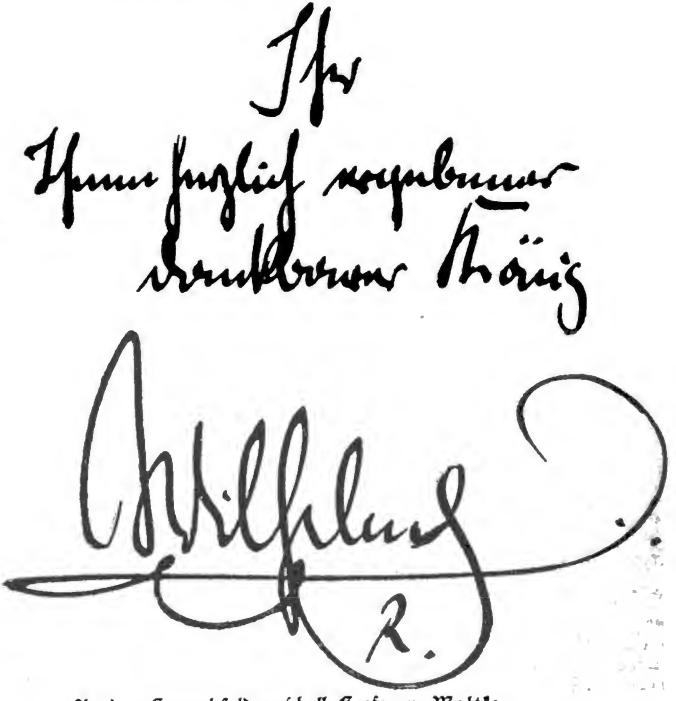
Mein lieber General-Feldmarschall!

Sie wollen heut den Tag in stiller Zurückgezogenheit begehen, an welchem Sie auf eine vollendete 70jährige Dienstlaufbahn zurückblicken. Wie Wenigen ward dies der Zeit nach vergönnt, und wessen Laufbahn gliche der Ihrigen!? Was Sie in den vergangenen 70 Jahren für die Größe Meines Hauses, für Preußen und Deutschland gethan und geleistet, darf Ich hier nicht wiederholen; die ganze Welt weiß davon und die Geschichte bewahrt es für alle Zeiten. Das aber lassen Sie Mich aussprechen, wie mit Mir ganz Deutschland es als eine besondere Gnade Gottes dankbar preist, daß Er Sie bis heut unter uns belassen hat; möge es dem Allmächtigen gefallen, Sie Mir und dem Vaterlande noch ferner in bisheriger Kraft und Frische zu erhalten. Gleich Meinen

Digitized by Google

nun in Gott ruhenden Vätern trage Ich im tiefsten Herzen die Dankesschuld gegen Sie; wollen Sie es deshalb als den Ausdruck Meiner warmen innigen Empfindungen auffassen, wenn Ich Sie bitte, am heutigen Gedenk- und Ehrentage Meine Büste in Bronze freundlich entgegenzunehmen.

Berlin, den 8. März 1889.



An den General-Feldmarschall Grafen v. Moltke,
Präses der Landes-Vertheidigungs-Kommission.

Digitized by Google

Kabinets-Ordre.

Mein lieber General-Feldmarschall!

Fünfzig Jahre sind verflossen seit dem Tage, an welchem Mein in Gott ruhender Urgroßvater Ihnen für Ihr rühmliches Verhalten in der Türkei den Orden pour le mérite verlieh. In wie gutem Andenken der Name des scharfblickenden und thätigen Generalstabsoffiziers von 1839 noch jetzt an dem Schauplatze seines ersten kriegerischen Wirkens steht, davon habe Ich Mich bei Meinem jüngsten Aufenthalte in dem fernen, an Interessen reichen Lande, zu Meiner Freude persönlich überzeugen können. Aber heute lassen Sie Mich vor Allem und immer aufs Neue der unsterblichen Verdienste gedenken, die es Ihnen seit jener Zeit um Ihr Vaterland zu erwerben vergönnt war. Den äußeren Ehren, mittelst derer Ihre Könige der Dankbarkeit für Ihre ruhmvollen Thaten Ausdruck gegeben haben, vermag Ich kaum eine neue Anerkennung hinzuzufügen. Und doch liegt es Mir am Herzen, den heutigen seltenen Gedenktag nicht ohne eine solche vorübergehen zu lassen. In diesem Sinne verleihe Ich Ihnen beifolgend die Krone zu dem vor 50 Jahren erworbenen Ehrenzeichen und zwar, als Beweis Meiner besonderen Zuneigung, in Brillanten. Mit Mir hofft die Armee und das Vaterland, daß Sie sich der neu erdienten Auszeichnung, so Gott will, noch lange in der bisherigen Frische und Rüstigkeit erfreuen mögen.

Pleß, den 29. November 1889.

Ihr

in tiefer Dankbarkeit

treu ergebener König

Wilhelm R.

An den General-Feldmarschall Grafen v. Moltke,

Präses der Landes-Vertheidigungs-Kommission.

Digitized by Google

Kabinets-Ordre.

Mein lieber General-Feldmarschall! Zur heutigen Feier Ihres 90. Geburtstages spreche Ich Ihnen Meine herzlichsten Glückwünsche aus. Mit freudiger Genugthuung wiederhole Ich Ihnen bei dieser Gelegenheit Meinen Königlichen Dank für Alles, was Sie für Mich, für Mein Haus und zur Förderung der Größe Unseres Vaterlandes gethan haben. Hohe Auszeichnungen und der Feldmarschallstab für Ihre ruhmvollen Thaten im Kriege wie im Frieden sind bereits die Zeugnisse dankender Anerkennung Ihrer Könige, denen Sie gedient. Dennoch ist es Mir ein Herzenswunsch, Ihnen zur Erinnerung an den heutigen Tag noch einen Feldmarschallstab mit Brillanten zu überreichen, welcher Ihnen ein Symbol Meiner unwandelbaren Achtung, Werthschätzung und Dankbarkeit sein soll.

Der allmächtige Gott erhalte Sie Mir und Unserer Nation noch viele, viele Jahre.

Ihr

wohlaffectionirter König

Wilhelm.

Berlin, den 26. October 1890.

An den General-Feldmarschall Grafen von Moltke.

Kabinets-Ordre.

Ich benachrichtige Sie, daß Ich an Stelle des Generals der Kavallerie Grafen von Waldersee, durch Ordre von heute den bisherigen Ober-Quartiermeister Generallieutenant Grafen v. Schlieffen II. zum Chef des Generalstabes der Armee ernannt habe. Wenn Ich Ihnen in Meiner Ordre vom

Digitized by Google

10. August 1888 aussprach, daß Ich, so lange Sie leben, Ihren Rath nicht entbehren könne, und hieran die Erwartung knüpfte, daß Sie sich auch ferner mit den wichtigeren Angelegenheiten des Generalstabes in Verbindung halten und Ihrem Nachfolger gestatten würden, Ihren Rath in allen Fragen von Bedeutung zu erbitten, so ist es Mein warmer Wunsch, auch dem neuernannten Chef des Generalstabes der Armee, welchen Ich hiernach angewiesen habe, Ihren stets hochbewährten Rath nicht zu versagen.

Berlin, den 7. Februar 1891.

Wilhelm. R.

An den General-Feldmarschall Grafen von Moltke, Präses der Landes-Vertheidigungs-Kommission.

Moltke gehört der Geschichte an. Aber sein Name ist unlöslich verknüpft mit denjenigen seiner fünf preußischen Kriegsherren. Die beiden ersten sahen und förderten sein Werden und Wachsen, den beiden folgenden war er durch klugen Rath und große That aufs Engste verbunden, der fünfte zog die Summe in Dank und treuem Gedenken. Der Erinnerung, die niemals schwinden wird, „so lange es einen Preußischen Soldaten, ein Preußisch schlagendes Herz und Soldaten-Empfindung in der Welt giebt," ist die Ordre geweiht, durch die Kaiser Wilhelm das Bildniß des Feldmarschalls dem Generalstab huldreich schenkte.

Kabinets-Ordre.

Ich lasse Ihnen hierdurch das lebensgroße Bildniß des General-Feldmarschalls Grafen v. Moltke mit der Bestimmung zugehen, dasselbe in den Diensträumen des Generalstabsgebäudes als ein dem gesammten Generalstab verliehenes Geschenk aufzubewahren. Ich wünsche, daß dieses Bild dazu beitragen möge, das Andenken an den verewigten Feldmarschall besonders an der Stelle lebendig zu erhalten, an

Digitized by Google

welcher derselbe in stiller Friedensarbeit die großen Erfolge dreier Feldzüge vorbereitet hat, eine Schule des Generalstabes begründend, an welcher die Lehren des großen Schlachtendenkers allezeit unvergessen bleiben mögen.

Berlin, den 5. Januar 1892.

Wilhelm. R.

An den Chef des Generalstabes der Armee.

---

v. Leszczynski.

Digitized by Google

Den neunzigste Geburtstag.

26. Oktober 1890.

—•—

Zwanzig Jahre waren seit dem großen deutschen Kriege, der den Namen Moltke mit leuchtenden Lettern in die Bücher der Weltgeschichte eingetragen hatte, dahingegangen. Zwanzig Jahre noch war es dem Feldmarschall vergönnt gewesen, in stiller Friedensthätigkeit weiter zu bauen an dem stolzen Bau deutscher Wehrhaftigkeit. Zum neunzigsten Mal nahte sich die Wiederkehr des Tages, an dem er einst um die Wende des Jahrhunderts in dem kleinen norddeutschen Landstädtchen das Licht der Welt erblickt hatte. Gleich als hätte es ganz Deutschland geahnt, daß es dem greisen Helden die letzte Feier dieses Tages hienieden werden sollte, so regte sich auf die erste Nachricht, daß der Feldmarschall sich an diesem Tage in Berlin befinden werde, allerorten das Verlangen, ihm die Fülle der Verehrung, die in allen deutschen Herzen für ihn wohnte, an diesem Tage noch einmal zum Ausdruck zu bringen. Kein Stand, keine Partei, kein Alter wollte zurückbleiben. Die schönste Weihe aber sollte diesem Tage durch den hochherzigen Entschluß Seiner Majestät des Kaisers und Königs werden. Er hatte seinem treuen Diener Ehren zugedacht, wie sie vordem noch keinem preußischen Soldaten geworden waren. Der Nachfolger des Feldmarschalls im Amte, der Chef des Generalstabes Graf von Waldersee,

Digitized by Google

hatte selbst im Allerhöchsten Auftrage die Vorbereitungen, wie sie zur Feier des Tages in Aussicht genommen waren, geleitet, wobei ihm der Oberst von Goßler und Major Zahn zur Seite standen.

Am 24. Oktober war der Feldmarschall von seinem Landsitze Creisau in Berlin eingetroffen und hatte wieder zum Winteraufenthalt seine Wohnung im Generalstabsgebäude bezogen. Da der 26. Oktober auf einen Sonntag fiel, so fand schon am Sonnabend in allen preußischen Schulen auf Befehl des Kaisers eine Feier statt, in der den jugendlichen Hörern ein Lebensbild des Jubilars entrollt wurde, auf daß sie einst, gleich wie er in seinem langen Leben, treu zu Kaiser und Reich stünden.

Schon an dem Nachmittage empfing der Feldmarschall in seiner Wohnung die ersten Glückwünsche. Um 3½ Uhr erschien Ihre Majestät die Kaiserin Friedrich, begleitet von den Prinzessinnen Töchtern Victoria und Margarethe. Der von der Ankunft benachrichtigte Feldmarschall eilte ihnen unbedeckten Hauptes an den Wagen entgegen und geleitete die hohe Frau an seinem Arm in die Wohnung. Mit den Glückwünschen zugleich wurde ihm das in getriebenem Metall gearbeitete große Reliefbild des Kaisers Friedrich überreicht. Kurz darauf traf ein zweites, nicht minder werthvolles Geschenk von Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Großherzogin von Baden ein, das zugleich ein theures Andenken an den heimgegangenen Kaiser Wilhelm bildete, dessen Arbeitszimmer es entstammte. Es war die Schreibmappe, die einst, am 22. März 1867, Kaiserin Augusta ihrem hohen Gemahl geschenkt hatte, und die auf ihrer Vorderseite ein Bild des Königlichen Schlosses zu Berlin zeigt, so wie es zum Siegeseinzuge 1866 geschmückt gewesen war.

Inzwischen waren im Generalstabsgebäude zahlreiche Hände geschäftig gewesen, um ihm ein festliches Gewand zu verleihen. Das Treppenhaus hatte durch einen Wald hochstämmiger Topfgewächse einen prächtigen Schmuck erhalten. Die Halle vor der

Digitized by Google

Auffahrt am Königsplatz war zu einem Zelt umgewandelt, um dem Feldmarschall während des beabsichtigten Fackelzuges den Aufenthalt im Freien zu ermöglichen. Purpurne Vorhänge, von goldenen Schnüren gehalten, bildeten den Hintergrund, während zu den Seiten grüne Pflanzen die Wände zierten. Vor Allem aber gewährte der große Saal in der Wohnung des Feldmarschalls einen überaus festlichen Anblick. An dem Kamin mit seinem schönen Kriegerrelief waren hinter den Büsten der Kaiser Wilhelms I., Friedrichs III. und Wilhelms II. goldene Palmen sichtbar. Zwischen den Säulen zogen sich goldene Gehänge hin, und die Säulen selbst hatten eine reiche Zierde durch Schilde und Adler, von preußischen und deutschen Fahnen umgeben, erhalten, während prächtiges Grün die Wände des Saales schmückte.

In diesem Saal eröffnete um 6½ Uhr abends ein Ständchen des Gesangvereins „Berliner Liedertafel" die Feier. Auf einem Lehnstuhl sitzend, im einfachen Ueberrock, hörte der Feldmarschall, von seinen nächsten Angehörigen umgeben, mit sichtlichem Wohlgefallen die ihm dargebrachten Vorträge an. Auf ein ihm am Schluß der Gesänge ausgebrachtes Hoch sprach er die Worte:

„Meine Herren, ich danke Ihnen für den schönen Genuß, den Sie mir durch Ihren Vortrag bereitet haben! Auch mir wird diese Stunde stets in Erinnerung bleiben! Nehmen Sie meinen herzlichsten Dank an!"

Kaum war das Ständchen vorüber, als dem Grafen die Mittheilung gemacht wurde, daß der von der gesammten Berliner Bürgerschaft ihm veranstaltete Fackelzug sich nahe. In einem mit Pelz besetzten Ueberzieher, das Haupt vom Helm bedeckt, begab er sich in das vor dem Haupteingange errichtete Zelt. Auf einem dort ausgebreiteten Bärenfell sich aufstellend, erwartete er die Ankunft des Zuges und war nicht zu bewegen, sich des bereit gehaltenen Lehnsessels zu bedienen. Um ihn standen die zur Zeit in Berlin anwesenden Mitglieder seiner Familie, sowie einige ihm nahestehende Persönlichkeiten. Gegenüber seinem

Digitized by Google

Standpunkt hatte die mit den Fahnen des Regiments aus Stargard in Pommern eingetroffene Abordnung seines Colbergschen Grenadier-Regiments Graf Gneisenau Aufstellung genommen. Schon erstrahlte von der Höhe der Siegessäule her die Victoria in elektrischem Lichte, sich hellleuchtend von dem dunkelen Nachthimmel abhebend, gleich als dürfe sie ihn, den sie auf seiner Siegeslaufbahn stets geleitet, auch an diesem Ehrentage nicht verlassen. Hinter dem mit Paukenschlägern und Fanfarenbläsern in reichen Trachten den Zug eröffnenden Herold folgte der Vorsitzende des Ausschusses, Kaufmann Rappo, der nach seinem Vorüberreiten mit einer Abordnung des Ausschusses in der Nähe des Festzeltes Aufstellung nahm. Den Hohenfriedberger Marsch blasend, wurde jetzt das Trompeterkorps des Garde-Kürassier-Regiments, das sich ebenso, wie alle übrigen am Zuge theilnehmenden Musikkorps der Berliner Garde-Regimenter, in Uniform befand, sichtbar. Zu Wagen und Pferde zogen die Studirenden der Berliner Hochschulen in vollem Wichs mit blanken Schlägern und wehenden Bannern vorbei, in unendlichen Hochrufen dem Feldmarschall ihren Festgruß darbringend. Inzwischen hatte bereits der Märkische Central-Sängerbund gegenüber der Auffahrt Stellung genommen und stimmte, noch während des Vorüberziehens der Studirenden, das Lied: „Das ist der Tag des Herrn“ an, was den Feldmarschall veranlaßte, sich zu seiner Umgebung umzuwenden mit der Aeußerung: „Das ist wirklich wunderhübsch!“ Als der größere Theil der Studirenden vorbei war, trat der Vorsitzende des Festzuges in Begleitung des Ausschusses mit einer kurzen Ansprache vor den Gefeierten. Während der brausend erklingenden Hochrufe, in denen diese endete, stiegen auf dem Königsplatz Raketen und Schwärmer prasselnd in die Lüfte. Der Feldmarschall schritt die Stufen des Auftrittes hinab, reichte dem Vorsitzenden die Hand und sprach:

Digitized by Google

„Diese Gesinnung der Bürgerschaft, welcher Sie so beredte Worte geliehen, macht mich stolz und froh! Der gewaltige Aufschwung, den Berlin genommen hat, datirt von der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches — das große Werk unseres großen Kaisers Wilhelm! Wenn Sie so freundlich sind, mir einen Antheil an diesen Erfolgen zuzuschreiben, welche dahin geführt haben, so vergesse ich nicht, daß ich treue, kluge und tapfere Gehülfen zur Seite gehabt habe, vor Allem vergesse ich nicht der Braven, die ihre Treue für das Vaterland mit dem Tode besiegelt haben. Ich möchte allen meinen Mitbürgern meinen herzlichen Dank aussprechen für diese glänzende Kundgebung ihres Wohlwollens und bitte Sie, ihnen dies kund zu thun!"

Zugleich mit der Ansprache des Vorsitzenden hatte die Ueberreichung des von den Bürgern Berlins gewidmeten silbernen Lorbeerkranzes stattgefunden. Dieser trug die Widmung: „Fackelzug dankbarer Berliner Bürger", sowie die Bezeichnungen: „26. Oktober", „1800" und „1890" und ruhte auf einem schwarz-sammetnen mit dem Moltkeschen Wappen bestickten Kissen.

Dem mit den Klängen der Wacht am Rhein heranmarschirenden Musikkorps des 2. Garde-Regiments folgten die Schützen, hinter denen sich der Märkische Sängerbund eingereiht hatte. Dieser durfte noch einmal nach dem Vorbeimarsch unmittelbar vor den Gefeierten treten und ihm das schöne Lied: „Gott grüße Dich" vortragen. Der Feldmarschall erkundigte sich, dicht an die Sänger herantretend, ob nur Berliner oder auch Auswärtige dem Bunde angehörten, reichte, nach erhaltener Auskunft, dem Leitenden die Hand und sagte:

„Ich danke Ihnen für den großen Genuß, den Sie mir bereitet haben, besonders auch noch den Herren, die weiter hergekommen sind, es war wirklich wunderhübsch."

Mit wiederholtem freundlichen „Guten Abend" trat er unter

Digitized by Google

das Festzelt zurück, jetzt seine Aufmerksamkeit wieder den mit zahlreichen Musikkorps untermischten Bürgern der verschiedenen Reichstagswahlkreise der Hauptstadt zuwendend. Hier waren es die festlich geschmückten Wagen der Brauereien mit den kräftigen Gestalten der Bierfahrer, umgeben von Landsknechten und Bäuerinnen in malerischen Anzügen, die das Interesse in Anspruch nahmen. Der Verein „Vorwärts" des fünften Wahlkreises hatte auf einem reichgeschmückten Wagen die verschiedenen Lebensstufen des Gefeierten, vom dänischen Kadetten bis zum preußischen Feldmarschall, dargestellt, und es belustigte den Grafen sichtlich, als er sein ihn begrüßendes Ebenbild gewahr wurde. Auch über die derben Gestalten der „Pankgrafschaft von 1381" mit ihrem Riesenschwert lachte er herzlich. Mit dem Gesange der „Wacht am Rhein" waren die Arbeiter von Siemens und Halske und der Pulsschen Fabrik vorübergezogen. Die vor dem Hause Aufstellung nehmende uniformirte Hauskapelle der Bolleschen Meierei begleitete den Zug ihrer Angehörigen sowie der Jünglingsvereine mit den Klängen des „Ein' feste Burg". Auch nach dem Zweck dieser Kapelle erkundigte sich der Feldmarschall eingehend.

Nachdem der Gärtnerverein „Deutsche Eiche" vorübergezogen und das markige „All Heil!" der Radfahrer und das „Hip, Hip, Hurrah!" der Ruderer verklungen war, beendete die freiwillige Sanitätskolonne Berlins unter dem Gesange: „Gott erhalte unsern Moltke" diesen Theil des Zuges, und ein neues Musikkorps kündete den farbenreichsten, von den Künstlern gebildeten Theil des Gesammtbildes an. Ein Bannerträger mit dem 1878 von Doepler dem Jüngeren entworfenen Banner der Akademie, im reichen Wappenrock, von zwei Herolden begleitet, ritt dem Siegeswagen voraus, auf dem die Siegesgöttin mit der goldenen Palme thronte. Germanische Krieger, in Bärenfelle gehüllt, folgten und kündeten das Nahen des prächtigen, von sechs Rappen gezogenen Huldigungswagens. Auf seinem Vorder-

Digitized by Google

theil ruhte die mächtige Gestalt der „Kriegswissenschaft“, auf einen Löwen sich stützend, in ihrer Rechten ein Schwert, in ihrer Linken ein Buch haltend. Inmitten des Wagens aber saß die stolze, von Fräulein Wegener dargestellte „Germania“, in goldenem Schuppenpanzer, unter einem Baldachin von Goldbrokat, während zu ihren Füßen die an Moltkes Büste meißelnde „Kunst“, der „Handel“, die „Industrie“ und der „Ackerbau“ knieten. Krieger aller Jahrhunderte umgaben in malerischem Durcheinander den von Fackeln hellbeleuchteten Prachtwagen. Als dieser vor dem Festzelte hielt, trat der Feldmarschall vor dasselbe. Die Germania erhob sich von ihrem Sitze und, an den Rand des Wagens vortretend, sprach sie mit klangvoller, weithin schallender Stimme Ernst von Wildenbruchs schöne Verse:

„Denker Du in Wort und Rath,
Lenker der erwog'nen That,
Du im Frieden und im Feld
Vaterlandes Sohn und Held!
Sieh, es drängt sich Dir zu Füßen
Alt' und junger Krieger Schaar,
Denn ganz Deutschland will Dich grüßen,
Das da ist und das da war.
Daß ein Bild Dir sei gegeben
Greifbar, wie's die Kunst verleiht,
Es gehört Dein großes Leben
Aller Zeit, nicht einer Zeit.“

Sich zu dem Gefeierten neigend, überreichte sie ihm einen grünen Lorbeerkranz, den er mit den Worten annahm:

„Die Germania, die Sie so schön dargestellt haben, kann stolz sein auf ihre Reichshauptstadt, wo ein patriotischer Gedanke hinreicht, alle Bürger der Stadt zu versammeln. Ich nehme die Huldigung an für Germania und für das deutsche Volk!“

Brausend erscholl hierauf die Wacht am Rhein.

Den Schluß bildeten in endlosem Zuge die zahlreichen Innungen mit ihren Fahnen und Abzeichen, in immer neuen Hochrufen vorüberziehend. Es war zehn Minuten nach 9 Uhr,

Digitized by Google

als die letzten Fackelträger vorbeimarschirten. Noch einmal trat der Vorsitzende mit dem Ausschuß an den Grafen heran, und nun war auch die umstehende Menge nicht mehr zu halten. Dicht herandrängend brach sie aufs Neue in nicht endenwollende Hochrufe aus. Tiefbewegt schritt der Feldmarschall zu seiner Wohnung hinauf, während vom Königsplatz her die von Tausenden gesungene Wacht am Rhein erscholl.

Der Morgen des Festtages wurde durch Gesänge der Berliner Knaben-Kurrende eingeleitet, die den Feldmarschall ebenso wie in früheren Jahren zuerst begrüßen durfte. Ihnen schlossen sich um 9 Uhr Vorträge des Sängerbundes des Berliner Lehrervereins an, der im kleinen Konzertsaal Aufstellung genommen hatte, und dem der Graf in seinen Dankesworten noch besonders seine Freude darüber aussprach, gerade die Lehrer zunächst zu begrüßen, denen er sich durch seine Stellung immer verwandt gefühlt habe. Man dürfe nie vergessen, daß auch der Gesang ein wichtiges Erziehungsmittel für die Jugend bilde. Bei den nunmehr ihm dargebrachten Glückwünschen seiner Familie richtete der Major Graf von Moltke vom großen Generalstabe als Aeltester der Anwesenden Worte der Verehrung und Liebe an das gefeierte Familienoberhaupt, das Gelöbniß damit verbindend, daß alle Moltkes zu jeglicher Zeit mit gleicher Treue und Hingebung zu Kaiser und Reich stehen würden, wie der Feldmarschall es in seinem langen neunzigjährigen Leben gethan habe.

Es folgten um 9½ Uhr die Glückwünsche der weiteren Hausgenossen des Jubilars, der Offiziere und Beamten des Generalstabes und der Landesaufnahme. Geführt vom Chef des Generalstabes der Armee, Generaladjutanten und General der Kavallerie Grafen von Waldersee, der in der Uniform des Generalstabes erschienen war, betraten die Genannten den großen Saal, einzeln den Gefeierten durch ehrfurchtsvolle Verbeugung begrüßend. Eine Abordnung der Kriegsakademie hatte sich unter dem Direktor,

Digitized by Google

General von Brauchitsch, angeschlossen. Nachdem Alle im Saale versammelt waren, dankte der Feldmarschall für die ihm dargebrachten Wünsche mit den Worten:

„Es ist mir eine große Freude, Sie zu sehen. Der Generalstab hat einen guten Klang in der Armee. Ich danke Ihnen dafür, daß Sie das aufrecht erhalten haben. Ich danke Ihnen herzlichst."

Inzwischen hatte sich die Kapelle des Eisenbahn-Regiments auf dem Treppenraum aufgestellt, und während der Pausen in den Musikstücken erschien der Gefeierte mehrfach auf dem Vorplatz, sich mit dem Leitenden unterhaltend. Nach kurzer Pause begrüßte er um 11 Uhr die vor dem Gebäude auf Befehl Seiner Majestät des Kaisers und Königs aufgestellten Zöglinge der Haupt-Kadettenanstalt. In Paradeuniform schritt er, begleitet vom General-Inspekteur des Militärerziehungs- und Bildungswesens, General der Infanterie von Keßler, sowie dem Kommandeur des Kadettenkorps, Generalmajor von Stuckrad, die Front ab, von jeder Kompagnie mit Hurrah begrüßt und eine große Anzahl von Kadetten durch eine Ansprache auszeichnend. Als er auf dem linken Flügel der Aufstellung sich der Herwarth-Straße näherte, ward er von der zahlreich versammelten Menge mit brausenden Hochrufen begrüßt.

Bald darauf versammelten sich in dem großen Festsaal der Wohnung die General-Inspekteure der Armee-Inspektionen, Generalfeldmarschälle Graf von Blumenthal, Prinz Georg zu Sachsen und Prinz Albrecht von Preußen, der General-Oberst der Kavallerie Großherzog von Baden, der General-Oberst der Infanterie von Pape, der General der Infanterie Großherzog von Hessen und bei Rhein, der Reichskanzler General der Infanterie von Caprivi, der Kriegsminister Generallieutenant von Kaltenborn-Stachau, sowie sämmtliche kommandirenden Generale der Deutschen Armee. Zuletzt erschien noch Seine Majestät der König von Sachsen in Begleitung

Digitized by Google

des Kriegsministers Grafen von Fabrice und Seine Königliche Hoheit der Großherzog von Sachsen und brachten sogleich dem Feldmarschall ihre Glückwünsche dar. Um 11¾ Uhr fuhr Seine Majestät der Kaiser und König im offenen Wagen vor dem Generalstabsgebäude vor, schritt die Front der Kadetten ab und nahm, umgeben von den dort bereits versammelten Offizieren des Hauptquartiers, unter dem Vorbau des Haupteinganges Stellung. In Gegenwart des Allerhöchsten Kriegsherrn wurden die Fahnen und Standarten des Gardekorps sowie des Colbergschen Grenadier-Regiments, unter den Klängen des Pariser Einzugsmarsches, in das Generalstabsgebäude gebracht und zunächst auf der großen Treppe aufgestellt. Der Feldmarschall hatte diesem Schauspiel entblößten Hauptes auf dem Balkon beigewohnt.

Nachdem Seine Majestät Sich in den Festsaal begeben und die Fürsten und Generale begrüßt hatte, betraten auch die Fahnen und Standarten diesen Raum und nahmen gegenüber den hohen Anwesenden Stellung. In gleicher Weise that dies die Abordnung des Colbergschen Grenadier-Regiments. Nunmehr begaben sich die Generaladjutanten, General der Kavallerie Graf von Waldersee und Generallieutenant von Wittich, nach den Gemächern des Feldmarschalls und geleiteten ihn als Ehrendienst in den Saal.

Seine Majestät trat auf den ehrfurchtsvoll sich Verneigenden zu und begrüßte ihn mit folgender Ansprache:

„Mein lieber Feldmarschall!

„Ich bin am heutigen Tage mit erlauchten Herren und den Führern Meines Heeres gekommen, um Ihnen unsere herzlichsten und tiefgefühltesten Glückwünsche auszusprechen. Der heutige Tag ist für Uns ein Tag des Zurückblickens und vor allen Dingen ein Tag des Dankes. Zunächst spreche Ich Meinen Dank aus im Namen Derjenigen, die mit Ihnen

Digitized by Google

zusammen geschaffen und gefochten haben und die dahingegangen sind, deren treuester und ergebenster Diener Sie aber gewesen. Ich danke Ihnen für Alles, was Sie für Mein Haus und damit zur Förderung der Größe unseres Vaterlandes gethan. Wir begrüßen in Ihnen nicht nur den preußischen Führer, der unserer Armee den Ruhm der Unüberwindlichkeit geschaffen hat, sondern den Mitbegründer und Mitschmieder unseres Deutschen Reiches. Sie sehen hier hohe und erlauchte Fürsten aus allen Gauen Deutschlands, vor Allen des Königs von Sachsen Majestät, der, ein treuer Bundesgenosse Meines Großvaters, es sich nicht hat nehmen lassen, Ihnen persönlich seine Anhänglichkeit zu bezeigen. Alles erinnert an die Zeit, wo er mit Ihnen für Deutschlands Größe hat fechten dürfen.

„Die hohen Auszeichnungen, die Mein verblichener Großvater Ihnen schon hat zu Theil werden lassen, haben Mir Nichts mehr übrig gelassen, um Meinen Dank Ihnen persönlich noch besonders bezeugen zu können; also bitte Ich Sie, eine Huldigung von Mir annehmen zu wollen, die einzige, die Ich in Meinen jungen Jahren Ihnen darbringen kann..

„Das Vorrecht des Monarchen ist es, seine Fahnen, die Symbole, zu denen sein Heer schwört, die seinem Heere voranfliegen, und die seines Heeres Ehre und seines Heeres Tapferkeit in sich verkörpern, bei sich im Vorzimmer stehen zu haben. Dieses Rechtes begebe ich Ich Mich mit besonderem Stolze für den heutigen Tag und bitte Sie, den Fahnen Meiner Garden, die so oft unter Ihnen in manchem heißen Strauß geweht haben, bei sich Aufnahme gestatten zu wollen. Es liegt eine hohe Geschichte in den Bändern und zerschossenen Fetzen, die hier vor Ihnen stehen, eine Geschichte, die zum größten Theil von Ihnen geschrieben worden ist.

„Als ein persönliches Andenken von Mir bitte Ich Sie,

Digitized by Google

dies Zeichen der Würde,*) mit äußerem Schmucke versehen, als Erinnerung an den heutigen Tag annehmen zu wollen. Der eigentliche Feldmarschallstab, den Sie sich vor dem Feinde bereits im Feuer erworben, ruht lange schon in Ihrer Hand. Dieser ist nur ein Symbol, eine Zusammenfassung alles Dessen, was Ich persönlich Ihnen an Achtung, Ehrerbietung und Dankbarkeit darzubringen habe.

„Meine Herren, Ich bitte Sie Alle, mit Mir einzustimmen in den Ruf: Gott segne, erhalte und schütze unseren greisen Feldmarschall noch lange zum Wohle des Heeres und des Vaterlandes! Dem Gefühl der Dankbarkeit dafür, daß er in seiner Größe es verstanden hat, nicht allein dazustehen, sondern eine Schule zu bilden für die Führer des Heeres in Zukunft und alle Ewigkeit, die, in seinem Geiste erzogen, die Größe, Stärke und Kraft unseres Heeres ausmachen werden, geben wir Ausdruck durch den Ruf: Seine Excellenz der Feldmarschall Graf Moltke, Hurrah! Hurrah! Hurrah!"

Der von Seiner Majestät dem Jubilar überreichte Feldmarschallstab war in Silber ausgeführt und mit blauem Sammet überzogen, worauf sich abwechselnd die goldene Kaiserkrone und der Reichsadler befinden. An dem einen Ende des Stabes ist auf weißem Email der reich mit Brillanten besetzte Kaiserliche Namenszug, am anderen Ende in gleicher Ausführung der Reichsadler angebracht. Die Widmung lautet: „König Wilhelm dem Feldmarschall Graf Moltke", sowie „Für seine Verdienste um das Vaterland am 90. Geburtstag. 26. Oktober 1890".

Am Schluß der Rede umarmte und küßte Seine Majestät den Feldmarschall. Tiefbewegt küßte dieser die Hand seines Allerhöchsten Kriegsherrn, seinen Dank in die Worte fassend:

„Eure Majestät haben mich durch die Auszeichnung, die Eure Majestät Selbst mir zu wählen geruht haben, hochbeglückt.

*) Hierbei überreichten Seine Majestät dem Feldmarschall einen Feldmarschallstab.

Digitized by Google

„Eure Majestät Selbst, Seine Majestät den König von Sachsen und so viele erlauchte Fürsten, die Spitzen der Armee und diese glorreichen Siegeszeichen hier zu sehen, ist eine Ehre, die meine Verdienste weit übersteigt, für die ich aber in tiefster Seele dankbar bin!"

Seine Majestät verabschiedete Sich von den Anwesenden und verließ hierauf das Generalstabsgebäude, wobei ihm der Feldmarschall entblößten Hauptes bis an den Wagen das Geleite gab. In den Saal zurückgekehrt, nahm er noch einzeln die Glückwünsche der versammelten Fürsten und Generale entgegen.

Nachdem sich diese verabschiedet hatten, und inzwischen sämmtliche Fahnen und Standarten an den beiden kurzen Wänden des Festsaales aufgestellt worden, betrat die aus vier Offizieren bestehende, aus Trencsin in Ungarn eingetroffene Abordnung des Kaiserlich und Königlich Oesterreichisch-Ungarischen Infanterie-Regiments Nr. 71 Graf Moltke den Saal. Schon Tags zuvor hatte der Kommandeur sich beim Feldmarschall gemeldet. Jetzt überreichte er im Allerhöchsten Auftrage Seiner Majestät des Kaisers von Oesterreich, Königs von Ungarn, ein huldvolles Handschreiben, worin dem Feldmarschall die Glückwünsche des hohen Monarchen ausgesprochen wurden. Mit jedem der Herren unterhielt sich der Feldmarschall längere Zeit.

Hieran schloß sich die Abordnung des preußischen Regiments, dessen Chef der Feldmarschall war, des Colbergschen Grenadier-Regiments Graf Gneisenau (2. Pommersches) Nr. 9, in der Stärke von zehn Offizieren, vier Unteroffizieren, einem Gefreiten und einem Gemeinen. Der hohe Chef erkundigte sich nach dem Ergehen des Regiments und nach einzelnen Verhältnissen des Garnisonortes Stargard, sprach auch mit den einzelnen Mitgliedern noch über persönliche und dienstliche Angelegenheiten und ließ sich zum Schluß von jedem der Unteroffiziere und Mannschaften Namen und Kompagnie nennen.

Jetzt erschienen die Vertreter des Reichstages und des

Digitized by Google

Herrenhauses zur Beglückwünschung. In diesem Augenblicke wurde auch dem Grafen die Ankunft Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Prinzessin Friedrich Karl gemeldet. Nur noch bis zur Thür des Saales konnte er der hohen Frau entgegeneilen, als sie bereits eintrat, mit dem Glückwunsch einen prächtigen Orchideenstrauß überreichend. Mehrere Minuten verweilte die Prinzessin im Saale, sich eingehend nach dem Befinden des Grafen erkundigend, um dann noch seine Familie zu begrüßen.

Nachdem zahlreiche Herren des Hofstaates ihre Glückwünsche ausgesprochen hatten, geschah dies auch durch Abordnungen sämmtlicher Berliner Regimenter und des Leib-Grenadier-Regiments König Friedrich Wilhelm III. (1. Brandenburgischen) Nr. 8, in dem der Gefeierte seine ruhmreiche Laufbahn in preußischen Diensten begonnen hatte.

Es folgten bald nach 1 Uhr die zahlreichen Abordnungen deutscher Städte, mit dem Oberbürgermeister von Berlin, Dr. von Forckenbeck, an ihrer Spitze. Nach einigen einleitenden Worten verlas dieser die dem Jubilar gewidmete, prächtig ausgestattete Adresse:

„Euer Excellenz nahen sich die Vertreter der Städte des Vaterlandes, um Ihnen, ohne Unterschied der Staaten und der Stämme, den Dank der deutschen Bürgerschaften insgemein an Ihrem 90. Geburtstag auszusprechen.

„Nächst dem großen Herrscher, der Sie zu finden und Ihnen die rechte Stelle anzuweisen gewußt hat, und dessen Sie, wie wir Alle, heute in dankbarer Erinnerung gedenken, sind Sie es gewesen, der den lieben Frieden unseres Herdes, das thätige Schaffen der fleißigen Arbeit, das stille Glück der Bürgerhäuser geschirmt und gefestet hat. Geschirmt, indem Sie das gewaltigste Werkzeug der Nation stählten, richteten und lenkten. Gefestet, indem Sie diesem Werkzeug einen Geist einhauchten, der den Schöpfer überdauern wird. Deutschlands Bürger sind auch Deutsch-

Digitized by Google

lands Soldaten. Wir kommen, Ihnen zu danken, wir Alle, die wir unter Ihrer Führung zum Kriege ausgezogen und zur Siegesfeier heimgekehrt sind, und für die, welche nicht heimgekehrt sind, danken Ihnen die Väter und die Brüder. Friedensglück und Mannesehre ist jeden Opfers werth. Auf den Wegen, die Sie uns führten, sind unsere Todten nicht umsonst gestorben, und ihr Name bleibt im freudigen Gedächtniß der Lebenden und wird bleiben in dem ihrer Kinder und Kindeskinder.

„Wir segnen den Tag, der dem deutschen Volke seinen Moltke gab, und nicht minder den Tag, an dem nach 90 Jahren es diesem Volke vergönnt ist, seinem Feldherrn den Dank zu sagen."

Nachdem der Feldmarschall gedankt hatte, sprach der Oberbürgermeister nunmehr noch im Namen der Stadt Berlin die Bitte aus, als Zweig der Kaiser Wilhelm- und Augusta-Stiftung eine Summe von 50000 Mark unter der Bezeichnung „Moltke-Stiftung" annehmen zu wollen, um aus deren Zinsen fünf würdigen alten Personen, um deren Auswahl der Feldmarschall gebeten werde, einen sorgenfreien Lebensabend zu gewähren. Der Graf dankte für dieses „schönste Geschenk", welches ihm hätte gemacht werden können, fügte aber lächelnd hinzu, nun werde er wohl viele Briefe bekommen, worauf Herr von Forckenbeck den Zusammentritt einer Kommission für Prüfung des Materials versprach, so daß dem Jubilar nur die Entscheidung vorbehalten sein solle. Gleichzeitig kam der Feldmarschall noch einmal auf den Fackelzug zurück, gab abermals seiner Freude darüber Ausdruck und fragte scherzend, ob sich auch die Germania bei dem kühlen Wetter nicht erkältet habe.

Abordnungen aus München, Breslau, Chemnitz und Memel überreichten den Ehrenbürgerbrief ihrer Städte. Andere Städte, deren Ehrenbürger der Feldmarschall schon war, statteten ihren Glückwunsch ab. Die Stadt Cöln sandte ihm ein kostbares

Digitized by Google

Erzeugniß ihrer gewerblichen Thätigkeit, einen kunstvoll gearbeiteten Marschallstab. Die Geburtsstadt Parchim ließ die Kaufurkunde des Geburtshauses für eine Stiftung überreichen, wobei sich der Graf lächelnd erkundigte, ob denn der „alte Kasten wirklich noch halte". Bei der Abordnung des Vereines „Berliner Presse" fügte er seinem Dank noch die Worte hinzu: „Sie haben eine gewaltige Macht in Händen, und wenn Sie sie recht gebrauchen, dann ist es sehr schön!" Auf die Adresse der Akademie der Wissenschaften blickend, äußerte er: „Ich sehe hier lauter berühmte Namen. — Es ist mir eine Ehre, Ihr Mitglied zu sein, aber ich bin doch das Mitglied, das am wenigsten fleißig ist." Auch aus dem fernen Auslande, aus dem Herzen des russischen Reiches, war ein Abgeordneter des Vereins deutscher Reichsangehöriger in Moskau mit Glückwunsch und Festgabe, einer Mappe mit Bildern aus Moskau, erschienen, was dem Feldmarschall Gelegenheit gab, auf seinen Aufenthalt dort im Jahre 1856 zurückzukommen. Auf den Glückwunsch des Vorstandes des Oberlin-Vereins, dem der Feldmarschall seit 16 Jahren angehörte, und der eine von den Schwestern der Anstalt aus kleinen Sammet- und Seidenstücken gearbeitete Schlummerdecke überreichte, meinte er lächelnd: „Sie haben dort wohl nur Sammet und Seide zu verarbeiten?" So hatte der Feldmarschall auf die in unablässiger Reihe ihm dargebrachten Glückwünsche und Adressen stets in der ihm eigenen freundlichen und mit feinem Humor verbundenen Art gedankt; ohne irgend eine Ermüdung zu zeigen, nahm er noch — es war 2 Uhr geworden — die Glückwünsche zahlreicher studentischer Verbindungen entgegen, ehe er sich zu kurzer Ruhe zurückzog. Bereits um 6 Uhr trat er, der Einladung seines Kaiserlichen Herrn folgend, die Fahrt nach Potsdam zu dem ihm zu Ehren stattfindenden Festessen an. Noch vor Beginn der Tafel sprach Ihre Majestät die Kaiserin dem Feldmarschall ihre Glückwünsche aus und überreichte ihm dabei eine mit Ihrem Namens-

Digitized by Google

zuge in Brillanten und auserlesenen Steinen geschmückte goldene Dose; auf der inneren Seite des Deckels befindet sich ein Bild des Schlosses Gravenstein in Schleswig, das eine Zeit lang in dem Besitze des dänischen Zweiges der Familie Moltke war.

Um 7 Uhr begann im Muschelsaal des Neuen Palais die Festtafel. Zur Linken Ihrer Majestät saß der Feldmarschall, zur Rechten der König von Sachsen, gegenüber hatte Seine Majestät der Kaiser Platz genommen, während zur Rechten Seiner Majestät der Großherzog von Baden, zur Linken der Großherzog von Hessen ihre Plätze hatten. Es nahmen ferner Theil der Großherzog von Sachsen, Prinz Georg von Sachsen, die Prinzen Leopold von Bayern, Heinrich, Friedrich Leopold und Albrecht von Preußen, der Erbprinz von Sachsen-Meiningen mit Gemahlin, sowie eine große Anzahl höherer Offiziere und Würdenträger.

Während der Tafel erhob Seine Majestät das Glas mit den Worten:

„Ich trinke auf das Wohl des General-Feldmarschalls Grafen Moltke",

hierbei mit dem Jubilar anstoßend.

Auch bei der um 9¼ Uhr nach Berlin erfolgenden Rückfahrt wurden dem Feldmarschall, ebenso wie bei der Hinfahrt, begeisterte Kundgebungen von der zahlreich versammelten Menge dargebracht.

Zu derselben Zeit, wo der Gefeierte an der Kaiserlichen Tafel zu Gaste war, hatten sich auch die Mitglieder seiner Familie in den Räumen des Uhlschen Restaurants, Unter den Linden, versammelt, um auch im engeren Kreise diesen Festtag ihres Oberhauptes feierlich zu begehen.

Aber nicht nur die Familie, auch weite Kreise des Heeres und Volkes hatten sich an diesem Tage zu festlicher Begehung zusammengefunden.

Die Offiziere des Generalstabes hatten ihr Festmahl im

Digitized by Google

Central-Hotel, und hier war es der ehemalige langjährige Adjutant des Jubilars, der Generallieutenant z. D. von Claer, der als Aeltester der Anwesenden in schwungvollen Worten den Kaisertoast ausbrachte, während der Chef der Landesaufnahme, Generalmajor Schreiber, den Jubilar feierte.

Bei allen Offizierkorps fanden Festtafeln statt, und für die Garnison Berlin war an diesem Tage die Parole „Parchim 1800" ausgegeben.

Am Morgen des nächsten Tages um 10 Uhr durfte dann die Kapelle des Garde-Füsilier-Regiments dem Feldmarschall noch eine Morgenmusik darbringen, und am Nachmittag vereinigte der Graf die Abordnungen seines Oesterreichisch-Ungarischen Regiments Nr. 71 und seines Colbergschen Grenadier-Regiments Graf Gneisenau, nebst den bei den Anordnungen der Feier des vergangenen Tages besonders betheiligten Offizieren und seinen nächsten Familienmitgliedern zu einer Mittagstafel. Er erschien hierbei in der kleinen Generalsuniform, mit seinen höchsten preußischen und österreichischen Orden. Während des Essens erhob er das Glas mit den Worten:

„Meine Herren, ich bitte Sie, auf das Wohl der beiden hohen Monarchen, Seiner Majestät des Deutschen Kaisers und Seiner Majestät des Kaisers von Oesterreich und Königs von Ungarn, anzustoßen. Eng verbündet, wie sie beide sind, dürfen wir auf ihr Wohl gemeinsam trinken. Sie leben hoch und nochmals hoch und lange hoch!"

Dem ihm gegenübersitzenden Kommandeur seines ungarischen Regiments trank er später noch besonders zu. Auch nach Aufhebung der Tafel bewegte sich der Graf noch längere Zeit im Kreise seiner Gäste, insbesondere die österreichischen Offiziere durch eingehendere Unterhaltungen auszeichnend.

Hiermit erreichten die Festlichkeiten dieser Tage, soweit der Jubilar persönlich ihren Mittelpunkt bildete, ihr Ende. Ihr Bild würde aber nicht vollständig sein, wenn wir nicht noch

Digitized by Google

erwähnen wollten, daß sich in diesen Tagen zahlreiche festliche Versammlungen in patriotischem Empfinden zusammengefunden hatten, um den Jubilar zu ehren. Neben der Reichshauptstadt hatten darin auch fast alle größeren und kleineren Städte Deutschlands gewetteifert.

Aber auch jenseits der schwarz-weiß-rothen Grenzpfähle fand das Fest überall da einen Widerhall, wo Deutsche in größerer Anzahl bei einander wohnten, und die deutschen Kolonien, die deutschen Vereine im Auslande begingen den Tag in derselben festlichen Weise, wie dies von ihren Stammesgenossen in der Heimath geschah.

Daß auch die gesammte Presse Deutschlands, die Tagespresse wie die illustrirten Zeitschriften, den lebhaftesten Antheil am Feste nahm, bedarf nur der Erwähnung. Es brachten nicht nur alle bedeutenderen Zeitungen größere oder kleinere Erzeugnisse in gebundener oder ungebundener Rede, nein, es dürfte auch kein noch so kleines Blatt geben, das nicht versucht hätte, seinen Lesern die weltgeschichtliche Bedeutung des Jubilars vor Augen zu führen und den Gefühlen des Dankes, der Verehrung und der Bewunderung Ausdruck zu geben. Und das war das Erhebende dieser „Feier in der Presse", daß sich die Blätter aller Parteien daran betheiligten. Allein 498 deutsche Zeitungen, Zeitschriften und Einzelblätter wurden vom Dr. Toeche-Mittler gesammelt und dem Jubilar als Festgrüße des deutschen Volkes überreicht. Auch die Presse des Auslandes gedachte fast überall dieses Tages, und unter ihren Stimmen waren es besonders diejenigen Oesterreich-Ungarns, Italiens und Englands, die in warmen sympathischen Worten der Größe des Feldherrn und der Bedeutung des Tages gerecht wurden.

Endlich darf nicht unerwähnt bleiben, wie die Anzahl der dem Feldmarschall an diesem Tage zugegangenen Glückwünsche geradezu zahllos erscheint. Die Aktenstücke, worin diese gesammelt wurden, enthalten nicht weniger als 5048 Blätter. Unter

Digitized by Google

diesen Glückwünschen nahm die erste Stelle die von Seiner Majestät erlassene Kabinets-Ordre*) ein. Ihr schlossen sich diejenigen sämmtlicher Mitglieder des preußischen Königshauses, sowie fast aller regierenden Fürsten Europas an. Waren doch viele durch Bande persönlicher Werthschätzung seit lange dem großen Manne verbunden.

Oesterreichs Kaiser bringt „Seinen und Seiner gesammten bewaffneten Macht" Glückwunsch dar. König Karl von Rumänien erinnert sich der „unvergeßlichen Stunden, die er im Laufe von 33 Jahren, von 1857 gelegentlich der Festungsübungen in Schweidnitz beginnend, wiederholt mit dem Feldmarschall verbracht und zu den lehrreichsten seines Lebens zählt". Der Sultan Abdul Hamid gedenkt „mit Anerkennung der Dienste, die der Feldmarschall der ottomanischen Armee unter der Regierung des Sultans Mahmud geleistet".

Auch von hohen Militärs und Würdenträgern des In- und Auslandes waren zahllose Glückwünsche eingegangen. Nur einer sei darunter erwähnt, der eines Jugendfreundes des Feldmarschalls, welchem er später auf dem Felde der Waffen gegenüber gestanden hatte, ohne daß dies die Gefühle der Freundschaft Beider für einander geändert hätte. Es war dies der dänische Generallieutenant von Hegermann-Lindencrone. Einst, vor fast drei Menschenaltern, hatte der Feldmarschall in seiner Eltern Hause eine gastliche Stätte gefunden, deren er sich bis in sein höchstes Alter dankbar erinnerte. Dann waren beide durch die Schicksale des Lebens getrennt. Moltke hatte als Chef des preußischen Generalstabes die Operationen der verbündeten preußischen und österreichischen Armee im Kriege gegen Dänemark 1864 geleitet, während Hegermann ihm gegenüber eine dänische Division befehligte. Niemals hatten sie sich aus den Augen verloren, und den warmen Glückwunsch seines Jugendfreundes

*) Dieselbe ist an anderer Stelle dieses Bandes, auf S. 294, abgedruckt.

Digitized by Google

beantwortete der Feldmarschall am Tage nach seinem Geburtstag eigenhändig mit folgendem Schreiben:

Euerer Excellenz

danke ich herzlich für Ihr gütiges Schreiben und den freundlichen Glückwunsch zu meinem gestrigen Geburtstage.

Ich habe Ihre kleine Photographie vor mir und denke — wunderbar! wir haben uns im Leben so selten gesehen, nur in früher Kindheit, dann standen wir uns gewaffnet als Feinde gegenüber, und doch haben wir treue Freundschaft bis ins höchste Alter bewahrt. Es sind die unauslöschlichen Jugendeindrücke, und, wie ich glaube, dieselben loyalen und konservativen Grundsätze, welche uns verbinden, jeden von seinem nationalen Standpunkt aus. Das war es auch, was unsere zwei älteren Brüder, die beiden trefflichen Fritz, so innig verband.

Daß Sie mit der Geschichte des Feldzuges 1864 zufrieden sind, freut mich sehr; es ist mir ein Beweis, daß sie unparteiisch und gerecht aufgefaßt wurde. Hoffentlich narben die Wunden, welche den Ueberlebenden geschlagen sind.

Sehr erfreut hat mich und die Meinigen der Besuch Ihres Herrn Sohnes; er hat uns den besten Eindruck hinterlassen.

Indem ich mich Ihnen und den Ihrigen angelegentlich zu gütigem Andenken empfehle, in Verehrung und unwandelbarer Freundschaft

ergebenst

Graf Moltke,
Feldmarschall.

Aber wie nicht nur auf den Höhen der Menschheit dieses Tages gedacht wurde, sondern wie alle Stände, hoch und niedrig, wetteiferten, dem seltenen Manne den Zoll ihres Dankes zu bringen, und wie neben dem Glückwunsch des Generals auch der des einfachen Musketiers seinen Platz fand, so verschmähte der große Feldherr es auch nicht, seinem geringsten Waffengenossen seinen Dank zu sagen.

Digitized by Google

Musketier Sasse vom Infanterie-Regiment Nr. 48 hatte aus Küstrin ein längeres Glückwunschgedicht übersandt, das mit dem Verse schloß:

Ein Musketier hat schnell dies Ding erdacht,
Dem 48 auf der Schulter lacht,
Der gern Soldat, und dessen Vater auch
Für Deutschlands Einheit ließ den letzten Hauch.
Verzeih' ihm, Feldherr, daß er dies gesandt,
Und sans façon mit Du so angerannt,
Doch kann er's eben besser nicht,
Hat auch nicht Zeit — ihn ruft die Pflicht.
Es jubelt aus der Kameraden Kreis:
Dir, unserm Feldherrn, allzeit Lob und Preis!

Ihm dankte der Feldmarschall mit folgenden Worten:

Wenn der Musketier so hübsche Verse zu schreiben versteht, so zeigt sich, daß in unserer Armee Alles geleistet werden kann.

Ich danke Ihnen für Ihren freundlichen Gruß.

Graf Moltke,
Feldmarschall.

So möge mit diesen freundlichen Worten des großen Mannes die Schilderung dieses Tages ihr Ende finden.

Wie die scheidende Abendsonne zuletzt mit ihren Strahlen die ragenden Gipfel der Welt in rosigem Schimmer erglänzen läßt, so warf die Feier dieses Tages ihr verklärendes Licht auf die letzten Tage dieses großen Heldenlebens. Wenige Monde schwanden, da ward die Natur Meisterin auch dieses nie Besiegten. An seiner Bahre stand das deutsche Volk und betrauerte seinen großen Todten. Das aber, was er seinem Volke gethan hat, wird nie vergessen werden, und sein Name und sein Gedächtniß werden leben, so lange es Deutsche giebt.

v. Bremen.

Digitized by Google

Gedenktage
der militärischen Laufbahn.

—•—

Dänische Dienstzeit:

1811 bis 1817 in der Königlich dänischen Land-Kadetten-Akademie zu Kopenhagen.

22. Januar 1818 bis 1. Januar 1819 Page bei Seiner Majestät dem König von Dänemark mit Offizier-Anciennetät.

1. Januar 1819 bis 5. Januar 1822 Sekondlieutenant im Kgl. dänischen Infanterie-Regiment Oldenburg.

Preußische Dienstzeit:

8. (Leib-) Infanterie-Regiment:

12. März 1822 in der preußischen Armee und zwar als Sekondlieutenant angestellt.

Digitized by Google

1823 bis 1826 zur Allgemeinen Kriegsschule kommandirt.
1827 bis 1828 Lehrer an der Schule der 5. Division.
1828 bis 1831 zur Dienstleistung bei der topographischen Abtheilung des Großen Generalstabes kommandirt.
30. März 1832 bis 30. März 1833 kommandirt zum Großen Generalstabe.

Großer Generalstab:

30. März 1833 unter Beförderung zum Premierlieutenant in den Großen Generalstab versetzt.
30. März 1835 zum Hauptmann befördert.
23. Septbr. 1835 auf sechs Monate nach Wien, Konstantinopel, Athen und Neapel beurlaubt.
8. Juni 1836 nach der Türkei zur Instruktion und Organisation der dortigen Truppen kommandirt.
1. August 1839 zum Großen Generalstabe zurück.

Generalstab IV. Armee-Korps:

18. April 1840 zum Generalstabe des IV. Armee-Korps versetzt.
22. April 1841 gestattet, die in dem ottomanischen Heere mitgemachten Feldzüge 1838/39 als Kriegsjahre doppelt zu zählen.
12. April 1842 zum Major befördert.
21. Oktober 1843 gestattet, das Freiherrn-Prädikat fortzuführen.

Aggregirt dem Generalstabe der Armee:

18. Oktober 1845 zum persönlichen Adjutanten des Prinzen Heinrich von Preußen K. H. in Rom ernannt und dem Generalstabe der Armee aggregirt.
24. Dezbr. 1846 von dem Adjutanten-Verhältniß entbunden und dem Generalstabe des VIII. Armee-Korps, als aggregirt dem Großen Generalstabe, zugetheilt.

Großer Generalstab:

16. Mai 1848 als aggregirt dem Großen Generalstabe zur Uebernahme einer Abtheilungs-Vorsteherstelle zum Großen Generalstabe zurück.

Digitized by Google

22. Juli 1848 als Abtheilungsvorsteher einrangirt.
22. August 1848 als Chef des Generalstabes zum Generalstabe des IV. Armee-Korps versetzt.
26. Septbr. 1850 zum Oberstlieutenant befördert (Patent V).
2. Dezbr. 1851 zum Obersten befördert (Patent G).

Aggregirt dem Generalstabe der Armee:

1. Septbr. 1855 dem Generalstabe der Armee aggregirt und zum ersten persönlichen Adjutanten Sr. K. H. des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen ernannt.
9. August 1856 zum Generalmajor (vorläufig ohne Patent) befördert.
15. Oktober 1856 ein Patent seiner Charge verliehen (Patent B).

Generalstab der Armee:

29. Oktober 1857 von vorstehendem Adjutanten-Verhältniß entbunden und mit Führung der Geschäfte des Chefs des Generalstabes der Armee beauftragt.
18. Septbr. 1858 zum Chef des Generalstabes der Armee ernannt.
31. Mai 1859 zum Generallieutenant befördert (Patent F).
4. August 1860 soll den Belagerungs-Uebungen bei Jülich beiwohnen.
30. Juli 1861 soll für die Dauer der Feldmanöver des VII. und VIII. Armee-Korps in unmittelbarer Nähe Sr. Majestät sich befinden.
5. April 1862 wird Mitglied einer Kommission, die darüber berathen soll, ob in dem Militär-Etat ohne Gefährdung der Schlagfertigkeit der Armee vorübergehende Ersparnisse gemacht werden können.
11. April 1862 wird zum preußischen Kommissar für die in Hamburg am 12. d. M. zusammentretende Küstenvertheidigungs-Kommission ernannt.

Digitized by Google

21. August 1863 soll während der Feldmanöver des Gardekorps und III. Armee-Korps als Schiedsrichter fungiren.

17. Novbr. 1863 wird zum Mitgliede der in Frankfurt a. M. zusammentretenden Militär-Konferenz ernannt, welche vom militärischen Standpunkte aus die erforderlichen Maßregeln zur Vollziehung der Bundesexekution in Holstein berathen soll.

11. Febr. 1864 soll sich zu der alliirten Armee zum General-Feldmarschall Frhrn. von Wrangel begeben.

30. April 1864 soll die Geschäfte des Stabes des Oberkommandos der alliirten Armee für die Dauer der Abkommandirung des Generallieutenants Vogel von Falckenstein übernehmen.

18. Mai 1864 soll einstweilen noch in dieser Funktion verbleiben.

18. Dezbr. 1864 von diesem Verhältniß entbunden.

3. Januar 1865 soll den Prinzen Friedrich Karl von Preußen K. H. auf seiner Reise nach Wien begleiten.

22. August 1865 soll den diesjährigen Feldmanövern des IV. Armee-Korps beiwohnen und für die Dauer derselben in der Begleitung Sr. Majestät des Königs sich befinden.

8. Juni 1866 zum General der Infanterie befördert (Patent A).

20. Septbr. 1866 zum Chef des Colbergschen Grenadier-Regiments (2. Pommerschen) Nr. 9 ernannt.

20. Mai 1867 soll auf der Reise Sr. Majestät des Königs nach Paris sich im Allerhöchsten militärischen Gefolge befinden.

4. Juni 1868 tritt als Mitglied zu einer Kommission, welche die Emplacements für die Küstenbefestigung einer Prüfung zu unterwerfen und festzustellen hat.

Digitized by Google

30. Juli 1868 soll den Prinzen Albrecht von Preußen K. H. (Bruder Sr. Majestät) auf der Reise zur Besichtigung der Gefechtsfelder der Main-Armee von 1866 in der Zeit vom 1. bis 16. August d. J. begleiten.

8. März 1869 50jähriges Dienstjubiläum.

12. März 1869 erhält nachträglich zu dem Tage, an welchem er eine rühmliche Dienstzeit von 50 Jahren zurückgelegt, in dankbarer Anerkennung seiner ausgezeichneten Dienste das Bildniß Sr. Majestät des Königs.

5. August 1869 soll bei den diesjährigen Herbstübungen des I. und II. Armee-Korps den Feldmanövern der Divisionen gegeneinander beiwohnen und sich für die Dauer derselben in der Begleitung Sr. Majestät befinden.

20. Juli 1870 (bis 2. Mai 1871) Chef des Generalstabes der Armee im großen Hauptquartier Sr. Majestät des Königs während der Dauer des Krieges.

28. Oktober 1870 in den Grafenstand erhoben.

16. Juni 1871 zum General-Feldmarschall befördert (Patent A).

5. April 1873 soll sich auf der Reise Sr. Majestät des Kaisers und Königs nach St. Petersburg im Allerhöchsten Gefolge befinden.

1. Septbr. 1873 zur Feier des vor drei Jahren bei Sedan erfochtenen großen Sieges die besondere Auszeichnung verliehen, daß das Fort Nr. 2 von Straßburg den Namen „Fort Moltke“ erhält.

22. August 1874 hat den diesjährigen großen Herbstübungen des X. Armee-Korps beizuwohnen und sich für die Dauer derselben in der Begleitung Sr. Majestät zu befinden.

Digitized by Google

5. August 1875 hat den diesjährigen großen Herbstübungen des V. und VI. Armee-Korps sowie des IX. Armee-Korps beizuwohnen und sich für die Dauer derselben in der Begleitung Sr. Majestät zu befinden.

27. Septbr. 1875 hat sich im Gefolge Sr. Majestät des Kaisers und Königs auf der Reise nach Italien zu befinden.

22. August 1876 hat den großen Herbstübungen des Gardekorps und III. Armee-Korps, sowie des IV. und XII. Armee-Korps beizuwohnen und für die Dauer derselben sich in der Allerhöchsten Begleitung zu befinden.

14. April 1877 soll Se. Majestät auf der Reise durchs Reichsland begleiten.

26. Juli 1877 hat den großen Herbstübungen des VII. und VIII., sowie des XIV. Armee-Korps beizuwohnen und sich für die Dauer derselben in der Begleitung Sr. Majestät zu befinden.

14. August 1877 soll Se. Majestät auch bei den am 24. und 25. September bei Darmstadt stattfindenden Kavallerie-Divisions-Uebungen begleiten.

3. Septbr. 1878 hat den diesjährigen großen Herbstübungen des XI. Armee-Korps beizuwohnen und sich in der Allerhöchsten Begleitung für die Dauer der Uebungen zu befinden.

8. März 1879 erhält zu seinem 60jährigen Dienstjubiläum Glückwunsch und Dank, Kreuz und Stern des Ordens pour le mérite, sowie eine Reiterstatuette Sr. Majestät des Kaisers und Königs.

Digitized by Google

31. Juli 1879 hat den großen Herbstübungen des I., II. und XV. Armee-Korps beizuwohnen und sich in der Allerhöchsten Begleitung zu befinden.

19. Septbr. 1879 soll bei der Parade der 16. Division, sowie bei der Besichtigung der Schlachtfelder bei Metz in der Begleitung Sr. Majestät sich befinden.

22. Juli 1880 hat den großen Herbstübungen des Gardekorps und III. Armee-Korps beizuwohnen und sich für die Dauer derselben in der Begleitung Sr. Majestät zu befinden.

27. Juli 1880 wird in Berücksichtigung seiner Bitte für dieses Mal von der persönlichen Leitung der diesjährigen Uebungen des Großen Generalstabes entbunden.

26. Juli 1881 hat den Herbstübungen des X. und IX. Armee-Korps beizuwohnen und sich für die Dauer derselben in der Begleitung Sr. Majestät zu befinden.

27. Dezbr. 1881 ausgesprochen, daß seine Verdienste um die Armee viel zu groß sind, um jemals — so lange er lebt — an sein Scheiden aus derselben denken zu können. Auf sein Abschiedsgesuch kann daher weder jetzt noch überhaupt jemals eingegangen werden.

27. Juli 1882 hat den Herbstübungen des V. und VI. Armee-Korps beizuwohnen und sich in der Begleitung Sr. Majestät zu befinden.

19. Juli 1883 hat der am 28. September stattfindenden Feier der Einweihung des National-Denkmals auf dem Niederwald beizuwohnen.

26. Juli 1883 hat den großen Herbstübungen des IV. und XI. Armee-Korps beizuwohnen und sich für die Dauer derselben in der Begleitung Sr. Majestät zu befinden.

Digitized by Google

23. Mai 1884 soll der Feier der Grundsteinlegung des Reichstagsgebäudes beiwohnen.

14. August 1884 hat den großen Herbstübungen des VII. und VIII. Armee-Korps beizuwohnen und für die Dauer derselben sich in der Begleitung Sr. Majestät zu befinden.

11. April 1885 ist in der Eigenschaft als Mitglied der Landes-Vertheidigungs-Kommission in Behinderungsfällen durch den General-Quartiermeister zu vertreten.

15. August 1885 soll den diesjährigen großen Herbstübungen des XIV. Armee-Korps beiwohnen.

8. Septbr. 1885 soll Se. Majestät auf der Reise nach Karlsruhe und Stuttgart zu den großen Herbstübungen des XIII. Armee-Korps begleiten.

3. August 1886 hat den Herbstübungen des XV. Armee-Korps beizuwohnen und für die Dauer derselben in der Begleitung Sr. Majestät sich zu befinden.

28. April 1887 Sommeraufenthalt in Creisau und eine daran sich anschließende Erholungsreise genehmigt.

2. August 1887 hat den großen Herbstübungen des I. und II. Armee-Korps beizuwohnen und für die Dauer derselben in der Begleitung Sr. Majestät sich zu befinden.

4. Septbr. 1887 Theilnahme an der Revue des I. Armee-Korps freigestellt.

Landes-Vertheidigungs-Kommission:

10. August 1888 zum Präses der Landes-Vertheidigungs-Kommission ernannt unter Entbindung von der Stellung als Chef des Generalstabes.

Digitized by Google

Wir schalten hier das Schreiben ein, mit welchem der Feldmarschall sich von seinen Untergebenen verabschiedete:

An den Generalstab.

Nachdem auf mein Ansuchen Seine Majestät mich von den Geschäften des Generalstabs entbunden, drängt es mich, den Herren Chefs und den sämmtlichen Offizieren und Beamten des Korps meinen aufrichtigen und herzlichen Dank zu sagen für die treffliche Unterstützung, welche sie mir jeder Zeit gewährt haben.

Ich darf sagen, daß glänzende Leistungen in Krieg wie Frieden und verständnißvolles Zusammenwirken Aller zu demselben Ziel in der Armee ein volles Vertrauen zum Generalstab gegründet haben, und bin gewiß, daß dieses Vertrauen unter der bereits bewährten Leitung meines Herrn Nachfolgers im Amt ein dauerndes bleiben wird.

Durch die gnädige Bestimmung Seiner Majestät werde ich auch ferner noch der Armee angehören und in einer neuen Stellung vielfach in geschäftliche Verbindung mit dem Generalstab treten. Stets werde ich innigen Antheil an dem persönlichen Ergehen der Offiziere eines Korps nehmen, welchem ich länger als ein halbes Jahrhundert angehört habe, und bitte Alle, mich in freundlichem Andenken zu bewahren.

Creisau, den 16. August 1888.

Graf von Moltke,
General-Feldmarschall.

8. März 1889 70jähriges Dienstjubiläum.
2. April 1891 à la suite des 1. See-Bataillons gestellt.

Digitized by Google

Das ihm von Seiten der Städte verliehene **Ehrenbürgerrecht** wurde ihm durch Allerhöchste Kabinets-Ordre anzunehmen gestattet:

am 3. Novbr. 1866 von der Stadt Colberg,
" 14. Novbr. 1867 von der Stadt Parchim,
" 29. Oktbr. 1870 von der Stadt Magdeburg,
" 23. Dezbr. 1870 von der Stadt Worms,
" 6. Febr. 1871 von der Stadt Leipzig,
" 9. Febr. 1871 von der Freien und Hansestadt Hamburg,
" 4. April 1871 von der Haupt- und Residenzstadt Berlin,
" 4. April 1871 von der Stadt Görlitz,
" 11. Mai 1871 von der Stadt Schweidnitz,
" 15. Juni 1871 von den Freien und Hansestädten Lübeck und Bremen,
" 11. Septbr. 1880 von der Stadt Köln a. Rh.,
" 29. Januar 1885 von der Stadt Stargard i. P.,
" 26. Oktbr. 1890 von der Haupt- und Residenzstadt München,
" 26. Oktbr. 1890 von der Haupt- und Residenzstadt Breslau,
" 26. Oktbr. 1890 von der Stadt Chemnitz,
" 26. Oktbr. 1890 von der Stadt Memel.

Digitized by Google

Der letzte Lebenstag.

Die nachfolgenden Aufzeichnungen schrieb ich in der Nacht vom 24. auf den 25. April 1891, einige Stunden nach dem so plötzlich und überraschend erfolgten Tode des General-Feldmarschalls Grafen von Moltke, unter dem frischen Eindruck des Geschehenen nieder. Sie waren bestimmt, mir selbst die Erinnerung festzuhalten und zur Mittheilung an die Mitglieder der Familie.

Am Freitag den 24. April war Onkel Helmuth schon um 7½ Uhr aufgestanden, etwas früher als er in der letzten Zeit aufzustehen pflegte, um meiner Schwägerin Olga Lebewohl zu sagen, die, nachdem sie längere Zeit bei uns zum Besuch gewesen war, mit dem Zuge um 8 Uhr 25 Minuten nach Kopenhagen abreiste. Er war frisch und heiter und verabschiedete sich in liebenswürdigster Weise von Olga, nachdem er mit uns Allen gemeinsam gefrühstückt hatte. Um 9 Uhr von der Bahn zurückgekehrt, ging ich zu ihm in sein Arbeitszimmer, um wie gewöhnlich die Postsachen und seine kurzen Anweisungen über Beantwortung der Briefe in Empfang zu nehmen. Er war wie überhaupt in der letzten Zeit geistig sehr rege und voller Interesse für alle Kleinigkeiten unseres täglichen Lebens, sah frisch und gesund aus und sagte mir, daß er heute wegen der Abstimmung über die Gewerbeordnung in das Herrenhaus müsse. Um 12 Uhr fuhr er allein dorthin. Er hatte Liza*) durch

*) Gemahlin des Majors von Moltke.

Digitized by Google

den Diener fragen lassen, ob sie mitfahren wolle, hatte dann aber ihr Herunterkommen nicht abgewartet, sondern war fortgefahren, bevor sie Zeit gehabt hatte, sich zur Ausfahrt anzukleiden. Er schickte darauf den Wagen zurück, nachdem er den Kutscher beauftragt hatte, Liza fragen zu lassen, ob sie spazieren fahren wolle. Ich ritt um 2 Uhr aus und kam so spät zurück, daß ich Onkel Helmuth erst um 5 Uhr bei Tisch wiedersah. Er war um 3 Uhr aus dem Herrenhause zu Fuß zurückgekehrt. Während des Mittagessens hat Keiner von uns etwas Auffälliges an ihm bemerkt. Er aß mit recht gutem Appetit und scherzte wie immer freundlich mit den Kindern, die sich an ihn drängten, um ihm erst guten Tag zu sagen und nach Tisch gesegnete Mahlzeit zu wünschen. Nachdem der Kaffee genommen war, ging Onkel Helmuth, wie er es immer zu thun pflegte, in sein Zimmer, um die Zeitungen zu lesen. Um 8 Uhr, zu unserer gewöhnlichen Theestunde, kam er frisch und heiter wieder zu uns herüber. Der Thee war in dem sogenannten Silberzimmer servirt, wo auch der Whisttisch bereits fertig stand.

Zugegen waren Liza, Herr und Frau Marcher aus Schweden, die seit etwa 14 Tagen bei uns zum Besuch waren, und ich. Eine Stunde vor dem Thee war noch Herr Dreßler gekommen, mit dem ich von 7 bis 8 Uhr in dem großen Musiksaal musizirt hatte. Er blieb zum Thee, um nach beendetem Whist dem Feldmarschall noch etwas vorzuspielen, falls dieser, wie es gewöhnlich der Fall war, vor dem Schlafengehen noch Musik zu hören wünschte. Onkel Helmuth trank seinen Thee und das Glas Moselwein, das er immer Abends zu genießen pflegte, er aß, mit mehr Appetit als sonst oft, zwei Butterbrötchen und ein Stück Kuchen, war sehr guter Laune, sagte scherzender Weise zu Herrn Dreßler, er habe uns vorhin heimlich belauscht und wir hätten eine gräuliche Musik vollführt. Unter Anderem erzählte er auch, daß er aus der Zeitung ersehen, wie Seine Majestät der Kaiser heute morgen bei 3 Grad Kälte

Digitized by Google

auf den Auerhahn gepürscht habe. Nachdem er seinen Thee getrunken hatte, bot ich ihm eine Cigarre an, die er anzündete, und wir setzten uns bald darauf zur Partie.

Onkel Helmuth spielte mit Herrn Marcher. Er saß mit dem Rücken nach dem großen Spiegel, das Gesicht der Korridorthür zugewendet. Ich, mit Liza spielend, saß zu seiner Rechten, Liza links von ihm. Das Spiel ging hin und her. Wir fingen, da es schon etwas spät geworden war, mit Cayenne an und gewannen und verloren abwechselnd die Robber, indem wir die Touren der Reihe nach durchspielten. Als wir zum letzten Robber, der schwarzen Dame, gekommen waren, die wie gewöhnlich dreimal gespielt wurde, hielt Onkel Helmuth, der eben begonnen hatte, Karten zu geben, plötzlich inne. Er legte die Karten vor sich auf den Tisch, lehnte sich in seinen Stuhl zurück und schien Schwierigkeiten beim Athmen zu haben. Liza frug ihn: „Hast Du Asthma, Onkel Helmuth?" worauf er erwiederte: „Ja, ich habe ein bischen Asthma." Ich sagte nun zu ihm: „Bitte, Onkel Helmuth, laß mich für Dich geben", und er schob mir die Karten hin, die ich nun ausgab. Währenddem hatte er sich wieder erholt und nahm seine Karten auf. Wir spielten dann das Spiel und Liza und ich wurden groß Schlemm; so gewann er den letzten Robber seines Lebens noch in glänzender Weise. Er trommelte, wie er bei solchen Gelegenheiten zu thun pflegte, mit den Fingern auf die Tischplatte und sagte mit Bezug darauf, daß er die vorhergehenden Spiele verloren hatte, in heiterster Weise zu Herrn Marcher: „Wat seggt hei nu tau sine Süpers!" ein Wort, das er gern anführte und das nach seiner Erzählung ein Dragoner-Regiment dem großen König zugerufen haben sollte, als es mit einer Menge eroberter Standarten nach der Schlacht bei Roßbach bei ihm vorüberzog. Der König habe sich nämlich vorher aus irgend einer Veranlassung sehr ungnädig über das Regiment geäußert und gesagt, das Regiment tauge nichts, die Kerle seien alle Säufer.

Digitized by Google

Liza fragte ihn nun, ob er sich wieder wohl fühle, was er leichthin verneinte. Wir kannten ja diese Anfälle von Asthma, unter denen er seit den letzten zehn Jahren zeitweilig zu leiden hatte, so gut. Hundertemal waren wir Zeugen davon gewesen, und immer waren sie vorübergegangen, nachdem er einige Minuten ganz still gesessen hatte. Dennoch wurde Liza seines blassen Aussehens wegen besorgt und sagte zu ihm: „Onkel Helmuth, wollen wir nicht lieber aufhören? Herr Dreßler kann Dir ja noch etwas vorspielen.“ Onkel Helmuth ging sofort auf diesen Vorschlag ein. Ich machte die Abrechnung, wir hatten 2 Pfennige gewonnen, und Onkel Helmuth erklärte, die könnten nicht ausbezahlt werden. Während er nun, entgegen seiner sonstigen Gewohnheit, nach beendetem Spiel ruhig auf seinem Stuhl sitzen blieb, ging ich hinaus, um meinem Diener zu sagen, er solle die Lampen auf den Flügel stellen. Herr Dreßler folgte mir in den Musiksaal, Herr und Frau Marcher gingen in Lizas neben dem Theezimmer liegenden Salon. Liza blieb bei Onkel Helmuth im Spielzimmer zurück. Da es ihr schien, als ob er matt aussehe, fühlte sie ihm den Puls, der schwach aber regelmäßig ging. Sie bat ihn, ein Glas Wein zu trinken, was er aber ablehnte, indem er sagte, er habe schon zum Thee zu viel gegossen. Dann bat Liza ihn, er möge doch ruhig sitzen bleiben, man könne ja bei offenstehender Thür die Musik sehr gut von hier aus hören. Onkel Helmuth aber erwiederte: „Nein, das geht nicht; wenn er für mich spielen will, muß ich auch hineingehen.“ Er stand nun auf und kam in den Musiksaal, wo inzwischen die Lampen angezündet waren, und Herr Dreßler sich präludirend an den Flügel gesetzt hatte. Hier setzte sich Onkel Helmuth auf einen Stuhl gleich rechts neben der nach dem Konferenzzimmer führenden Thür und faltete die Hände, zwischen denen er sein rothseidenes Schnupftuch hielt, im Schoß. Er hatte einen aufgeknöpften Militärüberrock an und darunter eine weiße Piquéweste, dazu trug er alte graue Civilbeinkleider und

Digitized by Google

ein Paar leichte Lederschuhe; um den Hals hatte er ein grau-seidenes Tuch geschlungen. Er hatte sich mithin die einzige Bequemlichkeit in seinem Anzuge gestattet, die er sich, und auch dies nur im engsten Familienkreise, zu erlauben pflegte.

Ich fragte nun Herrn Dreßler, welche Noten ich ihm hinlegen solle, worauf er sagte: „Ich werde ohne Noten spielen.“ Er begann hierauf eine eigene Komposition vorzutragen, deren schwermüthiger Rhythmus mich betroffen machte. Ich wußte, daß Onkel Helmuth, wenn er sich nicht ganz wohl fühlte, es liebte, durch heitere Melodien abgelenkt zu werden, und war im Begriff, Herrn Dreßler zu unterbrechen und ihn zu bitten, ein anderes Musikstück zu wählen, als Onkel Helmuth plötzlich aufstand und mit leisen Schritten, um den Spieler nicht zu stören, in das Nebenzimmer ging. Ich weiß nicht, woher es kam, aber ich war um ihn besorgt geworden, als ich sah, wie er mit gefalteten Händen und mit leicht vornüber geneigtem Kopf dasaß, in einer Haltung, die ich nur an ihm bemerkt hatte, als er vor etwa fünf Jahren einmal ernstlich am Lungenkatarrh erkrankt war und sein Ende herannahen glaubte. Sobald Herr Dreßler daher die kurze Melodie zu Ende gespielt hatte, ging ich, von innerer Unruhe getrieben, Onkel Helmuth nach. Er hatte die Thür zum Nebenzimmer halb offen stehen lassen, in dem Zimmer selbst war es dunkel. Ich stand einen Augenblick an der Thür still und lauschte. Ich wußte, daß Onkel Helmuth es nicht liebte, wenn man aus seinen asthmatischen Anfällen viel machte und ihn mit übereifriger Sorgfalt belästigte. Deshalb zögerte ich noch, hineinzugehen, als es mir schien, als ob ich ein leichtes Stöhnen hörte, doch war ich meiner Sache nicht sicher. Indem kam Liza dazu, die ebenfalls von einer instinktiven Besorgniß um den Onkel erfaßt war und sich nach ihm umsehen wollte. Wir standen nun vielleicht eine halbe Minute nebeneinander vor der Thür, hörten aber nichts. Ich sagte Liza, daß es mir so vorgekommen wäre, als ob ich ein leises Stöhnen

Digitized by Google

vernommen hätte, und sie erwiederte: „Geh' doch hinein und sieh zu, ob Onkel Helmuth etwas fehlt.“ In demselben Augenblick hörten wir einen tiefen Seufzer, und ich ging nun rasch in das Zimmer. In der undeutlichen Beleuchtung konnte ich nur erkennen, daß Onkel Helmuth auf einem Stuhl saß, er hatte die Ellenbogen auf die Kniee gelegt und der Oberkörper war tief vornüber gebeugt. Ich trat rasch auf ihn zu und sagte: „Onkel Helmuth, fehlt Dir etwas?“ worauf er den Kopf hob und mit unendlich weicher Stimme, deren Klang ich nie vergessen werde, sagte: „Wie?“ Ich bekam einen Todesschreck, faßte an seine Stirn, sie war kalt, ebenso seine Hände; ich rief noch einmal, „Onkel Helmuth, bist Du krank?“ worauf er nicht mehr antwortete. Ich rief nach Liza, sie möge Licht bringen, und nahm Onkel Helmuths sich wieder vornüber neigende Stirn in meine Hand. Sie sank schwer in dieselbe hinein, und gleichzeitig schien es mir, als ob der ganze Körper plötzlich seine Spannkraft verlöre und in sich zusammensänke. Inzwischen hatte mein Diener, von Liza gerufen, Licht gebracht; ich kniete vor Onkel Helmuth nieder und fing seinen Körper in meinen Armen auf. Liza stand neben mir, und Beide unterstützten wir den Sterbenden, der augenscheinlich schon die Besinnung verloren hatte. Ich rief nach Marcher, der aus dem Salon herbeistürzte, wir hoben Onkel Helmuth in die Höhe und trugen ihn in unseren Armen nach seinem Schlafzimmer, wo wir ihn auf sein Bett niederlegten. Meinen Diener hatte ich in aller Eile nach dem Arzt geschickt. Marcher und ich entkleideten Onkel Helmuth rasch und legten die Decken über ihn. Von dem Augenblick an, wo ich zu ihm hineinkam, war es mir unzweifelhaft, was uns bevorstände; ich glaube bestimmt, daß er mich noch erkannte und das Bewußtsein davon hatte, daß ich ihm zu Hülfe eile, denn wie ich ihn umfaßte, um ihn zu stützen, ließ auf einmal die Anspannung nach, durch die er sich bis dahin gehalten hatte; mir kam das Gefühl, als ob er die Empfindung habe: so, jetzt kann

Digitized by Google

ich nachlaſſen, jetzt ſind Andere da, die mich halten können. Er lag ſtill auf ſeinem Bett, nur ab und zu hoben, ſeltener werdend, tiefe Athemzüge ſeine Bruſt, die Hände waren leicht übereinander gelegt, der Körper in natürlicher Haltung geſtreckt.

Einmal ſchien es noch, als ob das Bewußtſein ihm zurückkehren wolle. Er machte eine Bewegung, als wollte er den Kopf heben, dann wandte er denſelben mit leichter Beugung nach links, wo an der Wand des Schlafzimmers, von Palmenzweigen umgeben, das Bild ſeiner verſtorbenen Frau hing, und während ſeine Augen, ſchon von den Schatten des Todes umdunkelt, die Züge der treuen Gefährtin ſeiner früheren Tage zu ſuchen ſchienen, ging ſtill und friedlich ſeine Seele hinüber, um auszuruhen von der Arbeit eines einundneunzigjährigen Lebens.

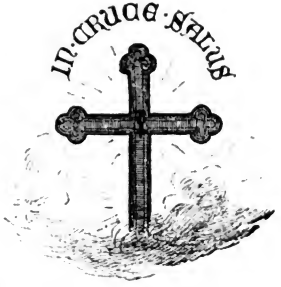
Er hat, ſoweit es Menſchen beurtheilen können, keinen ſchweren letzten Kampf gekämpft, kein Zug veränderte ſich in dem feinen, wie aus Marmor gemeißelten Antlitz, kein Todesſeufzer entfloh den ruhig geſchloſſenen Lippen. Immer auf den Tod vorbereitet, den er nicht fürchtete, ſondern oft als einen Uebergang zu einem neuen Leben reineren Schauens und Erkennens erhofft hatte, folgte er ſtill und willig, als der Herr ihn rief. Auf ſeinem Antlitz lag tiefer Friede und der Abglanz eines inneren, faſt heiteren Glücks.

Seit wir vom Whiſttiſch aufgeſtanden waren, mochten vielleicht 10 Minuten vergangen ſein. Um 9 Uhr 45 Minuten hatte das Herz aufgehört zu ſchlagen. Leiſe drückte ich ihm die Augen zu, während Liza, über ihn gebeugt, bittere Thränen vergoß.

Als Doktor Beuſter kam, war längſt Alles vorüber, und er konnte nur den Tod beſtätigen.

Helmuth v. Moltke,
Major.

Digitized by Google



Seine Lieblingssprüche aus der heiligen Schrift.

Der Feldmarschall benutzte seit dem Tode seiner Gemahlin ihr Exemplar der heiligen Schrift, das „Neue Testament, mit Erläuterungen herausgegeben von Lisco, Berlin, Enslinsche Buchhandlung 1840." Das Buch lag stets entweder auf seinem Arbeitstische oder auf seinem Nachttische. Zwischen die Blätter hatte er eine kleine Photographie der Verewigten gelegt. Auf dem vorgehefteten weißen Blatte hatte er folgende Stellen der heiligen Schrift eingeschrieben:

Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.
Paulus an die Korinther II., Kap. 12, V. 9.

Und Ich, wenn ich erhöhet werde von der Erde, so will ich sie alle zu mir ziehen. Ev. Johannis, Kap. 12, V. 32.

Nun erfahre ich mit der Wahrheit, daß Gott die Person nicht ansiehet, sondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm. Apostelgesch. Kap. 10, V. 34, 35.

Es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel. Ev. Matthäi, Kap. 7, V. 21.

Die Kraft des Herrn ist in dem Schwachen mächtig.

Digitized by Google

Trostgedanken über das irdische und Zuversicht auf das ewige Leben.

Vorbemerkung.

Des greisen Feldmarschalls letzte Niederschrift von Bedeutung ist Betrachtungen, Gedankenfolgerungen gewidmet, zu denen er die Eindrücke und Erfahrungen seines ernsten und bewegten Lebens verwerthete, um aus ihnen einen trostreichen Abschluß des Lebens, einen Grund zu finden, von welchem aus er den Blick in das Jenseits richten und die Zuversicht eines ewigen Lebens folgern konnte.

Ist schon diese Absicht des Feldmarschalls, zur Klarheit über sein Erdenloos, zum Einklang der in seiner Seele wirkenden und der die Welt beherrschenden Mächte, zu einer Versöhnung zwischen Wissen und Glauben zu gelangen, zu einer Einsicht, daß das irdische Leben als Vorstufe des ewigen angeschaut werden darf und demgemäß gelenkt werden soll — ist schon dieser Zielpunkt so erhaben, daß Jeder von uns diese Bekenntnisse mit Rührung und Ehrfurcht entgegennehmen wird, so steigern sich diese Empfindungen und der Werth des Dargebotenen, wenn wir gewahren, mit welchem Ernst, aus wie tiefem Drange seiner Seele der Feldmarschall diese Gedanken in sich bewegt und gereift hat. — Und mehr als das. Diesen seinen Lebenstrost wünschte er seiner Familie als ein Vermächtniß zu hinterlassen; als ein offenherziges Bekenntniß seiner ihm eigenen Ueberzeugung. Dafür sollte diese Handschrift, die mit wunderbar festen Schriftzügen, wie sie gleichsam den Werth des Inhalts andeuten, in seinem letzten Lebensjahre von ihm abgeschlossen wurde, unter den Nachkommen gelten.

Digitized by Google

Er ſchrieb dieſe Gedanken in Creiſau und beließ die Niederſchrift dort in ſeinem Schreibtiſche; kam er auf ſeinen Landſitz zurück, ſo prüfte er das Geſchriebene und arbeitete es um. Nicht weniger als vier Entwürfe zur Einleitung dieſes Schriftſtückes haben ſich erhalten.

Der Gang ſeiner Gedanken blieb in allen dieſen Bearbeitungen der nämliche; aber einerſeits prägte er ihren Ausdruck ſchärfer aus durch immer erneute, vertiefte Betrachtung, und andererſeits entwickelte er ſie auch weiter, um ſie erſchöpfender und überzeugender darzuſtellen. —

Der Inhalt dieſer Blätter enthält den edlen Abſchluß eines edlen Lebens. Verſöhnt mit den Gegenſätzen, den Widerſprüchen des Lebens und über ſie erhaben, wie wir Alle ihn gekannt und als Vorbild

Der Menſch fühlt ſich als geſchloſſenes Ganze, geſondert von der übrigen Welt, und gegen ſie äußerlich begrenzt durch die körperliche Hülle, welche hier auf Erden der Seele zur Wohnung dient.

Dennoch möchte ich in dieſem Ganzen Funktionen erkennen, die, innig verbunden und von der Seele beherrſcht, doch eine ſelbſtſtändige Exiſtenz haben.

Digitized by Google

verehrt haben, erscheint er in ihnen; durchgeistigt von selbsterrungenen, friedevollen Grundsätzen. Hier erfahren wir das Wesen dieser seiner Erhabenheit über die Welt, dieser gleichmüthigen Zufriedenheit seiner Seele.

Die Ehrfurcht gebietet, daß auch die früheren Niederschriften, soweit sie in Bruchstücken sich noch vorfanden, verwerthet wurden; die letzte Ausarbeitung (D) giebt daher die linke Druckseite, die rechte den früheren Wortlaut. Und zwar sind von letzterem drei Niederschriften zu unterscheiden, von denen A und B in Quarto, C in Folio, gleich der letzten, D, geschrieben waren.

Dr. Toeche-Mittler.

A.

Der Menſch fühlt ſich als ein von allen[1]) übrigen Weſen[2]) geſondertes Ganze, äußerlich umgrenzt, und in dieſer Welt untrennbar verbunden mit der körperlichen Hülle, welche der Seele, dem eigentlichen „Ich", zur Wohnung dient.[3])

Aber trotz der innigen Verbindung beider zu einem Ganzen, iſt ein gewiſſer Dualismus unverkennbar.

(Die) S(eele) beherrſcht den Kö(rper) .....Willens..... .....unabh(ängig).

B.

Der Menſch fühlt ſich als | [4]) geſchloſſenes Ganze, abgeſondert von der übrigen Welt und gegen dieſe äußerlich abgegrenzt[5]) durch die körperliche Hülle, welche hier auf Erden der Seele zur Wohnung dient.

Dennoch mögte ich in dieſem Ganzen drei Functionen erkennen, die innig verbunden, doch ein v. d. Seele beherrſchte ſelbſtändige Exiſtenz haben.

Der Körper dient im normalen Zuſtand dem Willen der Seele, wie

C.

(Anfang.)

Mir will es ſcheinen, daß in jedem Menſchen drei verſchiedene Functionen — einheitlich aber ſelbſtſtändig, ja zum Theil unabhängig — zuſammenwirken.

Zwei derſelben erkennen die Oberherrſchaft

1) Geſtrichen: der. 2) Geſtrichen: Welt.
3) Lücken werden durch .... angedeutet; ſchließt ein Abſatz ohne ..., ſo folgt ihm alſo in der Handſchrift der nächſte im ununterbrochenen Zuſammenhange der Zeilen.
4) Geſtrichen: in ſich. 5) Geſtrichen: abgeſchloſſen.

Digitized by Google

Aus dem Dunkel unſerer Entſtehung entwickelt ſich der Körper zuerſt. Raſtlos arbeitet ſeine Natur an dem Wachsthum des Kindes und bereitet ſchon in ihm die Wohnung für höhere Organe vor. Die Akme der Vollkommenheit erreicht der Körper ſchon vor der Hälfte ſeiner Dauer, und aus dem Ueberſchuß ſeiner Kraft erweckt er neues Leben. Von da an Abnahme und nur noch das mühſame Streben nach Erhaltung des eigenen Beſtehens.

Während vielleicht eines Drittheils unſeres Daſeins während des Schlafes, empfängt der Leib keine Befehle ſeiner Beherrſcherin, und doch pulſirt der Herzſchlag ununterbrochen,* die Stoffe wechſeln und der Athmungsprozeß vollzieht ſich, alles ohne unſer Wollen.

Und ſelbſt gegen dieſe kann die Thätigkeit des Dieners ſich auflehnen, wenn zum Beiſpiel der Krampf unſere Muskeln qualvoll zuſammenzieht. Aber der Schmerz iſt der Ruf nach Hülfe und Beiſtand, wenn die lebendige Körperfunktion die Herrſchaft über die todte Materie verloren hat, was wir als Krankheit unſeres Vaſallen empfinden.

Nach Allem müſſen wir den Körper zwar als einen Theil unſeres Seiens anerkennen, aber doch als etwas uns ſelbſt Fremdes.

Digitized by Google

B.

er ihm durch den Telegraphen des Nervengeflechts kund gegeben wird. Mit dem bloßen Gedanken, in kaum meßbar kurzer Zeit, hebt sich der Ar(m) ..... ück.

C.

des dritten an, ich will diese die Gemüths und Willens[6]) Seele nennen, die beiden andern die Vernunft- und die Körper Seele, alle drei erst bilden das Ich.
..... Seele dient;
im nor(malen) .....
den andern .....

C.

.....

Aus dem Dunkel unsrer Entstehung entwickelt sich die Körper Seele zuerst. Rastlos wirkt sie an dem Wachsthum des Kinds. Zunächst Alles ihren ungestümen Fordrungen unterwerfend, erreicht sie die Akme ihrer Vollkommenheit schon um die Hälfte ihrer Lebensdauer. Aus dem Ueberschuß ihrer Kraft, erweckt sie neue Lebenskeime. Von da an Abnahme, und endlich beschränkt sie sich auf mühsame Erhaltung des eignen Daseins.

Ganz anders die Vernunft Seele.

In .....

*) Bleistiftnotiz auf einem Zettel:

90 000
360
32 400 000
9
2 916 000 000 3 Milliarden Pulsschläge.

ständig .....
wohl gar gegen (den Willen des Ge-) samt ichs. Nicht den körperlichen Schmerz meine ich, denn dieser ist nur der Hülferuf um Abwehr oder Beistand, aber wie ist es wenn der[7]) Krampf meine Muskeln qualvoll zusammenzieht? Die blos mechanische Wirkung der todten Materie kann es nicht sein; die Körper Seele lehnt sich auf gegen

6) Zwischengeschrieben: und Willens. 7) Gestrichen: ein.

Digitized by Google

Ist nun wenigstens die Seele, das eigentliche Ich, ein einziges untrennbares Ganze?

In langsamer Entfaltung steigt die Vernunft zu immer größerer Vervollkommnung bis ins Alter empor, so lange der Körper sie nicht im Stich läßt. Das Urtheilsvermögen wächst mit der Fülle der Lebenserfahrungen, aber freilich das Gedächtniß, dieser Handlanger des Denkens, schwindet schon früher, oder verliert vielmehr die Fähigkeit, Neues aufzunehmen. Wunderbar genug diese Fähigkeit, alles Angeeignete aus frühester Jugend, Erlerntes und Erfahrenes, in tausend Schubfächern aufzubewahren, die sich dem Geiste zur augenblicklichen Verfügung öffnen.

Es ist ja nicht in Abrede zu stellen, daß das Alter oft stumpfsinnig erscheinen läßt, aber an eine wirkliche Verdunkelung der Vernunft kann ich nicht glauben, denn sie ist ein lichter Funke des Göttlichen, und selbst beim Irrsinn tritt er*) wohl nur äußerlich hervor. Kann doch der Taube, der auf einem völlig verstimmten Instrument ganz richtige Noten anschlägt, sich seines korrekten Spiels bewußt sein, während Alle außer ihm nur wirre Mißklänge hören.

Die Vernunft ist durchaus souverän, sie erkennt keine Autorität über sich, keine Gewalt, wir selbst nicht, kann sie zwingen, für unrichtig anzunehmen, was sie wahr erkannt hat.

E pur si muove!

Der denkende Geist schweift durch die endlosen Fernen der leuchtenden Sterne, er wirft das Senkblei aus in die unergründliche Tiefe des kleinsten Lebens, nirgends findet er Grenzen, aber überall die Regel, den unmittelbaren Ausdruck des göttlichen Gedankens.

Der Stein fällt auf dem Sirius nach demselben Gesetz der Schwere wie auf der Erde; dem Abstande der Planeten, der chemischen Mischung der Elemente liegen arithmetische Verhältnisse

*) Gemeint ist wohl: der Gegensatz zur Vernunft, oder: sie, die Verdunkelung. H.

Digitized by Google

C.

mein eignes Wollen, sie wird ungehorsam, weil sie die Herrschaft über die Materie verloren, d. h. krank ist.

. . . . . .

(Dieser Absatz steht in der C-Handschrift jedoch vor dem vorangehenden, so daß letzterer sich mit: „Aus dem Dunkel" u. s. w. sofort an denselben anschließt.)

..... stands sel(ber kann ich nicht) glauben, sondern nur an eine Beschränkung seines Wirkens nach außen, selbst beim Irrsinn nicht. Der Taube z. B., welcher die richtigen Noten auf einem verstimmten Instrument anschlägt,[8]) kann sich seines correcten Spiels bewußt sein, während alle, außer ihm selbst, nur wirre Mistöne hören.

Die Vernunft ist ein Lichtfunke unmittelbar der Gottheit, u. nur mit dieser könnte sie erlöschen. Der denkende Geist wirft das Senkblei aus, in die unergründlichen Tiefen des Himmels und erforscht eine unendliche Welt im engsten Raum denn nicht größer sind die Fernen in welchen er den Lauf leuchtender Sterne verfolgt, als der Abgrund der ihm das kleinste Leben | [9]) erschließt. Nirgends erreichen wir Grenzen, nirgends gelingt es, auch nur die sinnlichen Erscheinungen in ihrem Ursprung zu begreifen, | [10])

8) Gestrichen: spielt. 9) Gestrichen: der Infusorien. 10) Gestrichen: und.

Digitized by Google

zu Grunde, und überall ergeben dieſelben Urſachen dieſelbe Wirkung. Nirgends Willkür in der Natur, überall Geſetz.

Zwar den Urſprung der Dinge vermag die Vernunft nicht zu erfaſſen, aber nirgends ſteht ſie im Widerſpruch mit der Regel, welche Alle leitet. Vernunft und Weltordnung ſind konform, ſie müſſen gleichen Urſprungs ſein.

Auch wenn die Unvollkommenheit alles Erſchaffenen die Vernunft auf Wege führt, die von der Wahrheit ablenken, iſt Wahrheit dennoch ihr einziges Ziel.

So tritt denn freilich die Vernunft in Widerſpruch mit manchen ehrwürdigen Ueberlieferungen. Sie ſträubt ſich gegen das Wunder „des Glaubens liebſtes Kind“, ſie kann ſich nicht überzeugen, daß die Allmacht nöthig haben ſollte, um ihre Zwecke zu erreichen, in Einzelfällen die Geſetze der Natur aufzuheben, welche dieſe in Ewigkeit regieren. Doch richten ſich die Zweifel nicht gegen die Religion, ſondern nur gegen die Form, in welcher ſie uns dargebracht iſt.

Das Chriſtenthum hat die Welt aus der Barbarei zur Geſittung emporgehoben. Es hat in hundertjährigem Wirken die Sklaverei beſeitigt, die Arbeit geadelt, die Frau emanzipirt

Digitized by Google

C.

vergeblich forschen wir nach dem Ursprung der Dinge, aber nirgends auch steht die Vernunft in Widerspruch mit der Regel, welche sie im Weltall (erfaßt). Vernunft und Weltordnung.....gleichen Ur(sprungs).

.....

.....

stets (bringt ..... dieselben Wir)kungen herv(or) ..... (Ver)nunft erfaßlicher ..... Dinge und gestattet nie und nirgends eine Abweichung von der einmal gegebnen Richtung.

Die Vernunft ist im menschlichen Wesen völlig unabhängig, sie ist im Gebiet des Denkens souverain. Sie bietet ihren Dienst an, aber sie läßt sich nicht zwingen. Keine Gewalt kann sie nöthigen als richtig zu erkennen, was sie für unrichtig hält. Ihr ganzes Streben ist Erkenntniß und auch dann, wenn sie irrt ist ihr Ziel — die Wahrheit. Sie erkennt keinen Richter über sich als sich selbst und unterwirft alles der eignen Prüfung. Sie beleuchtet die Pfade des Handelns aber das Handeln selbst hängt nicht von ihr ab.

Die Vernunft fühlt sich in vollkommenem Einklang mit der Moral, aber zweifelnd richtet sie den Blick auf das Dogma. Sie muß das Wunder, „des Glaubens liebstes Kind," verwerfen, als die örtliche oder zeitweilige Aufhebung eines überall und ewig geltenden Gesetzes..... sie bek.....

B.

Das Christenthum hat die Welt aus (der) Barbarei zur Gesittung erhoben. (Es hat) in hundertjährigem Wirken die S(claven) befreit, die Arbeit geadelt, die (Frau) emanzipirt und den Blick in die Ew(igkeit) geöffnet. Das alles durch die Lehre des[11]) (He)ilands, durch die

11) Gestrichen: Lehre des.

Digitized by Google

und den Blick in die Ewigkeit geöffnet. Aber war es die Glaubenslehre, das Dogma, welches dieſen Segen ſchuf? Man kann ſich über Alles verſtändigen, nur nicht über Dinge, an welche das menſchliche Begriffsvermögen nicht hinanreicht, und gerade über ſolche Begriffe hat man achtzehn Jahrhunderte hindurch geſtritten, hat die Welt verheert, von der Vertilgung der Arianer an durch dreißigjährige Kriege bis zu den Scheiterhaufen der Inquiſition, und was iſt das Ende aller dieſer Kämpfe — derſelbe Zwieſpalt der Meinungen wie zuvor!

Wir können die Glaubensſätze hinnehmen, wie man die Verſicherung eines treuen Freundes hinnimmt, ohne ſie zu prüfen,*) aber der Kern aller Religionen iſt die Moral, welche ſie lehren, am reinſten und erſchöpfendſten die chriſtliche.

Und doch ſpricht man achſelzuckend von einer trockenen Moral, und macht die Form, in welcher ſie gegeben, zur Hauptſache. Ich fürchte, daß der Eiferer auf der Kanzel, welcher überreden will, wo er nicht überzeugen kann, die Chriſten aus der Kirche hinauspredigt.

Ueberhaupt ſollte nicht jedes fromme Gebet, möge es nun an Buddha, an Allah oder Jehova gerichtet ſein, an denſelben Gott gelangen, außer dem es ja keinen giebt? Hört doch die Mutter die Bitte des Kindes, in welcher Sprache auch es ihren Namen lallt.

Die Vernunft ſteht nirgends im Widerſpruch mit der Moral, das Gute iſt ſchließlich auch das Vernünftige, aber danach zu handeln, hängt nicht von ihr ab. Hier entſcheidet die herrſchende Seele, die Seele des Empfindens, das Wollen und Handeln. Ihr allein, nicht den beiden Vaſallen, hat Gott das zweiſchneidige Schwert des freien Willens geſchenkt, dieſe Gabe, welche nach der Schrift zur Seligkeit oder zur Verdammniß führt.

Aber auch ein ſicherer Rathgeber iſt uns beigeordnet. Von uns ſelbſt unabhängig hat er ſeine Vollmacht von Gott ſelbſt.

Digitized by Google

B.

Moral die er[12]) predigt;[13]) nicht durch[14]) das Dogma … (sei)ner Apostel,[15]).... starre, in ihren kindlichen Begriffen[16]) durch den Fortschritt der menschlichen Erkenntniß[17]) unhaltbare[18]) Form.[19]) Der Streit um Dinge, die „in des Menschen Hirn nicht passen," hat die Welt verheert von der Vertilgung der Arianer an, in dreißigjährigen Kriegen | [20]) bis zu den Scheiterhaufen der Inquisition.

*) Diesen Gedanken bringt C erst bei S. 351.

Der Eiferer auf der Kanzel (will über) reden, weil er nicht überzeu(gen kann, und) die Dogmatiker predigen die (Christen aus der Kirche hi)naus.

---

12) Gestrichen: durch die Moral die er.
13) Zwischengeschrieben: die er predigt (im Anschluß an: Heilands).
14) Zwischengeschrieben: durch.
15) Zwischengeschrieben: ner Apostel.
16) Zwischengeschrieben: in ihren kindlichen Begriffen.
17) Gestrichen: des menschlichen Geistes.
18) Zwischengeschrieben: geworden.
19) Gestrichen: dieser (zwischengeschrieben: seiner) Lehre.
20) Gestrichen: und.

Digitized by Google

Das Gewiſſen iſt der unbeſtechliche und unfehlbare Richter, welcher ſein Urtheil in jedem Augenblick ſpricht, wo wir ihn hören wollen, und deſſen Stimme endlich auch den erreicht, der ſich ihr verſchließt, wie ſehr er ſich dagegen ſträubt.

Die Geſetze, welche die menſchliche Geſellſchaft ſich gegeben hat, ziehen nur das Handeln vor ihren Richterſtuhl, nicht auch das Denken und Empfinden. Selbſt die verſchiedenen Religionen fordern Anderes bei anderen Völkern. Sie verlangen die Heiligung hier des Sonntags, dort des Sonnabends oder Freitags. Die eine erlaubt Genüſſe, welche die andere verbietet. Ohnehin bleibt zwiſchen Erlaubtem und Verbotenem noch ein weiter Spielraum, und eben hier erhebt mit feinerem Gefühl das Gewiſſen ſeine Stimme. Es ſagt uns, daß jeder Tag dem Herrn geweiht ſein ſollte, daß ſelbſt der erlaubte Zins, vom Bedrängten erhoben, unrecht ſei, mit einem Wort, es predigt die Moral in der Bruſt von Chriſten und Juden, von Heiden und Wilden. Denn ſelbſt bei den ungebildetſten Völkern, denen das Chriſtenthum nicht leuchtet, ſtimmen die Grundbegriffe über Gutes und Böſes überein. Auch ſie erkennen Treubruch und Lüge, Verrath und Undank für ſchlecht, auch ihnen iſt das Band zwiſchen Eltern, Kindern und Verwandten heilig. Es iſt ſchwer, an die allgemeine Verderbtheit des Menſchengeſchlechts zu glauben, denn wie ſehr auch von Rohheit und Wahnvorſtellungen verdunkelt, liegt doch in jeder Menſchenbruſt der Keim zum Guten, der Sinn für Edles und Schönes, wohnt in ihr das Gewiſſen, welches den rechten Weg zeigt. — Giebt es einen überzeugenderen Beweis für das Daſein Gottes, als dies Allen gemeinſame Gefühl für Recht und Unrecht, als die Uebereinſtimmung eines Geſetzes, wie in der phyſiſchen, ſo in der moraliſchen Welt; nur daß die Natur dieſem Geſetze unbedingt folgt, dem Menſchen aber, weil frei, die Möglichkeit gegeben iſt, es zu verletzen.

Digitized by Google

C.

..... ihn hören ..... (St)imme auch den erreicht, welcher sich ihr[21]) verschließt.

Die Gesetze aller Länder sind verschieden, wenn auch in dem Begriff von Recht und Unrecht wesentlich übereinstimmend, aber sie ziehen nur das Handeln der Menschen vor den Richtstuhl, nicht ihr Denken und Empfinden, ohnehin lassen sie[22]) zwischen dem Erlaubten und Verbotnen einen weiten Spielraum unausgefüllt. In diesem Gebiet des Geduldeten und selbst des Erlaubten,

erhebt mit feinerem Gefühl das Gewissen seine Stimme. Es fordert,[23]) daß das subjektiv von uns als recht erkannte, Richtschnur für unser Handeln sein soll. Es bezeichnet als Unrecht Haß und Feindschaft, auch wo sie nicht zur That werden, als Wucher selbst den gesetzlichen Zins, wo er von der Armut erhoben wird, es predigt mit einem Wort die Moral des Christenthums auch bei denen, die das Christenthum nicht haben. Denn selbst der finsterste Aberglaube wird nicht den Verrath am Freund, den Undank gegen den Wohlthäter lehren, nicht die Liebe von Eltern und Kindern verwerf(en).

(Es ist schwer a)n die allgemeine (Verderbtheit des Menschenge)schlechts zu .....
.....

21) Radirt aus: ihn. 22) Gestrichen: bleibt. 23) Gestrichen: von uns.

Digitized by Google

Körper und Vernunft dienen der herrſchenden Seele, aber ſie ſtellen auch ihre ſelbſtſtändigen Forderungen, ſie ſind mitbeſtimmend, und ſo wird das Leben des Menſchen ein ſteter Kampf mit ſich ſelbſt. Wenn dabei nicht immer die Stimme des Gewiſſens die Entſchließung der ſo vielfach von äußerem und innerem Widerſtreit bedrängten Seele entſcheidet, ſo müſſen wir hoffen, daß der Herr, welcher uns unvollkommen ſchuf, nicht das Vollkommene von uns fordern wird.

Denn wie Vieles ſtürmt nicht bei ſeinem Handeln auf den Menſchen ein, wie verſchieden ſind ſchon ſeine urſprünglichen Naturanlagen, wie ungleich Erziehung und Lebenslage. Leicht wird es dem vom Glück Bevorzugten, den rechten Weg einzuhalten, kaum daß die Verſuchung, wenigſtens zum Verbrechen, an ihn herantritt; ſchwer dagegen dem hungernden, ungebildeten, von Leidenſchaften beſtürmten Menſchen. Dies Alles muß bei Abwägung von Schuld und Unſchuld vor dem Weltgericht ſchwer in die Wagſchale fallen, und hier wird Gnade zur Gerechtigkeit; zwei Begriffe, die ſich ſonſt ausſchließen.

Es iſt ſchwerer, das Nichts als das Etwas zu denken, zumal dies Etwas doch einmal da iſt, ſchwerer das Aufhören als die Fortdauer. Unmöglich kann dies Erdenleben ein letzter Zweck ſein. Wir haben ja nicht um daſſelbe gebeten, es ward uns gegeben, auferlegt. Eine höhere Beſtimmung müſſen wir haben, als etwa den Kreislauf dieſes traurigen Daſeins immer wieder zu erneuern. Sollen die uns rings umgebenden Räthſel ſich niemals klären, an deren Löſung die Beſten der Menſchheit ihr Leben hindurch geforſcht? Wozu die tauſend Fäden von Liebe und Freundſchaft, die uns mit Gegenwart und Vergangenheit verbinden, wenn es keine Zukunft giebt, wenn Alles mit dem Tode aus iſt.

Was aber kann in dieſe Zukunft hinübergenommen werden? Die Funktionen unſeres irdiſchen Kleides, des Körpers, haben aufgehört, die Stoffe, welche ja ſchon bei Lebzeiten be-

Digitized by Google

C.

oft widerstr ..... sten untergeor(dnet)..... dienend, sondern mit bes(timmend)..... sie fordern, selbst ungestüm, auch gehört zu werden. So wird das Leben ein fortgesetzter Kampf mit uns selbst, und wenn wir dabei | [24]) vielfältig auf Abwege gerathen, so müssen wir hoffen, daß die Vorsehung, die uns in einen Thierleib gebannt, uns unvollkommen schuf, nicht das Vollkommne von uns fordern, sondern Gnade üben wird.

Zu dem Rathgeber Gewissen gab sie uns das Gebot der Religion, welche nicht nur die Moral sondern auch den Glauben erheischt. Trotz aller Zweifel der Vernunft sollen wir ihn aufnehmen wie wir der Versicherung eines Freundes trauen, ohne sie zu prüfen.[25])

Es ist gewiß viel schwerer das Nichts zu begreifen als das Etwas, zumal dies Etwas doch nun einmal da ist, schwerer das Aufhören der Seele zu denken als ihre Fortdauer. Wir müssen eine höhere Bestimmung haben, als den traurigen Cyclus dieses Lebens immer aufs neue zu durchlaufen. Aber was wird nun von uns fortdauern nach dem .....

24) Gestrichen: so. 25) Vgl. Anm. *) zu S. 347.

Digitized by Google

ſtändig wechſeln, treten in neue chemiſche Verbindungen, und die Erde hält Alles feſt, was ihr gehört. Nicht das Kleinſte geht verloren. Die Schrift verſpricht uns die Auferſtehung eines verklärten Leibes, und freilich läßt ſich ein Sonderdaſein ohne Begrenzung nicht denken; dennoch iſt unter dieſer Verheißung wohl nur die Fortdauer der Individualität zu verſtehen, im Gegenſatz zum Pantheismus.

Daß die Vernunft und mit ihr Alles, was wir an Kenntniß und Wiſſen mühſam erworben, uns in die Ewigkeit begleiten wird, dürfen wir hoffen, vielleicht auch die Erinnerung an unſer irdiſches Daſein. Ob wir das zu wünſchen haben, iſt eine andere Frage. — Wie wenn einſt unſer ganzes Leben, unſer Denken und Handeln vor uns ausgebreitet da läge und wir nun ſelbſt unſere eigenen Richter würden, unbeſtechlich, erbarmungslos.

Aber vor Allem das Gemüth muß der Seele verbleiben, wenn ſie unſterblich iſt. Die Freundſchaft zwar beruht auf Gegenſeitigkeit, bei ihr ſpricht noch die Vernunft mit, aber die Liebe kann beſtehen ohne Gegenliebe. Sie iſt die reinſte, die göttliche Flamme unſeres Weſens.

Nun ſagt uns die Schrift, wir ſollen vor Allem Gott lieben, ein unſichtbares, uns völlig unfaßbares Weſen, welches uns Freude und Glück, aber auch Entbehrung und Schmerz bereitet. Wie können wir es anders, als indem wir ſeine Gebote befolgen und unſere Mitmenſchen lieben, die wir ſehen und verſtehen.

Wenn, wie der Apoſtel Paulus ſchreibt, einſt der Glaube in die Erkenntniß, die Hoffnung in die Erfüllung aufgeht, und nur die Liebe beſteht, ſo dürfen wir hoffen, auch der Liebe eines milden Richters zu begegnen.

Creiſau, im Oktober 1890.

Gr. M.

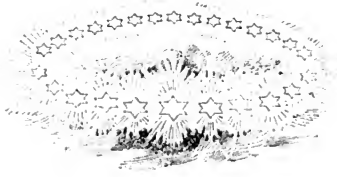
Digitized by Google

C.

... bleibt. S ..... Eltern auf Kind ..... Geschlechter an die vergangnen knüpft.

Gr. M.

Digitized by Google



Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn,
Berlin, Kochstraße 68—70.

Digitized by Google

Benachrichtigung.

Wir haben den Freunden dieses Werkes anzuzeigen, daß die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Eigenthümerin der vordem in Besitz des Herrn Majors v. Burt befindlichen Briefe des General-Feldmarschalls an seine Braut und Gemahlin, sowie an Mitglieder der Familien Burt und Ballhorn, eingewilligt hat, die erste Buchausgabe derselben als Theil dieses Gesammtwerkes erscheinen zu lassen. Die Absicht, in diesem Werke ein allseitiges Charakterbild des verewigten General-Feldmarschalls zu schaffen, ist durch das dankenswerthe Entgegenkommen der Deutschen Verlags-Anstalt in erfreulichster Weise zum Ziele geführt worden. — Ueber die Zeit und die Art, wie diese werthvolle Korrespondenz den „Gesammelten Schriften und Denkwürdigkeiten des General-Feldmarschalls Grafen v. Moltke" eingegliedert werden wird, beehren wir uns, noch nähere Mittheilungen zu geben.

Berlin, Weihnachten 1891.

Ernst Siegfried Mittler und Sohn,
Königliche Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Gesammelte Schriften

und

Denkwürdigkeiten

des

General-Feldmarschalls

Grafen Helmuth von Moltke.

Zweiter Band.

Vermischte Schriften.

Berlin 1892.
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—70.

Digitized by Google

Vermischte Schriften

des

General-Feldmarschalls

Grafen Helmuth von Moltke.

Berlin 1892.
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—70.

Digitized by Google

Alle Rechte aus dem Gesetz vom 11. Juni 1870 sowie das Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Digitized by Google

Vorrede zum zweiten Bande.

Der vorliegende zweite Band enthält mehrere schon früher gedruckte, im Laufe der Zeit aber fast unbekannt gewordene Aufsätze.

Es erscheint auf den ersten Blick auffällig, daß diese hier zur Neuveröffentlichung gelangenden Arbeiten sämmtlich innerhalb eines begrenzten Zeitraums (1831—1844) entstanden sind. Dazu ist zu bemerken, daß der Verfasser sich damals in seinem kräftigsten Mannesalter befand, und daß die Zeit, während welcher er sie schrieb, diejenige ist, in der er durch seine umfassende fachwissenschaftliche, militärische und allgemeine geistige Thätigkeit den Grund für seine späteren Erfolge auf dem Schlachtfelde wie auf dem Felde der Wissenschaft legte. In dieser Periode angespanntester Arbeit, während derer die große Orientreise seinen Gesichtskreis mächtig erweiterte, in diesen Jahren, wo die Aufnahmefähigkeit und die Kraft, das Aufgenommene zu verarbeiten und sich zu eigen zu machen, am nachhaltigsten wirkte, gestaltete sich bei Helmuth v. Moltke, seiner genialen Begabung entsprechend, das lebenslang vorhandene tiefernste Bestreben, über Neues, Großes, Fremdartiges sich Rechenschaft zu geben, ein Urtheil darüber zu gewinnen, Besitz davon zu ergreifen, zu fleißiger

Digitized by Google

schriftstellerischer Thätigkeit aus. Man könnte nach Kenntnißnahme seiner Briefe vielleicht vermuthen, daß die allerdings vorhandenen finanziellen Rücksichten die wirksamste Triebfeder zu dieser Thätigkeit waren. Dem ist aber keineswegs so. Weder diese, noch etwa ein Gefallen daran, sich vor einem Lesepublikum zu äußern, waren die den Ausschlag gebenden Gründe. Sie lagen vielmehr in einer Eigenart seines Wesens, die sich durch sein ganzes Leben verfolgen läßt, nämlich über Gedanken sich dadurch ins Klare zu setzen, daß er sie niederschrieb. Damit hängt es zusammen, daß er mancherlei Aufzeichnungen vernichtet hat, denn für ihn war der Zweck erreicht, wenn sie vor seinen Augen auf dem Papiere gestanden hatten.

Wenn dies als Hauptsache feststeht, wird man auch dem Satze beistimmen, daß die Eigenheit Moltkes, eine Niederschrift nochmals umzuarbeiten, auf denselben Grund zurückzuführen ist. So sehr war es nämlich seine Geistesart (und das beweisen seine hinterlassenen Papiere), Gedanken umzuschmelzen, bis sie die kürzeste und vollendetste Gestalt erreichten, daß es ihm als ein Genuß erschien, eine Niederschrift immer und immer wieder umzuformen. Stets lag es ihm fern, die Veröffentlichung als nächstes Ziel ins Auge zu fassen, eine solche ergab sich vielleicht aus Nützlichkeitsgründen, niemals aber ist sie Selbstzweck gewesen.

Dem aufmerksamen Leser wird mancher feine Unterschied zwischen den beiden ersten und den anderen in diesem Bande befindlichen Aufsätzen nicht entgehen. Die ersten kennzeichnen sich trotz ihrer zahlreichen Schönheiten, der, wie es scheint, angeborenen Reinheit und kräftigen Klarheit des Stils und der großartigen historischen Auffassung als Jugendarbeiten und müssen als solche beurtheilt werden. Da sie überhaupt die ersten waren, die der Verfasser mit seinem vollen Namen veröffentlichte, durften sie in einer Sammlung seiner Schriften keinesfalls

Digitized by Google

fehlen, und es stand dem Herausgeber nimmermehr das Recht zu, manchen Tagesanschauungen zu Liebe auch nur das Geringste an ihnen zu kürzen. Zu solchen Erwägungen geben die späteren Aufsätze keinen Anlaß. Sie entstammen der Zeit, als die für Moltkes Entwickelung hochwichtigen Wanderjahre beendet waren, und bilden die erste schriftstellerische Bethätigung des Meisters. In den vierziger Jahren des Jahrhunderts und seines Lebens hat dann die freie, nicht dienstliche, schriftstellerische Thätigkeit Moltkes ihren Höhepunkt erreicht, begünstigt noch durch die italienische Reise 1845/46; es sei nur an die Briefe aus der Türkei und die damals entstandenen, freilich viel später veröffentlichten Wanderungen um Rom erinnert. Während der dritte und vierte der in diesem Bande enthaltenen Aufsätze in einer wissenschaftlichen Zeitschrift erschienen, ist die letzte, fünf kürzere Abhandlungen umfassende Gruppe im Laufe von drei Jahren in einer Zeitung veröffentlicht worden. Das bietet Gelegenheit, sich des Unterschiedes bewußt zu werden, den Moltke in Bezug auf Stil, Ausdrucksweise und Gedankenführung zu machen verstand, je nachdem es sich darum handelte, einen Stoff wissenschaftlich, gründlich und erschöpfend zu behandeln, oder auf eine Tagesfrage einige helle, geistreiche und treffende Streiflichter zu werfen. Hier bewegen sich Gedanken und Worte leichter und ungebundener — die ganze Schreibart erinnert an diejenige seiner Briefe —, dort dagegen tritt die ganze Macht seines klassischen Stils, seiner nie schwankenden Logik in ihr Recht: man liest eben die Vorläufer der großen schriftstellerischen Arbeiten seines Lebens.

Es ist bemerkenswerth, daß Moltke sich gern angesehener Zeitungen bediente, um zur Aufklärung des Publikums beizutragen. Es wurde aus dieser seiner journalistischen Thätigkeit zunächst die hier folgende Gruppe von Zeitungsaufsätzen zur orientalischen Frage gewählt, weil sowohl der Gegenstand wie dessen Auf-

Digitized by Google

faſſung heute noch von Wichtigkeit iſt, und weil auch der weitausſchauende ſichere hiſtoriſche Takt des Verfaſſers in ihnen voll zur Geltung kommt.

Die Bearbeitung des Aufſatzes „Welche Rückſichten kommen bei der Wahl der Richtung von Eiſenbahnen in Betracht?“ verdankt das Werk der Güte des Kaiſerlichen Geheimen Ober-Regierungs-Raths Herrn Streckert, vortragenden Raths im Reichs-Eiſenbahnamt, der mit gleich großer Sachkenntniß wie Pietät ſich der Arbeit unterzogen hat, den Aufſatz vom eiſenbahntechniſchen Standpunkte der Gegenwart aus zu beleuchten.

Die Anmerkungen dieſes Bandes rühren größtentheils vom Verfaſſer der Aufſätze ſelbſt her. Die im vierten Aufſatz vom Herrn Bearbeiter hinzugefügten ſind mit einem Str., die wenigen vom Herausgeber in der Gruppe „Zur Orientaliſchen Frage“ für nöthig erachteten mit einem H. bezeichnet.

Friedenau bei Berlin, den 29. Oktober 1891.

v. Leszczynski,
Oberſtlieutenant.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Holland und Belgien in gegenseitiger Beziehung seit ihrer Trennung unter Philipp II. bis zu ihrer Wiedervereinigung unter Wilhelm I. 1

Philipp II. von Spanien (S. 7). — Wilhelm von Oranien (S. 9). — Meutereien der spanischen Truppen (S. 11). — Die Genter Pacification und ihre Folgen (1576) (S. 13). — Union zu Utrecht (1579) (S. 15). — Die Reformation. Antwerpens Blüthe (S. 17). — Plünderung Antwerpens 1577 (S. 19). — Belagerung Antwerpens 1584/85 (S. 21). — Seefahrten der Holländer (S. 23). — Die spanischen Niederlande verwüstet (S. 25). — Die Blüthe der vereinigten Niederlande (S. 27). — Unabhängigkeit der Niederlande (S. 29). — Das Haus Oranien (S. 31). — Ludwig XIV. und Johann de Witt (S. 33). — Wilhelm III. Statthalter (S. 35). — Die Blüthe der Niederlande, eine Folge der Kriege (S. 37). — Verfall der Niederlande. Wilhelm IV. Erbstatthalter (S. 39). — Die preußische Expedition (1787) (S. 41). — Die Reformen Josephs II. (S. 43). — Gährung in den österreichischen Niederlanden (S. 45—47). — Einmischung Frankreichs. Tod Josephs II. (S. 49). — Volksaufläufe in Brüssel (S. 51). — Vereinigung Belgiens mit Frankreich. Die batavische Republik (S. 53). — Das Königreich der Niederlande, 1815 (S. 55). — Unzufriedenheit in Belgien (S. 57). — Gründe für die Trennung Belgiens von Holland (S. 59).

Darstellung der inneren Verhältnisse und des gesellschaftlichen Zustandes in Polen 61

Die polnische Verfassung. Das Recht des liberum veto (S. 67). — Die polnische Verfassung. Der Wahlkönig, der Senat (S. 69). — Die polnische Verfassung. Das Recht der Kon-

Digitized by Google

Seite

föderation (S. 71). — Die polnische Verfassung. Der Reichstag (S. 73). — Heerwesen. Religiöse Duldung (S. 75). — Emporkommen der großen Adelsfamilien (S. 77). — Verfall des kleinen Adels (S. 79). — Die Verminderung der königlichen Gewalt (S. 81). — Zunehmende Macht des Adels (S. 83). — Alleinherrschaft des Adels. Die pacta conventa (S. 85). — Die Wahlen der Landboten zum Reichstag (S. 87). — Halsstarrigkeit der Landboten (S. 89). — Die Glaubensspaltungen (S. 91). — Die Lage der Bauern bis zum 16. Jahrhundert (S. 93). — Die Leibeigenschaft der Bauern (S. 95). — Kein Mittelstand, kein Handel (S. 97). — Danzig, die einzige Handelsstadt Polens (S. 99). — Charakteristik des jüdischen Volkes (S. 101). — Das Eindringen der Juden in Polen (S. 103). — Reichthum und Macht der Juden (S. 105). — Stillstand aller Regierungsthätigkeit (S. 107). — Anarchie im Innern, Wehrlosigkeit nach außen (18. Jahrhundert) (S. 109). — Zustand Polens nach dem Tode Augusts III. (S. 111). — Die Parteien: der Hof (1764) (S. 113). — Die Parteien: die Potocki (1764) (S. 115). — Die Parteien: die Czartoryiski (S. 117). — Die Stellung Oesterreichs und Preußens zu Polen. Die Türken (S. 119). — Blick auf die Entwickelung Rußlands (S. 121). — Die Czartoryiski nähern sich Rußland (S. 123). — Stanislaus Poniatowski, Thronkandidat der russischen Partei (S. 125). — Widerstand der republikanischen Partei (S. 127). — Der Konvokations-Reichstag 1764 (S. 129). — Der Reichstag stärkt die königliche Gewalt (S. 131). — Stanislaus Poniatowski König (S. 133). — Polens Ende (S. 135). — Das Herzogthum Warschau (S. 137). — Der Krieg 1812 (S. 139). — Folgen der Theilungen für die Bewohner (S. 141). — Maßregeln im österreichischen Antheil von Polen (S. 143). — Verbreitung der Juden in den polnischen Landestheilen (S. 145). — Vielseitige Geschäftigkeit der Juden (S. 147). — Josephs II. Fürsorge für die Juden (S. 149). — Die polnischen Landestheile Preußens (S. 151). — Das preußische Edikt vom 14. September 1811 (S. 153). — Schöpfung eines freien Bauernstandes in Preußisch-Polen (S. 155). — Unzufriedenheit mit den Neuerungen (S. 157). — Große Erfolge der preußischen Regierung in ihren polnischen Besitzungen (S. 159). — Die Zahl der Polen in den Gebieten der drei Theilmächte (S. 161). — Das russische Königreich Polen (S. 163). —

Digitized by Google

Seite

Zustände im russischen Königreich Polen (S. 165). — Zunehmender Haß gegen Rußland (S. 167). — Der Aufstand 1830/31 (S. 169).

Die westliche Grenzfrage. 171

Gallien unter römischer Herrschaft; erobert von den Germanen (S. 177). — Trennung Frankreichs von Deutschland unter den Karolingern (S. 179). — Die Sprachgrenze zwischen Deutschland und Frankreich (S. 181). — Karl der Kühne, Herzog von Burgund (S. 183). — Einmischung Frankreichs in die deutsche Reformation (S. 185). — Frankreich im dreißigjährigen Kriege (S. 187). — Ludwigs XIV. Eroberungspolitik (S. 189). — Ludwig XIV. und die deutschen Fürsten (S. 191). — Friede von Nymwegen. Raub Straßburgs (S. 193). — Der Straßburger Ammeister Dietrich, ein deutscher Patriot (S. 195). — Die Verheerung der Pfalz. Friede von Ryswyk (S. 197). — Ueberblick über die Deutschland von Frankreich entrissenen Länder (S. 199). — Entartung des deutschen Geistes durch französischen Einfluß (S. 201). — Entstehung des deutschen Weltbürgerthums (S. 203). — Stellung Friedrichs des Großen zum Franzosenthum (S. 205). — Alleinherrschaft der französischen Bildung bei Beginn der Revolution (S. 207). — Die Betheiligung der Deutschen an der französischen Revolution (S. 209). — Die Eroberungssucht der französischen Republik (S. 211). — Napoleon Bonaparte Kaiser (S. 213). — Der Rheinbund. Preußens Niederlage (S. 215). — Das Bündniß des Romanismus mit dem Slavismus (S. 217). — Die Befreiungskriege und ihre Folgen (S. 219). — Deutschland und Frankreich nach 1815 (S. 221). — Der Bürgerkönig. Begierde der Franzosen nach dem linken Rheinufer (S. 233). — Frankreich stets gesonnen, Deutschland anzufallen (S. 225). — Mahnung zur nationalen Eintracht (S. 227).

Welche Rücksichten kommen bei der Wahl der Richtung von Eisenbahnen in Betracht? 229

Fahrstraßen und Schienenwege (S. 237). Das Geleise und der Eisenbahnzug (S. 239). — Die Lokomotive (S. 241). — Die Reibung zwischen Rädern und Schienen und in der rollenden Masse (S. 243). — Steigung und Senkung

Digitized by Google

Seite

der Bahn (S. 245). — Kraftleistungen der Lokomotive (S. 247). — Schnelligkeit der Fortbewegung (S. 249). — Verbrauch an Zeit und Kraft (S. 251). — Einfluß der Witterung (S. 253). — Vortheile der ebenen Bahn (S. 255). — Personen- und Güter-Verkehr (S. 257). — Beispiele von Steigungen (S. 259). — Frachtsätze in schwierigem Gelände (S. 261). — Kurven (S. 263). — Lauf der Räder auf den Kurven (S. 265). — Betriebskosten (S. 267). — Richtung der Eisenbahnlinien (S. 269). — Zwischenverkehr; Anlagekosten (S. 271). — Anfängliche Unthätigkeit der Staatsregierungen (S. 273).

Zur Orientalischen Frage. 275

Deutschland und Palästina.

Die Erblichkeit in orientalischen Dynastien (S. 281). — Schwierigkeiten einer Theilung des türkischen Reichs (S. 283). — Ein christliches Fürstenthum Palästina (S. 285). — Größere Seltenheit der Kriege in der Neuzeit (S. 287).

Das Land und Volk der Kurden.

Die Folgen der Schlacht von Nisib für Kurdistan (S. 289). — Die geographische Lage von Kurdistan (S. 291). — Die Wohnplätze der Kurden (S. 293). — Das Volk der Kurden (S. 295). — Die kriegerischen Eigenschaften der Kurden (S. 297).

Militärisch-politische Lage des osmanischen Reichs.

Die Lage in den Provinzen der europäischen Türkei (S. 299). — Die Lage im türkischen Asien (S. 301). — Folgen des Rücktritts Reschid Paschas (303). — Der Zustand des türkischen Heeres (S. 305). — Oesterreichs Aufgabe gegenüber dem osmanischen Reich (S. 307). — Gegensatz zwischen Izzet und Reschid (S. 309).

Reschid, Izzet und die Pforte.

Gründe für den Sturz Izzet Paschas (S. 311). — Die Zukunft der Osmanenherrschaft in Europa, Asien und Afrika (S. 313).

Die Donaumündung.

Schwierigkeiten eines Kanalbaues in der Richtung des Trajanswalls (S. 317). — Möglichkeit einer Eisenbahn in der Richtung des Trajanswalls (S. 319).

Titelzeichnungen vom Maler Knötel.

Digitized by Google

Holland und Belgien

in

gegenseitiger Beziehung

seit

ihrer Trennung unter Philipp II.

bis

zu ihrer Wieder-Vereinigung unter Wilhelm I.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorbemerkung.

Die Schrift „Holland und Belgien“ ist die erste, welche der Feldmarschall, damals als Sekondlieutenant zum Generalstabe kommandirt, unter seinem Namen erscheinen ließ.*) Die belgische Revolution, die nächste Folge der Julirevolution in Paris, schien ganz Europa in Flammen setzen zu wollen, und noch bevor sie zu einem Abschlusse gelangt war, brach auch im Osten, in Warschau, der Aufstand aus. Daß diese Ereignisse den jungen, gescheiten Offizier aufs Lebhafteste beschäftigen mußten, ist erklärlich. Während er thatendurstig den eine Zeit lang für unvermeidlich gehaltenen Krieg herbeisehnte, suchte er nach einer Erklärung für die sich vollziehenden großen Ereignisse und fand sie, wie er in dem Briefe vom 24. Dezember 1830 an seine Mutter**) erwähnt, in der Geschichte der Niederlande, die er unter diesem Gesichtspunkte besonders prüfte. Welche Mühe er sich dabei gegeben hat, geht aus demselben Briefe hervor, wenn er sagt: „ich habe über tausend Pagina in Quart und an viertausend in Oktav gelesen.“***)

So ließ er denn diese aus seinen Studien entstandene Arbeit als Broschüre drucken und erlebte dabei die Enttäuschungen, die keinem jungen Autor erspart bleiben. Worin sie bestanden, schildert der nachstehende Brief an seine Mutter in ergötzlicher Weise:

Berlin, 9. Januar 1831.

Alle die Leiden eines jungen Autors, der um einen Verleger verlegen, sind über mich gekommen. Durchdrungen von dem Werth unserer Arbeit, erstaunen wir, die Buchhändler von mißlichen Kon-

*) Berlin, Posen und Bromberg. Druck und Verlag von Ernst Siegfried Mittler. 1831.

**) Band IV. Seite 48.

***) Mit wie andauerndem Interesse er sich mit diesen Ereignissen beschäftigt, bezeugt auch ein zweites Unternehmen, die Karte der neuen Grenzen zwischen Holland und Belgien, deren er in seinem Briefe vom 13. Januar 1832 erwähnt. (S. Band IV, S. 58.)

Digitized by Google

junkturen, vom Darniederliegen des Buchhandels reden zu hören, dem wir eben durch unser Manuskript einen neuen Aufschwung geben wollen. Der Undank des Mannes, dessen Glück durch unsern Aufsatz wahrscheinlich gemacht ist, empört uns, und wir würden der Welt unser Licht vorenthalten, wenn nicht ein ungestümer Schuhmacher, dem wir eine Schlafstelle in unsrem Gedächtnisse angewiesen, mit wissenschaftlichem Eifer auf die Herausgabe eines so ausgezeichneten Werkes dränge, und sollte das Honorar auch nur — 3 Dukaten betragen. — 3 Dukaten! Beschämt schreib' ich es nieder. 3 Dukaten für dreihundert Jahre aus der Geschichte, während ich oberflächliches Geschreibsel in Journalen schon mit 2 Louisdors den Bogen bezahlt erhalte.*) Recht demüthigend in der That — indessen zweifle ich keinen Augenblick, daß fünfhundert Exemplare im Umsehen vergriffen sein werden, und ich hoffe, daß Ihr Alle das Eurige dazu beitragen werdet, damit eine neue Honorarzahlung erfolge. Ohnehin — die Hoffnung, sich in wenigen Tagen gedruckt und für sechs Groschen in allen soliden Buchhandlungen zu haben zu sehen, — das entscheidet, vorzüglich wenn Aussicht vorhanden, durch eine bissige Kritik fernerweitig illustrirt zu werden.

Doch es geziemt sich nicht, länger als zwanzig Minuten von sich selbst zu sprechen (vergl. Chesterfield und Knigge, denn wir Autoren citiren gern Autoritäten), und somit sage ich nur noch, daß mein unsterbliches Werk (wenn ich sage Werk, so meine ich eigentlich eine Broschüre von Gustchens Taille), daß es den Titel „Holland und Belgien in gegenseitiger Beziehung u. s. w." führt und mit unsrem glorreichen Namen verziert ist. . . .

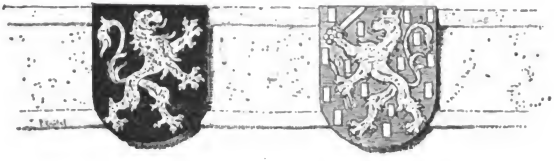
Der Deinige

Helmuth.

---

*) Wie mancher andere Schriftsteller, übersieht Helmuth v. Moltke hier einen wichtigen Unterschied. Während der Herausgeber einer Zeitung mit ihm genau bekannten Größen hinsichtlich Leserkreis und Einnahme rechnet, muß der Verleger eines Buches diese Größen für jedes Buch erst zu gewinnen suchen.

Digitized by Google



Wenn ein Volk aus freiem Antriebe die Segnungen des Friedens verschmäht und, indem es seine Verbindlichkeiten aufhebt, auch seinen Rechten entsagt, wenn es, die Bande der Gesellschaft lösend, in den ursprünglichen Zustand der Gewalt zurückkehrt, mit einem Wort, wenn es sich in die Bahn der Revolution begiebt — deren Gang durch keine menschliche Intelligenz zu leiten und der ein Ziel zu setzen die Weltbegebenheiten sich mit dem Genie der größten Männer verbinden müssen — dann forschen wir mit Recht nach den Ursachen, welche so außerordentliche Erscheinungen hervorgehen ließen.

Wohl nur die unvermeidliche Nothwendigkeit zur Erhaltung des Daseins und der unveräußerlichsten menschlichen Rechte, keine Hoffnung sonst, sie möge noch so lockend, keine Unzufriedenheit, sie möge noch so gegründet sein, kein Beispiel, es möge noch so nahe liegen, kann — man sollte es glauben — ein Volk bewegen, sich den unberechenbaren Zufällen der Anarchie, des Bürgerkrieges, der fremden Willkür und der Zerrüttung preiszugeben. Denn die Revolutionen, welche in ihrer Dauer selbst die schlechteste Herrschaft zurückwünschen lassen, haben ebenso oft zum Despotismus als zur Freiheit geführt.

Nur wo nicht Ueberzeugung, sondern Leidenschaft, nicht tiefgefühlte Nothwendigkeit, sondern theilweises Interesse die Trieb-

Digitized by Google

federn sind, welche die Masse in Bewegung setzen, da suchen wir vergebens nach Ursache und folgerechter Wirkung.

Die durch Jahrhunderte mit Blut getränkten Felder Belgiens bieten uns heute den Anblick eines Volkes, welches die Waffen gegen seinen Beherrscher und gegen seine Landsleute schwingt. Schon beleuchten die Flammen, welche von Antwerpens Trümmern aufsteigen, große Katastrophen, und Europa sieht den Entscheidungen entgegen, welche in den Kabinetten seiner Höfe abgewogen werden.

Je unerwarteter nun diese Auftritte sich vor unseren Augen zutrugen, je weniger wir sie durch die Nothwendigkeit bedingt sehen, um so eher richten wir unsere Blicke auf die Zeit, welche voranging, und suchen in der Weltgeschichte den Schlüssel zu Begebenheiten, welche in ihrer Erscheinung außer Verhältniß mit den Ursachen zu stehen scheinen.

Es möge hier ein kurzer Abriß der Epochen Platz finden, welche beide Nachbarländer in ihren innigsten Interessen theilten, ein Rückblick auf die Ereignisse, welche ihre Völker in religiöser und politischer, in sittlicher, bürgerlicher und kommerzieller Beziehung zerrissen und jenen gegenseitigen Haß erzeugten, den eine sechzehnjährige friedliche Regierung auszusöhnen nicht vermochte, und der an den gegenwärtigen Stürmen einen so unverkennbaren Antheil hat. Ohne auf eine ausführliche Darstellung der Begebenheiten einzugehen, wird es nothwendig sein, diese in ihren Hauptzügen zu erfassen, um die Motive zu erklären, welche dem Charakter zweier Völker eine so entgegengesetzte Richtung gaben, die durch gemeinsamen Ursprung, durch ihre Weltstellung und Schicksale bestimmt schienen, ein Ganzes zu bilden.

Philipps II. von Spanien Regierung war die Epoche, in welcher die südlichen und nördlichen Provinzen der Niederlande zuerst einander gegenübertraten, wo ihre Interessen sich sonderten und sich in entschiedenen Widerspruch miteinander setzten.

Dieser Monarch vereinte unter sein Scepter sämmtliche

Digitized by Google

niederländischen Provinzen, die seit Cäsar nicht vereint gewesen und bis auf Napoleon es nicht wieder wurden.

Er trat die Regierung jenes reichen Landes in seiner reichsten Blüthe an, allein in den Augen eines Monarchen wie Philipp mußte dieser Reichthum, dieser Unabhängigkeitssinn und Uebermuth, welche er erzeugte, und mehr noch die Freiheit, unter deren Schutz sie in einem kaufmännischen Staat allein entsprossen, eine hemmende Schranke seiner Willkür sein.

Der Hauptzug in dem finsteren Charaktergemälde König Philipps von Spanien war unbegrenzte Herrschsucht. Ein Länderbesitz, von welchem die Spanier so stolz sagten, daß die Sonne nie darin untergehe, genügte ihm nicht; auch nach Portugal, England, Frankreich und Deutschland streckte er seine Hand aus.

Aber Philipps Herrschsucht ging weiter. Nicht bloß über Länder, auch über Geister, über Meinungen wollte er regieren. Hier war ihm der Katholizismus die sicherste Bürgschaft unumschränkter Gewalt, die Reformation ihr drohendster Feind. Einem unbeugsamen Mißgeschick in dieser Hinsicht setzte er einen noch unbeugsameren Willen entgegen, und wenn wir die Idee, nach welcher er handelte, verabscheuungswürdig finden, so können wir der Konsequenz unsere Bewunderung nicht versagen, mit welcher er durch ein siebzigjähriges Leben und eine vierzigjährige Regierung nach dieser Idee und für sie handelte.

Aber ein von Natur nachdenksames und wohlhabendes Volk mußte bald das Bedürfniß nach besserer Erkenntniß in Religionssachen empfinden, und die bürgerliche Freiheit leitete früh zu dem Wunsche nach Gewissensfreiheit. Dies war so sehr der Fall, daß schon unter Karls V. Regierung mehr als 40 000 Menschen — als Ketzer in den Augen der Machthaber, als Märtyrer in den Augen einer ungleich größeren Menge geheimer Anhänger der neuen Lehre — auf dem Blutgerüst endeten. Der Größe dieses Monarchen erlaubte man zu thun, was man seinem Nachfolger nicht mehr verzieh, die Nation vergaß ihre

Digitized by Google

Liebe zur Freiheit aus Liebe zum Waffenruhm, der von ihrem Kaiser, ihrem Landsmann, auch auf sie zurückstrahlte; und nebenher verschaffte sein politisches Uebergewicht ihrem Handel unendliche Vortheile. Der Kaiser entzückte zu Brüssel mit einem Lächeln das Volk, dessen Eigenthum er antastete und aus dessen Mitte er blutige Opfer wählte.

Nicht so Philipp. Die Niederländer forderten von dem unumschränkten Beherrscher seiner stolzen Kastilier Achtung für ihre kaufmännischen Privilegien, für das Chaos ihrer lokalen Gerechtsamen und Freiheiten, sie forderten, was der katholische König von allen Dingen ihnen am wenigsten gewähren konnte — Gedankenfreiheit. Das Licht der neuen Glaubenslehre hatte sich trotz aller Hinrichtungen bereits so sehr verbreitet, daß König Philipp glaubte, einem so furchtbaren Uebel ein furchtbareres Mittel entgegenstellen zu müssen. Man fand es in der spanischen Inquisition, der verächtlichsten Erfindung menschlicher Tyrannei, wenn sie nicht zugleich die furchtbarste und blutigste wäre.

Aber eine solche Institution konnte dem Volke nur durch eine Armee aufgedrungen werden, d. h. die Niederlande empfingen ein Uebel durch ein anderes Uebel. Beide waren Eingriffe in ihre heiligsten Rechte und mußten die Macht des Herrschers bis zum höchsten Despotismus steigern. Das Volk widersetzte sich.

Philipp hatte den niederländischen Adel absichtlich gekränkt und zurückgestoßen; diesmal war es der Adel, der die Flamme der Rebellion anfachte. Der Kompromiß, der Geusenbund gingen von ihm aus, die öffentlichen Predigten beschützte er, und der Bilderſturm selbst war sein Werk.

So sehen wir den Beherrscher von Spanien, Neapel, Sizilien, Sardinien, Mailand, eines Theiles der Niederlande und von Reichen in Amerika, deren Ausdehnung Europa übertraf, im Kampfe mit den friedlichen Bewohnern eines verachteten Erdwinkels von kaum 1000 Quadratmeilen. Der Sohn Karls V. setzte die sieggekrönten Heere seines Vaters, die größten Feld-

Digitized by Google

herren seiner Zeit, die Schätze beider Indien, die Heldenjugend Spaniens und Italiens und das Glück seiner Völker an die Dämpfung des Aufstandes. Er verlor sie alle und mehr, denn auf seiner königlichen Ehre haftet der Meuchelmord Oraniens. Wieweit auch die Natur die Grenzen seiner Tage gesteckt hatte, dennoch erlebte er nicht den Ausgang dieses Kampfes, der fast ein halbes Jahrhundert hindurch sein Leben verbitterte, und sein Nachfolger erbte mit dem unbeendeten Krieg eine Schuldenlast von 500 Millionen, die derselbe bereits verschlungen.

Aber der Punkt, den wir aus diesem großen Trauerspiel besonders hervorheben müssen, war das Utrechter Bündniß.

Zehn Jahre verheerte der Krieg bereits die einst so glücklichen Niederlande, ohne daß die Entscheidung von einem der beiden Theile erfochten oder die Lage der Dinge wesentlich verändert worden wäre. — Eine Stadt, welche belagert und gelegentlich entsetzt oder, falls sie verloren, wieder genommen wird, weil das feindliche Kriegsheer nicht geschlagen, das ist die Geschichte aller Unternehmungen von beiden Seiten.

Zwar machte der Prinz von Oranien in zwei Feldzügen das spanische Heer zum Operationsobjekt. Mit einer Armee zusammengeraffter Truppen ohne Mannszucht, welche die Gegend rings umher verheerten, forderte er den siegreichsten Feldherrn und die besten Soldaten seiner Zeit zur Schlacht heraus. Es bedurfte eines Sieges im freien Felde, und Alles erklärte sich gegen Alba, den Urheber des Blutraths der Zwölfe und des zehnten Pfennigs. Die feindlichen Schlösser und Festen öffneten dann von selbst ihre Thore, und der Krieg war vielleicht mit einem Schlage entschieden. So viel war zu gewinnen, verlieren konnte Oranien höchstens einen Theil jenes nach Sold schreienden Gesindels, welches er wenige Tage später doch aus Mangel an Geld, und weil das ganze Land verwüstet, entlassen mußte, ohne daß es für ungeheure Kosten irgend einen Dienst geleistet hätte.

Digitized by Google

Aber Herzog Alba überſah ſeine Lage ebenſo gut, und indem er die Schlacht vermied, erntete er alle Vortheile des vollſtändigſten Sieges.

So thatenlos bei einem Heere wie das, welches ſich unter die niederländiſchen Fahnen anwerben ließ, der Krieg in freiem Felde ſein mußte, ſo kräftig war die Vertheidigung der Plätze durch ihre Bewohner. Naardens Züchtigung und die beiſpielloſen Grauſamkeiten, welche unter Don Friedrichs von Toledo Augen dort verübt wurden, hatten den Bewohnern der Städte, denen ein gleiches Schickſal drohte, keine Hoffnung gelaſſen und zwangen ſie, Helden zu ſein. Offene Orte, wie Haarlem, Alkmaar und Leyden, widerſtehen ſieben Monate allen Anſtrengungen des ſiegreichen Feindes; Flotten werden zu ihrer Unterſtützung erbaut und das Meer ſelbſt geſchaffen, auf welchem dieſe handeln ſollen.

So ſtanden die Sachen unter Alba, ſo blieben ſie bis zum Tode Requeſenz'.

Das Ende dieſes ausgezeichneten Mannes erfolgte ſo plötzlich, daß er nicht Zeit gehabt hatte, ſeinen Nachfolger in der Oberſtatthalterwürde zu ernennen. Der niederländiſche Staatsrath übernahm demnach die Regierung und wurde auch wirklich vom König einſtweilen beſtätigt. Zwar waren die angeſehenſten Mitglieder des Staatsraths ſpaniſch geſinnt, allein dieſe wurden von der oraniſchen Partei gewaltſam entfernt, die Stände wurden zuſammenberufen, und zugleich ereignete ſich ein Umſtand, der den entſcheidendſten Einfluß hatte.

Eine dieſem Kriege eigenthümliche Erſcheinung ſind die Militäriuſurrektionen, welche gleich ſehr die Unternehmungen der ſpaniſchen Heerführer lähmten und den treu gebliebenen Provinzen verderblich wurden. Sie waren die natürlichen Folgen mehrerer gleichzeitigen Unternehmungen Philipps, welcher ſich nach und nach mit halb Europa in Fehde ſetzte und ſo, trotz aller Silberflotten, ſeinen Schatz dergeſtalt erſchöpfte, daß die in

Digitized by Google

den Niederlanden fechtenden Truppen ihren Sold höchst unregelmäßig empfingen und ihn oft für drei Jahre zu fordern hatten. Daß der Soldat unter diesen Umständen nur von Erpressungen leben konnte und von dem Eigenthume des Bürgers, den er doch beschirmen sollte, war ein nothwendiges Ergebniß der Verhältnisse.

Indeß kamen die Sachen bald dahin, daß der gemeine Mann laut zu murren anfing, sich weigerte, seine Dienstpflichten zu erfüllen, endlich sämmtliche Offiziere fortjagte und unter Anführung eines Eletto aus seiner eigenen Mitte einen Raubkrieg auf eigene Rechnung trieb, gleichviel, ob gegen die Unterthanen des Königs, der Republik oder des Deutschen Reiches.

Herzog Albas persönliches Ansehen vermochte der Meuterei noch die Strenge der Gesetze entgegenzustellen. Er ließ einzelne unzufriedene Korps durch treu gebliebene Truppen umringen und die Rebellen zu fünfzig auf der Stelle hinrichten. Allein bald bedurfte es eines zweiten Heeres, um das unzufriedene Heer zu bändigen. Ja, so tief fiel die Mannszucht in der spanischen Armee, welche durch sie die erste in Europa gewesen war und welche die strengsten Kriegsgesetze unter allen hatte, daß unter andern Haarlem, nachdem es kaum erobert, von den empörten Siegern selbst dem Prinzen von Oranien für 40 000 Gulden angeboten wurde. Die Stadt Antwerpen mußte die Plünderung mit 400 000 Gulden abkaufen, und die Truppen, hierdurch befriedigt, kehrten für einige Zeit mit doppeltem Eifer zu ihrer Pflicht zurück.

Aber nach Requesenz' Tode erreichte das Uebel die höchste Spitze. Mehrere Tausend unzufriedener Soldaten eroberten Alost und verbreiteten von dort Plünderung, Brand und Mord über ganz Brabant und Flandern.

Jetzt erfolgte eine förmliche Achtserklärung von Seiten des Staatsraths gegen das spanische Heer, und das Volk wurde aufgefordert, die Soldaten als meineidige Verräther mit den Waffen in der Hand zu vertreiben.

Digitized by Google

Dieses Manifest nun, im Namen des Königs erlassen, war unstreitig das Werk der Stände und der oranischen Partei. Es organisirte den Bürgerkrieg, der denn auch mit der erdenklichsten Wuth geführt wurde, und nöthigte selbst den friedlichsten Bürger, die Waffen für eine Sache zu ergreifen, deren letzte Zuflucht bisher Holland und das Meer gewesen. Zum ersten Male trat die ganze Nation gegen das spanische Heer auf, und der Genter Verein wurde geschlossen (1576).

Alle niederländischen Provinzen, ausgenommen Luxemburg, waren dem Bunde beigetreten, und die Niederlande schienen damals für die Krone Spanien verloren zu sein.

Aber wenn man zwar zu Gent die Provinzen dem Namen nach vereint hatte, so hatte man doch keineswegs die Faktionen aussöhnen können, welche in ihnen fortbestanden. Man kann in dieser Epoche drei Hauptparteien erkennen. Erstlich die spanische, wozu einige Glieder des vornehmsten Adels gehörten, und welche durch das furchtbare spanische Heer getragen wurde. — Dann eine zweite, welche man die katholische nennen könnte, deren Sitz hauptsächlich die wallonischen und flandrischen Provinzen waren, und welche zu den Ihrigen den zahlreichen Klerus und die zahlreichere Menge derer zählte, die der Klerus unter seiner Vormundschaft erhielt. Endlich die oranische Partei, die kleinere, welche aber an ihrer Spitze den einzigen großen Mann hatte, den die Niederlande in jener Epoche besaßen. Wilhelm von Oranien blieb sich im chaotischen Gewirre der Interessen und der Begebenheiten seines Wollens klar bewußt, und weder das Waffenglück der Spanier noch ihre hinterlistige Politik oder das Mißtrauen seiner Landsleute, keine lockende Aussicht und kein Mißgeschick entfernten ihn je um einen Schritt von der Bahn, welche er sich unwiderruflich vorgezeichnet hatte. — Diese Partei, durch die geographische Lage Hollands und Seelands einigermaßen gesichert, wußte vielleicht damals selbst noch nicht so genau wie ihr Führer, was sie eigentlich wollte, sehr bestimmt aber wußte sie,

Digitized by Google

was sie nicht wollte; sie kämpfte weniger für Freiheit, als für Freiheiten und Privilegien, mehr für das Gut selbst als für die Bürgschaft desselben. Die Holländer wollten nicht sowohl ihre eigenen Herren sein, als vielmehr sich vor der Tyrannei ihrer spanischen Herren schützen, und so handelten sie auch ohne bestimmten Plan weit konsequenter als alle übrigen Faktionen.

Bei solcher Spaltung konnte von einmüthigen Beschlüssen wenig die Rede sein. Auch vermochte die Achtserklärung des Staatsraths keineswegs das aufrührerische Militär zu schrecken. Vielmehr war die Sache der Insurgenten von Alost jetzt die der spanischen Nation geworden, und alle Soldaten, die zeither ihrer Fahne treu geblieben, vereinigten sich jetzt mit ihnen. Man erwählte einen Eletto, errichtete einen Galgen für Disziplinvergehungen und hörte dann mit großer Andacht eine Messe. Hierauf zog die ganze wüthende Schaar gegen Mastricht, damals schon ein Ort von 20 000 Einwohnern und eine starke Festung. Es wurde erstürmt, geplündert und fast dem Erdboden gleichgemacht. Doch die Tollkühnheit der Empörer ging weiter. Antwerpen, die reichste und mächtigste Stadt der Niederlande, die wichtigste des europäischen Handels, eine Festung, die bald darauf dreizehn Monate der Belagerung widerstand, wurde an einem Nachmittag, trotz des Widerstandes der entsetzten Bürger, trotz der wallonischen und deutschen Besatzung, mit Sturm genommen, geplündert, verbrannt und den erdenklichsten Grausamkeiten und Ausschweifungen preisgegeben.

Und dennoch konnten die verbündeten Provinzen sich nicht zu Maßregeln vereinen, diese Bande von etwa 15 000 Köpfen aus dem Lande zu schlagen. Lieber versuchten sie es durch Anerkennung Don Juans in der Oberstatthalterwürde und durch den Vertrag des „Ewigen Edikts“ zu erreichen, demzufolge vor allen Dingen alle spanischen Truppen den niederländischen Boden räumen sollten.

Don Juan führte den Ständen zu Gefallen auch wirklich

Digitized by Google

dieſe militäriſch-politiſche Komödie auf, d. h. die Truppen wurden fortgeſchickt, um in wenig Monden zurückgerufen zu werden.

Die Statthalterſchaften des Prinzen von Oranien, Holland und Seeland, waren dem neuen Vertrage nicht beigetreten, und obſchon das Ewige Edikt nach drei Monaten ſchon ſeine Dauer überlebte, ſo hatte es doch den Genter Bund, wiewohl er der Form nach fortbeſtand, ſeinem Weſen nach aufgehoben. Mehr noch geſchah dies durch die Verbindung der walloniſchen Provinzen Artois, Hennegau und Douai zur Erhaltung des katholiſchen Glaubens. — Dies Alles führte endlich die lange genährten Unterhandlungen des Prinzen zur Reife, und das Utrechter Bündniß wurde im Januar 1579 abgeſchloſſen und bekannt gemacht. Holland, Seeland, Geldern, Utrecht, Friesland, Overyſſel und Zütphen vereinten ſich darin zu einem unauflöslichen Ganzen und verbündeten ſich gemeinſchaftlich, jeden Angriff von außen abzuſchlagen. Die Städte Gent, Antwerpen und Brügge traten dem Bündniß bei, und der Prinz von Oranien wurde, zwar unter großen Beſchränkungen, das Oberhaupt dieſes neuen Staates.

So zerfielen die Niederlande in zwei Theile, wovon der eine, theils freiwillig, theils gezwungen, unter das ſpaniſche Joch zurückkehrte, der andere aber dem König den Gehorſam offen aufkündigte, den er ihm freilich der That nach ſchon ſeit dreizehn Jahren nicht mehr geleiſtet hatte. Und ſo waren es nicht mehr Spanier, welche gegen die gemeinſame Sache der Niederlande kämpften, ſondern Niederländer aus den walloniſchen Provinzen oder Flandern, welche ihre Landsleute aus Holland oder Seeland befehdeten, und zwar bald mit ſolcher Erbitterung, daß unter andern auf dem Zuge des Prinzen Moritz nach Flandern alle Seeländer, welche den Landleuten in die Hände fielen, ermordet wurden.

Aber außer der politiſchen Stellung, welche die zu Utrecht verbündeten Provinzen gegen die übrigen einnahmen, war die

Digitized by Google

Verschiedenheit der Religion eine Haupturſache gänzlicher Spaltung der niederländiſchen Völker. Dieſe Verſchiedenheit mußte allerdings von hohem Einfluß in einem Zeitalter ſein, wo die Religion nicht bloß das künftige Heil der Seelen, ſondern auch unmittelbar das ganze gegenwärtige Schickſal entſchied, wo Meinungen mit Feuer und Schwert weit ſtrenger als Handlungen gerichtet wurden und wo der Glaube zugleich Gewiſſensſache und Ehrenſache war.

Bei der mannigfachen Verbindung, in welcher die Niederlande durch das Meer mit England und Dänemark und durch ihre ſchiffbaren Ströme mit dem reformirten Deutſchland und der Schweiz ſtanden, konnten ſie der lutheriſchen und calviniſchen Lehre kaum verſchloſſen bleiben. Auch fand die Reformation in dem nüchternen, geſunden Sinn des Volkes um ſo eher Eingang, als die Sittenloſigkeit und Unwiſſenheit des katholiſchen Klerus der Niederlande und die Arbeitsloſigkeit der Mönchsorden dem aufgeklärten, arbeitſamen Bürger verächtlich und zuwider waren.

Die Gewaltmittel, welche man der Verbreitung des Ketzerthums entgegenſetzte, ſobald man die kaum geahnte Ausdehnung deſſelben bemerkte, fruchteten nichts. Der Heldenmuth, mit welchem viele Bekenner der neuen Lehre für dieſe Lehre ſtarben, bewies ihre Göttlichkeit in den Augen der Menge, und Philipp ſelbſt, der lieber gar nicht herrſchen als über Ketzer herrſchen wollte, ſah ſich genöthigt, das öffentliche Verbrennen derſelben in heimliche Hinrichtung zu verwandeln, weil aus dem Blute eines Märtyrers des neuen Glaubens hundert neue Bekenner deſſelben erſtanden. — Die Inquiſition war zu ſpät gekommen, das Uebel, gegen welches ihre Thätigkeit gerichtet war, im Keime zu erſticken, und die Unmöglichkeit, ihre Strafbefehle gegen die halbe Nation zu vollziehen, machte, daß ſie bald ebenſo verachtet wurde, als ſie gefürchtet geweſen, und daß ſie ſich kurz nach ihrer Einſetzung ſchon ſelbſt überlebt hatte.

Es konnte indeß nicht fehlen, daß die Reformation unter

Digitized by Google

ihren Bekennern manche Glieder zählte, die ihr wenig Ehre machten. Ausschweifungen wie der Bilderſturm, welcher in wenigen Tagen die herrlichen Dome Flanderns und Brabants verheerte und mit Dingen, die bisher für ehrwürdig und heilig galten, einen frevelhaften und verbrecheriſchen Spott trieb, ſolche Verirrungen des reformirten Pöbels ſchadeten der neuen Lehre mehr als alle Scheiterhaufen der ſpaniſchen Inquiſition. Die Verbrechen der Individuen legte man der Religion bei, zu welcher jene ſich dem Namen nach bekannten, und da die Duldſamkeit, welche ſo ſehr im Weſen der Reformation liegt, ſie in ihrer erſten Erſcheinung keineswegs begleitete, ſo iſt es erklärlich, daß der dem alten Glauben treu gebliebene Theil des Volkes ſich enger aneinander ſchloß und gegen eine Lehre verbündete, von der er ſo verwerfliche Folgen erlebt hatte.

Als nun der größte Theil der niederländiſchen Provinzen unter die Herrſchaft des katholiſchen Königs zurückgekehrt war, da bedurfte die reformirte Partei des Schutzes, welchen Wilhelm von Oranien, ebenſo ſehr aus Ueberzeugung und um der Sache ſelbſt willen als aus politiſchen Gründen, der verfolgten Sekte angedeihen ließ. Sein klarer Blick erkannte in der Reformation die Bürgſchaft für das Fortbeſtehen des neuen, von ihm geſchaffenen Staates. Die ſpaniſchen Heere konnten ihm Städte entreißen und Provinzen erobern, keine Gewalt der Erde aber vermochte den Geiſt, trotz der beſſeren Erkenntniß, aufs Neue in Feſſeln zu ſchlagen, welche er einmal abgeſtreift hatte.

In Seeland und Holland wurde die reformirte Religion geſetzlich anerkannt, ſämmtliche Kirchen wurden ihr eingeräumt und jede andere öffentliche Religionsübung verboten, ohne deshalb irgend Jemand ſeiner Meinungen wegen zu verfolgen. Auch flüchtete ſich eine ſehr große Menge von Menſchen aller Stände, welche die Intoleranz der ſpaniſchen Herrſchaft aus Brabant und Flandern vertrieb, nach den vereinigten Provinzen, deren Nationalreichthum ſie durch ihr Vermögen, ihre Induſtrie und

Digitized by Google

Kenntniß vermehrten oder unter deren Fahnen sie gegen ihre Verfolger fochten.

Wenn diesergestalt Politik und Religion gleich sehr dazu beitrugen, daß der Norden und Süden der Niederlande ihre Interessen voneinander sonderten, so setzten die Handelsangelegenheiten der getrennten Nation sie noch mehr in Widerspruch.

Die Geschichte Antwerpens ist im Allgemeinen die des niederländischen Handels jener Periode. Vielleicht giebt es keine Stadt, welche ein so tragisches Schicksal und so viel entsetzliche Katastrophen von ihrem wunderbar schnellen Aufblühen bis zu ihrem schleunigen Verfall aufzuweisen hätte, als Antwerpen, welches durch ein neuestes Ereigniß, das sich jenen anreiht, so interessant geworden ist.

Antwerpens Flor erhob sich aus den Trümmern des Brüggeschen Welthandels. Kaiser Friedrich III. hatte beschlossen, der letzteren Stadt, welche sich von jeher durch Aufstand und Empörung kund gethan hatte, eine Züchtigung angedeihen zu lassen, welche sie von ihrem Freiheitsschwindel gründlich heilen sollte. Dies war ihm vollständig gelungen, und indem er ihren Hafen Sluys zehn Jahre sperrte, verlegte sich der ganze levantische und nordische Handel nach Antwerpen, wo die Hanse ebenfalls ihre Komptoire aufschlug. Antwerpen wuchs jetzt auf eine beispiellose Art. Es zählte bald 200 000 Einwohner, der Luxus und die Erzeugnisse aller Welttheile flossen hier zusammen, und was Venedig und Genua gewesen, was Amsterdam und London wurden, das war im 15. Jahrhundert Antwerpen.

Das größte Unglück für diese Stadt war die Regierung Philipps II.; die Unduldsamkeit desselben, die Eigenmächtigkeit, welche Sicherheit und Vermögen der Individuen gefährdete, mußten einer Handelsstadt, wo Alles auf das öffentliche Vertrauen ankam, tiefere Wunden schlagen als selbst die späteren schrecklichen, aber vorübergehenden Katastrophen. Diese blieben indeß nicht aus.

Digitized by Google

Die Stadt hatte sich von der Regierung den Prinzen von Oranien ausgebeten als den Einzigen, welcher Ansehen genug besaß, um die drei Parteien der Katholiken, Lutheraner und Calvinisten im Zaum zu halten, welche sich alle untereinander mit gleichem Grimm haßten und bereit waren, übereinander herzufallen. Als aber der Prinz von der Oberstatthalterin nach Brüssel berufen wurde, brach noch am nämlichen Abend der Bilderſturm in der Stadt aus, welcher damit endete, daß einer der herrlichſten Dome der Chriſtenheit zerſtört und entweiht wurde.

Des zweimaligen Beſuchs der inſurgirten ſpaniſchen Soldaten iſt oben gedacht worden. Das erſte Mal begab ſich Don Requeſenz ſelbſt nach Antwerpen, keineswegs aber, um die Vertheidigungsanſtalten des Kommandanten Champigny zu unterſtützen. Vielmehr ließ er die Rebellen ein und ſtellte nun der Stadt die Wahl frei zwiſchen Plünderung oder Bezahlung eines mehrmonatlichen Soldes. Die geängſtete Bürgerſchaft bewilligte jede Forderung, der Oberſtatthalter, welcher ſeine Truppen auf eine ſo bequeme Art bezahlt hatte, verkündete ihnen im Namen des Königs eine allgemeine Amneſtie; eine feierliche Meſſe verherrlichte das Feſt, und die Soldaten, nachdem ſie Kirchen und Stifte reichlich beſchenkt, zogen, nach 47tägigem Aufſtand, zur Belagerung Leydens.

Als zwei Jahre ſpäter die unzufriedenen Soldaten an Maſtricht beiſpielsweiſe gezeigt, was ſie mit Antwerpen im Sinne hatten, glaubten die erſchrockenen Bürger nichts Beſſeres thun zu können, als zu ihrer deutſchen Beſatzung noch etwa 40 Fahnen wallonischer Truppen einzunehmen. Man erbaute auf der Esplanade gegen die Citadelle Verſchanzungen aus Säcken mit Wolle und Korn, an welchen Männer und Weiber arbeiteten. Da das Gerücht ſich verbreitete, daß die Rebellen von Aloſt in der Citadelle angekommen, eröffnete die Stadt das Feuer gegen dieſelbe.

Digitized by Google

Hier war Sancho d'Avila Kommandant, und unter ihm sammelten sich nach und nach 5000 Spanier, welche der Wunsch, Theil an der reichen Beute Antwerpens zu haben, aus allen Gegenden herbeigeführt hatte. Ihr Eifer war so groß, daß keiner, trotz des weiten Marsches, etwas genießen wollte, bevor die Stadt genommen, und noch denselben Mittag stürzte sich die wüthende Schaar von der Citadelle aus gegen die Verschanzungen.

Die Wallonen und Deutschen hatten kaum ihre Büchsen abgeschossen, als sie die Flucht ergriffen und dem Feind die neuen Wälle überließen. Aber die Bürger einer Stadt, welche damals noch 100 000 Einwohner zählte, und welche für Alles, was ihnen theuer war, kämpften, leisteten einen verzweifelten, wenngleich fruchtlosen Widerstand. Die halbe Stadt ging in Flammen auf, und alle Greuel und Ausschweifungen, welche in jener Zeit die Erstürmung einer Stadt begleiteten, wurden hier im Uebermaße verübt.

Die Beute war unermeßlich gewesen. Die Börse wurde zu einem Spielhause umgeschaffen, und gemeine Soldaten verspielten an einem Abend in dem damals schon beliebten Landsknecht 10 000 Gulden. Andere ließen sich, um doch etwas zu behalten, ihre Küraſſe und Steigbügel von Gold anfertigen. — Aber für den Antwerpener Handel war diese Plünderung ein Todesstoß. Sie war ein Nationalverlust, und die Folgen wurden durch ganz Europa verspürt. Eine große Menge angesehener Familien wanderten mit den Trümmern ihrer Habe aus und flüchteten nach Holland, wo sie solche Begegnung von den Truppen ihres Königs nicht zu fürchten hatten.

Als Don Juan d'Austria das spanische Heer aus den Niederlanden entfernte, mußte d'Avila die Citadelle Antwerpens dem Herzog von Arschot übergeben. Zu stolz, um dies selbst zu thun, überlieferte er die Schlüssel durch seinen Lieutenant, und der Herzog schwor in die Hand Don Escuvedos, die Citadelle Niemand als König Philipp und seinen Erben aus-

Digitized by Google

zuliefern, worauf Escuvedo erwiderte: „So Du hiernach handelst, so helfe Dir Gott! wo nicht, so möge der Teufel Dich holen mit Leib und Seele!“ Alle Anwesenden sprachen dazu Amen! Die Bewohner Antwerpens hatten aus bittern Erfahrungen gelernt, welchen üblen Dienst Herzog Alba ihnen geleistet, als er an der Südseite der Stadt diese Citadelle anlegen ließ, aus welcher nun schon zweimal das Verderben über sie eingebrochen war. Sie erbaten daher und erhielten vom Staatsrath die Erlaubniß, diese arge Zuchtruthe von Grund aus zu zerstören, eine Arbeit, der sich alle Stände und selbst zarte Jungfrauen unterzogen und deren Vollendung die Bürger durch große Schmausereien feierten. Allein kaum waren sie hiermit fertig, als der Herzog von Parma, welcher glaubte, daß eine Citadelle der Stadt sehr nöthig sei, ihnen dieselbe wieder aufbaute.

Das Experiment, welches die Spanier zweimal mit so gutem Erfolg gegen Antwerpen ausgeführt, wünschten die Franzosen (1583) auch zu ihren Gunsten in Anwendung zu bringen. Der Herzog von Anjou, in welchem die Niederländer sich einen neuen Souverän ausgesucht hatten, von dem sie bessere Behandlung als von ihren spanischen Herren hofften, dieser Herzog fand sich durch die Bedingungen genirt, welche er bei seinem Antritt beschworen hatte. Er versammelte daher unter scheinbaren Vorwänden einige tausend Franzosen bei Bürgerhout unweit der Stadt und ritt unter dem Vorgeben einer Musterung mit sehr zahlreichem Gefolge nach dem Kipdorfer Thor. Auf der Brücke stellte sich einer der Begleiter des Herzogs, als ob er ein Bein verletzt. „Jambe rompue“ wurde von vielen Stimmen wiederholt. Alsbald stürzen die Franzosen vor, tödten die Wache, besetzen das Thor und die Wälle und dringen in die Stadt ein.

Dort hatte ein dumpfes Gerücht von der Absicht des Herzogs sich schon mehrere Tage unterhalten. „So ließe sich wohl ein Thor erobern!“ rief sogar eine Stimme aus dem

Digitized by Google

Volk, als der Herzog ausritt und man bemerkte, daß die Hofleute unter den Wämsern Harnische trugen. Jetzt stürzten die Bürger einzeln herbei, die Straßen wurden mit Ketten gesperrt, aus den Häusern flogen Steine auf die Köpfe der Eingedrungenen herab. Immer mehr wuchs die Zahl der bewaffneten Antwerpener, welche, durch schreckliche Erfahrungen belehrt, lieber sterben als eine neue Plünderung oder gar eine Hugenotten-Nacht erleben wollten. Bald waren die Franzosen in dem schrecklichsten Gedränge. Die Geschütze vom Wall donnerten auf sie herab, Schrecken und Verwirrung ergriff sie, und doch waren sie am Umkehren durch ihre eigenen Truppen verhindert, welche noch immer durch das eroberte Thor zogen.

Nach einem Verlust von 2000 Mann mußte der Herzog von Anjou diesen Versuch für Erweiterung seiner Macht aufgeben, und die Antwerpener feierten ihre Rettung durch ihren eigenen Muth.

Den letzten Stoß versetzte Alexander von Parma der Stadt durch die Belagerung oder vielmehr durch die Einschließung im Jahre 1584/85.

Das Unternehmen des Herzogs, einen Platz von 80 000 Einwohnern mit 10000 Mann zu belagern, die durch einen 1200 Schritt breiten Strom ohne Brücken getrennt werden mußten und ohnehin unzufrieden und nicht mehr zuverlässig waren, dies Alles zu einer Zeit, wo Gent, Brügge, Dendermond, Mecheln und Brüssel noch nicht unterjocht und die seeländischen Geschwader in der Schelde kreuzten, ohne daß man ihnen ein Schiff hatte entgegensetzen können, ein solches Unternehmen konnte, selbst bei der riesenhaften Thätigkeit und Ausdauer der Spanier und ihres Feldherrn, nur durch die Kraftlosigkeit der Vertheidigung gelingen.

Doch die Umstände dieser merkwürdigen Belagerung sind zu bekannt, um hier mehr als nur erwähnt zu werden.

Digitized by Google

Nachdem Antwerpen unter spanische Botmäßigkeit zurückgefallen, flüchtete sich der Rest des niederländischen Handels nach Holland, und Amsterdam wurde der Mittelpunkt des Welthandels.

Außer dem Zuwachs an Reichthum, welchen die Holländer aus den südlichen Provinzen erhielten, nahm ihr Kommerz einen nie gesehenen Aufschwung durch eine Maßregel des Madrider Kabinets, welche darauf abzielte, ihn in seinem Wesen zu vernichten. — Längst schon hatte Philipp II. seinen Unterthanen den Verkehr mit den abtrünnigen Niederlanden verboten, aber dieser Handel bestand, mit Beobachtung gewisser Formen und unter fremdem Namen, zum unermeßlichen Vortheil beider Theile fort. — Philipp III. endlich brachte jene Prohibitivgesetze in Ausführung und nöthigte dadurch den unternehmenden Handelsgeist der Holländer, die Produkte Ostindiens, welche sie zeither auf spanischen Märkten geholt, an der Quelle selbst zu suchen, wodurch sie diese dann dem nördlichen Europa mit unendlich größerem Vortheil überlassen konnten.

Der Portugiese Vasco de Gama hatte 1497 den Seeweg nach Ostindien um das Vorgebirge der guten Hoffnung herum entdeckt und dadurch Genua und Venedig zu Grunde gerichtet. Zwanzig Jahre später entdeckte ein anderer Portugiese, Magelhaens, den südwestlichen Weg um das Südende Amerikas. Die Holländer nun wollten den gemuthmaßten nordöstlichen für sich entdecken und benutzen, welcher freilich die ganze Unternehmung um die Hälfte abgekürzt haben würde. Ein mißlungener Versuch der Engländer schreckte sie nicht ab; drei kleine Ausrüstungen wurden dahin unternommen, und der unerschrockene Heemskerk drang bis zu 80° nördlicher Breite vor. Wenn diese neuen Argonauten, welche einen fürchterlichen Winteraufenthalt in jenen noch von keinem Menschen gesehenen Meeren gemacht, zwar die Wahrscheinlichkeit einer Wasserverbindung um den Norden Asiens herum bewiesen, so hatten sie zugleich die Ueberzeugung ge-

Digitized by Google

wonnen, daß dieselbe für kommerzielle Zwecke nicht anwendbar sein würde.

Die Holländer beschlossen nun, trotz allen Feinden, auf demselben Wege, wie die Portugiesen, welche damals Spanien einverleibt waren, zu handeln.

Neun Amsterdamer Kaufleute, welche vier Schiffe zu diesem Zweck ausrüsteten, das war der Anfang jener berühmten Ostindischen Kompagnie, welche schon wenig Jahre nach ihrem Entstehen über Flotten und Heere gebot, welche sich Königreiche unterwarf und über unermeßliche Länder herrschte.

Solche Erfolge waren freilich nur möglich durch die entschiedene Präponderanz der Holländer zur See; aber eben diese ist eine der erstaunenswürdigsten Erscheinungen jener am Außerordentlichen so reichen Epoche.

Noth und Verzweiflung hatten friedliche Fischer und Seeleute in Seeräuber, ihre Boote in Kaperschiffe umgewandelt, und diese Kaper verwandelten sich wieder binnen wenig Jahren in eine Marine, welche die spanische Flagge auf hohem Meer angriff, ihre stolzen Gallionen zerstreute und sie in den spanischen Häfen selbst verbrannte, in welchen sie vergebens Sicherheit suchten. Der Name der Meergeusen wurde mit Schrecken genannt, und der Besieger der ottomanischen Flotte im Hafen von Lepanto sah von den Ufern der Schelde die Vernichtung seiner Schiffe durch die seeländischen Geschwader. Die Armada, eine Unternehmung, von der man bis auf Napoleons Rüstung im Hafen von Boulogne nichts Aehnliches gesehen, scheiterte keineswegs bloß durch die Wuth der Elemente, sondern hauptsächlich an dem Widerstand der batavisch-englischen Flotte; und selbst in den Meeren der anderen Hemisphäre mußte die alte berühmte spanische Flagge der jungen kaufmännischen Seemacht weichen.

Wenn die Gerechtigkeit erfordert zu sagen, daß ein kaum erhörtes, unbeugsames Mißgeschick die Unternehmungen Spaniens

Digitized by Google

zur See verfolgte, so muß man auf der anderen Seite einräumen, daß keine andere Marine, die englische nicht ausgenommen, eine so schnelle und glänzende Entwickelung und eine solche Menge großer Waffenthaten mit so geringen Mitteln aufzuweisen hat, als die holländische jener Periode.

Holland, eine Tochter des Meeres, war unüberwindlich, so lange man ihm das Element nicht entreißen konnte. Es war sein Ursprung, die Bedingung seines Fortbestehens, sein Schutz, seine Plage und sein Ernährer.

Wie sehr dies der Fall war, beweiset unter Anderm die Belagerung von Ostende, welche die Waffen des ganzen spanischen Heeres, selbst unter einem Spinola, drei Jahre und drei Monate unter seinen Mauern fesselte. Welcher unberechenbare Vortheil für den jungen, noch schwankenden Staat!

Die Belagerung Ostendes, in ihren Folgen minder bedeutend als die von Antwerpen, bietet in ihrer Ausführung von beiden Seiten ungleich Größeres und Interessanteres dar, und ihr Ruhm, wenn man die Fortschritte der Angriffs- und Zerstörungsmittel in Erwägung zieht, reiht sich mit Recht dem von Troja und Tyrus an. — Ein entscheidender Umstand war, daß es den Spaniern nicht gelang, trotz der riesenhaftesten Anstrengungen die Kommunikation zur See zu unterbrechen, so daß nicht nur Ueberfluß an Lebensmitteln in der Festung herrschte, sondern auch die ganze Besatzung derselben nach und nach abgelöset werden konnte.

Schon in den ersten zwanzig Monaten kostete diese Belagerung den Spaniern mehrere Millionen und 18 000 Mann. Es waren 250 000 Schüsse aus 20- und 50pfündigen Kanonen gegen die Stadt gethan, welche ihrerseits bereits 8000 Mann eingebüßt und mit 100 000 Schüssen geantwortet hatte. Mit den Opfern, welche neue neunzehn Monate kosteten, erkaufte endlich Spinola den Besitz eines Steinhaufens, dessen Vertheidiger und Bewohner sich übers Meer in eine neue Heimat gerettet

Digitized by Google

hatten, und büßte zu eben der Zeit Sluys ein, einen Platz von mindestens ebenso großer Bedeutung, als der mit so schmerzlichen Aufopferungen errungene war.

Mit dem Verlust der Herrschaft zur See waren auch die vereinten Provinzen der Niederlande für Spanien verloren, und nach einem mehr als vierzigjährigen Kampfe bedurfte es der Arbeit von drei Jahren, um nicht einen Frieden, sondern nur einen zwölfjährigen Waffenstillstand zu Wege zu bringen, der indeß wieder gebrochen wurde, um trotz gänzlicher Erschöpfung und Ohnmacht Spaniens den Kampf auf Tod und Leben fortzusetzen.

Aber wie verschieden war jetzt der bürgerliche Zustand der spanischen und der vereinigten Niederlande. Die freiwillig oder gezwungen unter die spanische Herrschaft zurückgekehrten Provinzen boten ein schauderhaftes Gemälde des Elends dar, welches willkürliche und schlechte Gesetze, Empörung und Krieg über ein Land verbreiten können. Der Ackerbau lag gänzlich darnieder, weil es wegen der vielen Auswanderungen an Arbeitern fehlte und Niemand sicher war, das zu ernten, was er säete. Die Folge davon war eine furchtbare Theuerung des Getreides, welche zu neuen Auswanderungen zwang. Der Handel war nach so vielen heftigen Stößen unterlegen. Mit Antwerpens Fall hatte er sich fast ganz nach dem Norden gewandt, wo er Schutz zu finden hoffen durfte, und die holländischen Kaper, welche alle Flußmündungen der Niederlande umschwärmten, richteten das Wenige, was geblieben, vollends zu Grunde. Natürlich, daß alle Fabriken und Manufakturen stockten, da es ihnen gänzlich an Abnehmern ihrer Erzeugnisse fehlte, wenn man nicht etwa die insurgirten spanischen Soldaten als solche rechnen will.

So standen Flecken und Dörfer leer, die Städte, durch Seuchen verheert, und von den protestantischen Bewohnern verlassen, welche die spanische Unduldsamkeit vertrieben, glichen offenen Gräbern, und Heerden von Wölfen durchstreiften die öden, vormals so blühenden Fluren.

Digitized by Google

Ganz anders, und gerade das Gegentheil dieſer traurigen Schilderung gewährt uns ein Blick auf den neugeſtifteten Staat der vereinigten Provinzen. Aus demſelben Grunde und in eben dem Maße, wie die Bevölkerung der ſpaniſchen Niederlande ſchmolz, nahm die ſeinige zu; die Auswanderungen, durch welche jene verarmten, machten ihn reich, und der Handel, der in Antwerpen unterging, blühte in Amſterdam unter dem Schutz ſiegreicher Flotten wieder empor. Der Kredit war befeſtigt durch verſtändige Geſetze und mehr noch dadurch, daß ſie befolgt wurden. Mit einem Wort, die verbündeten Provinzen genoſſen mitten in einem Kriege, wo es ſich um ihre Exiſtenz handelte, alle Segnungen des Friedens, allen Ueberfluß des Handels und gründeten mitten unter den Stürmen, die ſie umbrauſten, ihre Herrſchaft über einen anderen Welttheil.

Auf dieſe Weiſe trennten ſich die politiſchen, religiöſen und merkantilen Intereſſen eines Theiles der Niederlande von dem anderen und ſetzten ſich in entſchiedenen Widerſpruch. Der ſchreiende Gegenſatz des bürgerlichen Zuſtandes in den ſpaniſchen Provinzen mit dem der begünſtigten Landsleute im Norden mußte den Neid der erſteren erwecken, und dieſer Neid führte bei dem Fortbeſtehen der Veranlaſſung nur zu bald zu einem Haſſe, den zwei Jahrhunderte nicht haben verwiſchen können.

Wirklich gehen von dieſer Epoche an die Schickſale beider Theile ganz auseinander. Die Geſchichte der ſpaniſchen Niederlande iſt arm, ihr politiſches Leben faſt erloſchen, und ſie ſelbſt nur das Schlachtfeld, auf welchem andere Mächte ihre verderblichen Händel ausfechten.

Hiervon war der Grund ſowohl die politiſche Lage der Provinzen als auch die große Menge von Feſtungen, mit welchen ſie zu ihrem Verderben beſäet waren, und welche nicht ihnen ſondern nur Holland zu Nutzen kamen. Es waren die Bollwerke, an welchen die großen und zahlreichen Armeen ihre Kraft erſt brechen mußten, ehe ſie Holland erreichen konnten, welches,

Digitized by Google

selbst ohne Festungen, seit der Belagerung Leydens, Alkmaars und Haarlems durch Jahrhunderte nie wieder von Feindes Fuß betreten worden ist. — Durch den Barrieren-Traktat wurde den Vereinigten Staaten das Besatzungsrecht der mehrsten Festungen in den niederländischen Provinzen förmlich zuerkannt und diese recht eigentlich zum Schauspiel ihrer Kriege designirt. — Und so giebt es denn wohl auf dem ganzen Erdboden kaum einen Fleck, auf dem zwei Jahrhunderte hintereinander so viel Blut geflossen und der so durch Krieg, Plünderung, Brand und Seuchen, durch physischen und moralischen Druck verheert worden wäre, wie dieses unglückliche Land.

Zu schwach, um sich selbst gegen seine mächtigen Nachbarn zu vertheidigen, fehlte es seinen auswärtigen Beherrschern an Macht, es zu beschützen. Vergeblich waren deshalb auch alle Versuche, dem Handel, dieser Hauptquelle seiner Wohlfahrt, wieder aufzuhelfen. Eine ostindische Kompagnie zu Ostende blühte gleich nach ihrer ersten Stiftung ungemein schnell empor, aber die Eifersucht Englands und der Staaten nöthigten, sie wieder aufzuheben. Und so blieben alle andere Versuche der Willkür von außen bloßgestellt.

Die Politik damaliger Staatsmänner betrachtete diese vormals so reichen und fruchtbaren Provinzen, mit einer Bevölkerung, welche der von Königreichen, wie Dänemark, Schweden und Portugal, gleich kam, nur als eine Zugabe, die, indem man sie auf diese oder jene Wagschale legte, das Gleichgewicht der Staaten aufrecht zu halten geeignet wäre.

Zwar hatten die Flamänder den Gedanken gehabt, die spanische jetzt ganz kraftlose Herrschaft abzuschütteln und sich unter dem Schütz Frankreichs und der Staaten zu einem Freistaat zu konstituiren. Auch wurden Verhandlungen angeknüpft zwischen Ludwig XIV. und dem Rathspensionär de Witt, welche bei dieser Gelegenheit den Rest der spanischen Niederlande unter sich zu theilen gedachten. Allein sie zerschlugen sich, und

Digitized by Google

das Projekt unterblieb vornehmlich, weil Jeder viel haben und Alle wenig geben wollten.

Im Jahre 1691 bot der spanische Hof die niederländischen Provinzen den Staaten erb- und eigenthümlich an, weil derselbe sie gegen Ludwig XIV. doch nicht vertheidigen zu können glaubte. Allein Wilhelm III., damaliger Statthalter, lehnte den Besitz dieser Lande ganz ab, hauptsächlich weil er in der Verschiedenheit der Religion ein unübersteigliches Hinderniß der Verschmelzung erblickte.

So wanderten die niederländischen Provinzen aus der spanischen Herrschaft in die österreichische, ohne daß ihr Schicksal sich dadurch eben verbessert hätte, und so erblicken wir Belgien in seiner tiefsten Ohnmacht, während wir Holland den Gipfel seiner Macht ersteigen sehen werden.

Sehr entscheidend ist der Einfluß, welchen die vereinigten Niederlande seit dem zwölfjährigen Waffenstillstand auf die Angelegenheiten Europas äußern.

Nach Ablauf dieses Waffenstillstandes, während dessen der Kampf in Indien jedoch ungehindert fortgedauert, entbrannte der Krieg zwischen Spanien und den Staaten aufs Neue. Aber die Schwäche Spaniens war damals schon so groß, daß selbst ein Spinola keine Energie in den Gang der Unternehmungen gegen die abgefallenen Lande mehr zu bringen vermochte. Die Rüstungen der Staaten waren ebenfalls nur geringe, und im Jahre 1628 unter Anderem ging der Prinz von Oranien gar nicht einmal zu Felde.

Dennoch verstand sich Spanien erst 1648 im Münsterschen Frieden dazu, die Staaten in einer auf Papier und trotz des Werthes, welchen diese auf den Umstand legten, nicht auf Pergament geschriebenen, nur mit Yo el rey (Ich der König) unterzeichneten Urkunde, für souveräne Lande zu erkennen.

Dieser Kampf hatte nun im Ganzen achtzig Jahre gedauert. Ganze Generationen waren geboren und gestorben,

Digitized by Google

ohne den Frieden — in ihrem Vaterlande wenigstens — weiter als vom Hörensagen zu kennen. Und dennoch war das Verlangen nach diesem Frieden so gering, daß selbst der Abschluß desselben von Seiten Hollands großen Widerspruch fand.

Wie Handel und Industrie sich während des Krieges zu ihrer höchsten Spitze erhoben, haben wir gezeigt.

Aber auch Kunst und Wissenschaft blühten hervor. Die Universitäten zu Leyden, Franeker, Utrecht und Harderwyck waren gestiftet, und die Meisterwerke der niederländischen Schule, welche noch jetzt einen so wesentlichen Theil des Reichthums aller Bildergalerien Europas ausmachen, sind jener und der zunächst darauf folgenden stürmischen Periode entsprossen. Zwar war der Staat verschuldet, aber die Privatleute erfreuten sich eines unermeßlichen Wohlstandes und einer Ueppigkeit, welche sich unter Anderem in dem berüchtigten Blumenhandel bekundet, wo man, im entschiedensten Gegensatz zur kaufmännischen Solidität der Holländer, eine so vergängliche Waare, wie Tulpen und Hyazinthen, in Zwiebeln das Pfund zu 5000 bis 6000 Gulden verkaufte und kaufte.

Der Krieg war den Holländern, wenn nicht zum Bedürfniß, so doch zur Gewohnheit geworden, sie führten ihn übrigens zwar mit eigenem Gelde, aber mit fremdem Blute, auf fremden Meeren und in fremden Landen.

Auch hatte der Friede nur vier Jahre gedauert, als die niederländischen Flotten schon gegen England, Portugal und Schweden ausliefen.

England, welches sich gerade damals zu der Rolle vorbereitete, welche es in der Alleinherrschaft der Meere zu spielen gedachte, verkannte den gefährlichen Nebenbuhler nicht, welchen es in dem jungen Staat jenseit des Kanals hatte. — England war bereits eine furchtbare Seemacht, die Vereinigten Staaten wurden es in dem Kampfe, welcher sie daran verhindern sollte. — Aber trotz der Ueberlegenheit, welche die Zahl und größere

Digitized by Google

Bauart der Schiffe den Engländern gewährte, konnten sie durch zwei Feldzüge die Seemacht der Staaten nicht überwältigen. Unter Führern wie Wassenaer, Ruyter und Tromp hielt diese überall Stand, und eben so oft Sieger als besiegt, wagte sie sogar am Schlusse dieses Krieges noch in die Themse bis über Chatham vorzudringen, wo sie die dort liegenden königlichen Schiffe theils wegnahm, theils verbrannte. In London wußte man sich in diesem Augenblick nur durch Versenkung von Schiffen in die Themse vor dem Besuch der Niederländer zu schützen.

Allein während die Flotte der Staaten eine so ruhmvolle Rolle spielte, war ihr Landheer in einem solchen Verfall, daß der Bischof von Münster es wagen durfte, sie mit Krieg zu überziehen, und während sie die Meerkönigin in ihrer Hauptstadt bedrohten, sahen sie sich genöthigt, Frankreich um Hülfe gegen den geistlichen Herrn anzurufen.

Dieser gänzliche Verfall der Landmacht war zum Theil absichtlich hervorgerufen, und der Grund davon ist in der Eifersucht der Magistrate auf die Prinzen von Oranien zu suchen.

Kaum hatte nämlich diese Familie dem Lande seine Unabhängigkeit erkämpft, als es schon zu fürchten begann, selbige an sie zu verlieren. — Mit einem Mißtrauen, das wenig von der Dankbarkeit verrieth, welche die Staaten Wilhelm dem Stillen und seiner Familie schuldig waren, von der die mehrsten Glieder im Kampf für die Sache eben dieser Staaten ihr Leben geopfert, schloß man die Abkömmlinge jener Männer von allen Bedienungen und dem Einfluß derselben sorgfältig aus.

Die Opposition gegen das Haus Oranien wurde durch zwei ausgezeichnete Männer repräsentirt, nämlich den Rathspensionär von Holland Oldenbarneveldt und seinen Nachfolger de Witt. Beide hielten es für sehr bedenklich, den kriegerischen Abkömmlingen Wilhelms I. irgend eine Macht in

Digitized by Google

Regierungsangelegenheiten einzuräumen; sie fanden es gerathen, die höchste Gewalt in vielfacher Abstufung den Staaten (d. h. Abgeordneten) der Provinzen, vorzüglich aber sich selbst, als Vertretern der bei weitem mächtigsten Provinz, zu bewahren. Hiermit einverstanden war besonders die einflußreiche Kaufmannschaft, welche nach Beispielen, wie die sämmtlicher Herrschafter seit Karl von Burgund bis auf Anjou und Leicester, allerdings nicht Ursache hatten, die Regierung eines Einzelnen wieder herbeizuwünschen. — Einige gewaltsame Maßregeln der Prinzen Moritz und Wilhelm II. hatten die Sachen noch verschlimmert, ein Anschlag des Letzteren auf Amsterdam war verunglückt, und Wilhelm III. verlor während seiner Minderjährigkeit Alles, was ihn von einem Privatmann unterschieden hätte.

Die Stellung der Oranier gegen das niederländische Volk war eine außerordentliche, und es bedurfte der Mäßigung und Umsicht, welche die Schritte der Fürsten dieses Hauses bezeichneten, um nicht Alles zu verderben. Ihre Ansprüche auf eine höhere Stellung waren nirgends durch ein Uebereinkommen oder einen Vertrag festgestellt. Sie beruheten lediglich auf großen, dem Staate geleisteten Diensten und waren daher nur um so ehrenvoller.

Seit der Utrechter Union bildete nämlich jede der vereinigten Provinzen einen völlig unabhängigen souveränen Staat für sich, dessen Regenten die Abgeordneten waren, welche aus der Gesammtheit des Adels und der Städte gewählt und Staaten genannt wurden. Für solche gemeinsamen Angelegenheiten aller Provinzen, wie Krieg und Frieden, Steuer, Bündnisse u. s. w., gab es einen Ausschuß der Staaten, dessen Mitglieder General-Staaten hießen und welche sehr geneigt waren, wiewohl mit Unrecht, sich als die höchste Gewalt anzusehen. Neben dieser wirklichen höchsten Gewalt bestand gewöhnlich noch eine scheinbare: die Würde des „Statthalters“, wiewohl es keinen auswärtigen

Digitized by Google

Regenten mehr gab, den er zu vertreten hatte. Allein der Statthalter repräsentirte den Staat nach außen und war bestimmt, durch den Glanz seiner Abkunft und seiner Person fremden Mächten Achtung einzuflößen. Gewöhnlich vereinte er mit der Statthalterschaft über mehrere Provinzen auch im Kriege die Generalkapitäns- und Admiralswürde, weil es hier darauf ankam, durch Centralisirung der Gewalten kräftiger handeln zu können; und dann war sein Einfluß allerdings von Bedeutung.

Wenn nun gleich die hohen Magistraturen die Familie Oranien von diesen Würden ausgeschlossen, zum Theil jene Würden sogar ganz aufgehoben hatten, so bestand doch eine große und sehr verbreitete Stimmung zu ihren Gunsten. Für sie war das Andenken an ausgezeichnete Verdienste und ein starker Anhang im Volk.

Dem Adel, der sich ohnehin sehr hintenangesetzt fühlte, mußte ein kriegliebender Fürst unstreitig mehr zusagen, als das Regiment der Hochmögenden Herren, und der gemeine Mann, aus uralter und glücklicherer Zeit an seine Grafen und Ruhwarde gewöhnt, liebte den Glanz und die Pracht eines freigebigen fürstlichen Herrn, der Ehrenstellen und Begnadigungen vertheilte, während die Staaten nur Steuern und Auflagen ausschrieben. Einen Anhang hatte die Oranische Partei aus begreiflichen Gründen im Heer, soweit ein solches bestand.

Da verwandtschaftliche Bande das Interesse des Oranischen Hauses an die Königliche Familie von England knüpften, so warf de Witt sich völlig in das Interesse von Frankreich. Deshalb mußte die Seemacht auf einen imposanten Stand gebracht, die Landmacht aber so viel wie möglich vermindert werden, ein Bestreben, worin die kaufmännische Sparsamkeit der Staaten ihn sekundirte. Die Offizierstellen bei den Truppen, welche nach einer Reihe von Reduktionen noch übrig geblieben, wurden durch die Vettern der Bürgermeister besetzt, deren ganze Auf-

Digitized by Google

gabe es war, ihre Gehalte zu verzehren und antioranisch zu sein.

Aber die verbündeten Staaten sollten an sich selbst eine Erfahrung machen, welche sie minder schmerzlich aus Anderer Beispiel in der Geschichte hätten schöpfen können; nämlich wie gefährlich die Zersplitterung der leitenden Gewalt im Staate vorzüglich da ist, wo mächtige Nachbarn bereit sind, sich durch die Schwäche Anderer zu bereichern.

Einen solchen unruhigen Nachbar hatten die Staaten par excellence in Ludwig XIV. erhalten.

Dieser Monarch glaubte gewisse Ansprüche auf die spanischen Niederlande zu haben. Zur Beruhigung seines Gewissens ließ er sie durch seinen Staatsrath und einige Gottesgelehrte untersuchen, und Beide fanden sie sehr gegründet. Sonst urtheilte Europa davon, daß sie sich besser durch Kanonen als durch Rechtsgründe beweisen ließen, und der König beschloß auch, ihnen die nöthige Stärke durch ein bedeutendes Heer zu verleihen.

De Witt verblendete sich absichtlich gegen das, was zwar leicht zu sehen, was aber seinen Untergang und den seines Systems unausbleiblich nach sich ziehen mußte. Er widersetzte sich standhaft jeder Beförderung des Prinzen von Oranien, verringerte das Heer noch ferner und hielt sich selbst und den Staat noch für völlig sicher durch die Freundschaft Frankreichs, als das Gewitter zum Ausbruch kam, welches, aller menschlichen Berechnung nach, die Existenz der vereinigten Niederlande beendigen mußte.

Frankreich und England, die beiden größten Mächte des damaligen Europa, erklärten den Staaten Krieg, Schweden und die Bischöfe von Münster und der Kurfürst von Köln schlossen sich jenen zum Ueberfluß an, und die bedrängten Niederlande, von ihren Bundesgenossen verlassen, ja bekriegt, hatten keine

Digitized by Google

Hoffnung weiter, als auf ihre eigenen Kräfte und auf die mögliche Hülfe des entfernten Spaniens und Brandenburgs.

Die Staaten machten die demüthigsten Vorstellungen, aber umsonst. Ihre Nachgiebigkeit war so groß, daß England beinahe verlegen um einen Vorwand zum Bruch war. Die künftigen Eroberungen wurden indeß zum voraus getheilt. Ein Heer von 150 000 Mann, deren man in jener Zeit noch nicht gewohnt war, unter Generalen, wie Turenne und Condé, und den König von Frankreich an der Spitze, rückte längs des Meeres vor (1672). Geldern, Utrecht und Overyssel gingen sogleich verloren, Friesland und Gröningen waren von Feinden besetzt, und nur Ueberschwemmungen hinderten die Franzosen, in Holland vorzudringen. Die Festungen fielen eine nach der andern, selbst die stärksten, fast ohne Widerstand. Ostende z. B. ging in ebenso viel Tagen an den König über, als es Jahre dem Spinola widerstanden. Ludwig XIV. sah sich in dem schimmernden Licht eines großen Eroberers und wählte den rechten Moment, um zur Frau v. Montespan zurückzukehren.

Während dieser unerhörten Erfolge schwamm auf der entgegengesetzten Seite eine furchtbare englische Flotte herbei, welche durch eine Landung auf Holland den letzten Fleck zu erobern gedachte, auf den sich die Unabhängigkeit der Staaten geflüchtet.

Und allen diesen drohenden Stürmen hatte man zu Lande nichts entgegenzusetzen, als 20 000 Mann schlechter, undisziplinirter Truppen, unter Anführern, die weder Muth noch Kenntniß vom Kriege hatten. Dazu Zwistigkeiten wie immer im Innern und getheilte Meinungen über die zu ergreifenden Maßregeln. — Wirklich bedurfte es der ganzen Anmaßung Ludwigs XIV. und eines Naturwunders, um den Untergang des Staates zu hindern. — Eine doppelte Ebbe, welche zwölf Stunden dauerte, und ein gleich darauf folgender Orkan ver-

Digitized by Google

hinderten die Landung. Diese Erscheinung war sehr selten im Frühling und im Herbst, nie aber, wie diesmal, im Sommer erlebt. Zu Lande endlich verdankte man dem Uebermuth Ludwigs, was man seiner Großmuth umsonst zu verdanken gehofft. Das Uebertriebene seiner Forderungen führte die Verzweifelnden auf ihre eigenen Kräfte zurück, von denen sie jetzt ihre Rettung erwarten mußten.

De Witt und sein Anhang gingen im Drange dieser Umstände zu Grunde. Dieser ausgezeichnete Mann, der neben einer entschiedenen Herrschsucht alle Eigenschaften eines großen Staatsmannes besaß, wurde, so wie sein Bruder, der verdiente Admiral de Witt, vom Pöbel auf eine empörende Art gemordet.

Der Prinz von Oranien war schon früher durch eine allgemeine Volksbewegung zum Statthalter und Generalkapitän berufen, und diese Würden sollten von nun an erblich sein. Obschon in den Friedensvorschlägen von Seiten Frankreichs sehr vortheilhafte Bedingungen für den Prinzen stipulirt waren, so erklärte dieser, als man ihn befragte, dennoch, daß die Vorschläge in allen ihren Theilen unannehmbar seien, und daß man lieber zu Grunde gehen müsse als darauf eingehen.

Das Heer wurde neu geschaffen und organisirt, und wenn Wilhelm III. in seinen Unternehmungen mit diesem neuen Heer nicht glücklich war, so gebührt ihm das große Verdienst, durch seine Standhaftigkeit einen schimpflichen Frieden abgewendet zu haben, wie denn er es auch war, der später, als König von England, das drohende Wachsthum der französischen Uebermacht, zum Theil wenigstens, wieder vernichtete.

Die Verhältnisse gestalteten sich ohne vieles Zuthun der Staaten, besonders durch das Auftreten der Kaiserlichen Truppen, immer günstiger; und so gingen die Niederlande aus einem Kampfe hervor, in welchem der größte Sieg die Erhaltung ihres Daseins war.

Digitized by Google

Der Nymwegener Friede (1679) stellte den Staat der vereinigten Niederlande in seinem vorigen Zustand wieder her.

Von jetzt an führte dieser keine Kriege mehr gegen England. Beide Länder waren natürlich gegen die drohende Uebermacht Frankreichs miteinander verbündet, und so wie sein Ahnherr vor 100 Jahren die Uebermacht Spaniens gebrochen, so schien Wilhelm III. von Oranien bestimmt, dem verheerenden Strome französischer Tyrannei ein Ziel zu setzen.

Auch die Niederlande sahen sich dadurch bald in neue Kriege verwickelt. Der erste dauerte sieben Jahre, und die Staaten blieben durch den Ryswyker Frieden im Besitz alles dessen, was sie vorher besaßen. Aber der Krieg hat ihnen 600 Millionen Gulden gekostet.

Der zweite dauerte 11 Jahre. Es war der bekannte spanische Erbfolgekrieg. Wilhelm III. starb, ohne den günstigen Erfolg zu erleben, den Marlboroughs und Eugens vereinte Heere erfochten. Dieser Krieg erreichte seinen Zweck größtentheils, sofern er in der Demüthigung Ludwigs XIV. bestand, und er würde ihn noch viel mehr erreicht haben, wenn nicht Marlborough trotz seiner Schlachten einer Weiberkabale am englischen Hofe unterlegen und wenn man eben so geschickt im Friedenschließen als im Kriegführen gewesen wäre.

Durch diesen Utrechter Frieden kamen die spanischen Niederlande (1715) an Oesterreich, und die vereinigten Provinzen erhielten durch den sogenannten Barrieren-Traktat das Besatzungsrecht mehrerer Festungen in den jetzt österreichischen Niederlanden. Dies war aber auch Alles, was sie von ihren fast übermäßigen Anstrengungen für die gemeinsame Sache ernteten.

Seit dem Entstehen des Staates der vereinigten Niederlande durch das Bündniß zu Utrecht bis zum Utrechter Frieden waren 134 Jahre verflossen, und von diesen 30 Jahre Friede, 104 Jahre aber Krieg gewesen. Jene waren außerdem durch fortwährende innere Händel, durch Kriege in Ostindien und durch

Digitized by Google

Hülfsleistungen an andere Staaten gestört. Diese hatten einen Aufwand von Kräften erfordert, welcher außer allem Verhältniß mit der Größe des Staates zu stehen schien.

Im Jahre 1672 hatte die vereinigte englisch-französische Flotte, welche gegen die Staaten auslief, aus 101 großen Kriegsschiffen bestanden, welche mit mehr als 6000 Geschützen bewaffnet und mit 35 000 Mann besetzt waren. Die Staaten stellten ihr 91 Kriegsschiffe mit 65 Brandern und Yachten entgegen und bestanden den Kampf.

Dies waren die größten Flotten, welche je vorher und nachher auf dem Meere gesehen worden sind. Jede derselben übertraf an Größe die berühmte Armada Philipps II.

Im Jahre 1673 rüsteten die Niederlande 75 Kriegsschiffe, 43 kleinere Schiffe mit 4300 Kanonen und 20 000 Mann aus; und als Wilhelm III. das Heer neu geschaffen, stellten sie sogar 66 000 Mann ins Feld.

Diese stürmische und thatenreiche Periode in der Geschichte der Niederlande ist zugleich die ihres höchsten Glanzes und ihrer Blüthe. Die Schulden der Regierung selbst, und diese waren die einzige Spur, welche im Lande von so viel Kriegen gefunden wurde, waren ein Vortheil für die Individuen. Die Menge des baaren Geldes war so groß und der Kredit der Regierung so wenig erschüttert, daß sie jeden Augenblick zu geringen Zinsen die größten Summen im Lande selbst erhalten konnte. Eben dieser Ueberfluß an Geld machte auch, daß man die Abzahlung der Staatsschulden nicht einmal wünschte. Ein solcher Reichthum und die riesenhaften Leistungen und Kraftanstrengungen der Staaten hatten ihnen ein Ansehen und einen Einfluß in der politischen Welt verschafft, der wenig mit der vornehmen Geringschätzigkeit stimmte, mit welcher andere Mächte, und namentlich Frankreich, den „Kaufmann-Staat" zu behandeln sich angelegen sein ließen. Und wenn sie es den Staaten als eine Beleidigung anrechneten, daß sie auf einer ihrer Medaillen behaupteten,

Digitized by Google

„Königen beigestanden, sie beschützt und versöhnt, die Freiheit der Meere behauptet und die Ruhe Europas wiederhergestellt zu haben", so war der Anlaß dazu wohl nur der, daß eine so kleine Macht es gewagt, die Wahrheit zu sagen.

Aber die politische Größe Hollands war ein exaltirter Zustand, der nicht von Dauer sein konnte. Der Friede, der andere Staaten hebt, richtete diesen zu Grunde.

Wilhelm III., welcher in England mit vieler Einschränkung herrschte, genoß in den Niederlanden des entschiedensten Ansehens, so daß die Franzosen ihn nicht mit Unrecht König der Niederlande und Statthalter von England nannten. — Mit ihm aber erlosch der Mannesstamm Nassau-Oranien, und die Betheiligten benutzten diesen Umstand, die übrigen Glieder der Familie Oranien von hohen Aemtern zu entfernen und die statthalterlose Regierung wieder einzuführen. Die Folge davon war der gänzliche Verfall des Heeres. — Zwar war der spanische Erbfolgekrieg, dieser glücklichste aller niederländischen Feldzüge, nach dem Tode des Statthalters, aber mit der Armee und allen den Institutionen geführt, welche er ins Leben gerufen hatte. — Wie schlecht es bald mit der niederländischen Militärverfassung stand, bewies die Leichtigkeit, mit welcher die Franzosen in einem neuen Kriege 1747 sich ihrer Barrieresplätze bemächtigten. In diesem Jahre befanden sich 35 000 Mann von den Truppen des Staates in französischer Gefangenschaft, d. h. beinahe ihre ganze Armee.

Auch der Handel sank, und das aus keinem Grunde so sehr, als weil auch andere Völker jetzt nach Ostindien handelten, ihre Fabriken und Manufakturen hoben und die Holländer dadurch eine große Konkurrenz zu besiegen hatten. Hierzu kam, daß, während die Staaten, um Frankreichs gefährliche Nachbarschaft weniger drohend zu machen, sich eng an England schlossen, dieser nicht minder gefährliche Nachbar zur See durch den Ruin der französischen Marine die seinige dergestalt ver-

Digitized by Google

größerte, daß die niederländische ihr bald nicht mehr gewachsen war.

So waren die vereinigten Provinzen nach einem langen Frieden um ein Bedeutendes von ihrer Höhe herabgesunken, und für unsere Betrachtung gewähren sie wenig Interessantes, als den inneren Kampf der oranischen und antioranischen Partei. Das Entstehen dieser Opposition fällt mit dem des Staates zusammen, und ihr Fortbestand giebt sich durch die ganze Dauer desselben bald in offenkundiger Fehde, bald in versteckten Umtrieben kund.

Mit dem Tode Wilhelms III., welcher ohne Kinder starb, war nochmals aller Einfluß des Hauses Oranien verloren gegangen, aber der Einbruch der Franzosen um die Mitte des 18. Jahrhunderts führte Wilhelm IV. durch die Volksstimme wieder ans Staatsruder. Man hat überhaupt eine große Aehnlichkeit der Schicksale dieses Statthalters mit dem seines königlichen Vorfahren, Wilhelms III., bemerkt. — Der Eine wie der Andere, nach dem Tode ihrer Väter geboren, war von einer ungemein zarten und schwächlichen Leibesbeschaffenheit. Sie verloren während ihrer Minderjährigkeit alle Rechte, die ihre Vorfahren besaßen. Beide vermählten sich mit Töchtern englischer Könige und wurden durch unglückliche Kriege, die dem Staat Verderben drohten, sowie durch Volksaufstände, welche beidemal in Beere ausbrachen, zu derselben Würde in den vereinigten Staaten erhoben, welche nunmehr für erblich in männlicher und weiblicher Linie erklärt wurde.

Dennoch war die Gegenpartei keineswegs vernichtet. Unter Wilhelm V. erhob sie, besonders im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts, ihr Haupt mit neuer Macht, und wirklich war sie noch immer im Besitz des größten Theils der wahren Gewalt im Staate. Holland und in diesem das mächtige, reiche und übermüthige Amsterdam waren die Hauptstützen jener Faktion, die sich selbst den Namen der Patrioten beigelegt, um dadurch

Digitized by Google

zu bezeichnen, daß ihre Gegner, die oranisch gesinnte Partei, keine Patrioten, sondern das Gegentheil seien. Gegen diese erlaubte man sich nun die offenbarsten Ungerechtigkeiten und Verfolgungen; der Erbstatthalter wurde auf die unwürdigste Weise angefeindet, verleumdet und mit Schmähschriften überschüttet. Ja man ging so weit, ihm das Kommando über die Truppen im Haag abzunehmen, und dieser Fürst konnte sich gegen solche widerrechtliche Eingriffe und Beleidigungen nicht schützen, ohne den Bürgerkrieg herbeizuführen. Angeregt durch den Beistand fremder Mächte und befürchtend, daß die prinzlich gesinnte Partei in der Staaten-Versammlung dennoch die Oberhand gewinnen könnte, entschlossen sich die Amsterdamer Patrioten im April 1787 zu Gewaltmaßregeln, sie veränderten den Rath in dieser Stadt, in Rotterdam und Utrecht, und ließen ihre Truppen zur Unterstützung der dortigen Anhänger marschiren.

Jetzt trat der Prinz von Oranien mit einer entscheidenden Erklärung hervor, welche seinen Anhängern Muth gab, öffentlich aufzutreten, und da zeigte es sich dann allerdings, daß der größere Theil der Nation für den Statthalter war.

Die Patrioten, obschon ganze Bataillone von ihnen übergingen, verließen sich indeß auf ihre bewaffneten Bürgerkorps und auf den Schutz Frankreichs, von welchem sie glaubten, daß es nicht 60 Millionen Livres (die nach Calonnes Angabe die niederländischen Angelegenheiten gekostet) umsonst ausgegeben haben werde.

Allen diesen Umtrieben wurde aber ein schleuniges Ziel durch den Einmarsch von 24 000 Preußen gesetzt. Die Patrioten hatten nämlich die Gemahlin des Erbstatthalters, die Prinzessin Wilhelmine von Preußen, Schwester Friedrich Wilhelms II., auf ihrer Reise nach dem Haag bei Schoonhofen angehalten und sie nach 36stündiger Haft ohne viele Umstände zurückgeschickt. Der König, ihr Bruder, welcher seither alle Einmischung standhaft abgelehnt, forderte für dieses Benehmen Genugthuung, und da

Digitized by Google

selbige nach wiederholter Aufforderung nicht erfolgte, so stellte er den Urhebern einen Termin von vier Tagen, um sich zu erklären. Als auch diese letzte Frist ohne bündige Antwort verstrichen war, rückte der Herzog von Braunschweig im September 1787 in drei Kolonnen über Nymwegen, Amersfort und Zütphen vor. Ohne sich an ein französisches Lager von 40 000 Mann zu kehren, welches bei Givet zusammengezogen werden sollte, stand das Heer in wenig Tagen vor den Mauern von Amsterdam, welches seit drei Jahrhunderten keinen Feind gesehen hatte. Der Widerstand der Patrioten war eben so gering gewesen, als ihre Anmaßung bisher groß war. Amstelveen, welches Miene machte, sich halten zu wollen, wurde erstürmt. Eine bewaffnete Fregatte, welche auf dem Leck lag, ergab sich, von einem Trompeter aufgefordert, den preußischen Husaren, welche bisher in ihrer sonst so reichen Kriegsgeschichte doch wohl noch kein Beispiel von eroberten Kriegsschiffen aufzuweisen hatten.

Rotterdam, Dortrecht, Leyden und Haag waren durch die Preußen besetzt, aber der Amsterdamer Magistrat war noch nicht gesonnen, sich zu unterwerfen. Als schon der Herzog von Braunschweig durch den Besitz von Oudekerk im Stande war, die Stadt zu bombardiren, suchte er durch Deputationen und Unterhandlungen wenigstens noch Zeit zu gewinnen.

Nach vergeblichem Widerstand wichen diese Männer endlich der Nothwendigkeit, und das Leydener Thor wurde infolge Uebereinkunft von den Preußen besetzt. Die Amsterdamer genossen das ihnen ganz neue Schauspiel, fremde Truppen innerhalb ihrer Mauern zu sehen, denn bisher hatten die Statthalter sogar ihre schwache Leibwache vor den Thoren zurücklassen müssen, wenn sie nach dieser Stadt kamen.

So wurden mit großer Mäßigkeit diese Streitigkeiten beigelegt und die Macht des Erbstatthalters in einer Ausdehnung hergestellt, von welcher man hoffen durfte, daß sie künftig solchen verderblichen Unruhen zuvorkommen werde.

Digitized by Google

Aber zu eben der Zeit, wo in Holland die Flamme des Aufruhrs erstickt wurde, glimmte das Feuer unter der Asche in den österreichisch-belgischen Provinzen. Die Empörung, welche wenig Jahre nachher in diesem Lande ausbrach, hat in vieler Beziehung eine so große Analogie mit der, welche heute die Blicke Europas auf sich zieht, daß eine kurze Schilderung derselben unter einem pragmatischen Gesichtspunkt hier Platz finden möge.

Zweimal in dem Zeitraum von einem halben Jahrhundert hat Frankreich das große Trauerspiel einer Revolution aufgeführt, und beidemal hat Belgien diese Begebenheiten paradigmatisch im Kleinen wiedergegeben.

Allein man kann sagen, daß die belgische Kopie eine negative, eine Revolution gewesen sei, welche in entgegengesetzter Richtung ausgeführt oder wenigstens beabsichtigt wurde.

Was Frankreich am Schluß des vorigen Jahrhunderts bekämpfte, was es vernichten wollte, eben das war es, für dessen Befestigung man in Belgien die Waffen ergriff; das Prinzip, welches dort die Regierung umstürzte, saß hier auf dem Thron, mit einem Worte, in Frankreich stellte sich das Volk dem Adel und Pfaffenthum in seiner damaligen Verbindung mit dem Königthum gegenüber, in Belgien war es die weltliche und geistliche Aristokratie, welche sich gegen Kaiser und Volk, obschon ostensibel nur gegen Ersteren, auflehnte.

Denn kann wohl der, welcher die Begebenheiten vom Jahre 1787 bis 1792 aufmerksam verfolgt, im Zweifel sein, von wem und zu wessen Gunsten die Unruhen angestiftet wurden, welche das Land verheerten, und gegen wen sie dem Wesen nach gerichtet waren?

Die Veränderungen, welche Joseph II. in seinen Staaten unternahm und welche bald mit dem gehässig gewordenen Ausdruck von Neuerungen bezeichnet wurden, bezweckten Aufhebung der Leibeigenschaft und des Gewissenszwanges durch Einführung

Digitized by Google

einer allgemeinen Duldung. Er verbesserte die Gesetze, die Gerichtshöfe und alle Zweige des Verwaltungswesens, schenkte seinen Völkern die Preßfreiheit, schaffte die Todesstrafe ab, regulirte das Pensionswesen und die Polizei, begünstigte den Landbau und die öffentliche Erziehung. Er hob zugleich die Verbindung der Ordensleute mit Rom auf und zog diejenigen Klöster ein, welche keine Schulen hielten, keine Kranken pflegten und deren Mönche nicht predigten, wodurch beiläufig die Zahl der Mönche und Nonnen im österreichischen Staat um 40 000 Individuen vermindert wurde. — Das Resultat, welches die französische Revolution auf langjährigem, blutigem Wege erzielt, das große Aequivalent, welches sie Europa für die Leiden geboten, mit welchen sie es überschüttet, das wollte kraft seiner Machtvollkommenheit dieser österreichische Kaiser, dem die Weltgeschichte noch eine große Ehrenerklärung schuldig sein dürfte.

Und in einer kurzen Reihe von Jahren sehen wir fast in allen Theilen seines weitschichtigen Reiches die Völker mit gewaffneter Hand die Vortheile zurückweisen, welche ihr Beherrscher ihnen darbietet.

Joseph mußte Alles, was er in seiner Regierung bereits gewirkt und ausgeführt hatte, zurücknehmen, er vernichtete kurz vor seinem Tode sein ganzes Werk, oder vielmehr er starb, weil er das mußte.

Man wird sagen, die Zeit sei zu kurz, die Völker nicht reif, nicht auf der Stufe der Bildung gewesen, welche nothwendig ist, um eine solche Umformung des lange Bestandenen in sich aufzunehmen, und das ist wahr, wenngleich wenig Bildung dazu gehört, damit der Bauer begreife, daß es besser ist, Eigenthümer als Knecht zu sein. Und wodurch denn als durch diese Umformung war das Volk auf jene Stufe zu bringen? — Man behauptet ferner, der Kaiser habe durch die Verbesserung des Mechanismus der Verwaltung diese in seiner Hand konzentrirt, aber war es nicht eben das Volk, welches daraus die unermeß-

Digitized by Google

lichſten Vortheile zog? — Offenbar ging der Widerſtand von der Klaſſe aus, welche einen Theil ihrer Privilegien zum Wohl des Ganzen opfern ſollte, und wenn wir mit dieſer Klaſſe das ſogenannte Volk im blinden Bündniß gegen ihren Wohlthäter erblicken, ſo geſchah das, weil die Revolution überhaupt faſt immer eine Ueberraſchung des Volkswillens durch eine Faktion iſt, und weil jene Faktion in Belgien vorzugsweiſe aus der Geiſtlichkeit beſtand. Denn dieſe hat ſich in den katholiſchen Niederlanden einen Einfluß zu bewahren gewußt, von welchem vielleicht kein Land in Europa außer Spanien ein Seitenſtück liefert und den wir am Ende des achtzehnten Jahrhunderts für unglaublich halten würden, wenn wir ihn nicht am Anfange des neunzehnten unvermindert wiederfänden.

Die erſten tumultuariſchen Aufſtände brachen zu Löwen in dem neugeſtifteten geiſtlichen Seminar aus, gegen welche Einrichtung der Erzbiſchof von Mecheln ſchon große Bedenklichkeiten erhoben hatte. Die jungen Geiſtlichen, uneingedenk ihres Standes, ſchlugen Fenſter und Bänke entzwei und forderten ungeſtüm eine beſſere Nahrung, worunter einige gutes Bier, andere eine reinere Geiſtesnahrung verſtanden wiſſen wollten.

Auftritte von ernſterem Gepräge erfolgten bald zu Brüſſel, wo die Staaten von Brabant, wegen Verletzung der Joyeuſe Entree, ihres Freibriefes, den der Kaiſer bei der Huldigung beſchworen, die Zahlung der gewöhnlichen Auflagen verweigerten. An einigen Stellen hatten zwar die Landleute verlangt, ihre Steuern künftig direkt an den Kaiſer und nicht mehr an die Stände zu zahlen, wonach zu urtheilen der gemeine Mann den neuen Einrichtungen keineswegs ſo abgeneigt ſein mochte, als man in Brüſſel behauptete. Dennoch gelang es, dem Volk ein allgemeines unbeſtimmtes Mißtrauen gegen die Regierung einzuflößen, und gegen Maßregeln, zu welchen die bisher getroffenen nur als eine Einleitung dienen ſollten. Auch brach dieſes Mißtrauen an vielen Stellen in offene Widerſetzlichkeit aus.

Digitized by Google

Den Urhebern und Leitern dieser Erscheinungen kam hierbei nichts so sehr zu statten, als die große Entfernung des Kaisers, welcher sich damals am entgegengesetzten Ende Europas, nämlich in Cherson, befand.

Der Herzog von Sachsen-Teschen, Gouverneur der Niederlande, glaubte sich genöthigt, dem allgemeinen Widerspruch nachgeben zu müssen, und hob, bis auf nähere Entscheidung des Kaisers, dessen neuere Verfügungen auf.

Als dieser auf seiner Rückkehr die ersten Nachrichten von dem Vorgefallenen erhielt, war sein Unwille und sein Kummer nicht größer als sein Erstaunen. Er befahl den Ständen, eine Deputation nach Wien zu senden, um sich über die Ereignisse, welche stattgehabt, zu erklären.

Nach langem Sträuben mußten sich die Stände zu dieser Gesandtschaft entschließen, wollten sie aber lediglich als eine Höflichkeit betrachtet wissen.

„Nach dem, was vorgefallen ist", redete der Kaiser sie an, „reicht bloßes Wortgepränge nicht aus, es bedarf der Thatsachen, um sich von den guten Gesinnungen derer zu überzeugen, welche Sie gesandt haben."

„Daß die Wohlfahrt meiner Völker der einzige Zweck meiner Handlungen ist, davon gebe ich täglich unwiderleglich Beweise. Wie wenig ich gesonnen bin, die Verfassung Ihres Landes umzustoßen, davon sind Sie augenscheinlich überzeugt, wenn ich Ihnen die Versicherung, sie beizubehalten, in eben dem Augenblick gebe, wo Sie sich so sehr vergangen, wo Sie meinen Zorn verdient, und wo ich dennoch keine Rücksicht auf die Mittel nehme, welche mir meine Macht darbeut."

Nach beendeter Audienz forderte der Kaiser die Abgeordneten auf, sich, an welchem Tage und in welcher Zahl sie wollten, zu ihm zu verfügen. „Ich wünsche", sagte er, „mich durch Sie zu belehren, und Sie werden nicht abgeneigt sein, mich zu hören. Man hat mich nie taub gegen vernünftige Vorstellungen ge-

Digitized by Google

funden; was Sie reden, soll ohne persönliche Folgen für Sie sein, und so mögen Sie auch das betrachten, was ich Ihnen sagen werde."

Der Kaiser genehmigte einstweilen die Zugeständnisse des General-Gouverneurs, allein in Absicht der Veränderungen, welche er als nothwendig für das Land betrachtete, blieb er unerschütterlich.

In der That, wenn das Fortschreiten nothwendige Bedingniß für die Menschheit ist, damit sie nicht zurückschreite, so dürfen die Institutionen, die für die Gegenwart bestehen, nicht für die Ewigkeit geschaffen sein. Wie die Natur sich aus sich selbst verjüngt, müssen sie sich mit den Geschlechtern erneuern, aber diese Regeneration muß von oben ausgehen, nicht von unten. Die Regierung muß es sein, welche die Revolution auf einem gesetzmäßigen Wege durchführt, nicht die Menge, dieser Spielball der Parteien, das blinde, aber schneidende Werkzeug in der Hand der Leidenschaft. — Eine Regierung, welche das Bedürfniß ihrer Völker erkennt und ihm zuvorkommt, wird, welche Form sie auch sonst haben möge, immer die liberalste unter allen Regierungen sein und steht heut zu Tage an der Spitze der unermeßlichen Partei aller Vernünftigen in allen Ländern.

Weil aber die Aufklärung nur da einen Maßstab für die Stärke der Parteien abgiebt, wo das Volk sehr aufgeklärt ist, so kam es, daß in Belgien die der Stände die Oberhand behielt. An ihrer Spitze standen zwei Männer, welche damals eben so berühmt waren, als sie heute vergessen sind, nämlich van der Noot und van Eupen. Der Erstere, ein Mann ohne Talent und ohne Verdienst, flüchtete aus Brüssel, weil die Regierung mit ihm unzufrieden war. Ein Zufall brachte ihn in Berührung mit Pitt, und das Interesse, welches man an den Unruhen nahm, verschaffte ihm eine Audienz im Haag und zu Potsdam. Er verhieß nun seinen Landsleuten den Beistand fremder Mächte, welcher nie erfolgte, und wurde durch die blinde Gunst der

Digitized by Google

Menge zum Abgott des Volkes, ohne durch eine einzige That dieses Zutrauen zu rechtfertigen.

Der zweite Anführer — van Eupen, war ein Geistlicher, der, seines Zwecks sich klarer bewußt, die Popularität van der Noots zur Förderung seiner Interessen benutzte. Dieser Mann wurde, nachdem er seine Rolle ausgespielt, durch die Franzosen nach Guyenne transportirt, sein Kollege aber ist erst 1826 unweit Brüssel gestorben, ohne daß der Name van der Noot seit seiner ephemeren Erscheinung in den folgenden 35 Jahren wieder genannt worden wäre.

Die Partei der Stände erkannte nun sehr wohl, daß die Umwälzung zu ihren Gunsten gemacht sei. Brabant war von jeher in der Form der beschränkten Monarchie beherrscht worden, zusammengesetzt aus dem Souverän, dem Volk und den Ständen. Nachdem nun die Umwälzung den Kaiser als Herzog von Brabant seiner Rechte verlustig erklärt, glaubten die Stände als Mittelsperson souverän geworden zu sein, so die gemäßigte Monarchie in eine unumschränkte Aristokratie verwandelnd.

Allein hier fanden sie den Widerstand einer zweiten Partei, die, weit kleiner an Zahl, ungleich aufgeklärtere Männer zu den Ihrigen rechnete. Es war die Partei der Vonkisten, so nach ihrem Haupt, dem Advokaten Vonk, genannt.

Indem diese die alte konstitutionelle Verfassung mit einer neuen Form der Repräsentation verlangte, in welcher die Weltgeistlichen, die kleineren Städte, das platte Land, kurz alle Klassen des Volkes rechtlich vertreten würden, erklärten sie sich für Todfeinde der Ständischen Partei, deren Privatinteresse sie mehr noch als der Kaiser bedrohte.

Auf den Antrieb Vonks war indeß eine bewaffnete Macht von 2000 bis 3000 Mann zusammengebracht, welche unter van der Marsch den Kaiserlichen die Spitze bot. Van der Noot, in der festen Hoffnung auf auswärtige Hülfe, hatte dies Unternehmen verworfen und lächerlich gemacht. Nichtsdestoweniger

Digitized by Google

ſchlug van der Marſch den öſterreichiſchen General Schröder mit großem Verluſt aus Turnhout heraus, in welche Stadt man ihm unüberlegterweiſe gefolgt; ja er eroberte ſogar Geſchütze bei dieſer Gelegenheit. Brügge, Gent und Brüſſel gingen allgemach verloren, und man hatte, ſagt de Pradt, das ſeltſame Schauſpiel, die öſterreichiſchen Armeen, welche einen Ruf, wie irgend eine in Europa hatten, welche durch die erdenklichſte Disziplin und Taktik gequält und an vielen Orten als Muſter aufgeſtellt wurden — durch Türken und Mönche an allen Orten geſchlagen zu ſehen. — Der Kaiſer hatte Mühe, allen dieſen Nachrichten Glauben zu ſchenken, und er konnte nicht anders, als die Maßregeln ſeiner Generale höchlich mißbilligen, „welche", drückte er ſich aus, „dieſe Unzufriedenen angriffen, als ob es Türken oder Preußen wären".

Unter Kanonendonner und Glockengeläute war van der Noot, den man den belgiſchen Franklin nannte, in Brüſſel eingezogen. Der Zug ging durch Triumphbogen in die Gudula-Kirche, wo die Geiſtlichkeit dieſem Werkzeug ihrer Abſichten Weihrauch ſtreute, und von dort ins Schauſpiel, wo van der Noot in der Loge der General-Gouverneure durch Schauſpieler mit Lorbeeren gekrönt wurde.

Aber wie trunken ſolche Erfolge den Mann des Volkes machen mochten, ſo konnte er ſich den Abgrund kaum verhehlen, welcher ſich zu ſeinen Füßen öffnete.

Die Partei der Stände hatte noch immer zuverſichtlich auf fremder Mächte Beiſtand gezählt, da aber am Ende jede Hoffnung dieſer Art ſchwand, ſo beſtand dieſe ariſtokratiſch-mönchiſche Faktion mit einer wunderbaren Beharrlichkeit darauf, ſich in den Schutz des Ariſtokratie und Geiſtlichkeit vernichtenden Frankreichs zu begeben.

Frankreich aber wollte die Unabhängigkeit der Niederlande nur unter der Bedingung anerkennen, daß die Stände umgeformt würden. Dies lag natürlich ſo wenig in dem Plan der Macht-

Digitized by Google

haber, daß man die Sache auf sich beruhen ließ. Nichts desto weniger führte der Drang der Umstände neue Unterhandlungen mit Frankreich herbei, obgleich Alles dem Erfolg dieses Schrittes entgegenstand. Belgier, die im Aufstand begriffen waren zu Gunsten von Institutionen, welche die konstituirende Versammlung mit folgerechter Ausdauer zertrümmerte, glaubten ihre natürlichen Verbündeten in denen zu finden, welche so sehr von ihnen verschieden waren; und selbst die Geistlichkeit hielt sich versichert, daß die Franzosen, welche ihre Mönche verjagten, sie in Belgien beschützen würden. Eine Verblendung persönlicher Interessen, deren fast gleiche erneuerte Erscheinung unter sehr ähnlichen Verhältnissen im gegenwärtigen Augenblick unser Erstaunen in Anspruch nimmt!

Frankreich, in Uebereinstimmung mit den Prinzipien, welchen es zu jener Zeit huldigte, übersandte den Ständen die Bedingungen, unter welchen es seine Anerkennung gewähren wollte. Der erste Artikel enthielt die Forderung, daß man einen Prinzen aus dem Hause Oesterreich wählen solle, und das reichte hin, um den „Bevollmächtigten des Brabanter Volks" zu bewegen, die Bekanntmachung derselben „sous peine de coups de bâton" zu verbieten.

Aber noch schlimmer war es, daß nach erfolgtem Tode Kaiser Josephs im Februar 1791 sein Nachfolger Leopold II. den Ständen die allerwünschenswerthesten und annehmbarsten Vorschläge zur Aussöhnung machte. Die Vonkisten, so wie jeder Unbefangene, erkannten die dargebotene Wohlthat an und hielten die Gelegenheit für erwünscht, so viel Unheil zu enden.

Je mehr nun zu befürchten stand, daß diese einfachen Gründe durchdringen und die Vernunft am Ende die Oberhand behalten könnte, um so größer war die Aufforderung van der Noots und seiner Träger, eine so furchtbare Nebenpartei zu stürzen, die weit gefährlicher zu werden anfing, als Oesterreichs Heere.

Digitized by Google

In diesem Unternehmen hatten sie nun eine treffliche Unterstützung an der Geistlichkeit, welche die Gemüther des Volkes unumschränkt beherrschte und sie zu diesem Zweck noch besonders in der bevorstehenden Charwoche bearbeitete. Der Bischof von Mecheln bezeichnete als Feinde der Religion und des Vaterlandes alle die, „deren frevelhafte Ansichten nach der Philosophie des Jahrhunderes schmeckten". Er heiligte dagegen die Prinzipien im Namen der Religion, welche in sein System einschlugen.

Van Eupen hatte den Gedanken, die Freiwilligen von Brüssel den souveränen Ständen schwören zu lassen. Sie wurden am 9. März 1791 auf dem Markt versammelt, und van der Noot begab sich dorthin, um den Eid zu empfangen. Allein drei Kompagnien erklärten, daß sie nur der Nation schwören würden, und bald traten die übrigen Kompagnien ihnen bei. Alle Deklamationen, Drohungen und Umtriebe waren vergebens; und van der Noot konnte sich glücklich schätzen, unter dem Schutze des Herzogs von Ursel davonzukommen. Seine Künste waren verloren, sobald er auf Männer von einiger Einsicht traf, aber diese Partei war die kleinere, und van der Noot nahm nun seine Zuflucht zum Pöbel, den er beherrschte.

Das gewöhnliche Auskunftsmittel wurde in Anwendung gebracht — ein Volksauflauf. Die Häuser von 41 Vonkisten wurden während der Nacht mit Zetteln bezeichnet, auf denen man in Versen sagte, sie würden geplündert, verbrannt und ihre Besitzer ermordet werden.

Am folgenden Morgen zog das gelehrige Volk unter dem Ruf „Es lebe van der Noot!" vor das Rathhaus, wo sie von einigen Mitgliedern der Stände begrüßt wurden. Und nun eilten sie, geführt von Kapuzinern und Dominikanern, zur Plünderung, indem ihre Seelsorger ihnen die Häuser anzeigten, welche ihnen, im Namen der Religion und des Vaterlandes,

Digitized by Google

preisgegeben wurden. Der Abbé Feller nannte das ironisch eine Ausübung der Volkssouveränetät.

Unterdeß hatten die Freiwilligen sich versammelt, um den Greuelscenen ein Ziel zu setzen; allein van der Noot verbot ihnen im Namen der Nation, auf ihre Brüder Feuer zu geben, und als eine Kompagnie dessen ungeachtet das Gesindel auseinandertrieb, wurde diese Kompagnie aufgelöst. Die Gesellschaft der Vonkisten war nunmehr genöthigt, sich zu zerstreuen. Da man jene Männer indeß noch immer fürchtete, so beschuldigte man sie, daß sie eine Prozession benutzen wollten, um den Erzbischof von Mecheln, die Stände, die Geistlichen, die Freiwilligen, van der Noot und van Eupen zu ermorden. — Alles fand Eingang beim Volk, und es fragte sich nur noch, ob man nöthig habe, gegen Vonkisten die gesetzlichen Formen zu beobachten.

Der Jesuit Feller, den man nicht mit Unrecht einen geistlichen Marat genannt hat, fand, „daß dies ein lächerliches und grausames Sophism sein würde; und daß während einer Revolution kein anderes Gesetz gelten könne, als le cri public.“ Dennoch war es mit der Auflösung der Vonkischen Partei zu Brüssel nicht abgethan, ihre Grundsätze wurden von den Offizieren zu Namur auf eine bedenkliche Weise proklamirt. — Mittlerweile wurde das Volk durch Prozessionen und verheißene Wunder bei guter Laune gehalten.

Doch es wird nicht nöthig sein, das traurige Gemälde des Parteiunfugs weiter auszumalen, um den, der die neueren Erscheinungen in ihrem Ursprung auffaßte, auf die große Uebereinstimmung in beiden belgischen Revolutionen in Ursache und Wirkung hinzuleiten.

Die Vorschläge zur Wiederaussöhnung des Kaisers hatten die belgischen Demagogen bisher keiner Erwiderung gewürdigt, und selbst die Vermittelung des Papstes wies die Geistlichkeit zurück. Der Abbé Feller fand hierzu die Gründe im Text

Digitized by Google

der heiligen Schrift, indem er versicherte, daß das Haus Oesterreich sich in einer jener Epochen verderblicher Größe befinde, von welchem sie sage: dominus locutus est super eam.

Die Konvention der zu Reichenbach verbündeten Mächte, Preußen, England und Holland, vereint mit dem Anrücken eines österreichischen Heeres, setzte dem Unwesen endlich ein erwünschtes Ziel. Van der Noot und van Eupen flüchteten, um sich von jetzt an in Vergessenheit zu begraben, und das patriotische Heer verschwand.

Aber trotz der zeitgemäßen Anwendung der größten Nachgiebigkeit und nachdrücklichsten Strenge gelang es der österreichischen Herrschaft nicht, die völlige Ruhe wiederherzustellen, und die Niederlande waren noch, besonders Brabant, in der heftigsten Gährung, als die französischen Heere die Grenze überschritten.

Das belgische Volk, wie wir es eben im hartnäckigen Kampf gegen Aufklärung und liberale Institutionen gesehen, konnte wohl unmöglich eine große Verwandtschaft des Geistes mit seinen Nachbarn, den neufränkischen Republikanern, haben.

Aber wie die Benennung vereinigte Provinzen, sowohl in Belgien als in Holland, fast in allen Perioden ihrer Geschichte nur nach außen hin wahr gewesen, so waren auch jetzt die Provinzen untereinander völlig zerfallen. Denn diese Länder, zu deren Eroberung oder Vertheidigung Spanien, Frankreich, England, Oesterreich, Preußen und Holland fast beständig das Schwert in der Hand gehalten, benutzten seit ihrer Existenz jeden Augenblick, wo auswärtige Mächte ihre Felder nicht verheerten, um sich untereinander zu befehden. Gegenwärtig hielt Brabant es mit dem Adel und den Mönchen, Flandern mit den Demokraten, und Luxemburg war kaiserlich gesinnt.

Wenn nun hierin eine Ursache lag, weshalb die Franzosen das schwache österreichische Heer um so leichter vertrieben, so konnte dieses Verhältniß doch nie eine Aufforderung sein, sich

Digitized by Google

enger als eben nöthig an Frankreich anzuschließen. Dennoch wurde das vom Konvent beliebt.

Man versammelte die Abgeordneten mehrerer Städte zu Mons (Februar 1793). Hier hielt man ihnen in der Hauptkirche eine Rede, und kaum waren die Worte: Vereinigung mit Frankreich dem Redner entschlüpft, als die Jakobiner, welche die Tribüne umringt hielten, aus einer Stimme „Vereinigung, Vereinigung!“ schrieen. Eine ungleich größere Zahl rief zwar: „Nichts von Vereinigung! unsere Konstitution!“ Aber die Jakobiner waren so vorsichtig gewesen, sich zu bewaffnen, sie trieben demnach jene Uebelgesinnten mit Säbeln und Dolchen zur Kirche hinaus, und die Vereinigung wurde à l'unanimité votirt.

Zu Brüssel forderte man nun gleichfalls die Abgeordneten auf, über die Vereinigung zu „berathen,“ eine Einladung, von der die Betreffenden aus guten Gründen keinen Gebrauch machten, so daß auch hier die Einverleibung mit Frankreich beschlossen wurde, welche der Konvent noch in diesem Jahre proklamirte.

Belgien durchlief nun mit Frankreich gemeinsam die ganze Skala der Regierungsformen von dem Nullpunkt der Anarchie bis zum Militärdespotismus.

Zerrissen von Faktionen wie seine südlichen Nachbarn, wurde auch Holland eine leichte Eroberung Frankreichs, denn die antioranische Partei war nur gedemüthigt, nicht ausgerottet.

Frankreich beschenkte die batavische Republik mit einer Konstitution, für welche diese 100 Millionen Gulden zahlte, die Generalitätslande Mastricht, Venloo, Staats-Limburg und Staats-Flandern abtrat, und welche sechs Jahre vorhielt. Da es aber mit der Republik durchaus und trotz aller Veränderungen nicht gehen wollte, so wurde das Königthum unter Louis Napoleon und endlich die Einverleibung mit dem Kaiserreich versucht, ohne daß die Holländer sich besserer Zeiten zu rühmen gehabt hatten. Endlich kam das Jahr 1813 mit seinen folgen-

Digitized by Google

reichen Weltbegebenheiten heran, und der Einmarsch des Generals v. Bülow gab den Niederlanden eine Freiheit wieder, die sie benutzten, um den Prinzen von Oranien als ihren Regenten zurückzurufen. Der Wiener Kongreß bildete im Jahre 1815 aus der Vereinigung Hollands und Belgiens das Königreich der Niederlande.

Sehr verschieden waren die Verhältnisse, unter welchen die beiden Theile des neuen Staats zusammentraten.

Holland hatte während der französischen Einwirkung unermeßliche Verluste gemacht. Die einst so reiche Bank von Amsterdam war bis zur Vernichtung erschöpft, der Kredit erschüttert, alle Hülfsquellen des Staates vertrocknet und die Schuldenlast ungeheuer. Der Friede von Amiens war für das Land ein Unglück, und der Tarif von Trianon drohte allem noch übrigen merkantilen Leben den Todesstoß zu geben. Der stolze holländische Kaufmann trieb nur noch den Schleichhandel nach England. Die Invasion der Britten und fürchterliche Ueberschwemmungen schienen den Ruin des unglücklichen Landes zu vollenden, welches, von allen Handelsvortheilen Frankreichs ausgeschlossen, doch an allen Kriegen desselben theilnehmen mußte. Holland verlor seine Kolonien, seinen Handel und seine Flotte, oder mit anderen Worten, die Quellen seines Wohlstandes und die Mittel, sie zu benutzen.

Nun hatte zwar auch Belgien unter der französischen Herrschaft große Opfer bringen müssen. Die Konskription, die drückenden Abgaben der droits réunis waren den Belgiern lästig, und sie waren unzufrieden mit den französischen Machthabern, wie sie es denn zu allen Zeiten mit ihren jedesmaligen Beherrschern gewesen sind. — Allein die Verbindung mit Frankreich gewährte der gewerbetreibenden Klasse große Vortheile, auch waren die Belgier nicht unempfindlich gegen den Waffenruhm dieses Landes, an welchem auch sie ihren Theil hatten.

Digitized by Google

So war ihnen der Sturz Napoleons und seiner Herrschaft nicht unlieb, Holland aber war er Bedürfniß; was dort wünschenswerth erschien, war hier Rettung von völligem Untergang.

Und so wurde denn auch die Vereinigung von beiden Theilen mit sehr verschiedenen Gefühlen angesehen.

Die Holländer hatten sich einen König aus ihrer Mitte gewählt, an den sie durch geschichtliche Erinnerungen und gemeinsames Interesse innig gebunden waren. Und wirklich, wenn die Souveränetät durch legitime Erbschaft oder durch Wahl rechtlich begründet ist, so vereinte König Wilhelm I. beide Ansprüche in seiner Person. Belgien erhielt seinen König durch Europa und betrachtete sich von Anfang an weniger als integrirender Theil des neuen Staates, denn als ein dem alten Hinzugefügtes, was sein Nationalgefühl um so mehr verletzte, da es an Areal und an Volksmenge der größere Theil war.

Es fehlte auch in Holland nicht an einer Partei, welche wünschte, den Sohn des letzten Erbstatthalters in der Eigenschaft seines Vaters und unter denselben Bedingungen wiederkehren zu sehen. Von 600 Notabeln, die zur Annahme der neuen Verfassung berufen wurden, stellten sich nur 475 ein, unter denen viele ihre Zustimmung nur bedingungsweise gaben. Da aber die Bedingungen nicht mit verzeichnet wurden, so ging die neue Ordnung mit 449 gegen 26 Stimmen durch.

Wirklich konnte der Königstitel als Titel kaum ein Gegenstand erheblicher Einwürfe sein, was aber die höchste Gewalt ihrem Wesen nach betrifft, so mußte wohl ein Jeder, der sein Vaterland liebte und die Geschichte desselben kannte, fühlen, wie nothwendig es sei, jene Gewalt auf eine Weise zu konsolidiren, durch welche allein das Land gegen die Stürme der Parteienwuth gesichert werden konnte, die es so oft und so lange verheert hatten. — Denjenigen aber, die aus einer zu großen Ausdehnung der obersten Gewalt Gefahr fürchteten, hatte der neue Regent

Digitized by Google

eine Probe seiner Gesinnungen gegeben, indem er selbst es war, der auf die Einführung einer Konstitution drang, durch welche alle Rechte des Bürgers gesichert werden sollten, und die er zur ausdrücklichen Bedingung machte, unter welcher er die ihm dargebotene Souveränetät annahm.

Als nun Belgien dem Königreich der Niederlande einverleibt ward, dehnte man die Konstitution, welche ursprünglich für Holland gegeben, mit den erforderlichen Modifikationen auf beide Länder aus. Man berief 1603 Notabeln, um über die Annahme des Fundamentalgesetzes zu stimmen. Von diesen Männern, die nicht ohne Einwirkung der Regierung gewählt wurden, blieben sogleich 280 ganz fort und 796 stimmten g e g e n eine Konstitution, von welcher selbst die Foreign Quarterly Review meint, sie sei in ihren Grundzügen freisinnig gewesen, und die Fehler, deren man sie zeihen könne, bestehen weniger in dem, was sie bestimme, als was sie nicht bestimme. Bedenkt man nun, daß die Belgier unter der Kaiserherrschaft wahrlich durch konstitutionelle Behandlung nicht verzärtelt waren, so geben diese Vorgänge schon einen ungefähren Maßstab der Gesinnung, mit welchem Belgien seine Konvenienzheirath mit Holland betrachtete.

Wenn hierauf die Regierung 126 der negativen Stimmen strich, die wegen der Religion des Staatsoberhauptes abgegeben, und demnächst die 280 Fehlenden als stillschweigend bejahend annahm, um so eine Majorität von 11 Stimmen zu erzeugen, so bediente man sich dieser etwas seltsamen Arithmetik wohl hauptsächlich nur, um das öffentliche Aergerniß zu vermeiden, welches ein Volk gab, indem es die Freiheit, die seine Regierung ihm wohlmeinend darbot, mit störrigem Trotz von der Hand wies.

Großen Anstoß nahmen die Belgier daran, daß sie, die doch dem Flächenraum wie der Bevölkerung nach zwei Drittheile des Königreichs ausmachten, dennoch durch dieselbe Zahl

Digitized by Google

von 55 Deputirten, wie Holland, vertreten werden sollten. — Wirklich gingen nachmals mehrere Gesetzvorschläge mit einer schwachen Majorität von zwei Stimmen durch, in welchen man zwei Belgier im Staatsdienst erkennen wollte, die, wie man es in Brüssel nannte, der Sache des Vaterlandes untreu geworden. — Die Holländer erwiderten hierauf, daß die ganze Verfassung ursprünglich darauf abgezweckt habe, daß kein Theil den anderen beherrsche und ihm Gesetze vorschreiben könne, damit nie das Interesse des Einen auf Kosten des Anderen gefördert werde. Wenn nun sie gleich anfangs freiwillig einer Präponderanz über Belgien entsagt, so wäre es doch auch wohl nicht weise gewesen, ihren neuen Brüdern durch 66 belgische Stimmen gegen 44 holländische jenes Uebergewicht über sich selbst einzuräumen.

Wir haben oben gesagt, die holländische Staatsschuld sei ungeheuer gewesen. Sie betrug 12 000 bis 13 000 Millionen Gulden. Zwar hatte Napoleon mit einem Federstrich ein Drittel derselben vernichtet (tiercée), aber da eine Menge von Privatleuten, von Waisen, Armen und Unmündigen durch diese Maßregel ihr Letztes einbüßten, theils auch, um den Kredit für die dringend nothwendig gewordenen neuen Anleihen zu erhalten, rief der König zwei Drittel dieser dette morte wieder ins Leben. — Nun war Belgiens Schuld sehr gering, und wenn die Belgier die holländische gleichmäßig auf sich mit übertragen sahen, so fanden sie hierin eine um so größere Härte, als sie das Aequivalent für solche Anforderungen nirgends finden zu können behaupteten. Als solche rechneten die Holländer aber die Entschädigung Schwedens durch indirekte Abtretung mehrerer Kolonien und Verzichtleistung auf sehr beträchtliche Forderungen an mehrere Mächte. Sie rechneten dahin die Theilnahme Belgiens an dem holländischen Kolonialhandel und die bedeutenden Summen, welche verwendet wurden zur Aufhülfe des tief darniederliegenden belgischen Betriebswesens. Unverkennbar hob sich

Digitized by Google

auch der ganze industrielle und kommerzielle Verkehr dieser Provinz seit der Vereinigung mit Holland auf eine entschiedene Weise. Antwerpen hatte den Kolonialhandel in dem Maße an sich gebracht, daß die Einfuhr des Kaffee unter Anderem der von Amsterdam, Rotterdam und Hamburg zusammengenommen fast gleich kam; es führte beinahe doppelt so viel Baumwolle ein und Häute aus, als Hamburg, und Amsterdam sah nicht ohne Eifersucht die ältere Handelsschwester im Süden, welche ihre glänzende Jugendblüthe schon einmal überlebt, sich anschicken, zum zweiten Mal den Sieg davonzutragen. — Doch diesen Befürchtungen sind die Belgier selbst zuvorgekommen, indem sie die Thätigkeit aus den Fabriken und den Handel aus ihren Städten siegreich verjagten. Der zum Theil künstlich hervorgerufene Stand ihres Betriebswesens ist aufs Neue tief erschüttert, und mit Recht erwartet der Belgier große und segensreiche Resultate von der politischen Wiedergeburt, deren Herbeiführung so namenloses Unglück über sein Land hervorgerufen, und denen, die jene Krisis gewaltsam herbeiführten, wird allerdings die Verantwortlichkeit obliegen, ihre Landsleute für so unermeßliche Opfer zu entschädigen.

Kein Wunder aber auch, wenn Holland und Belgien gleich sehr sich berechtigt glauben, Forderungen aneinander zu machen. Wenn schon die Auseinandersetzung zweier Handelshäuser große Verwickelungen darbietet, wie unendlich mehr muß dieses der Fall sein, wo zwei große Handelsstaaten in finanzieller Hinsicht ihre Firma voneinander trennen wollen.

Ein Umstand noch, welcher nicht wenig dazu beitrug, der innigeren Vereinigung beider Provinzen entgegenzuwirken, war der, daß die lange bestandene Trennung der einzelnen Theile, die fortgesetzte Einwirkung auswärtiger Mächte und der Mangel an einem gemeinsamen Anknüpfungspunkt der Nationalinteressen ebenso sehr verhindert hatten, daß die uralte einheimische Sprache

Digitized by Google

die des ganzen Volks geworden wäre, als daß die irgend eines der Nachbarvölker sich zu mehr als partiellem Gebrauch erheben konnte. — Auch ohne den absichtlichen Widerstand einiger Provinzen war in dieser Beziehung alles Einschreiten der Regierung um so erfolgloser, als eine solche Einigung wohl nur das Werk der Zeit sein konnte.

Dies waren die Verhältnisse, unter welchen Belgien und Holland zu einem gemeinsamen Staat zusammentraten, und die Keime der Zwietracht, welche nach dieser Vereinigung eine Opposition gegen die Regierung hervorgehen ließen, an deren Spitze gleich anfangs abermals ein Erzbischof — der von Gent — figurirte. Denn von allen Hindernissen, die sich der Verschmelzung beider Theile entgegenstellten, war wohl keines so unüberwindlich, als die Verschiedenheit des Glaubens, eine unerschöpfliche Quelle des Zwiespaltes, wenn man die Denkungsweise und Abhängigkeit des gemeinen Mannes und die Herrschsucht und Unduldsamkeit der Geistlichkeit in Belgien erwägt.

Gewaltsame Vorgänge, das Resultat jener Verhältnisse, haben gegenwärtig das Königreich der Niederlande aufs Neue in zwei feindliche Hälften zerrissen, haben den eben aufkeimenden Wohlstand dieser Länder zerstört und sie nochmals allen Verheerungen Preis gegeben, welche sie schon so oft verwüsteten. Die Kriegsfackel, die Antwerpen zerstörte, droht noch heute Europa in Flammen zu setzen und findet ihre Schranken nur in der erhabenen Mäßigung der Monarchen, einer Mäßigung, die um so glänzender da strahlt, wo sie in Widerspruch mit persönlichen Gefühlen und Familieninteressen tritt, wo der Souverän der Stimmung seines Volkes versichert, über große und schlagfertige Heere gebietend, dennoch die Palme des Friedens dem Lorbeer vorzieht.

Ueber ein Ereigniß, dem wir in der Zeit so nahe stehen, über welches wir die besonnene Würdigung verständiger Männer

Digitized by Google

beider Parteien noch nicht gegeneinander abwägen können und auf deſſen Anſchauung, wenn auch nicht Parteilichkeit, ſo doch angeerbte Grundſätze vielleicht unwiſſentlich einwirken, über ein ſolches Ereigniß ſoll hier kein Urtheil gefällt werden. — Bei den Weltbegebenheiten hat der Erfolg eine richtende Stimme, und der Zukunft, vielleicht der nächſten, iſt es vorbehalten, den der belgiſchen Revolution zu entſchleiern.

Digitized by Google

Darstellung

der

inneren Verhältnisse

und des

gesellschaftlichen Zustandes

in

Polen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorbemerkung.

Auch diese Schrift*) ist, wie diejenige über Holland und Belgien, ein Ergebniß der Zeitverhältnisse.

Der Feldmarschall hatte besondere Veranlassung, an den Ereignissen, die seit dem Spätherbst 1830 das russische Polen in Flammen setzten, regen Antheil zu nehmen. Als junger Offizier war er in freundschaftlichen, Jahre lang gepflegten Verkehr mit einer polnischen vornehmen Familie getreten und hatte dann später (1829 und 1830) als Topograph Gelegenheit, die rein polnischen Bezirke der Provinz Posen Monate lang nach allen Richtungen zu durchstreifen.**) Das dem Sohne der deutschen Ostseeküste so fremdartige Leben und Wesen des polnischen Volkes, die selbstverschuldete Tragik der Geschichte dieser hochbegabten Nation mußte gerade auf ihn, den Freund historischer Begründung des Gewordenen, einen unauslöschlichen Eindruck machen, ebenso wie er, der feine Beobachter landschaftlicher Eigenthümlichkeiten, von der melancholischen Einförmigkeit der sarmatischen Tiefebene mit ihren dunklen Fichtenwäldern sicherlich überrascht und betroffen war. Dazu kam, daß der heldenmüthige Kampf der Polen gegen die Russen sein militärisches Interesse in Anspruch nahm, daß Preußen sich genöthigt sah, unter Gneisenaus Oberbefehl vier Armeekorps zum Schutze seiner östlichen Grenzstriche bereitzustellen. Das waren Gründe genug für ihn, um seine persönlichen Wahrnehmungen durch Studien in der heutzutage freilich überholten Literatur über Land und Volk zu vertiefen. Die Ansichten, die er in der so entstandenen Schrift aussprach, waren damals die allgemein verbreiteten und gingen von zahlreichen Persönlichkeiten aus, die in der Zeit vor 1806, als ein bedeutender Theil Großpolens mit Warschau ein Jahrzehnt lang preußisch gewesen war, sehr gründliche, auf eigener Anschauung beruhende Kenntnisse von Polen und seinen Bewohnern erworben hatten.

*) Sie erschien bei G. Fincke in Berlin, 1832. Vgl. Band IV, Seite 58. — Im Jahre 1884 ist sie in der Zeitschrift „Vom Fels zum Meer“ mit Auslassungen abgedruckt worden.

**) Band IV, Seite 6, 33, 41.

Digitized by Google

Man kann das Gesammtergebniß seiner Ausführungen dahin zusammenfassen, daß er zeigen wollte, wie unter einer unglücklichen Verfassung, unter einer schlechten Regierung oder einer solchen, die durch eine schlechte Verfassung an jeder Wirksamkeit verhindert ist, alle Stände, alle Stämme, alle Religionsgenossenschaften verkommen und schlechte Früchte zeitigen, wie aber eine gute Regierung und gesunde staatliche und gesellschaftliche Zustände auf alle diese Bestandtheile veredelnd wirken. So erklären sich auch die zuweilen harten Urtheile dieser Schrift aus dem Gesichtspunkt des Verfassers, die Gegensätze dortiger Verhältnisse zu den heimischen scharf hervorheben zu wollen.

Es darf dabei nicht unerwähnt bleiben, daß der Feldmarschall eben wegen dieses Standpunktes veranlaßt worden ist, diese seine Arbeit vierzig Jahre später zu verurtheilen. Ein hervorragender Kenner der polnischen Geschichte, Herr Professor Caro in Breslau, fragte nämlich im Jahre 1873 bei ihm an, ob das Buch „Darstellung der inneren Verhältnisse Polens u. s. w.", welches er „unter der unerschöpflichen literarischen Spreu, die sich um die polnische Frage angelagert", aufgefunden habe, vom Feldmarschall verfaßt sei. Dieser bestätigte umgehend seine Autorschaft und fügte hinzu, „daß auch er die Schrift zu der unerschöpflichen Spreu rechne; sie sei zumeist aus besseren Werken excerpirt, und er sehe sie gern der Vergessenheit anheimgegeben".

Wenn nun trotzdem die Schrift von Neuem veröffentlicht wird, so geschieht das aus den in der Vorrede dieses Bandes entwickelten zureichenden Gründen.

Uebrigens hat der Feldmarschall selbst in früheren Jahren Freude an seinem Werke gehabt. Zum Belege sei auf den Brief vom 13. Januar 1832 (Band IV, Seite 59) an seine Mutter verwiesen, worin sehr erfreut von der günstigen Beurtheilung berichtet wird, welche der Censor der Arbeit habe zu Theil werden lassen: „Er wollte nicht glauben, daß dieser H. v. M. ein bescheidener Sekondlieutenant sei; er habe geglaubt, es sei ein Mann, der sich schon so seine fünfzig Jahre in der Welt umgesehen."

Digitized by Google

In keinem Lande ging wohl der Charakter des Adels so unmittelbar aus dem Staate hervor, und nirgends hing das Schicksal des Staates so vom Charakter, von den Gesinnungen und Sitten des Adels ab als in Polen, weil nirgends wie dort Adel und Staat identisch waren.

Zu jener der Geschichte wenig zugänglichen Zeit, als slavische Völker die osteuropäische Ebene überschwemmten und sich vom Schwarzen und Adriatischen Meer bis zur Ostsee und zum Eismeer verbreiteten, da nöthigte das immer erneuerte Nachdringen tatarischer Stämme aus denselben Gegenden, welche die Sarmaten verlassen, dies Nomadenvolk, zugleich ein kriegerisches zu werden. Das neue Besitzthum zu schirmen übernahmen hier wie überall die, welche die Mittel besaßen, ein Pferd, eine Rüstung zu schaffen, und die Kraft fühlten, sie zu führen.

Diese Mittel, die Verbindlichkeit, welche sie auflegten, und das persönliche Ansehen, welches beide verliehen, vererbten sich; denn Erblichkeit ist so alt wie Besitz, beide sind verschwistert und das erste Produkt geselligen Zusammentretens. So bildete sich ein Stand, man mag ihn Adel oder Wehrstand nennen; denn in ursprünglicher Bedeutung sind beide gleich. Wie überall trat der Beschützte in die Abhängigkeit des Beschützers, dieser

Digitized by Google

wurde der Mächtigere, der Bevorrechtigte und Einflußreiche und trat gegen seinesgleichen in ein republikanisches Verhältniß. Da aber gerade der militärische Ursprung und der kriegerische Zweck dieses Adels die Einheit in der Anführung und obersten Leitung nothwendig bedingte, so entstand der Antheil des monarchischen Prinzips, welchen die spätere Verfassung aufnahm.

Der Adel war im ausschließlichen Besitz aller politischen Rechte, er allein bildete den Staat. Polen war eine Republik aus etwa 300 000 kleinen Souveränetäten zusammengesetzt, deren jede in unmittelbarem Verhältniß zum Staate stand, nur der Gesammtheit unterworfen war und keine Art von lehnsherrlicher Beziehung oder feudaler Abhängigkeit anerkannte. Kein polnischer Edelmann stand unter der Hoheit eines anderen. Selbst der Diener, sofern er Edelmann war, hatte dieselben politischen Rechte, wie sein Brotherr, und der Unbedeutendste unter ihnen trat auf dem Reichstag in den vollen Genuß des Theiles der Souveränetät, welcher für Alle ohne Unterschied gleich war. Hierin unterscheidet sich die polnische Verfassung wesentlich von den Feudalstaaten des Abendlandes wie von den Despotien des Morgenlandes, und mit Erstaunen sehen wir die ursprünglichste europäische Verfassung, die der Kelten, Franken, Gothen, bis mitten in unsere Zeit hinein fortdauern.

Diejenigen slavischen Stämme, welche, weit später zwar, unter der gemeinsamen Benennung der Russen bekannt wurden, empfingen ihre erste Bildung, ihre Religion, Sitten und Gebräuche, ihre Schrift und einen Theil ihrer Sprache von den Griechen. Die Polen hingegen traten in nähere Berührung mit dem europäischen Abendlande, und früh schon nahmen beide verwandten Völker eine sehr abweichende Richtung der Ausbildung und Entwickelung.

Die Idee, welche der polnische Adel seinem Verhältniß unter sich zum Grunde legte, war: vollkommene Gleichheit Aller und eine auf diese gestützte größtmögliche Unabhängigkeit jedes Einzelnen.

Digitized by Google

Von dem Grundsatz ausgehend, daß kein freier Mann gegen seinen erklärten Willen besteuert oder beherrscht werden kann, mußten alle Anordnungen in dieser Beziehung, d. h. alle Gesetze aus dem übereinstimmenden Willen Aller hervorgehen, der Widerspruch Einzelner oder eines Einzigen aber hinreichen, sie zu verhindern.

Wirklich muß man annehmen, daß die Völker, welche sich in die Beschlüsse der Mehrzahl fügen (und das ist freilich heutigen Tages die Bedingung, ohne welche wir uns keinen Staat denken können), daß diese wenigstens einmal den Entschluß einstimmig faßten, die Mehrzahl als Autorität anzuerkennen,*) und daß die Aufhebung der nothwendigen Beistimmung Aller das letzte Ergebniß dieser Beistimmung Aller gewesen sein muß, um rechtlich begründet zu erscheinen.

Der polnische Edelmann erkannte seine Verbindlichkeit gegen das gemeinsame Vaterland an, er unterwarf sich dem Gesetze, aber das Gesetz sollte der Gesammtwille der Nation sein. Er hätte geglaubt, der Tyrannei zu unterliegen, wenn er sich der Herrschaft der Pluralität unterworfen, und so weit wurde der Grundsatz vollkommener Gleichheit ausgedehnt, daß der Wille Eines den Willen Aller aufwog, daß das Ja! von 100 000 auf dem Wahlfeld versammelten Edelleuten durch das Nein! Eines aus ihrer Mitte aufgehoben wurde, und daß die Hand eines Einzigen in das Getriebe der Staatsmaschine greifen durfte und sie zum Stehen brachte.

Wir heben dies Recht des unbedingten Nein! (des liberum veto) zuerst hervor, weil es, in seinem Prinzip gerechtfertigt, in seiner Ausübung so gefährlich und in seinem Mißbrauch so verderblich, dennoch zu allen Zeiten dem Polen als das heiligste Pfand seiner persönlichen Unabhängigkeit erschienen ist.

Je mehr aber Neigung und Gewohnheit den polnischen Adel

*) J. J. Rousseau.

Digitized by Google

auf seine entlegenen Landsitze zerstreute, wo jeder in seinem Kreise unabhängig herrschte, um so nothwendiger wurde es, die gemeinsamen Interessen in der Person eines Staatschefs zu verknüpfen. Aber eben jener lebhafte Unabhängigkeitssinn machte, daß man diesem Oberhaupte, welches in den letzten Jahrhunderten und ziemlich uneigentlich den Titel eines Königs führte, wohl die höchste Würde, keineswegs aber die höchste Macht zuerkannte. Außer dem Glanz der Krone stand ihm von ihren Rechten nur die Ernennung der Aemter, die Vertheilung der Staatsgüter und die Schlichtung der Rechtshändel zu.

Die Besetzung des Thrones war von der Wahl des versammelten Adels abhängig. Wenn einzelne glorreiche Familien die Krone auf längere Zeit erblich zu erhalten wußten, so versäumte die Nation nie, bei dem jedesmaligen Erlöschen dieser Geschlechter ihre Wahlansprüche aufs Neue geltend zu machen.

Neben dem Wahlkönige bestand der fortdauernde Senat, zusammengesetzt aus den Bischöfen, Woywoden oder Palatinen und Kastellanen, welche zwar ihrerseits durch den König ernannt wurden, dann aber (seit Casimir dem Großen) nicht wieder abgesetzt werden konnten und dadurch natürlich eine große Selbstständigkeit und Unabhängigkeit erhielten.

Die Woywoden (von woy Krieg und wodz Führer) oder Palatine waren Gouverneure einer Provinz oder eines Palatinats und Vorstand des Adels dieser Provinz, den sie in seinen Zusammenkünften, auf dem Wahlfeld und im Kriege anführten. Sie hatten das Recht, den Preis der Erzeugnisse festzustellen, Maß und Gewicht zu regeln, und hatten ihre eigenen Gerichte.

Unter den Palatinen standen die Kastellane, ursprünglich Befehlshaber der königlichen Städte und festen Schlösser, nichterbliche Burggrafen. Sie hatten in ihrem Distrikt die Gerechtsame der Palatine und vertraten sie in ihrer Abwesenheit.

Das frühere Amt der Kastellane war den Staroſten überwiesen. Die Staroſten verbanden die Gerichtsbarkeit in den

Digitized by Google

Städten mit Belehnung von bedeutendem Grundbesitz als Belohnung für das um den Staat verdiente Alter (daher der Name). Sie waren verpflichtet, Recht zu sprechen. Von den Starosten hatte aber nur einer, der von Samogitien, ausnahmsweise Sitz im Senat.

Dieser Senat war gebildet aus 2 Erzbischöfen, 15 Bischöfen, 33 Palatinen, 85 Kastellanen, in Allem 136 Senatoren.

Das Haupt des Senats war der jedesmalige Erzbischof von Gnesen, als Primas des Reiches, die erste Person im Lande nächst dem Könige, ja in den Interregnen selbst König, weshalb man ihn auch Interrex nannte. Er war legatus natus des päpstlichen Stuhles und empfing fürstliche Ehrenbezeugung, hielt wie der König seinen eigenen Marschall, seinen Kanzler und zahlreiche berittene Haustruppen.*)

Der König empfing den Primat stehend, und dieser hatte das Recht, ihm Vorstellungen über seine Regierung zu machen, im Falle er beharrte, sie im versammelten Senat oder auf dem Reichstage zu erneuern. Die Bischöfe waren durch eine Bulle Clemens' VIII. ermächtigt, trotz der Maxime „die Kirche verabscheut Blutvergießen", für den Krieg zu stimmen, Todesurtheile zu unterzeichnen und an allen Berathungen theilzunehmen.

Der Senat entschied provisorisch bis zur Zusammenkunft des nächsten Reichstages, theilte die höchste Gewalt mit dem Könige und hörte nie auf, die Rechte der Krone zu schmälern, bis die Reichstage ihm die seinigen entrissen.**)

Es geht schon aus dem ganzen Geist der Verfassung hervor, daß die großen Staatswürden und Aemter nicht weniger wählbar waren als der Thron, und die oft wiederholten Versuche mächtiger Familien, sie erblich zu bewahren, wurden ebenso oft von

*) Avec un timbalier et des trompettes qui jouent quand il est à table et qui sonnent la diane et la retraite. Histoire de J. Sobieski par l'Abbé Coyer. Amsterdam.

**) Solignac.

Digitized by Google

der Eifersucht aller Uebrigen zurückgewiesen. Diese Nichterblichkeit der Palatinate, welche man vielleicht mit der früheren Herzogswürde der germanischen Völker vergleichen könnte —, der Kastellanien und der Starosteien, eben diese Nichterblichkeit machte es unmöglich, daß sich neben dem Königthum eine Kurwürde, Pairie oder hoher Adel hätte bilden können, durch welche jenes Wurzel hätte fassen können im Volk.*)

Zwar war der König der alleinige Vertheiler der gedachten vielen und großen Verleihungen, da er aber Männer, welche er einmal gewählt, nicht wieder absetzen durfte, so erstreckte sich der königliche Einfluß eigentlich weniger auf solche, welche die großen Würden innehatten, als auf diejenigen, welche sie nicht hatten. Der König war daher eher von geschmeidigen Hofleuten umgeben als von abhängigen Staatsdienern, jene waren allenfalls durch ihre Erwartungen, diese höchstens durch die Dankbarkeit an die Interessen der Krone gekettet. Die großen Stellen waren Gnadensache des Hofes dem, welcher sie nachsuchte, Güter der Republik in den Augen dessen, welcher sie erhalten hatte, und die Vergebung einer Stelle schuf gewöhnlich hundert Mißvergnügte und einen Undankbaren.

Die Minister des Königs waren zehn an der Zahl, und zwar ihrem Range nach folgende:

Der Kronfeldherr für Polen, der für Litthauen, der Großkanzler für Polen, der für Litthauen, die zwei Vicekanzler, der Groß-Schatzmeister, der Hofmarschall für Polen und die für Litthauen. — Diese Minister hatten Sitz im Senat ohne berathende Stimmen.

Der Kronfeldherr war die dritte Person im Staat und seine Macht fast unumschränkt und ausgedehnter als die der Connetables, welche der Krone Frankreich so oft furchtbar geworden sind. In Kriegszeiten hing der Kronfeldherr in nichts

*) Rulhière, Histoire de l'anarchie de la Pologne. Paris 1807. Livre I.

Digitized by Google

vom Könige ab und war Herr über Leben und Tod seiner Untergebenen.

Wie schwer es unter solchen Umständen, ja wie unmöglich es scheinen mag, daß ein König je dahin gelangen konnte, sich einen Anhang im Staate zu bilden, welcher den individuellen Gerechtsamen Gefahr drohte, dennoch hatte die Nation geglaubt, sich gegen ein solches mögliches Uebergewicht der Gewalt durch ein Mittel sichern zu müssen, von welchem die Geschichte keines anderen Volkes etwas Aehnliches aufweist. Dies Mittel war die Konföderation.

Es ist nicht zu verkennen, daß das älteste aller Rechte, das Recht des Stärkeren, das der Gewalt, durch die ganze Geschichte Polens seine Fortdauer und seinen Einfluß geäußert hat, ja, es stand in der Ansicht des Volkes, man möchte sagen, rechtlich begründet da. — Wir erkennen sein Dasein bis in die Vollstreckung der Urtheilssprüche des Königs, die von dem bewaffneten Adel gegen den Betreffenden vollzogen wurden, welcher seinerseits vollkommen gerechtfertigt schien, wenn er Macht, Einfluß und Verbindungen benutzte und wenn er seine Abhängigen und seine Haustruppen zur Abtreibung einer solchen Exekution aufbot. Ja, es war sogar angenommen, daß, wenn ein solcher gerichtlicher Feldzug dreimal zurückgeschlagen war, die Sache einstweilen und bis zur Dazwischenkunft der Republik auf sich beruhte.

Wir erkennen diese Gewalt nicht minder bei den Zusammenkünften des Adels behufs gemeinsamer Berathungen oder Wahlen. Wenn bei diesen Gelegenheiten Einzelne oder Parteien hartnäckig ihre persönlichen Interessen gegen den Willen der Nation in die Wagschale zu werfen wagten, wenn Ueberredung, Geduld und Drohung nichts mehr vermochten, dann war es durchaus keine ungewöhnliche Erscheinung, bei dem verhängnißvollen nie pozwolam (ich willige nicht ein), tausend Säbel entblößt und die Opposition durch Niedermachung der Verwegenen schnell beendet zu sehen. — Diese Prozedur zur Herstellung der unumgänglich nothwendigen

Digitized by Google

Einstimmigkeit war die einzige, aber in der That für das Ganze heilsame Beschränkung gegen den Mißbrauch des gefährlichen liberum veto, dessen verderbliche Folgen erst in den letzten 300 Jahren ans Licht traten, wo diese Versammlungen durch Abgeordnete repräsentirt wurden, welche sich solcher Gewaltthätigkeiten enthielten. So steht das Recht des Stärkeren nicht sowohl als ein Mißbrauch denn als ein nothwendiges Element dieser eigenthümlichen Verfassung da.

In seiner höchsten Potenz erscheint die rechtliche Ausübung der Gewaltsamkeiten aber in der Konföderation.

Abweichend von dem Grundsatz anderer Völker, welche die Revolution als das größte Unglück im Staat betrachten, war hier die Revolution gesetzlich organisirt. Wenn irgend in der Republik ein Interesse zahlreich genug empfunden wurde, welches gegen die bestehende Regierung oder gegen das Veto der Einzelnen auf anderem Wege nicht durchzusetzen war, so traten die Betheiligten in eine Konföderation zusammen, verbanden sich feierlich durch einen Eid, wählten einen Marschall und griffen zu den Waffen, ihre Absichten durchzufechten. Die Macht der Konföderation war ihr Recht, und welchen Ausgang das Unternehmen auch hatte, nie durfte einer der Theilnehmer als Rebell bestraft oder angesehen werden. Bei diesen Konföderationen galten die Beschlüsse der Mehrzahl, wie denn überhaupt die Konföderation nichts Anderes war als ein gewaltsames Durchführen des Willens der Mehrheit der Nation. Das liberum veto war suspendirt während dieser Diktatur, welche sehr oft keinen andern Zweck hatte als die Aufrechthaltung des liberum veto.

Damit aber ein so gewaltsames Gegenmittel gegen die Tyrannei nicht selbst zum Tyrannen wurde, war die Dauer der Konföderation im Voraus festgesetzt, und mit ihrer Auflösung traten auch alle ihre Bestimmungen außer Kraft; Gesetz blieb nach wie vor nur das, was einstimmig beschlossen, und jede Konföderation endete mit der Berufung eines Reichstages.

Digitized by Google

Wenn demnach König und Senat gemeinsam die höchste Gewalt im Staate ausübten, so wohnte die eigentliche Souveränetät in dem Gesammtkörper des Adels, welcher seinen Willen gegen beide auf dem Reichstage, wenn er in sich einig, oder auf dem Wege einer Konföderation (rokosz) gesetzlich geltend machen konnte. Bei der jedesmaligen Erledigung des Thrones nahm er seine veräußerten Rechte zurück, prüfte den Gebrauch der Macht unter dem vorigen Regenten und übertrug sie einem neuen.

Dem Reichstage gingen die Versammlungen in den Palatinaten oder Landtagen sechs Wochen voraus, wo die Gegenstände in Anregung gebracht und vorbereitet wurden, welche auf der allgemeinen Versammlung der Nation entschieden werden sollten. Hier, wo die Richter für die beiden Tribunale und nachmals auch die Landboten ernannt wurden und wo jeder Edelmann der Provinz in Person bewaffnet und beritten erschien, konnten die gewaltsamsten und blutigsten Auftritte kaum ausbleiben.

Der König war verpflichtet, den Reichstag alle zwei Jahre zu berufen. Unterließ er es, so hatte die Nation das Recht, selbst zusammenzutreten. — Der Reichstag wählte einen Marschall, welcher einen großen Einfluß auf die Angelegenheiten übte, alle Berathungen fanden im Freien oder bei offenen Thüren statt, und in diesem Reichstage wohnte die höchste gesetzgebende Gewalt, mit der Bedingung der Einstimmigkeit.

Die Angelegenheiten der Einzelnen dagegen wurden durch Stimmenmehrheit und durch summarisches Verfahren erledigt. Man kannte weder Advokaten noch Anwälte. Die Betheiligten trugen ihre Sache selbst vor, und die Entscheidungen erfolgten ohne Aufschub oder Kosten. — Charakteristisch ist es, daß dieselben Männer im Senat beriethen, auf dem Reichstage Gesetze gaben, in den Tribunalen Recht sprachen und im Felde den Degen führten. — Denn der Adel, welcher alle Ehren und alle Rechte im Staate besaß, glaubte auch, daß die ganze Vertheidigung desselben ihm obliege.

Digitized by Google

Polen ist der einzige europäische Staat, welcher bis in das 16. Jahrhundert hinein kein anderes Militär kannte als den bewaffneten und berittenen Adel. Die Infanterie kam gar nicht in Betracht. Man unterschied nur Husaren und Panzerreiter. Erstere waren die zahlreicheren, und die jungen Edelleute mußten in diesem Korps gedient haben, um zu den Staatswürden zugelassen zu werden. Diese Husaren und ihre Ausrüstung waren sehr verschieden von dem, was man jetzt unter jenem Namen versteht. Sie trugen Helm und Küraß mit einem übergeworfenen Tigerfell, führten eine 15 Fuß lange Lanze mit einem Fähnlein versehen, 2 Pistolen und 2 Säbel, wovon einer am Sattel befestigt war. Erst seit Sobieskis Zeiten vertauschten die Husaren die Lanze mit einer Muskete. — Diese Reiterei war aus dem Kern des Adels gebildet, vortrefflich beritten und bildete 40 000 Mann.

Etwas hinter ihr zurück blieben die Panzerreiter, welche ein Panzerhemd von Schuppen oder Ringen trugen und gewöhnlich die Haustruppen der Großwürdenträger, der Bischöfe und Erzbischöfe bildeten.

Alle diese Krieger nannten sich towarczyc, d. h. Brüder, und wurden von ihren Königen selbst so genannt.

In dringenden Fällen gewährte Polen das außerordentliche Schauspiel von 150 000 bis 200 000 Edelleuten, welche aufsaßen und eine ungeheure, aber regellose Heeresmasse bildeten. Solche Versammlungen wurden pospolite ruszenie genannt.

Eine schöne Eigenthümlichkeit dieses kriegerischen Adels war die Einfachheit seiner Sitten. Jeder lebte den größten Theil des Jahres auf seinen Landsitzen, dort verzehrte er seine Einkünfte, übte eine ausgedehnte Gastfreiheit, welche asiatischen Ursprungs zu sein scheint, und hielt sich fern und unabhängig vom Hofe. Der Reichthum, welchen der Edelmann von seinen Unterthanen zog, kehrte auch zu ihnen zurück. — Einige Bänke, Tische und Teppiche bildeten das Mobiliar der reichsten Palatine. Die Frauen kannten keinen Luxus und waren weit entfernt, wie dies

Digitized by Google

nachmals so sehr der Fall war, sich in politische Angelegenheiten zu mischen. Die einzige Pracht der Männer bestand in einer guten Rüstung und vortrefflichen Pferden. Ihre Tracht hatte ein asiatisches Ansehen. Lange, mit Pelz besetzte Mäntel mit aufgeschlitzten Aermeln und breitem Gürtel, Pelzmützen, krumme Säbel und Halbstiefel. Das Haar trugen sie wie die Tataren abrasirt bis auf einen Büschel, der auf dem Scheitel stehen blieb.*)

Die alten Polen übten eine große Toleranz. Sie nahmen keinen Theil an allen den Religionsfehden, welche im 16. und 17. Jahrhundert Europa verheerten.**) Calvinisten und Lutheraner, Griechen, Schismatiker und Muhamedaner lebten lange friedlich in ihrer Mitte, und Polen hieß nicht mit Unrecht eine Zeit lang das gelobte Land der Juden. — Ja, die Polen ließen ihre Könige in den pacta conventa die Duldung aller Sekten beschwören. Als Heinrich von Valois diesen Eid zu vermeiden suchte, erklärte ihm der Kronfeldherr unumwunden: „Si non iurabis, non regnabis.“

Dennoch waren die Polen äußerst streng in der Beobachtung der äußeren Gebräuche der Kirche. Das Christenthum war ihnen von jeher zu milde erschienen. Sie legten sich selbst härtere Entbehrungen auf, fügten zu dem Fasten der Freitage und Sonnabende noch die der Mittwoche und der Septuagesimä. Die Päpste selbst schafften einige der strengen Bußen ab, welche die Polen übten.

*) Cromer (S. 73) behauptet, diese Mode sei von dem Papste Clemens II. auferlegt, als er den Mönch Casimir seines Gelübdes entband, um ihn 1041 auf den polnischen Thron zu setzen, und sei seitdem bis auf unsere Zeit gewissenhaft befolgt worden.

**) La Pologne n'a vu dans son sein ni conspiration des poudres ni St. Barthélémi ni sénat égorgé ni rois assassinés ou sur un échafaud ni des frères armés contre des frères; c'était le pays où l'on a brûlé le moins de monde pour s'être trompé dans le dogme. — La Pologne cependant était barbare — ce qui prouve qu'une demi-science est plus orageuse que la grossière ignorance. L'Abbé Coyer. Livre I.

Digitized by Google

In dem Verkehr unter einander beobachteten die Edelleute eine große Herzlichkeit und Freimüthigkeit, fern von Unterthänigkeit gegen den Mächtigeren oder Reicheren. Die geringen Bedürfnisse machten, daß damals Armuth noch nicht mit Abhängigkeit verbunden war. Aller Umgang trug den Stempel der ursprünglichen Gleichheit aller Edelleute. Die Anrede war „Bruder" (brat) und hat sich noch heute erhalten. — Es gab weder Titel*) noch äußere Auszeichnungen. Die Czartoryski, die Sangusko und Wisniowiecki waren die einzigen als Fürsten anerkannten Häuser, welche bei der Vereinigung Litthauens mit Polen dieser Republik, gegen den Geist der Verfassung, überkamen. Orden und dergleichen Dekorationen waren eigenmächtige Verleihungen der Monarchen, welche erst unter August II. und Poniatowski eingeführt wurden und nie zu großem Ansehen gelangten.**) Nur die Stellung im Staat wies dem Edelmann seinen Rang an.

Bei diesen vielen trefflichen Eigenschaften seiner Bürger behauptete die Republik nicht nur ihr Dasein mitten unter Staaten, die in rascher Entwickelung begriffen und immer mehr dem Willen ihrer Herrscher unterworfen, auch immer mehr mit Einheit handelten, sondern sie erlangte bei dieser primitiven Einfachheit ihrer Einrichtungen, bei der ungemessenen Achtung der Rechte des Einzelnen und der daraus folgenden schwierigen Fortbildung des Ganzen einen hohen Grad von Macht, Einfluß und Ansehen, und man darf behaupten, daß Polen im 15. Jahrhundert einer der gebildetsten Staaten in Europa gewesen. Aber freilich mußten bei einer so lückenhaften und unvollständigen Verfassung, wie die

*) Les titres de marquis et de comte s'y sont introduits avec les cuisiniers français. Il n'y en a que pour des valets et de flatteurs. L'Abbé Coyer, Histoire de J. Sobieski.

**) Den Orden des weißen Adlers stiftete August II. im Jahre 1705 während des Krieges mit Schweden. Der des heiligen Stanislaus 1765, sowie der Militär-Verdienstorden 1791 rührten von Stanislaus August Poniatowski her.

Digitized by Google

der Republik, die Tugenden der Bürger die große ergänzende Hälfte bilden und gute Sitten den Mangel an guten Gesetzen erstatten. Mit allen Vorzügen einer höheren Civilisation schlichen sich auch der Luxus, die Verderbtheit und alle die Laster ein, welche von ihr unzertrennlich zu sein scheinen, und von dem Augenblick, wo die Staatsverwaltung nicht länger auf die Rechtschaffenheit der Personen basirt war, mußten sich bei der Mangelhaftigkeit der Gesetze und der Schwierigkeit ihrer Handhabung nothwendig ungeheure Mißbräuche in allen Zweigen der Verwaltung einschleichen. — Die alten Gesetze bestanden fort, aber die Sitten waren verändert, und weil kein Gesetz in Widerspruch mit den Sitten sich erhalten kann, so dauerten auch hier nur die Formen noch fort, denen eine neue Bedeutung untergeschoben wurde, ein Unglück, gegen welches die Verfassung kein Mittel kannte, weil es die Verfassung selbst aufhob.

Im Widerspruche mit dem Prinzip, welches vor Allem der Verfassung zum Grunde lag: die vollkommene Gleichheit der Rechte aller Staatsbürger, war nach und nach eine unermeßliche Verschiedenheit des Besitzes und somit eine faktische Ungleichheit der Besitzer entstanden.

Die Gunst der Könige hatte oft große Staatsbedienungen und reiche Starosteien auf einen Scheitel gehäuft, oft Sohn und Enkel damit belehnt und so einzelne Familien in dem langen, wenngleich nicht erblichen Genuß dieser Güter erhalten. Eine mehr oder minder gute Wirthschaft, Heiraten, Erbschaften, kurz Glück und Klugheit hatten in einzelnen Geschlechtern ganz unverhältnißmäßige Reichthümer angehäuft, zur selben Zeit, wo andere minder glückliche Familien durch ihre Verschwendung oder durch ihre Tugenden selbst in die tiefste Armuth versanken. Reichthum war demnach nicht mehr bloße Belohnung, zu welcher der König die Verdienstvollen erhob, es war unabhängiges Eigenthum, zu welchem die Erblichkeit berechtigte.

Es gab polnische Edelleute, welche in Besitz von Länder-

Digitized by Google

strecken waren, die an Ausdehnung manche damalige Souveränetät übertrafen. So hatten die Radziwill gegen den Geist der Verfassung vor Jahrhunderten ein Majorat in ihrer Familie gestiftet, wodurch der Chef dieses Hauses der mächtigste Privatmann vielleicht in Europa geworden war. Er hatte ein Gefolge von einigen hundert Edelleuten, besaß mehrere Festungen und unterhielt 6000 Mann Haustruppen. Nicht viel weniger mächtig und reich waren die Oginski, die Czartorinski, die Tarlo, die Zamoyski, Lubomirski, Potocki und Andere.*) — Wenn man bedenkt, daß die Rechtserkenntnisse durch bewaffnete Macht vollstreckt werden mußten, so begreift man, daß es nicht leicht war, sein Recht gegen solche Bürger im Staate geltend zu machen.

Die Verwirrung selbst, in welcher sich diese großen Vermögen fast überall im Lande befanden, trug nur noch mehr dazu bei, den Einfluß der reichen Familien zu vermehren. Der größte Theil der Ländereien war nämlich für verhältnißmäßig sehr geringe Summen verpfändet. — Bei dem steigenden Werth der Grundstücke und dem durch Vervielfältigung des Geldes immer mehr abnehmenden Werth des Kapitals wäre die Einlösung des verpfändeten Gutes das größte Unglück für den Inhaber gewesen, und die Auszahlung der Summe hätte seinen Untergang verursacht. Auf diese Weise hing eine bedeutend große Zahl der kleineren Grundbesitzer durchaus von den großen Familien ab und sicherte sein Wohlergehen nur durch unbedingtes Anschließen an die Interessen dieser.

Aber während ein geringer Theil des Adels unermeßliche Reichthümer anhäufte, verlor ein weit größerer Theil alles Besitzthum. Diese verarmten Edelleute fanden nun eine gastfreie Aufnahme bei den Häuptern jener mächtigen Geschlechter. Sie bildeten diesen einen Hofstaat, und zwar einen durchaus mili-

*) Wir glauben, die Orthographie dieser Namen ändern zu dürfen, damit der deutsche Leser sie richtig ausspreche.

Digitized by Google

tärischen, erhielten Waffen, Pferde, Obdach und Unterhalt von ihrem Schutzherrn, dem sie zur Vergeltung ihre Stimme auf dem Reichstage und ihren Arm in den vielfachen und fast ununterbrochenen Streitigkeiten widmeten.

Diese Gastfreiheit ohne Grenzen stand ganz im Verhältniß mit dem ungemessenen Reichthum der Besitzer. Ueberdies war die ansehnliche Zahl armer, abhängiger Schlachtschitzen*) für die Großen von vieler Wichtigkeit, und von der Zahl und der Tapferkeit derer, über die sie geboten, hing oft nicht nur ihr Einfluß, sondern ihre Wohlfahrt und ihre persönliche Sicherheit ab. — Immer waren sie in dem Fall, dies kleine Heer kühner Männer zu gebrauchen, welche außer ihrem Leben nichts zu verlieren hatten. Bald galt es, mit gewaffneter Hand ein veräußertes Schloß oder eine Stadt zurückzunehmen, bald eine Urtheilsvollstreckung abzuwenden, heute mußte ein langer Prozeß auf dem kürzeren Wege der Gewalt geschlichtet, morgen ein unruhiger Nachbar bedroht werden. Aber vor Allem war es auf dem Reichstag, wo mit den Interessen des Ganzen auch die des Einzelnen nach Maßgabe, wie er reich, mächtig und einflußreich war, zur Sprache kamen. Dort gewann das Gefolge von Edelleuten eine doppelte Bedeutsamkeit durch ihre Stimme und durch ihren Arm, denn an diesen wurde in letzter Instanz fast immer appellirt, und es wurde als ein besonderes Zeichen der Fortschritte der Civilisation angeführt, daß auf den Versammlungen des Adels 1764 nur noch zehn Edelleute niedergehauen wurden.**)

Dennoch wurde in Polen nie ein hoher und niederer Adel anerkannt, und erst heute sieht man polnische Familien sich Grafentitel aneignen, die ihre Väter verschmäht haben würden und die in Widerspruch mit ihrer ganzen volksthümlichen Entwickelung stehen. Macht, Ansehen und Reichthum begründeten keine politi-

*) Edelleute (szlachcziz).

**) Rulhière, Histoire de l'anarchie de la Pologne.

Digitized by Google

schen Rechte oder höhere Stellung, und der ärmste Edelmann entsagte keinem seiner Ansprüche um der Armuth willen. Es leuchtet vielmehr ein, wie hartnäckig eben der arme Edelmann an einer Verfassung halten mußte, welche allein ihm durch seine Geburt Werth gab. Das liberum veto ertheilte dem letzten unter ihnen eine Bedeutsamkeit, und der Reichstag gab Gelegenheit, diese geltend zu machen. Ja, es fehlt nicht an einem Beispiel, wo ein solcher unbedeutender, armer, dazu verwachsener Schlachtschitz sich zum höchsten eigenen Erstaunen auf den Thron gehoben sah, weil die mächtigen Parteien sich über ihre Kandidaten nicht zu einigen vermochten.

Wie groß daher auch die Abhängigkeit des Unbemittelten von seinem Gastfreund oder Brotherrn sein mochte, beide Begriffe fielen hier zusammen, immer mußte dieser in dem letzten seiner Klienten seinesgleichen ehren, dessen persönliche Opposition sich ihm und seiner ganzen Partei entgegenwerfen durfte, und in jedem Einzelnen des Volkes mußte er die Souveränetät eben dieses Volkes achten.

Daher hat sich auch in Polen nie jener schroffe Abstand unter den Ständen, jene Härte im Verkehr zwischen Vorgesetzten und Abhängigen entwickelt, wie in anderen Ländern. Noch heute erkennt man in der demüthig einschmeichelnden Höflichkeit des unbemittelten, vielleicht zum Dienstboten herabgesunkenen Edelmannes das verhaltene Gefühl seiner Ebenbürtigkeit und in der würdevollen Milde der Großen eine Art patriarchalischen Schutzes und Anerkennung selbst des Geringsten. Aber diese Demokratie des Adels ließ in Polen die Monarchie zur Aristokratie und die Aristokratie zur Oligarchie entarten.*)

Eine der hauptsächlichen Ursachen des Verfalles der Republik war ferner die fortgesetzte Verminderung der königlichen Gewalt im Staate.

---

*) Ferrand, Histoire du démembrement de la Pologne.

Digitized by Google

In allen Ländern Europas ist das königliche Ansehen in mehr oder minder schnellem, aber dauerndem Fortschreiten geblieben, ja in einigen erreichte es eine Spitze, wo es, alle übrige Autorität um sich her vernichtend, durch die heftigsten Reaktionen erst wieder mit den Rechten der Völker ins Gleichgewicht gebracht wurde. Die polnischen Regenten konnten hingegen nie Einfluß genug gewinnen, die Ruhe im Innern aufrecht zu erhalten, geschweige denn kraftvoll nach außen zu wirken. Kaum konnte es anders sein bei der Wählbarkeit der Monarchen. Zugeständnisse, zum Vortheile der Wählenden gemacht und nicht selten zum Nachtheil des Ganzen, immer aber zum Nachtheil des Gewählten, waren nur zu oft die Mittel, sich auf den Thron zu schwingen oder sich auf demselben zu erhalten. Denn dieser Thron, das einzige Amt im Staate, welches von einem Ausländer bekleidet werden durfte, war von jeher der lockende Preis des Verdienstes, der Ehrsucht, der Gunst und der Ränke.

Verderblich war schon der Einfluß, welchen die römische Kurie unter Boleslaw II. 1058 auf das Königthum gewann. Noch verderblicher endete der vergebliche Kampf Casimirs des Großen 1366 gegen den Senat, welcher die Anmaßungen des Adels gegen die Krone vertrat, um vom Adel in den seinigen unterstützt zu werden. Der Adel wurde unabhängiger in dem Maße, wie der Senat mächtiger wurde. Beides konnte aber nur auf Kosten einerseits des Königthums, andererseits des Bauernstandes geschehen. — Doch davon weiter unten.

Die Jagellonen hatten das große Verdienst um die Republik gehabt, ihr eine so beträchtliche Provinz wie Litthauen zuzuführen. Dies Geschlecht brachte überdies mehrere ausgezeichnete Männer hervor, und der Thron war, zwar durch Wahl, aber doch durch Jahrhunderte in der Familie geblieben.

Mit dem Tode des letzten Jagellonen aber, 1573, zu eben der Zeit, wo Ungarn und Böhmen sich das Wahlrecht durch ihre Könige entreißen ließen, wo Schweden zu Gunsten seiner

Digitized by Google

Könige darauf verzichtete, erneuerte Polen das Wahlrecht in seiner weitesten Ausdehnung. Zu eben der Zeit, wo nach und nach die europäischen Monarchen den großen Lehnsträgern die Gerechtigkeitspflege entrissen, verloren die polnischen Könige dies Recht an den Adel. Und zu eben der Zeit, wo in Dänemark das Volk seinem Könige eine unumschränkte Gewalt gesetzlich übertrug, vernichtete in Polen der Adel fast die letzten Spuren königlicher Macht.

Kein Prätendent der Krone vereinte von jetzt an die Huldigung der Menge in dem Maße, daß nicht eine bedeutende Opposition stattgefunden hätte. Je gewaltsamer die Mittel, diese zu vernichten, waren oder je größer die Opfer, sie zu gewinnen, um so schwächer und unhaltbarer mußte die Stellung des Monarchen werden. Denn der Adel fing an, es als einen Vorzug seiner Stellung zu betrachten, Gesetze zu geben, die er nicht befolgte, und Könige zu ernennen, denen er nicht gehorchte.

Die persönliche Schlichtung der Rechtshändel war den Königen schon durch die bedeutende Vergrößerung des Landes an sich unmöglich geworden.*) Unter den langen Kriegen Stephan Batorys ging dieses Recht oder diese Pflicht ganz verloren. Der Adel erklärte sich selbst zum Schiedsrichter seiner Streitigkeiten. Es wurden Tribunale errichtet, die Gesetze zu handhaben, deren Dauer nur auf 15 Monate festgesetzt wurde, und da die Glieder derselben nicht vom König eingesetzt sondern von dem Adel der Provinz selbst gewählt wurden, so machten diese Gerichtshöfe nur zu oft ein Werkzeug politischer Absichten aus. Da die Stellung eines solchen Richters dem Unbedeutendsten einen entschiedenen Einfluß auf die Angelegenheiten der Mächtigsten in der Provinz gab, so begreift man, wie diese Wahlen und mithin das Recht selbst ein weites Feld für Ränke und Gewaltthätigkeit werden mußten.

---

*) „Ils n'ont fait qu'un juge de moi", sagte Heinrich von Valois.

Digitized by Google

Im Jahre 1578 wurde den Königen auch das Recht genommen, den Adel zu verleihen und dem Reichstag allein zugesprochen.

An der Gesetzgebung hatten die Könige vollends gar keinen Theil, vielmehr wurden gerade dann Gesetze gegeben, wenn kein König im Lande war, nämlich in den Interregnen. Sobald der Thron durch den Tod des Monarchen erledigt, und bevor der Reichstag zu einer neuen Wahl schritt, versammelte sich der Adel der Provinz, um die Verfügungen des Königs und des Senats in der letzten Regierungsperiode zu prüfen. Die Anordnungen, welche während derselben getroffen, konnten abgeschafft und neue vorgeschlagen werden, welche Gesetzeskraft erhielten, sofern der Reichstag sie einstimmig annahm. Diese Einstimmigkeit war aber nie leichter und oft nur dann zu erlangen, wenn es sich darum handelte, eine Verfügung aufzuheben, welche den Rechten der Einzelnen gefährlich werden konnte, oder eine anzunehmen, welche das Ansehen der Krone verminderte. Denn die Polen sind von jeher weit eifersüchtiger auf eine Macht gewesen, die in ihrer Mitte aufkeimte, als gegen irgend eine auswärtige, und so geschah es denn, daß der polnische Adel seine ganze persönliche Unabhängigkeit noch behauptete, als die Freiheit des Staates schon verloren gegangen war. Wie daher auch ein König an der Erweiterung seiner Macht arbeiten mochte, immer fand sein Nachfolger ein neu zu beginnendes Werk.

Aber selbst von der Verwaltung sah sich der König ausgeschlossen, und nicht die dringendsten Verhältnisse konnten ein selbstständiges Handeln desselben ohne Zuziehung des Senats rechtfertigen. Dieser Senat*) entriß dem König selbst das Recht, Krieg und Frieden zu schließen. Ein Angriffskrieg war gegen die Konstitution und durch die ganze Einrichtung des

*) Vergl. Ferraud, Histoire du démembrement de la Pologne.

Digitized by Google

Staates auch wirklich fast unmöglich. Der Adel durfte nach den Bestimmungen nicht länger als drei Wochen unter den Waffen gehalten und nicht weiter als drei Stunden über die Grenze geführt werden. Bei einem feindlichen Einbruche verstand sich der Krieg von selbst, wurde aber von den am meisten betheiligten Woywodschaften auf eigene Rechnung und oft ohne Zuthun der Krone geführt. Nachdem Polen durch das Beispiel aller Nachbarn gezwungen war, ein stehendes Heer zu halten, so stand dieses nicht unter dem unmittelbaren Befehl des Königs. Er ernannte einen Kronfeldherrn für Polen und einen für Litthauen, welche er aber nicht wieder absetzen konnte. Auch war man weit entfernt, zum Unterhalte dieser Armee einen bestimmten Theil der Staatseinnahmen anzuweisen; die Subsidien wurden von Reichstag zu Reichstag bewilligt und äußerst unregelmäßig gezahlt. Die Truppen blieben denn auch auf der untersten Stufe der Mittelmäßigkeit und waren um so weniger geeignet, den Königen zur Stütze zu dienen, als mancher Edelmann zu Zeiten mehr Haustruppen unterhielt denn die Krone Soldaten.

Fügen wir noch hinzu, wie seit 1572 bestimmt wurde, daß die Wahlen nicht mehr durch Deputirte der Palatinate, sondern durch persönliche Konkurrenz aller Edelleute geschehen sollten und so von Bestechung und Gewalt abhängig gemacht waren, daß alle Steuern gegen eine festgesetzte Abgabe der Grundbesitzer abgeschafft wurden, daß der König keine Starosteien für sich behalten durfte, sondern alle und zwar lebenslänglich und unwiderruflich verleihen mußte, so wird es deutlich, daß ein König, ausgeschlossen von der Gesetzgebung, ohne Domänen, ohne Privatvermögen und ohne bestimmte Einkünfte, umgeben von unabsetzbaren Staatsdienern und absetzbaren Richtern, kurz ohne alle wahre Gewalt keinen Einfluß im eigenen Staat üben konnte als durch Bestechung, Intrigue und Parteigeist.

Digitized by Google

Doch auch dem Senat*) wurden seine Machtvollkommenheiten entrissen, und die Abgeordneten des Adels legten sich selbst die höchste Gewalt bei. Das Uebergewicht des Adels blieb im beständigen Steigen. Er allein besetzte alle Staatsämter, die hohen geistlichen Benefizien waren für ihn allein, er bekleidete ausschließlich die Richterstellen und war vollkommen frei von allen Abgaben, Zöllen, Steuern ꝛc. Der Adel maßte sich die Gerichtsbarkeit über die Bauern an und entriß der Krone das Statut: „Neminem captivabimus“, demzufolge kein Edelmann, ohne zuvor überwiesen zu sein, verhaftet werden konnte; ein Gesetz, welches ihm volle Straflosigkeit sicherte. Es kann nicht befremden, daß in einem Lande wie Polen der Todtschlag ursprünglich nicht sehr streng bestraft wurde. Jeder Edelmann trug den Säbel und wußte auch, daß er ihn trug, um sich zu wehren. Der Todtschlag wurde durch Wehrgelder (die Mandebode der Skandinavier) gebüßt. Für einen Edelmann zahlte man 60 Mark (etwa 900 fl. rheinisch), für einen nicht lange Adeligen 30 Mark, für einen Schulzen oder Soldaten 15 Mark, für einen Bauern 10 Mark, davon 6 der Wittwe und den Kindern, 4 dem Herrn. (Const. 1547 Vol. 1 Fol. 7.) Es ging hier ausschließlich nur nach der Geburt. Ein Geistlicher, wenn er auch ein Bischof war, konnte demnach unter Umständen für 10 Mark gebüßt werden. Wenn man aber bedenkt, daß dieses Gesetz und diese Taxe für Menschenleben bis zum Jahre 1768 fortbestand, so begreift man, daß ein polnischer Edelmann mit einem Vermögen wie das der Radziwill oder Oginsky, eine ziemliche Freiheit im Todtschlagen genießen konnte. Zwar hatte

*) Blackstone sagt vom langen Parlament, was vollkommen hierher paßt: — when the houses assumed the power of legislation, in exclusion of the royal authority, they soon after assumed likewise the reins of administration, and in consequence of the united power, overturned both, church and state, and established a worse oppression than any they pretended to remedy.

Digitized by Google

Matthias Corvin die Todesstrafe auf den Mord gesetzt, aber Casimir der Große hatte sie schon wieder abgeschafft. Auch in Litthauen war die Todesstrafe verhängt, aber der Mord mußte durch sechs Zeugen, darunter zwei Adelige, bewiesen sein.*)

Endlich band man dem Regenten ganz die Hände, indem man ihn die pacta conventa beschwören ließ, denen in jedem Zwischenreich ein beschränkender Artikel mehr hinzugefügt wurde.

Ein anderes Hauptübel, an welchem die Republik verblutete, war der Mißbrauch des an sich schon so gefährlichen liberum veto, seit 1652 zum Gesetz erhoben und von den Polen unicum et specialissimum ius cardinale genannt, ein Gesetz, welches voraussetzte, daß jeder Einzelne das Gute kannte und das Gute wollte.

In früheren Zeiten gab es der Veranlassungen wenige, wo ein Zusammentreten der die Nation ausmachenden Körperschaft des Adels nothwendig wurde.

Allein je mehr die Republik an Größe und Umfang zunahm, je mehr sie mit dem Ausland in Berührung trat, je öfter mußten solche nothwendigen Beschlüsse über allgemeine Interessen gefaßt werden. Als endlich auch Polen der Nothwendigkeit nachgab, ein stehendes Heer zu unterhalten, doch aber die erforderlichen Summen zu dessen Erhaltung nicht permanent auswerfen wollte, um dies mächtige Werkzeug unumschränkter Gewalt stets von sich selbst abhängig zu erhalten, da wurde eine häufigere Zusammenberufung des Adels dringend nothwendig.

Dies veranlaßte 1467 zum ersten Mal den Reichstag durch Abgeordnete oder Landboten repräsentiren zu lassen (ein Gebrauch, der im übrigen Europa schon 200 Jahre früher allgemein ge-

*) Jekel 3. Theil.

Und neben dieser Bestrafung des Mordes bestand unter Anderem als Gesetz: Wer jemand vorwirft, nicht adelig zu sein (d. h. den Adel angemaßt zu haben), ohne es beweisen zu können, wird in Litthauen geköpft und verliert in Polen den Hals. (Const. 1633 Fol. 806.)

Digitized by Google

worden war), ausdrücklich aber mit Vorbehalt des Rechts aller Edelleute, sich bei wichtigen Angelegenheiten persönlich zu berathen. Die Einstimmigkeit Aller wurde auch bei den Verhandlungen dieser Repräsentantenversammlung zu Grunde gelegt.

Die Landboten wurden, wie schon erwähnt, auf den Landtagen gewählt, welche der König sechs Wochen vor jedem Reichstag durch gedruckte Umlaufschreiben an bestimmten Orten in jedem Bezirk ausschrieb. Dort und am festgesetzten Tage kam der Adel des ganzen Bezirks zusammen, wählte einen Landtagsmarschall und hörte den königlichen Abgeordneten über die Reichstagsverhandlungen an. Nachdem dieser sich entfernt, schritt man zur Wahl der Landboten, deren Instruktion durch Stimmeneinheit bestimmt werden mußte. Natürlich wurden daher viele dieser Landtage zerrissen, und nie war die Zahl der Landboten auf den Reichstagen vollzählig, was aber auch nicht für nöthig erachtet wurde. Merkwürdig ist das Gesetz, infolge dessen der, welcher den Landtag durch sein Veto zerriß, mit halbjährigem Thurmarrest und 3000 Mark gestraft wurde; doch bestand dies erst seit 1764.

Die Landboten waren vier Wochen vor und vier Wochen nach dem Reichstag unverletzlich, und wer sich an einem derselben vergriff, wurde als Majestätsverbrecher bestraft.*)

Anfangs durften nur ansässige und begüterte Edelleute zu Landboten gewählt werden, später genügte es, mit einem solchen verwandt zu sein.

Der Ort, wo der Landtag zusammenkam, durfte nicht von Militär besetzt sein. Keiner durfte Feuergewehr in die Versammlung bringen, auch war es Observanz, die Säbel nicht zu schleifen.

---

*) Alle Verwendung des Hofes vermochte nicht das Leben eines sächsischen Obersten zu retten, der unter August II. eine erlittene Beleidigung an einem Landboten gerächt hatte.

Digitized by Google

In frühesten Zeiten waren die Reichstage in Lublin, Parczow, Piotrkowa und Lomza abgehalten worden, seit 1569 wurde Warschau dazu bestimmt; doch sollte, um die Litthauer zufrieden zu stellen, jeder dritte Reichstag sich in Grodno versammeln. Ausgenommen hiervon waren bei Erledigung des Throns die Konvokations-, Wahl- und Krönungs-Reichstage, die stets bei Warschau statt hatten.

Die ordentliche Zeit war alle zwei Jahre zwei Tage nach Michaelis, doch konnte der König in dringenden Fällen den Reichstag auch früher und an anderen Orten versammeln. Seine Dauer war dann statt sechs Wochen nur 14 Tage. In keinem Fall durfte diese Zeit verkürzt oder verlängert werden, noch war es erlaubt, bei Licht zu berathen.

Am ersten Tage wurde der Reichstagsmarschall gewählt und die Rechtmäßigkeit der Landboten untersucht. Hierauf erfolgte unter Anführung des Marschalls die Bewillkommnung des Königs durch die Landboten, wobei die pacta conventa verlesen wurden. Dann wurden die Vorschläge vom Thron gemacht. Die Senatoren votirten über die Gegenstände der Reichstagsverhandlungen in Gegenwart der Landboten, um sie zu belehren, was dem Staat ersprießlich sei. Dann wurde die Verwaltung der Minister geprüft, und hierauf trennten sich die Landboten von den Senatoren, um die Reichstagsgesetze abzufassen, deren erster Gegenstand die öffentliche Sicherheit sein sollte.

Die fünf letzten Tage hießen die großen Tage. Beide Kammern vereinten sich wieder, der Reichstagsmarschall las die Reichstagsgesetze, über welche alle Landboten einig geworden, dem versammelten Reichstag vor, und noch jetzt konnte Jeder sein Veto einlegen. Nur das, was hier noch von Allen angenommen wurde, hatte Gesetzeskraft.

Wahr ist es, daß diese Repräsentanten ihre Unverletzlichkeit in sich selbst ehrten und nicht mehr wie früher die erforderliche

Digitized by Google

Unanimität durch Niedermetzelung der Widerstrebenden herstellten. Aber das Uebel war dadurch nur um so schlimmer geworden.

Nie konnten die Deputirten sich als Männer betrachten, die, einmal erwählt, die Interessen des Landes wahrzunehmen, nun nach eigener Erkenntniß und nach Gutdünken handeln durften. Nie durften sie das Beste des Landes über den Vortheil ihrer Provinz setzen. Sie erhielten eine vollständige und bestimmte Instruktion dessen, was sie fordern und was sie zugestehen sollten, und wurden bei ihrer Rückkehr, auf den seit 1589 gesetzlich eingeführten Relations-Landtagen, zur strengsten Verantwortlichkeit gegen ihre Kommittenten gezogen. Natürlich, daß eine Versammlung von 400 Männern, von denen jeder das Organ einer ganzen Körperschaft war, weit weniger nachgiebig sein konnte, als da, wo jeder nur sein persönliches Recht vertrat. Wenn früher halsstarriges Widerstreben auf dem Reichstage den Verwegenen in Gefahr brachte, niedergestoßen zu werden, so war es jetzt Nachgiebigkeit, welche dem Deputirten bei seiner Rückkehr zu denen unfehlbar das Leben gekostet hätte, deren Befugniß er dadurch überschritten. Dieselbe Besorgniß, welche sonst zur Fügsamkeit zwang und die einzige Fessel der Anarchie war, wurde gegenwärtig ein Grund, um auf keine Weise zu weichen.

Vergeblich stellten die Könige diesem Unwesen Geduld, Ueberredung, Hartnäckigkeit und Muth entgegen. Als König Wladislaus einen Reichstag auf keine Weise trennen wollte, bevor dieser einen Beschluß gefaßt, es andererseits aber nicht erlaubt war, die Berathungen bei Licht fortzusetzen, so entschloß man sich, die Nacht über beisammen zu bleiben, und die Welt erlebte das Schauspiel eines schlafenden Reichstages, unter dem Vorsitz eines schlafenden Senates und eines Königs, der auf seinem Thron schlief.

Ein Schritt blieb noch zu thun, um jede Uebereinstimmung geradezu unmöglich zu machen und die Anarchie förmlich zu

Digitized by Google

organisiren. Er geschah, als einzelne Palatinate ihren Bevollmächtigten den Auftrag gaben, sich allen Berathungen zu widersetzen, bevor die Vorschläge, welche sie selbst machten, gehört und angenommen seien. Da es sich nun bald ereignete, daß mehrere Deputirte dieselbe Instruktion mitbrachten, so war der Reichstag schon zerrissen, ehe er eröffnet wurde.*)

Andere Deputirte verweigerten, ihre Beistimmung irgend einem Vorschlag zu geben, wenn man die, welche ihre Woywodschaft machte, nicht ebenfalls genehmigte; und so zog das Veto eines Deputirten in einer einzelnen Angelegenheit die Auflösung des ganzen Reichstages nach sich, d. h. er suspendirte für zwei Jahre die Ausübung jeder Souveränetät. Das Veto eines Deputirten war die Zauberformel, welche, kaum genannt, die Republik in ihren Todesschlaf zurück versenkte. Kein Gesetz konnte mehr gegeben, kein Beschluß mehr gefaßt werden, das Heer blieb ohne Sold, der Feind verwüstete einzelne Provinzen, ohne daß die anderen zu Hülfe kamen, das Recht blieb verschoben, die Münzen waren in Verwirrung, kurz Polen war für die Dauer von zwei Jahren aus der Reihe der Staaten gestrichen.

Auch wurde der Bruch eines Reichstages, so oft er sich wiederholte, jedesmal als eine öffentliche Kalamität angesehen. Der Name des Deputirten, welcher ihn veranlaßt, und der seiner Angehörigen wurden dem Fluch der Nachwelt übergeben. Um sich vor der allgemeinen Wuth zu sichern, pflegten solche Deputirte ihre Protestation schriftlich einreichen zu lassen und irrten dann unter der Last des allgemeinen Abscheus und beladen mit dem Fluch der Nation Jahre lang unstät und unbekannt umher. Doch man ging noch weiter in der Kunst, die Bemühungen aller rechtlichen Patrioten erfolglos zu machen, und seit 1652 wurde die

*) In den Jahren 1695, 1698, 1701, 1720, 1729, 1730, 1732, 1750, 1754, 1760, 1761 und 1762 wurden die Reichstage noch vor der Wahl des Marschalls zerrissen, in 67 Jahren 12 Reichstage.

Digitized by Google

freiwillige Entfernung eines Mitgliedes als hinreichend erklärt, den Reichstag aufzulösen.

Zu allem diesem Unheil kamen endlich noch die Glaubensspaltungen, welche in einem Lande so voll Gährungsstoff die gefährlichste Einwirkung haben mußten. Lange übertraf Polen an Toleranz das ganze übrige Europa. Auch nach der großen Kirchentrennung im 16. Jahrhundert blieb in Polen noch Alles ruhig. Inter nos dissidemus, sagten Katholiken wie Protestanten, und Dissidenten waren beide Parteien. Erst nachdem Jesuiten und Bemühungen von außen her die Flammen der religiösen Zwietracht angefacht, bezeichnete dieser Name die Protestanten allein. Polen, welches an gewaltsame Ausbrüche so gewöhnt, wo die Opposition der Minorität so gewichtig war, und welches in den nothwendig gewordenen vielfachen Zusammenkünften des Adels immer neue Anlässe zu Hader und Zwiespalt gab, dies Polen mußte durch die neue Spaltung des eigenen Adels furchtbare Erschütterungen erleiden. Jetzt erst fingen die Reichstage an, erfolglos zu werden. In den 36 Jahren von 1536 bis 1572 wurden sieben Reichstage aufgelöst, und unter König August III. versammelte die Nation sich 30 Jahre vergebens.

Die Dissidenten wurden eine gefährliche Wunde des Staates, denn obgleich ihre Zahl verhältnißmäßig sehr gering war, so gaben sie nachmals einen verderblichen Vorwand und Stützpunkt für die Einmischung des Auslandes ab.

Wir dürfen unter den Gründen, welche den Untergang der Republik verbreiteten, nicht die Lage des Bauern übergehen, welcher freilich früh schon ganz aus der Geschichte Polens verschwindet.

Es ist nachweislich falsch, wenn der polnische Edelmann oder seine Schriftsteller behaupten, der Bauer sei von jeher seinem Grundherrn erb- und eigenthümlich untergeben oder gar leibeigen gewesen. Dies Verhältniß von elf Millionen Menschen zu noch nicht einer halben Million Herren ist ein zweihundert-

Digitized by Google

jähriger Mißbrauch, dem aber ein tausendjähriger besserer Zustand der Dinge voranging.*)

Ursprünglich stand dem Adel nicht einmal die Gerichtsbarkeit über den Bauern zu, diese wurde von den königlichen Kastellanen gehandhabt und nur ausnahmsweise einzelnen Edelleuten für ausgezeichnete Verdienste persönlich verliehen.**)

Der Nachlaß eines Bauern, selbst wenn er ohne Kinder starb, fiel an die Verwandten, ohne Abzugsrecht der Herrschaft.***) Wenn ein Bauer den Hof widerrechtlich verlassen, so durfte dieser erst dann an einen anderen vergeben werden, wenn der Entwichene drei- bis viermal zur Rückkehr aufgerufen worden, und gegen eine Grundsteuer von 2 Gr. pro Lahn war der Bauer befreit von allen weiteren öffentlichen Abgaben, Lieferungen, Vorspann u. s. w.†)

Diese Verfügungen Casimirs des Großen, des Heinrich IV. Polens, erwarben ihm den ehrenvollen Spottnamen „des Bauernkönigs".

Die Hauländer waren nach deutschem Recht ansässig, sie frohnten nicht, sondern bezahlten Zins. Für den polnischen Bauer hingegen stellte der Reichstag zu Thorn 1520 die Dienstleistungen dahin fest, daß derselbe von jedem Laneo wöchentlich einen Spanntag entrichten sollte. Der Laneo oder Lahn ist aber nach billiger Berechnung mindestens gleich zu rechnen mit einer Hufe von dreißig Magdeburger Morgen, die nach der altpolnischen Dreifelderwirthschaft durchschnittlich zehn Berliner

*) v. Grävenitz, Der Bauer in Polen.

Aus dieser vortrefflichen kleinen Schrift sind auch die nachfolgenden Citate von Urkunden entlehnt, welche wir wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes anführen, ohne Anspruch zu machen, an diesen Quellen selbst geschöpft zu haben.

**) Schenkungsurkunde des Klosters Tyratz 1286 u. a. O. Boleslaw verleiht dem Ruszczyn die Gerichtsbarkeit 1252.

***) Statut Casimirs des Großen 1347.

†) Statut Wladislaus Jagellos 1420 und 1433.

Digitized by Google

Scheffel Winteraussaat gewährt, und diese begründete die Verpflichtung von 52 Spanntagen des Jahres, eine Belastung, die dem Bauern nach durchschnittlicher billiger Schätzung und sachverständiger Berechnung noch die Hälfte des Ertrages seines Grundstücks übrig läßt. Die Zehnten waren in billige Körner- oder Geldabgabe verwandelt.

Das persönliche Verhältniß des Bauern betreffend, so waren nur die nach deutschem Recht Ansässigen frei, und solche, die bisher wüste Landstrecken urbar machten und bewohnten.*) In der Arbeitsbedürftigkeit der großen Besitzer lag es, daß alle Uebrigen schollenpflichtig waren und das Gut nicht ohne Zustimmung des Herrn verlassen durften. Aber der Bauer war nie an die Person des Gutsherrn gebunden, er konnte nicht verkauft werden. Das Gut konnte in andere Hände übergehen, ohne daß der Bauer seinen Hof verlassen mußte. Es liegt überhaupt schon in der Besitzfähigkeit von Grund und Boden, daß nie eine eigentliche Leibeigenschaft stattgefunden.

Aber selbst die Schollenpflichtigkeit war durch die polnischen Gesetze gemildert.**) Aus jedem Dorfe konnten jährlich zwei Familien ungehindert ziehen, von mehreren Söhnen konnte der Vater einen zu auswärtigem Dienst bestimmen, und Künste und Wissenschaften waren frei erklärt.***) Es gab sogar Verhältnisse, wo alle Unterthanen freizügig wurden, nämlich wenn weltliche oder geistliche Strafen der Herrschaft die Gemeinde mittrafen, oder bei Gewalt an einer Unterthanin.

Deutlich spricht sich das Landes-Polizeigesetz Johann Alberts 1496 über den Zustand des Bauern aus. „Er überschreite", heißt es, „seine Schranken, treibe eine Kleiderpracht und einen Aufwand, welcher verursache, daß er oft von den Städtern wegen Schulden festgehalten werde." Es bestimmt

*) Statut Jagellos 1420.

**) Skrzetusky prawo polityczne narodu polskiego.

***) Statut Alexanders 1501.

Digitized by Google

in dieser Beziehung, wie der Bürger künftig den Gerichtsstand der Bauern nicht umgehen, sondern nur dort klagbar werden solle. Der Bauer war also im Wohlstand, konnte sein Besitzthum verschulden und hatte eine geordnete Rechtspflege.

Fassen wir zusammen, wie Gesetz und Recht damaliger Zeit das Verhältniß des Bauern feststellte, so ist das Ergebniß: Eigenthum an Haus, Hof und Feld, menschlich begrenzte Schollenpflichtigkeit, billig ausgemessene Dienstleistungen, mäßige öffentliche und geistliche Belastung.

Aber dieser glückliche Zustand der Bauern endete, als mit dem Aussterben der Jagellonen der Adel seinen immer mächtiger werdenden Einfluß auf Kosten der Krone und des Bauernstandes erweiterte. Es ist auffallend, daß der polnische Bauer solche Freiheiten*) zu einer Zeit genoß, wo die Leibeigenschaft über das ganze übrige Europa verbreitet war, und daß seine Knechtschaft anfing, als sie in anderen Ländern schon aufhörte. Denn schon im 12. und 13. Jahrhundert verlor sich die Leibeigenschaft in Deutschland (außer in den vormals slavischen Provinzen Mecklenburg, Pommern, Lausitz ꝛc.). In Frankreich hob sie Ludwig X. 1315 auf; in England befreite noch Elisabeth 1574 Leibeigene; in Böhmen und Mähren bestand dies Verhältniß 1781 bis auf Joseph II.; in Polen fing es mit dem 16. Jahrhundert erst an. Die Könige mußten versprechen, ferner keinem Bauern Geleitsbriefe gegen ihre Herren zu ertheilen.**) Es solle künftig allen Herren freibleiben, ungehorsame Unterthanen

---

*) J. J. Jekel ist geneigt, einen Zustand der Leibeigenschaft in Polen vor dem 11. Jahrhundert anzunehmen, doch gesteht er selbst, über die Frage: „Was waren eigentlich die Bauern? Zu was waren sie verpflichtet? Unter welchen Gesetzen lebten sie?" giebt uns die Geschichte keine befriedigende Auskunft. Polens Staatsveränderung 3. Theil Seite 87. Genug denn, daß, soweit die Geschichte reicht, sie uns keine Leibeigenen zeigt, sondern nur glebae adscripti.

**) 1505 Alexander, 1543 Sigismund I., 1588 Sigismund III.

Digitized by Google

nach eigenem besten Gutdünken zu strafen.*) Auch wurde der Satz: „Die Luft macht eigen“ auf alle Fremden ausgedehnt, die ein Jahr im Dorfe lebten.**) Und so wurde, ohne daß irgend eines der Gesetze, welche zu Gunsten des Bauern sprachen, aufgehoben worden wäre, zum Verfassungsgrundgesetz erhoben: „daß der Bauer vor keinem weltlichen Gericht auf Erden fortan irgend rechtliches Gehör gegen seinen Herrn haben solle, seine Klage betreffe Gut, Ehre oder Leben“.

So wurde der Bauer einer Willkür preisgegeben, die keine Grenze mehr fand als die, welche das Uebermaß des Uebels dem Uebel setzt. — Jeder Edelmann war unumschränkter Alleinherrscher auf seinem Gut; der Bauer hatte auf Erden keinen Schutz zu hoffen als von der Gnade seines Herrn oder von seiner eigenen Verzweiflung. Daher die furchtbaren Bauernaufstände, deren Androhung schon den Adel erzittern machte. Daher aber auch der tiefe Verfall des Grundeigenthums und das Versiegen der Quellen, aus welchen die Nation ihren Wohlstand und ihre Kraft schöpfen sollte.

Wie hoch das Elend der polnischen Bauern stieg, entnimmt man aus Bestimmungen, wie die der Reichstagssatzung 1768, 18. und 19. Art., wonach „die Machtvollkommenheit und das Eigenthumsrecht des Adels über Land und Leute in ihrer ganzen Ausdehnung aufrecht erhalten, doch das Recht über Leben und Tod der Bauern nicht mehr in der Hand der Herren liegen soll“. — Im Jahre 1791 mußte noch erst geboten werden: „wenn von nun an Gutsherren sich mit ihren Einsassen über ein Rechtsverhältniß in glaubhafter Form einigen, so soll diese Handlung einen Vertrag gründen und darüber gehalten werden“. Fragen wir über den Zustand der Bauern die Schriftsteller der eigenen

*) Vierter Artikel des Religionsvereins von 1515.

**) Statut von 1633.

Digitized by Google

Nation*) jener Zeit, so hören wir, „daß der Bauer**) ohne Recht und ohne Richter, ohne Gesetz und König, selbst oft ohne Religion lebte, daß er selbst die Sonn- und Festtage zur Arbeit gezwungen, indem an manchen Orten die Hufe mit fünf Spanntagen belastet war". Diese Ungemessenheit der Dienstleistung machte es zuweilen ganz unmöglich, einen Maßstab zu ihrer Abgleichung zu finden. — Der Bauer***) wird für nichts angesehen, ohne Willen seines Herrn vermag er vor Gericht nicht zu erscheinen, gegen seinen Herrn giebt es hienieden keinen Richter, — es sind einst Verordnungen zu seinem Besten abgefaßt worden, sie sind aber längst vergessen. Gegen Unterdrückung findet der Bauer nirgends Recht, — lange war der Gutsherr Herr über Leben und Tod.†) — Polen ist das einzige Land, wo das gemeine Volk aller Rechte der Menschheit entblößt ist.††)

Bei der ungeheuren Kluft zwischen Herrn und Knecht, zwischen Edelmann und Bauer hat sich in Polen dennoch nie ein Mittelstand entwickeln können. Gewerbfleiß und Handel†††) konnten da nicht gedeihen, wo die Regierung ihnen weder Aufmunterung noch Schutz zu gewähren vermochte, wo willkürliche und gewaltsame Eingriffe die Sicherheit des Eigenthums und das Vertrauen aufhoben, deren sie vor Allem bedürfen.

So nur erklärt es sich, daß ein Land arm bleiben konnte, welches 13 000 Quadratmeilen und 11½ Millionen Einwohner hatte, von großen schiffbaren Flüssen durchströmt war, die dem Schwarzen wie dem Baltischen Meere zuführten, einen Ueberfluß an Korn, Weizen, Wachs, Honig, Hopfen, Fischen, Pelzwerk,

*) Es ist nöthig, diese anzuführen, um nicht der Uebertreibung angeklagt zu werden.

**) Warszewicki.

***) Nicolaus Zalaczewski.

†) Vincent Rozituski.

††) König Stanislaus Leszczynski, Observations sur le gouv. de Pologne, liv. c. pag. 9.

†††) J. Jekel, Polens Handelsgeschichte. Wien 1809.

Digitized by Google

zahllose Herden des stattlichsten Rindviehs und der trefflichsten Pferde, einen nicht zu erschöpfenden Salzstock und unermeßliche Vorräthe von Schiffs- und Bauholz besaß.

Aus allen diesen Reichthümern wußte der inländische Kunstfleiß nichts zu schaffen als grobe Leinwand, Segeltuch, Seile, Potasche und Schiffshölzer; alle übrigen Erzeugnisse wurden außerhalb verarbeitet.

Nur ein Siebentel des Landes war angebaut, und wenn Polen dennoch beträchtliche Versendungen von Korn und Schlachtvieh ins Ausland machte, so war dies nur möglich, weil der große Theil der Nation, der unterdrückte Bauer, sich jene Erzeugnisse abdarben, von Haferbrot wie heute von den Kartoffeln kümmerlich leben mußte und kaum dreimal des Jahres Fleisch zu essen bekam, und weil diese Lebensweise wieder die Menschenzahl klein erhielt.

Alle übrige Ausfuhr war gering und stand in gar keinem Verhältniß zu den theueren Gegenständen des Luxus, welche, trotz aller Luxusgesetze, immer mehr gefordert und eingeführt wurden.

Die Bleiwerke zu Olkusz waren eingegangen, und selbst der Betrieb der unerschöpflichen Vorräthe des Steinsalzes zu Wieliczka und Bochnia und die Salzquellen Rothrußlands wurden so sehr vernachlässigt, daß nicht nur von diesem Reichthum nichts ausgeführt, sondern zum unermeßlichen Nachtheil der Krone die ganze Provinz Preußen mit fremdem Seesalz versorgt werden mußte.

Die Handelsbilanz mußte diesem nach ganz natürlich zum Vortheil aller der Nationen ausfallen, welche mit Polen handelten und zum ungeheuren Nachtheil dieses Landes. — Im Jahre 1777 war: *)

die Einfuhr für 47 488 876 polnische Gulden,
die Ausfuhr für 29 839 238 " "

*) J. Jekel. Polens Handelsgeschichte, 2. Theil S. 87, die genaueren Angaben.

Digitized by Google

Die Einfuhr überstieg demnach in diesem Jahre die Ausfuhr um 17 649 629 Gulden. — Davon gewann Preußen über 5 Millionen, Oesterreich fast 11 Millionen, Rußland und die Türkei 1½ Million.

Im Jahre 1776 war die Einfuhr 48 640 679 Gulden,
die Ausfuhr 22 096 360 "
Der Ausfall betrug also 26 544 380 Gulden

für das einzige Jahr. — Die Hauptquelle des Geldes, welches noch in Polen cirkulirte, war der Verkauf der Königswürde.

Trotz aller inneren Hülfsquellen übertraf der Schatz mancher europäischen Stadt den der Republik, und zwei oder drei Amsterdamer oder Londoner Kaufleute machten größere Umsätze, als die Domänen des Königs eintrugen. Polen darbte mitten in den Reichthümern, welche ihm die Natur freigebig ertheilt. Der Ueberfluß seiner Erzeugnisse half ihm nichts, es hatte keine Straßen, sie abzuführen, keine Schiffe, sie zu versenden, weder Fabriken, um sie zu bearbeiten, noch Handel, um sie zu benutzen.

Die ganze Handelsgeschichte Polens beschränkt sich fast ausschließlich auf die Geschichte der Stadt Danzig.

Als im dreizehnten Jahrhundert die bedeutendsten Städte Deutschlands zusammentraten, um gemeinsam sich gegen die Willkür und die Eingriffe zu schützen, denen sie einzeln nicht zu widerstehen vermochten, um sich die Straßen zu öffnen, welche hundert Raubschlösser und zahllose Schlagbäume verlegten, und um das Recht unter sich zu handhaben, welches die Fürsten ihnen nicht gewähren konnten, — als sich mit einem Wort der Hansebund bildete, welcher Jahrhunderte hindurch den Handel auf zwei großen Meeren mit unumschränkter Macht beherrschte, da mußte Danzig früh die unermeßlichen Vortheile erkennen, welche vorzugsweise ihm durch ein Anschließen an diesen neuen Bund erwachsen konnten.

Die Bewohner Danzigs waren deutschen Ursprungs, wurden nach deutschen Gesetzen (dem Sachsenspiegel) und durch ihre eigene

Digitized by Google

Verfassung regiert. Sie standen eine Zeit lang unter den deutschen Ordensherren, und als sie später die Landeshoheit der Republik anerkannten, hielten sie sich dennoch soweit möglich von ihr entfernt und unabhängig. Danzigs Bürger befestigten ihre Stadt auf eigene Kosten und auf eigene Verantwortung, auch vertheidigten sie durch ihre eigenen Kräfte ihre Selbstständigkeit nicht nur gegen das Ausland, sondern selbst gegen Polen.*) Sie verweigerten den Russen den Eintritt in ihre Mauern, als Polen schon nicht mehr wagte, diesen Feind zurückzuweisen.

Seitdem die Republik das Schwarze Meer verloren, war Danzig der vorzüglichste und bald darauf der einzige Hafen, durch welchen Polen mit der Welt verkehrte, und es erreichte eine sehr hohe Stufe von Wohlhabenheit und Bedeutsamkeit.

Als die königlichen Städte in Polen das Magdeburger Recht erhielten, wanderten zwar eine Menge fleißiger Ausländer ein, welche Betriebsamkeit und Handel schnell in Aufnahme gebracht hätten. Auch schlossen sich Thorn, Culm, Elbing, Königsberg, Braunsberg und Krakau dem Hansebund an. Da sie sich aber nicht selbstständig zu erhalten wußten, so erlagen sie den immer mehr sich erweiternden Rechten des Adels, und die Nachkommen jener fremden Einwanderer hatten eine sehr traurige, beschränkte Existenz.

Alle übrigen Städte lagen öde und ohne Mauern, denn sie umschlossen nichts als Dürftigkeit. Ihre Bewohner waren Ackerbürger, und kaum durfte man in ihnen die allerunentbehrlichsten Handwerker suchen.

Denn was nicht Edelmann war, lebte verachtet in den Städten oder unterdrückt auf den Dörfern, und wirklich gab es in Polen keinen Bürgerstand.

Der ganze übrige Handel Polens lag völlig darnieder. Von dem Bauern, der selbst im eigentlichsten Sinne nichts hatte, konnte

*) Im Jahre 1576 gegen Stephan Batory, 1733 gegen August II. ꝛc.

Digitized by Google

der Handelsmann auch nichts gewinnen. Vom Adel war ebenso wenig zu verdienen. Die Reichen und Mächtigen, also die, welche bei den Kaufleuten das Meiste hätten kaufen können, bezogen für das Holz, Getreide ꝛc., welches sie nach Danzig schickten, ihre Weine und Luxuswaaren zollfrei. Wie konnten die Kaufleute in einem Lande mit Vortheil verkaufen oder ankaufen, wo die angesehenste Klasse der Staatsbürger eben diese Gegenstände zollfrei bezog oder verschickte, von welchen jene in beiden Fällen auf öffentlichen und Privatmauthen Abgaben zahlen mußten? Endlich machte die schlechte Justizverfassung, besonders der schwierige Exekutionszug es fast unthunlich, irgend Jemandem Kredit zu geben. Auch war es unmöglich, einen adligen Kompagnon zu bekommen, da das Handelsgeschäft den Verlust des Adels nach sich zog. Anfangs genoß Polen die Vortheile eines Zwischenhandels, indem es die den Russen unentbehrlichen Waaren zu Breslau, Leipzig und Danzig aufkaufte und ihnen zu Lande zuführte. Allein seitdem Peter der Große seinem Volk die Ostsee und das Schwarze Meer geöffnet, verschwand auch dieser Erwerbszweig des Landes.

Das Wenige, was in Polen noch vom Handel übrig blieb, verdankte man den Juden.

Man kann nicht leugnen, daß dieses genügsame, um seine Nahrung besorgte Volk die einzige vermittelnde Klasse im Lande bildete. Alle die Thätigkeiten, welche Sorglosigkeit oder Stolz den Edelmann verschmähen ließen und welche der Stumpfsinn, die Unwissenheit und die unterdrückte Lage dem Bauern unzugänglich machten, fielen den Juden anheim, die, wenn sie später ein nationales Unglück wurden, zugleich eine nationale Nothwendigkeit waren: — ersteres als Folge der schlechten Maßregeln der Regierung, denn man hat es überall leichter gefunden, die Juden zu verbrennen, als gute Bürger aus ihnen zu machen, — letzteres, weil man die Juden haßte und ihren Reichthum beneidete, ohne den Fleiß nachzuahmen, durch welchen sie ihn erwarben.

Digitized by Google

Wir sind genöthigt, einen Blick auf dies merkwürdige, wenig gekannte und doch so wichtige Volk zu werfen,*) welches, aus seiner Heimat vertrieben, in beständigem Wachsthum blieb und nach und nach Eingang in alle Länder fand, bis es den Erdball umklammerte, wie die Ranken des Epheu den Stamm, an dem und durch den sie fortleben, selbst wenn die Wurzel dem Erdboden entrissen, der sie entstehen ließ.

Zu allen Zeiten durch Willkür und Gewalt niedergetreten, finden wir diese Nation durch List und Beharrlichkeit immer wieder emporstrebend. Mit Feuer und Schwert verfolgt und vertilgt, sehen wir sie aufs Neue zurückkehrend oder ersetzt. Unzählige Male beraubt und geplündert, ist sie stets im Besitz alles Reichthums.

Bei einer wunderbaren Mischung von äußerer Schwäche und verborgener Kraft, — demüthig und geschmeidig gegen Mächtigere, herrisch und grausam gegen Abhängige — übt dies Volk, welches in seiner Gesammtheit unterdrückt und gemißhandelt ist, in seinen einzelnen Gliedern eine individuelle Tyrannei über seine Unterdrücker aus. — Denn weil der Mensch auch in seiner Entwürdigung noch eine Erinnerung des angeborenen Adels und ein Gefühl seiner Unterdrückung bewahrt, so setzte auch der Jude der Gewaltthätigkeit und Feindschaft Haß und Verachtung entgegen, Gefühle, die in ihm um so tiefer wurzeln mußten, als er genöthigt war, sie sorgfältig in sich zu verschließen.

Die Juden sind trotz ihrer Zersplitterung eng verbunden. Sie werden durch ungekannte Obere zu gemeinsamen Zwecken folgerecht geleitet. Nach tausendjährigem Aufenthalt in einem Lande stehen sie als Fremdlinge da, den Boden, auf dem sie geboren, nie als ihre Heimat, das Volk, mit welchem sie aufwuchsen, stets als ihren Feind betrachtend. Indem sie alle Versuche der Regierungen, sie zu nationalisiren, zurückweisen, bilden die Juden

*) Tableau de Pologne ancienne et moderne par Malte Brun, refondu par Leonard Chodzko. Paris 1830.

Digitized by Google

einen Staat im Staate und sind in Polen eine tiefe und noch heute nicht vernarbte Wunde dieses Landes geworden.

Die ganze politische Stellung der Juden, so gut wie ihre eigenen Gesetze, schlossen sie vom Grundbesitz, vom Staatsdienst, von Aemtern, Würden, kurz von aller öffentlichen Thätigkeit unwiderruflich aus. Das allgemeine Wohl konnte bei ihnen nie Ziel des Talents, des Wissens oder Fleißes sein. Vaterlandsliebe, Ehrgeiz, Thatendrang, kurz alle die mächtigen Hebel, welche die Thätigkeit des Menschen aufregen, fanden für sie kein Feld, sich zu entwickeln. Ueberall mit Verachtung zurückgestoßen, war der Jude auf sich selbst allein verwiesen, und dies eigene Selbst war und mußte der einzige Gegenstand aller seiner Handlungen werden.

Der höchste Standpunkt, auf den der Jude in seinem Lande gelangen konnte, war der, ein reicher Mann zu sein. Aber der Reichthum selbst verschaffte ihm kein größeres bürgerliches Ansehen, er schützte ihn nicht gegen die Schmach des öffentlichen Hasses und Abscheues, und der Jude mußte seinen Reichthum verstecken oder ihn mit Gefahr genießen.

Auch das Geld war dem Juden kein Mittel mehr zum Glück, und so wurde es zum Zweck selbst; Reichthum war das alleinige Ziel aller Bestrebungen jedes Einzelnen, und alle Wege, die zu diesem Zweck, dem einzigen Zweck führten, waren ihm recht und Rache an den Drängern zugleich. Jede Demüthigung verschmerzend, jede Beleidigung ertragend, stets nüchtern, genügsam und vom Wenigsten lebend, alle Vortheile nutzend, Betrug, Wucher und Meineid nicht verschmähend — war es wohl ein Wunder, daß alle Reichthümer in die Hände dieser Einwanderer zusammenflossen und daß nach und nach die Unterdrücker in die Abhängigkeit der verachteten Fremdlinge geriethen?

Die ersten jüdischen Ansiedler waren Vertriebene aus Deutschland und Böhmen.*) Sie flüchteten um das Jahr 1096 nach

*) Vergl. Leonard Chodzkos Ausgabe des Tableau de Pologne par Malte Brun.

Digitized by Google

Polen, wo damals eine weit größere Duldsamkeit herrschte als im ganzen übrigen Europa.

Diese Auswanderung der Juden war eine Folge der Grausamkeit und Habsucht der ersten Kreuzfahrer. Diese behaupteten, die Juden seien die natürlichen einheimischen Feinde Christi. In Mainz allein wurden 1400 Juden verbrannt. In Bayern fielen 12 000 Opfer; die Frauen tödteten ihre Kinder und die Männer sich selbst, um der Taufe und den Täufern zu entgehen. Aus Böhmen wanderten alle aus, sie mußten ihre ganze Habe zurücklassen, denn „da sie keine Reichthümer aus Judäa mitgebracht, so mußten sie arm, wie sie gekommen, aus Böhmen abziehen".

Die Liebe Casimirs des Großen zur schönen Esther, einer Jüdin aus Opoczno, verschaffte den Israeliten einige bürgerliche Rechte und Freiheiten, soweit ein König dergleichen in Polen verleihen konnte, und die dem Lande nur zum Vortheil gereichten, allein schon unter Ludwig von Ungarn, 1371, wurden sie sämmtlich des Landes verwiesen. Dennoch finden wir sie 1386 schon wieder über ganz Polen verbreitet. — Es wurde den Christen damals bei Strafe der Exkommunikation untersagt, mit Juden umzugehen oder von ihnen zu kaufen. Diese wurden gezwungen, in allen Städten, wo sie sich niedergelassen, in gewisse Vorstädte zusammenzuziehen. Der Wucher wurde ihnen untersagt, und Johann Albrecht vernichtete mit einem Male alle hypothekarischen Einschreibungen, durch welche sie im Begriff standen, den größten Theil der Güter des Adels an sich zu bringen, welche behufs der Kriegsrüstungen verpfändet worden waren; doch sollte das Darlehen mit gesetzlichen Zinsen zurückgezahlt werden.

Sehr charakteristisch ist das Privilegium Boleslaws des Frommen, 1505.*) Es zeigt, daß die Könige genöthigt waren, die Juden gegen den allgemeinen Haß und die Bedrückung der

*) Vergl. Jekel, Polens Staatsveränderung, 2. Theil.

Digitized by Google

Christen in Schutz zu nehmen. So heißt es unter Anderem: Leichen der Juden können ohne Zoll abgeführt werden. — Für die Verunehrung der Synagoge zahlt der Christ dem Woywoden zwei Steine Pfeffer als Strafe. — Niemand soll bei Juden einkehren. — Es ist falsch, daß die Juden Menschenblut gebrauchen. — Wird ein Jude angeklagt, ein Christenkind entführt zu haben, so muß er durch drei christliche und drei jüdische Zeugen überführt werden. Wird er nicht überführt, so soll der Ankläger die Strafe erleiden, welche der Jude hätte erleiden müssen. — Wird ein Jude bei Nachtzeit mißhandelt und schreit um Hülfe, so sind die Christen bei Strafe verpflichtet, ihm beizustehen u. s. w.

Manchen Beschluß der Reichstage, manch Gesetz, das ihren Handel völlig zu Grunde gerichtet hätte, und manchen Sturm, den fanatische Priester gegen sie erregten, wußten die Juden durch ihr Geld (Miczynski sagt: durch ihre Zauberei) zu beschwören. Dieses sicherte ihnen zu allen Zeiten hohe Gönner. Einige Schriftsteller dagegen behaupteten: „Gott segne die, welche die Juden verfolgen!“ und führten als Beleg mehrere polnische Familien an.*)

Bei der niedrigen äußeren Stellung der Juden maßten sie sich in ihren Schriften eine kühne Ueberlegenheit über die Christen an. Wie die russischen Juden einst versucht hatten, Wladimir den Großen zum Judenthum zu bekehren, so gaben die polnischen Juden eine große Menge von Schriften heraus, in welchen sie den Ritus der katholischen Kirche lächerlich machten und die Polen einluden, sich dem Gesetze Mosis zu unterwerfen, nicht

*) Ziechowski in seinen Oglos Processu behauptet: „da der Jude Alexander den Kindesmord auf der Folter nicht eingestand, so hätte man sich nicht begnügen sollen, ihn zu verbrennen, sondern auch seinen Schatten, da es sehr wohl möglich, daß der Teufel zu Gunsten eines Juden ein Unding auf der Folter untergeschoben und daß der Schatten der wahre Jude gewesen sei!“ Noch 1783 klagte der Bernhardiner Mönch Tyszkowski die Jüdinnen der Zauberei an. Jekel, Polens Staatsveränderung 1. Th. S. 44 und 3. Th. S. 14.

Digitized by Google

zweifelnd, daß dies Land ein zweites Idumäa werden werde. — Kühn gemacht durch die Ausdehnung ihrer Verbindungen und die Größe ihrer Geldmittel, sollen sie zu wiederholten Malen Unterhandlungen mit den Türken gepflogen haben, um mit ihrer Hülfe Polen zu unterjochen.*)

Nach der eigenen Angabe der Juden befanden sich im Jahre 1540 nur 500 christliche, dagegen 3200 jüdische Kaufleute und 9600 jüdische Goldarbeiter und Fabrikanten im Lande. Die reichen Juden hatten angefangen, sich ganz wie die polnischen Edelleute zu kleiden, ja sie überboten sie an Pracht. Charakteristisch ist in dieser Beziehung ein Erlaß König Sigismunds I., welcher ihnen untersagte, goldene Ketten, Wappenringe und Säbel zu tragen, die mit Edelsteinen besetzt waren. Die Juden hielten ihre eigenen Reichstage, jede Provinz schickte ihre Deputirten nach Warschau, wo sie einen großen Rath unter sich bildeten und einen Marschall ernannten, der von der Regierung bestätigt wurde. — Kurz die Israeliten bildeten nächst dem Adel die angesehenste und mächtigste Körperschaft im Lande.

Vorzugsweise beunruhigend war die unglaubliche Vermehrung dieser Gäste, von welcher man annimmt, daß sie die der eingeborenen Landbewohner um das Dreifache übersteigt. — Da sich die Juden — durch ihre ganze Lebensweise begünstigt und durch ihr Gesetz dazu aufgefordert — allen öffentlichen Lasten und Auflagen mit Erfolg zu entziehen wußten, so beschloß Sigismund August, ihren Vorstellungen zum Trotz, eine Kopfsteuer von ihnen zu erheben, infolge welcher jedes Individuum 1 Gulden, damals 1½ Thaler, zahlen sollte. Zugleich beabsichtigte man, ihre wirkliche Zahl dadurch zu ermitteln. Man schätzte diese damals auf mindestens 200 000 Seelen, von der Steuer kamen aber nur 16 000 Gulden ein.**)

*) Zur Sprache gekommen in den Synoden 1420 und 1672.

**) „Dites-moi“ — sagte König Sigismund dem Bischof von Krakau, „vous qui ne croyez pas aux sorciers, ou que le diable puisse

Digitized by Google

Noch mehr Macht gewannen die Juden unter Johann Sobieski, welchem sie seine einstmalige Thronbesteigung vorher geweissagt hatten. — Dieser Monarch begünstigte die Israeliten so sehr, daß der Senat 1682 ihn förmlich ersuchte, das Wohl des Staates wahrzunehmen und nicht alle Gnaden der Krone durch die Hände der Juden gehen zu lassen.

Das Verbot, mit den Bauern zu handeln, Wirthshäuser zu halten und Branntwein zu schenken, welches fast unter jeder neuen Regierung wiederholt, und dessen Uebertretung selbst mit Todesstrafe belegt wurde, zeigt, daß die Juden nie aufgehört haben, diesen für sie so einträglichen und dem Landmanne so verderblichen Erwerbszweig zu benutzen.

Zu allen Zeiten hielten die Juden einen Eidschwur in Bezug auf einen Christen nicht für bindend. Aus der Streitigkeit eines der Ihrigen mit einem Christen machten sie stets eine Angelegenheit ihrer Nation. Wenn es darauf ankam, gemeinsame Zwecke zu fördern, so wurde ein allgemeiner Fasttag ausgeschrieben, und bei Strafe eines der drei jüdischen Flüche,*) mußte dann Jeder den Betrag einer eintägigen Konsumtion für sich und die Seinigen einzahlen. Auf diese Weise haben einzelne Städte oder Provinzen andere oft weit entlegene mit bedeutenden Geldsummen unterstützt.

Noch jetzt hat jede Stadt ihren eigenen Richter, jede Provinz ihren Rabbi, und alle stehen unter einem ungekannten Oberhaupte, welches in Asien hauset, durch das Gesetz zum beständigen Umherirren von Ort zu Ort verpflichtet ist, und den sie den „Fürsten der Sklaverei" nennen. So ihre eigene Regierung, Religion, Sitte und Sprache bewahrend, ihren eigenen Gesetzen

---

se mêler de nos affaires, dites-moi comment il se fait que 200000 Juifs ont pu se cacher sous terre pour ne paraître que 16598 aujourd'hui qu'il s'agit de payer la capitation." „Votre Majesté sait," entgegnete dieser, „que les Juifs n'ont pas besoin du diable pour être sorciers."

*) Niddony, Gherem und Schamatha.

Digitized by Google

gehorchend, wissen sie die des Landes zu umgehen oder ihre Ausübung zu hintertreiben, und eng unter sich verbunden, weisen sie alle Versuche, sie der Nation zu verschmelzen, gleich sehr aus religiösem Glauben wie aus Eigennutz zurück.

Wir haben jetzt die widerstrebenden Elemente betrachtet, welche in ihrer Verbindung den Staat bildeten. Einen kraftlosen König, einen übermächtigen demokratischen Adel, der in seinen Interessen und religiösen Meinungen unter sich zerfallen war, einen Mittelstand, welcher im Staate wucherte, ohne dem Staate anzugehören, und den die Masse der Nation bildenden Landmann ohne politische, fast ohne Menschenrechte ins tiefste Elend versunken.

Aber welches Bild der Verwirrung bietet auch das Innere dieses unglücklichen Landes dar!

Früh schon hatte Polen eine gewisse Höhe der Kultur erreicht, allein seitdem der Adel, um seine ganze Unabhängigkeit zu bewahren, der Regierung alles Ansehen raubte, seitdem das Volk sich selbst die Möglichkeit der Gesetzgebung auf gesetzlichem Wege raubte, da blieb es auf seinem Standpunkt stehen, und während alle Nachbarstaaten um Jahrhunderte fortschritten, blieb Polen um ebenso viele Jahrhunderte zurück.

Wirklich war es dahin gekommen, daß die gesetzliche Ausübung aller Souveränetät aufgehört hatte. — Die Münze war seit 1685 geschlossen, und da das polnische Geld einen höheren Gehalt als das der Nachbarstaaten hatte, so verschwand es aus dem Kurs oder wurde verfälscht. Auf diese Weise soll das ganze polnische Geldkapital zweimal außer Landes umgeprägt worden sein. Die fremden Münzen dagegen hatten einen willkürlichen Kurs. Diese Verwirrung wurde endlich so groß, daß König August II. auf eigene Verantwortung sächsisches Geld in Warschau prägen ließ, zwar ohne von der Nation und dem Senat ermächtigt zu sein, denn kein Reichstag kam unter

Digitized by Google

seiner langen Regierung zu Ende, welcher ihn dazu hätte autorisiren können.

So zwang die gebieterische Nothwendigkeit nicht nur die Könige, sondern alle hohen Staatsbeamten, sich eine Macht anzueignen, welche ihnen nicht zustand, und welche die bei weitem an Ausdehnung übertraf, welche eine unumschränkte Regierung ertheilt hätte. Gezwungen, seine Vollmachten zu überschreiten, um den dringendsten Anforderungen zu genügen, herrschte jeder uneingeschränkt und ohne alle Kontrole in seinem Fache und übte nothgedrungen eine Gewalt über die Menge, von welcher jeder Einzelne ihn wegen eines Mißbrauchs zur Rechenschaft ziehen konnte, zu dem jeder Nachfolger aufs Neue hätte greifen müssen.

Die Republik unterhielt keine Gesandten an auswärtigen Höfen; das Land war ohne Festungen, ohne Marine, entblößt von Straßen und Waffenvorräthen, ohne Schatz und selbst ohne gesicherte Staatseinkünfte. Das Heer war klein, vernachlässigt, ohne Disziplin und blieb oft ohne Sold, so daß die Truppen genöthigt wurden, sich zu konföderiren und sich vor den Versammlungen des Reichstages zu lagern, um ihren gesetzlichen Ansprüchen ein so ungesetzliches Gewicht zu geben.

Die ganze Stärke des Staates nach außen bestand daher in der Konföderation. Aber die Könige, welche eine Macht, die über die ihrige ging, nur mit Besorgniß erblickten, suchten diese Verbindungen stets zu durchkreuzen und zu hintertreiben, oder wenn sie ihrerseits die Konföderation bildeten, so hinderte Mißtrauen die Nation, sich anzuschließen. Ueberdies war der sonst so streitbare polnische Adel durch Luxus und Ueppigkeit, zum Theil auf Betrieb der Regierung selbst, geschwächt und entartet. Fast alle großen Vermögen waren mit Schulden und Prozessen überhäuft. Der größte Theil der Edelleute hatte weder Waffen noch Pferde und bildete nur noch eine tumultuarische Versammlung ohne Ordnung, ohne Disziplin und Leitung.

Digitized by Google

Andererseits durfte man nie wagen, die Masse des Volkes zur Vertheidigung des Vaterlandes zu bewaffnen. In der Lage, worin sich der Bauer befand, in der er im strengsten Sinne des Wortes nichts mehr zu verlieren hatte, mußte Grundherr und Feind ihm gleich gelten. Jedes Versprechen, jede Aussicht auf ein Verbesserung, selbst nur auf eine Veränderung seiner drückenden Stellung mußte, wenn der Feind sie ihm bot, den Bauern zum fürchterlichen Gegner seines Herrn machen. — Die bloße Möglichkeit eines Bauernaufstandes in Begleitung von Greueln, wie sie die aufgeregteste Phantasie nur ersinnen kann und wie sie mehr als einmal große Provinzen des Landes verheerten — hielten den Adel und seine Haustruppen von der Vertheidigung der Republik entfernt, denn wer hätte gewagt, Haus und Hof und Weib und Kind eine Beute der entzügelten Wuth der Knechte zurückzulassen.

Und so bestand Polen wirklich im Innern nur durch angemaßte Gewalt, nach außen durch seine Schwäche selbst fort.*) Denn Polen mit einer Armee angreifen, hieß es erobern wollen, und das hat die gegenseitige Eifersucht der Nachbarmächte eine sehr lange Zeit hindurch allein verhindert.

Die Königswahlen und die Religionsstreitigkeiten waren die Fugen, durch welche der fremde Einfluß zuerst in die Republik eindrang.

Im Jahre 1697 verschaffte ein Heer von 10 000 Sachsen seinem Kurfürsten August II., gegen den Willen des größeren Theils der polnischen Nation, die Krone dieses Landes. Aber eben daher bedurfte August stets dieses Heeres, um seine Krone gegen die Nation zu behaupten.

Polen, in dem Zustand, wie wir es gesehen, zu schwach, um sich selbst zu schützen, wollte dennoch lieber unbewaffnet mitten unter kampfgerüsteten Nachbarn bleiben, als daß es das Heer seines Königs im Lande geduldet hätte. Besorgt für die Rechte

*) Polonia confusione regitur.

Digitized by Google

der Einzelnen und eifersüchtig auf die königliche Gewalt, drangen die Reichstage entschieden auf die Entfernung der sächsischen Truppen, lieber die Freiheit des Staates als die Prärogativen des Standes aufs Spiel setzend.

In den Kriegen, welche der König nun unternahm, um eine Armee behalten zu dürfen, welche allein ihm ein Gewicht in der Republik sicherte, war er unglücklich. — Schwedische Waffen waren es, und abermals nicht der Wille der Nation, welche 1704 Stanislaus Leszczynski krönten.

Nach Karls XII. Unglück erschien August II. aufs Neue mit einem Heer in Polen, um den Thron wieder zu besteigen. Allein als nunmehr dieser Monarch durchsetzen wollte, was wohl vom ersten Augenblick sein Hauptaugenmerk gewesen war, die Gründung der königlichen Gewalt im Staat, da trat ihm die Konföderation so nachdrücklich entgegen, daß August der russischen Vermittelung und des russischen Schutzes bedurfte, um sich zu erhalten, so seinen Nachfolgern das verderbliche Beispiel gebend, an welchem der Staat zu Grunde ging.

August III. bestieg den Thron seines Vaters nicht mehr durch die Waffen eines sächsischen Heeres, sondern unter dem Einfluß und dem Schutze Rußlands und trat, um sich auf seinem Throne zu erhalten, in die entschiedenste Abhängigkeit dieses Staates. Aber das Mittel seiner Erhöhung wurde zugleich das Werkzeug seines Verderbens.

Die Rüstungen Augusts II., um seinen Thron zweimal zu erobern, seine Kriege und mehr noch der Luxus und die Bestechungen, durch welche er den Adel seiner Nation zu unterjochen anfing, als die Waffen es nicht vermochten, endlich die grenzenlosen Verschwendungen des dritten August erschöpften alle Hülfsquellen Polens und Sachsens. Diese reichen Erbländer gingen im siebenjährigen Kriege endlich auch noch verloren, und so war August von einem mächtigen Kurfürsten zum ohnmächtigsten aller Könige geworden.

Digitized by Google

Das Ableben Augusts III. war der Zeitpunkt, welchen die Parteien im In- und Auslande abgewartet hatten, um alle Kräfte und alle Leidenschaften für ihre Zwecke in Bewegung zu setzen. Politik, Vaterlandsliebe, Verrätherei, Ehrgeiz und Käuflichkeit, Ränke und Gewalt kämpften gegeneinander und erregten einen furchtbaren Sturm in der Republik.

Fassen wir in jenem verworrenen Treiben diejenigen Parteien näher ins Auge, welche die neue Königswahl zu einer Verbesserung des geselligen Zustandes ihres Vaterlandes zu benutzen beabsichtigten.

Viele Polen zwar betrachteten diesen Zustand damals als ein Meisterwerk der Staatskunst. Sie blickten mit Stolz auf die persönlichen Rechte, uneingedenk daß neun Zehntel der Nation in die tiefste Knechtschaft versunken waren und daß selbst die Unabhängigkeit des Adels weit davon entfernt war, Freiheit zu sein. Denn die Schwäche des Staates, welche eben aus ihr hervorging, konnte keine Bürgschaft für die Fortdauer der Verfassung sein, weil sie keine Bürgschaft für das Dasein des Staates gab. — Stets besorgt wegen des Mißbrauchs der Macht, sahen diese Männer nie die Gefahr des Mißbrauchs der Freiheit, und es bedurfte noch einer langen Schule des Unglücks, um sie zu überzeugen, daß eine Aenderung der Verfassung unvermeidlich geworden.

Es fehlte indeß auch nicht an Männern, welche die ungeheuren Fehler dieser Verfassung anerkannten.

„Alle unsere Berathungen", so redete der Fürst-Primas den Konvokations-Reichstag an, „führen zu keinem Zweck. Die Reichstage haben keinen Erfolg, und Wenige unter uns dürfen sich rühmen, einen Reichstag erlebt zu haben, wo die Freiheit der Berathungen geachtet worden wäre. — Wir halten uns für eine Nation, und doch stehen wir unter dem Joch der Knechtschaft, unter dem Schrecken der Schwerter. — Wir Alle fühlen das Unglück unserer Dienstbarkeit, und dennoch fehlt uns die Klug-

Digitized by Google

heit, uns selbst zu rathen, und die Kraft, unser Schicksal zu bessern, dennoch stürzen wir uns verblendet in unser Verderben."

„Alle unsere Leiden sind die Folgen unserer Handlungen. Wir schmachten in den Fesseln unserer eigenen Furcht, die wir nichts haben, worauf wir unsere Hoffnung setzen können, weder den Rath der Weisheit, noch den Beistand der Kraft. Wir haben keine Festungen, denn sie sind verfallen, keine Besatzungen, denn sie sind schwach und ohne Kriegsbedarf, weder gesicherte Grenzen noch ein Heer, sie zu vertheidigen. — Gestehen wir uns, dieses Reich gleicht einem offenen Hause, einer Wohnung, welche die Stürme verheerten, einem Gebäude ohne Besitzer, welches über seine erschütterten Grundfesten einstürzen würde, hielte die Vorsehung es nicht noch aufrecht!" —

„Werfen wir einen Blick auf diese Mißbräuche, welche allen Glauben übersteigen. Die Gesetze, entartet und herabgewürdigt, finden keine Ausübung; die Tribunale, welche Verbrechen richten sollten, sind aufgehoben; der Meineid ist geduldet auf Kosten des Heils der Seelen und des Vaterlandes! Die Freiheit ist durch Gewalt und durch Willkür unterdrückt; der königliche Schatz verschleudert durch Einführung fremder Münzen von schlechtem Gehalt; die Landstädte — die schönsten Zierden eines Reiches — sind entvölkert und der Vortheile des Handels durch die Juden beraubt. In den Städten müssen wir die Stadt suchen, so sind die Märkte, die Straßen und Felder verödet."

„Eine Reihe von 50 Jahren hat diese Umgestaltung vollendet. Und warum? Weil wir gegen den Geist des Christenthums und der brüderlichen Liebe, ohne Eintracht, ohne Vertrauen und ohne Redlichkeit leben. Bedenken wir, wie wir durch ein solches Verfahren unser Gewissen belasten; wie schwer es ist, das wiederherzustellen, was wir zertrümmern; wie groß die Strafe des Rächers sein wird, die wir auf unsere Häupter laden. Bedenken wir die Rechenschaft, welche wir Gott und dem Lande

Digitized by Google

ſchuldig werden, indem wir Provinzen unſerer Grenzen der Gefahr preisgeben, unterjocht zu werden."

„Gegenwärtig, wo unſere Freiheit ohne Zaum und ohne Schranken ſich der wildeſten Ungebundenheit überläßt, iſt ihr nichts ſo nothwendig als Feſſeln, um ſie vor Ausſchweifungen zu bewahren, die ſie zum Untergang, zur Knechtſchaft leiten. Eine Freiheit wie unſere iſt nur Zügelloſigkeit. Ihr verderblicher Einfluß erſtreckt ſich bis auf dieſe Verſammlung ſelbſt und macht es nothwendig, daß wir ſie der Regel, dem Geſetz unterordnen. Dieſer Reichstag iſt der Ort, wo die Raſerei der Freiheit gebändigt werden muß, welche zu unſerem Verderben führt, welche uns verletzt und unterdrückt, welche unſere Geſetze umſtößt, die Gerechtigkeit hemmt und die öffentliche Sicherheit vernichtet."*)

Wenn ſolche Worte auch an der Menge verhallten oder von denen nicht geachtet wurden, welche ein Intereſſe an der Fortdauer der Anarchie hatten, ſo gab es doch der Verſtändigen viele, die ihre Wahrheit anerkannten. Es hat überhaupt zu keiner Zeit Polen an Männern gefehlt, welche ſich ſelbſt dem Vaterland zu opfern bereit waren, und wenngleich das morſche tauſendjährige Gebäude der Republik den, der daran rüttelte, unter ſeinen Trümmern zu begraben drohte, ſo ſchreckte dies die Kühnſten nicht ab, mit kräftiger Hand die alten Grundſäulen zu zertrümmern und neue unterzuſchieben.

Aber eben dieſe Verſuche, eine beſſere Ordnung der Dinge herbeizuführen, müſſen als die letzten Urſachen des endlichen Sturzes dieſer Republik genannt werden.

Unter den Parteien, welche eine Umwälzung im Staat beabſichtigten, nennen wir zuerſt den Hof ſelbſt.

Dieſer fand in der Zerrüttung aller Verhältniſſe, in der Bedrängniß des Landes und in der Entartung des Adels, die von

*) Ferrand, Histoire du démembrement de la Pologne.

Digitized by Google

ihm selbst ausging, die Hoffnung, eine größere Selbstständigkeit zu gründen. Die großen Bedienungen wurden an die Geschmeidigsten und Fügsamsten vergeben; der Edelmann sank zum Hofmann hinab, und die Tüchtigkeit der Nation wurde absichtlich untergraben. Das Uebermaß des Uebels sollte die Morgenröthe eines glücklicheren Zustandes werden. Durch den übertriebenen Luxus, zu welchem der Hof das Beispiel gab, war die Masse des Adels in die drückendste Armuth gerathen, und während etwa 100 Palatine, Bischöfe und Starosten in ihrem Haushalt und ihren Aufzügen die französischen Moden mit dem Reichthum des Orients verbanden, vermiethete sich eine weit größere Zahl von Edelleuten als Diener.*) Viele von ihnen, um sich ihrer Niedrigkeit zu entziehen, wollten den Handel ergreifen; sie hätten dadurch dem Vaterland den wesentlichsten Dienst erzeigt. Der Reichstag von 1677 war unweise genug, zu erklären, daß der Handel, des Adels unwürdig, alle seine Gerechtsame aufheben solle. Und dennoch wurde dieser polnische Adel, welcher früher von ausländischen Fürsten nachgesucht war, jetzt ohne Rücksicht verschleudert. Ein Jude, welcher vom Glauben seiner Väter abfallen mochte, wurde durch die Taufe polnischer Edelmann, und wie der jüngste Adel fast überall der anmaßendste ist, so hörte man diese Bekehrten auf den Reichstagen einen größeren Lärm als das Blut der Jagellonen machen.

Von dieser Abhängigkeit des niederen Adels schreibt sich auch die geschmeidige Demüthigkeit, die Unterthänigkeit der Formen her, die wir noch heute und bis in den gewöhnlichen Gruß: „Upadam do nog!“ („Ich werfe mich Dir zu Füßen!“) erkennen, welcher bei den geringen Ständen zugleich von dieser Handlung oder doch von einer Verbeugung begleitet wird, bei welcher die Hand den Fußboden berührt.

*) Le gentilhomme sous la livrée fait-il une faute, le cantchou le corrige. Mais on lui met un tapis sous les genoux par respect pour sa généalogie. Histoire de J. Sobieski par l'Abbé Coyer.

Digitized by Google

Freilich mußte ein solcher gedemüthigter Adel leichter zu unterwerfen sein als die freisinnigen, selbstständigen alten Landbesitzer.

Aber im ganzen Staat konnte Keiner weniger eine vorherrschende Macht gründen als der Vertreter aller Macht im Staat, der König. Das liberum veto war die Schranke, über welche hinaus keine Anstrengungen dieser Partei reichten.

Eine andere mächtigere Faktion bildeten die Pototski (Potocki), eine der bedeutendsten Familien im Lande. An der Spitze standen zwei Brüder Pototski, der eine Primas des Reiches, der andere Kronfeldherr. Die Maßregeln dieser Männer wurden mit all der Vorsicht eingeleitet, zu welcher ein Unternehmen verpflichtete, welches die Existenz des Staates aufs Spiel setzte. Die Wiedergeburt Polens sollte aus Polen selbst und durch seine eigenen Kräfte hervorgehen. Das große Ziel war die Abstellung des ganz unhaltbar gewordenen, aber der Menge so theuren liberum veto. Allein bei der Entartung eines großen Theils des Adels erblickten die Pototski in jenem größten Uebel auch die einzige Schranke des frei werdenden Despotismus, und bevor sie diese zertrümmern durften, glaubten sie der Krone das gefährliche Werkzeug zur Unterjochung eines von der Gnade des Hofes abhängigen Adels, die Verleihung der Würden und Aemter nehmen zu müssen. Sie wollten zu dem Ende eine Kommission einsetzen, welche die Belehnungen von Gnadensachen des Hofes zu Belohnungen des Verdienstes gemacht hätte.

Aber diese Neuerungen berührten die Interessen der Krone, wie die der Masse des unbemittelten Adels zu nahe, als daß sie nicht den allerleidenschaftlichsten Widerstand gefunden hätten.

Kühner und mit unwiderstehlicher Gewandtheit traten die Czartorinski (Czartoryiski) und ihr Anhang auf.

Die verunglückten Bestrebungen der Pototski auf dem Reichstag 1742 hatten gezeigt, daß die polnische Verfassung wirklich auf diesen wunderbaren Punkt gekommen, wo aus der

Digitized by Google

Anarchie selbst eine Stabilität hervorging, wo ein aus der Verfassung entwickeltes organisches Fortschreiten geradezu unmöglich geworden, und daß Polen auf dem reißenden Strom der Weltbegebenheiten dahin glitt, wie ein Schiffer, der freiwillig sein Steuerruder fortgeschleudert. Die Schlechtigkeit der Verfassung selbst machte sie unantastbar. Keine Macht im Staat konnte sich gegen sie erheben, denn wiewohl Jeder die Mittel, zu hindern, besaß, hatte doch Keiner die Kraft, zu handeln. So lange der Staat bestand, war die Verfassung unantastbar, sie ändern wollen, hieß den Staat umstürzen. Eben die Fehler, welche eine Reform nothwendig machten, waren es, welche sie verhinderten. Alle Macht im Staat war dergestalt nivellirt, daß nirgend eine Gewalt mehr auftauchen konnte, und das völlige Gleichgewicht aller Theile hinderte jede Bewegung. Dieses sind die gewichtigen Gründe, welche man nie außer Acht lassen sollte, ehe man unbedingt den Stab über diejenigen bricht, welche den Stützpunkt der nothwendigen Umwälzung außerhalb des Vaterlandes suchten, in welchem ihn zu finden unmöglich geworden war.

Die Familie der Czartorinski, welche sich durch den Glanz ihrer Abkunft von den Herzögen Litthauens schon über die republikanische Gleichheit erhob, seit Jahrhunderten mit den ersten Würden des Landes bekleidet, dazu kürzlich durch Heirat in den Besitz großen Reichthums getreten, diese Familie sah damals zwei Brüder, Michael und August, an ihrer Spitze, dieser Palatin von Polnisch-Rußland, jener Großkanzler von Litthauen.

Wenn es die Absicht der Pototski gewesen, die Staatsgewalt der großen Familien auf Kosten des Thrones und durch die letzten Trümmer seiner Rechte zu gründen, so wollte die Partei, an deren Spitze die Czartorinski standen, gerade entgegengesetzt, diese Staatsgewalt durch ein höheres Ansehen der Könige, durch Beschränkung der Macht der großen Familien und Einführung der Entscheidungen durch Mehrstimmigkeit be-

Digitized by Google

gründen, dies vielleicht um so eher, als sie, die Sprößlinge der Jagellonen, diesen Thron zu besteigen selbst die Kraft fühlten, und Vaterlandsliebe und Familiengeist sich bei ihnen verschmelzen.

Die Czartorinski erkannten indeß die Unmöglichkeit an, diese Reform der Nation durch die eigene Nation zu bewirken, und ihre Blicke richteten sich auf das Ausland, um die Kraft zu erborgen, deren sie benöthigt waren.

Polen hat immer geglaubt, in Frankreich seinen natürlichen Verbündeten zu erblicken, und gewiß wäre es einer gesunden Politik angemessen gewesen, eine Reform wie die, welche die Czartorinski beabsichtigten, nachdrücklich zu unterstützen. Nur so konnte Polen ein Staat werden, welcher nach außen zu wirken Kraft hatte, und indem Frankreich die alte Freundschaft durch eine wirkliche Wohlthat bewährte, hätte es sich einen ebenso mächtigen als treuen Alliirten im Osten erschaffen. Aber wenn die Geschichte eine Menge von Parteien aufzuzählen hat, welche die französischen Machinationen in Polen zu unterhalten und aufzuregen wußten, so sehen wir diese im entscheidenden Augenblick auch ebenso oft verlassen und preisgegeben, Inkonsequenzen, die sich nur aus dem häufigen Wechsel der Maitressenherrschaft des Versailler Kabinets erklären. Frankreich hat Polen in ältester wie in neuester Zeit oft zu seinen Zwecken benutzt, ohne je etwas zum wahren Wohl dieser Nation zu thun. Kein Land hat wie Frankreich Polens Schicksal in Händen gehabt, und keines hat es so sehr getäuscht.

Hierzu kam eben damals jene widerstrebende Vereinigung Frankreichs mit Oesterreich, die bizarre Schöpfung des Fürsten Kaunitz, so daß Polen vom Beistand der Franzosen wenig erwarten durfte.

Oesterreich und Preußen gingen eben aus dem blutigen Kampf hervor, nach welchem letzteres durch den Glanz seiner Waffen und die Größe seines Königs so ruhmvoll in die Reihe

Digitized by Google

der Mächte Europas eintrat. Preußen hatte gegen Europa und Oesterreich gegen dies Preußen gekämpft. Wenn man die Kraft der Staaten gewöhnlich nach ihren Siegen und glücklichen Feldzügen mißt, so giebt umgekehrt wohl kein Land eine höhere Meinung von seiner Macht, von der Unerschöpflichkeit seiner Hülfsquellen, als Oesterreich durch seine Niederlagen. Nach einer Reihe von Mißgeschicken sehen wir es stets noch unüberwunden dastehen.

Der Friede war geschlossen, aber beide Mächte hatten die Waffen nicht aus der Hand gelegt. Heere von 200 000 Mann standen von jeder Seite bereit, den Kampf, wenn es sein mußte, zu erneuern, und Jeder beobachtete eifersüchtig die Bewegungen des Anderen.*) Dennoch brauchten und wollten beide Staaten Friede und blieben nur gerüstet, um den Frieden zu erhalten.

Begreiflich konnte Polen von keiner dieser beiden Mächte Unterstützung hoffen. Der Beitritt der einen wäre Krieg mit der anderen gewesen, vielmehr drohte das alte Scepter der Kaiser ebenso schwer als das Schwert des jugendlichen Königreichs. Zudem mußte sowohl Oesterreich als Preußen darin einig sein, daß sie lieber die alte Anarchie der Republik sahen, als daß sie die Hand geboten, aus diesem besten aller Nachbarn eine kräftige und allen Nebenstaaten gefährliche Monarchie zu bilden.

Auch die Türken schienen an dem Schicksal Polens einen lebhaften Antheil nehmen zu müssen, und schon die in letzter Zeit immer häufiger wiederkehrenden und immer verderblicher endenden Kriege, mit welchen Rußland dies Reich überzog, hätten es darauf leiten können, einen Gegner jenes Erbfeindes zu unterstützen.

Allein die Prädestinationspolitik des Divans unterschied in allen christlichen Mächten nur Feinde, die sie bekriegte, und solche, die sie einstweilen in Ruhe ließ. Da die hohe Pforte an

*) Vergl. Dohms Denkwürdigkeiten seiner Zeit ꝛc.

Digitized by Google

keinem Hofe Gesandte unterhielt, so erblickte sie die Dinge nur so, wie die Gesandten fremder Mächte Sorge trugen, daß sie sie erblicken sollte. Die vollendetste Unkenntniß aller politischen Verhältnisse mischte sich im Divan mit religiösen Lehrsätzen und die höchste Geringschätzung aller Gegner mit der tiefsten eigenen Schwäche. Denn seitdem die Türken nicht mehr „in Europa lagern", sondern wohnen, seitdem sie aufgehört, ihre Nachbarn zu unterjochen, haben sie auch die Kraft verloren, sich gegen sie zu vertheidigen. Alle die Institutionen, durch welche sie einst so furchtbar wurden, sind in ihrem Wesen geändert, und von einem kriegerischen Volk sind die Türken ein aus Ohnmacht friedliebender Staat geworden. Die Janitscharen waren nicht mehr die aus geraubten Christenknaben gebildete Elite, die ohne Weib und Kind und Heimat dem Glanz des Halbmondes folgte und nur dem Ruhm und der Beute lebte. Dies Korps war jetzt größtentheils aus verweichlichten Türken gebildet, aus ansässigen Bürgern, welche sich die großen Prärogative der Janitscharen aneigneten, ohne nur einmal ihre Waffen handhaben zu können. Die Spahis zwar waren von der Stufe ihres alten Ruhmes nicht ganz hinabgestiegen, allein ihre Feinde waren mittlerweile fortgeschritten, und sie stießen jetzt auf zwei Hindernisse, die selbst ihre fanatische, an Wahnsinn grenzende Tapferkeit nicht besiegen konnte, es waren die spanischen Reuter*) und die Artillerie. Der Rest dieser Heere von Hunderttausenden, welche die Pforte in jedem Feldzug bewaffnen zu müssen glaubte, war Gesindel, welches, kaum angeworben, den Roßschweif verließ, um sich aufs Neue anwerben zu lassen. Nach einer verlorenen Schlacht sah man 80 000 dieser Menschen nach Konstantinopel fliehen, wo der Großherr ihnen

*) Spanische Reuter, chevaux de Frise, sind Balken, die mit sechs Reihen Spitzpfählen versehen, eine etwa 4 bis 5 Fuß hohe Brustwehr bilden und welche die russische Infanterie in den türkischen Feldzügen überall mit sich führte, und an welchen der ungestümste Kavallerie-Angriff scheitern mußte.

Digitized by Google

Lebensmittel und Schiffe nach Kleinasien geben mußte, um eine so zügellose Rotte nur aus der Hauptstadt zu entfernen.

Ein solches Heer zu Hülfe rufen hieß nach dem Ausdruck des Bischofs von Kaminiec: „das Haus anzünden, um das Ungeziefer daraus zu vertreiben".

Da nun Polen von seinen Freunden in Europa nichts zu hoffen hatte, so faßten die Czartorinski den kühnen Gedanken, sich seiner Feinde für ihre Zwecke zu bedienen, nicht zweifelnd, die Macht, welche sie ihnen einräumen mußten, zu seiner Zeit wieder vernichten und das gefährliche Werkzeug, wenn es seinen Zweck erfüllt, zertrümmern zu können. Mit einer tiefen Verachtung gegen das noch halb barbarische Rußland wollten sie sich seiner materiellen Kräfte zur Wiedergeburt Polens bedienen, um mit diesem neuen, kräftigen Polen die Anmaßungen Rußlands zurückzuweisen, welche schon jetzt schwer auf der Republik lasteten. Allein dies Werk wurde unter Peters III. schwacher Regierung angefangen, und als es vollendet, führte schon Katharinens kräftiger Arm das Scepter Peters des Großen, und die so verwegen herauf beschworenen Geister des Verderbens waren durch keine Zauberformel mehr zu bannen.

Rußlands Entwickelung ist eine durchaus asiatische gewesen. Wenngleich die Sonne des Christenthums tausend Jahre nach ihrem Aufgang einen Strahl ihres Lichtes über diese Einöden geworfen, so hatte sie doch weder die Milde der Sitten, noch Wissenschaften und Verkehr erblühen lassen. Früh schon ging die Unabhängigkeit des Volkes in der Leibeigenschaft,*) die des Adels

*) In dem Gesetzbuch Jaroslaws, 1050, heißt es: „Zum leibeigenen Knecht oder Sklaven wird ein vor Zeugen gekaufter Mensch — wer seinem Gläubiger nicht zahlen kann, — wer ohne Bedingung sich als Diener vermiethet, — wer eine Sklavin heiratet u. s. w."

„Ein Pferdedieb wird dem Fürsten überantwortet und verliert alle bürgerlichen Rechte, Freiheit und Eigenthum."

„Für einen Sklaven wird kein Wehrgeld entrichtet, wer ihn aber

Digitized by Google

in der unbeschränkten Gewalt der Fürsten und die Freiheit dieser in den größeren Staaten unter, welche in Kiew, Nowgorod, Moskau und endlich in Petersburg entstanden. Der Wille des Einzelnen verschwand immer mehr gegen den Willen des Staates oder vielmehr des Staatsoberhauptes, welches, wie in keinem anderen europäischen Staat, die höchste weltliche und geistliche Macht in seiner Person vereinte. Daher die Einheit und die Kraft in den Handlungen des Staates, daher die rasche Entwickelung desselben; denn für die Barbarei ist der Despotismus die beste Regierungsform. Deshalb ist auch die polnische die Geschichte großer Männer, die russische die eines großen Staates. Dort erblicken wir die Tugenden der Einzelnen mit den Fehlern des Ganzen ringen, hier das Talent einer Folge erblicher Fürsten an der Schlechtigkeit derer scheitern, welche berufen waren, sie zu unterstützen.

Die Fortbildung Rußlands wurde durch eine Reihe von Empörungen erschüttert, denn die Revolutionen sind um so häufiger, je geringer die Freiheit ist. Unter einem despotischen Scepter ist Ungnade mit Verderben verbunden. Daher ist aber auch nur ein Schritt von Unzufriedenheit zur Empörung, denn es ist minder gefährlich, die Regierung zu stürzen, als sich über sie zu beklagen.

Rußland war durch Jahrhunderte völlig isolirt und von aller Welt abgeschieden. Die mächtigen Ströme, welche aus seinen endlosen Wäldern hervorbrachen, führten in ein Meer ohne Ausgang oder in ewige Eisregionen. Unabsehbare Einöden trennten es von den übrigen Völkern des Erdballes, und wie unermeßlich auch das Ländergebiet des neuen russischen Staates sein mochte, so war er nothwendig auf eine fernere Erweiterung

---

schuldlos tödtet, muß — dessen Herrn den Werth des Erschlagenen entrichten."

Karamsin, Geschichte des russischen Reiches, 2. Band, 3. Hauptstück, — Kriminal-Gesetze.

Digitized by Google

desselben angewiesen, wenn er aus jener Vereinzelung hervorgehen sollte.

Allein im Süden traten ihm unübersteigliche Gebirge und endlose Steppen, im Osten ein seit Jahrtausenden schon civilisirtes Volk von 900 Millionen Seelen, im Norden eine unbesiegbare Natur feindlich entgegen.

Peter der Große rüttelte endlich sein Volk mit eiserner Faust aus dem Schlafe der Barbarei, ohne es freilich auf eine Stufe der Civilisation erheben zu können, die das Werk der Zeit sein muß und durch keine, auch nicht die riesenhafteste Anstrengung des Augenblicks zu ersteigen ist. Allein indem er Rußland die Ostsee eröffnete, schuf er den ersten Kanal für das politische Leben seines Landes, und indem er sich von den Reichthümern des Morgenlandes zu den Künsten des Abends wandte, gab er Rußland die erste Richtung, ein europäischer Staat zu werden.

Seitdem nun mußte Polen das beständige Augenmerk der Herrscher Rußlands werden, und diese Republik, einer der ältesten Staaten Europas, sah sich mit Schrecken mitten zwischen zwei der jüngsten Monarchien dieses Welttheils, deren aufstrebender Entwickelung sie durch ihre ganze geographische Lage durchaus hindernd im Wege stand.

Auch gewöhnte sich Polen schon seit einem Jahrhundert daran, russische Heere innerhalb seiner Grenzen zu erblicken, bald um die angeblich unterdrückten Dissidenten zu schirmen, bald um die Rechte des Adels wahrzunehmen, einmal um die Freiheit der Nation, das heißt die dem Nachbarn so nützliche Anarchie, zu bewahren, ein andermal um das liberum veto in Kraft zu erhalten, denn nachdem die öffentliche Meinung es schon verdammt, führten die russischen Waffen es noch zurück. Bald war es, um das sächsische Haus auf dem Thron zu beschützen, bald, um es von demselben auszuschließen.

Während des siebenjährigen Krieges mußte Polen den Durch-

Digitized by Google

marsch und den Winteraufenthalt von 100 000 Russen gestatten, und — leidender Zeuge ihrer Ausschweifungen und Bedrückungen — sie ernähren und kleiden. Selbst nach dem endlichen Frieden blieben 12 000 Russen unter dem nichtigen Vorwand im Lande zurück, ein Magazin in Graudenz zu decken, weil es nicht vortheilhaft genug verkauft werden konnte. Die wenigen festen Plätze, welche Polen besaß, außer Danzig, welches sich selbst geschützt, waren in den Händen der Russen, von denen schon ein kleineres Heer hingereicht hätte, in einem Lande zu herrschen, wo Alles, was von Kraft darin vorhanden, nirgend einen Anknüpfungspunkt gemeinsamen Wirkens fand; denn die Konföderation selbst wurde in den Händen der Russen das furchtbarste Mittel der Unterjochung.

Die russischen Waffen nun, welche Polen halb schon unterjocht hatten, waren es, durch welche die Czartorinski ihr Vaterland befreien wollten.

Diese Familie war so lange im Genuß aller Gnaden des Hofes gewesen, daß die Ungnade desselben ihr nichts mehr anhaben konnte, daß sie von diesem Hof völlig unabhängig und ein furchtbarer Feind desselben geworden war. Ein Name, an den große geschichtliche Erinnerungen sich knüpften, und ausgebreitete Familienverbindungen sicherten den Czartorinski einen bedeutenden Einfluß auf die mächtigsten Geschlechter des Landes. Ungemessene Reichthümer, eine Gastfreiheit, welche diesen Reichthümern und dem Geist jener Zeit entsprach, hielten eine sehr große Zahl der ärmeren Edelleute in ihrer Abhängigkeit. Endlich machten die ausgedehnten Privilegien der hohen Würden, die sie bekleideten, daß ihre Gunst von allen denen gesucht wurde, welche durch Aemter emporzusteigen strebten. Doch alle diese Macht und alle Popularität reichten nicht aus, wo es darauf ankam, der Demokratie des Adels die Rechte zu entreißen, welche ihr das einzige Gewicht im Staat gaben.

Die Czartorinski hatten, um ihre Angelegenheiten zu

Digitized by Google

fördern, bewirkt, daß ihr Neffe Poniatowski als Gesandter der Republik nach Petersburg geschickt wurde. Allein dieser junge Mann hatte dabei seine eigenen ehrgeizigen Absichten vor Augen.

Ein Zufall, der aus Wunderbare grenzt, hatte ihm in der Wiege schon eine Krone prophezeien lassen, und diese Prophezeiung selbst trug nicht wenig dazu bei, sie in Erfüllung gehen zu lassen. Die Eltern, durch ihre eigenen seltsamen Schicksale an das Außerordentliche gewöhnt, hielten nichts für unmöglich, gaben dem Kinde die bedeutungsvollen Namen Stanislaus August, leiteten die Erziehung des Knaben ganz auf dies außerordentliche Ziel hin und nahmen nicht Anstand, den Jüngling früh schon in das Geheimniß ihrer kühnen Hoffnungen einzuweihen.*)

Während seiner Anwesenheit in Petersburg hatte dieser das Glück, durch seine Persönlichkeit die junge Großfürstin von Rußland, nachmals Katharina II., für sich zu gewinnen. Diese Neigung wurde zur Leidenschaft, als Poniatowski, auf Betrieb des Großfürsten, aus Petersburg zurückgerufen wurde, und Katharina gelobte, die Prophezeiung an ihm wahr zu machen.

In der That, als sie das Scepter ihres unglücklichen Gemahls ergriffen und als der Thron von Polen erledigt war, rüstete sie sich, ihr Versprechen zu erfüllen, sei es nun aus einer romantischen Anhänglichkeit an ihren Geliebten, sei es aus Eitelkeit, eine Krone zu verschenken; — dachte sie wirklich an eine Heirat und an die Verbindung beider slavischen Länder, oder hatte sie den Ehrgeiz, einen mächtigen Einfluß auf die europäischen Staatsangelegenheiten zu gewinnen?

Indeß war ihre eigene Stellung in einem Lande wie Rußland, auf einem so oft erschütterten Thron, den sie eben erst durch eine neue Revolution bestiegen, keineswegs so sicher, daß

*) Rulhière, Hist. de l'anarchie de Pologne, Tome I.

Digitized by Google

sie etwas Bedeutendes gegen eine Nation, welche immer noch für mächtig galt, hätte unternehmen dürfen, ohne einer starken Partei in dieser Nation selbst versichert zu sein.

Hier nun kamen ihr die Fürsten Czartorinski entgegen, welche sich anzubieten schienen, der Nation Fesseln anzulegen, um sie für die Zwecke der Kaiserin gelehrig zu machen.

Uneingedenk zweier Gesetze, welche den für vogelfrei erklären, welcher in einem Interregnum fremde Truppen ins Land ruft, und die Gültigkeit aller dadurch zu Stande gebrachten Beschlüsse annulliren, forderten die Czartorinski das Einrücken eines russischen Heeres. Dieses wurde auch bewilligt, denn beide Theile arbeiteten sich in die Hände, jeder überzeugt, für sich zu wirken und den anderen nur als Werkzeug zu seinen eigenen Zwecken zu benutzen.

Der gewichtige Einfluß der Fürsten Czartorinski hatte sich schon auf dem Reichstage 1762 offenbart, als es darauf ankam, Maßregeln gegen die Besetzung Kurlands durch russische Truppen zu nehmen. Es kam zu den gewaltsamsten Auftritten, und dieser Reichstag wurde aufgelöst wie alle vorigen; ja die Fürsten, welche damit umgingen, bald alle Macht in der Hand des Monarchen zu vereinigen, nahmen nicht Anstand, die Vertheilung der Aemter durch eine Nationalkommission in Anregung zu bringen und gegen die jetzige Besetzung derselben zu protestiren. Sie bezweckten dadurch, einen größeren Anhang unter dem geringeren Adel zu erwerben und zugleich ihre mächtigsten Feinde, namentlich die jungen Fürsten Radziwill, aus ihren Würden zu verdrängen. Nach dem Tode Augusts III., auf dem Konvokations-Reichstag, welcher ausdrücklich dazu bestimmt war, die nöthigen Reformen in der Staatsverwaltung zu berathen, waren es eben diese Czartorinski, welche jeden Vorschlag dieser Art überstimmten; denn wiewohl sie die größte aller Reformen in Kurzem beabsichtigten, so fürchteten sie nur um so mehr, dem Adel Verdacht einzuflößen, bevor er in ihrer Gewalt war. Die

Digitized by Google

Erfahrung hatte sie gelehrt, daß sie keine ihrer Pläne durchsetzen würden so lange die Nation frei war.

Endlich kam der für Polen so entscheidende Zeitpunkt der neuen Königswahl heran, — entscheidend, nicht sowohl wegen der Wahl des einen oder des anderen Individuums zum Thron, als wegen der Bedingungen, unter welchen es diesen Thron besteigen sollte.

Um die nöthigen Summen für diesen Reichstag zur Hand zu haben, hatte Katharina alle Zahlungen im Reiche, selbst die des Soldes, eingestellt.*) Der russische Schatz, für welchen polnische Deputirte gekauft werden sollten, zog unter einer starken Militärbedeckung in Warschau ein. 12 000 Russen lagerten vor den Thoren dieser Stadt oder wurden in Eilmärschen dahin gezogen. Ein russisches Heer von 60 000 Mann stand an den Grenzen der Republik. Die Fürsten Czartorinski führten 2000 Mann ihrer Haustruppen herbei, und durch den Einfluß, welchen sie bei den Deputirtenwahlen geübt, waren sie sicher, eine große Zahl von Freunden oder Abhängigen unter den Gliedern des Reichstages zu finden, um so mehr, da sie das Geld mit der größten Verschwendung austheilten.

Aber wenn die russische Partei ihrerseits gerüstet war, so hatte die republikanische, welche, einem so furchtbaren Feind gegenüber, für den Augenblick mit der sächsischen verschmolz, nicht minder ihre Maßregeln genommen, und je dringender die Gefahr, um so entschlossener waren sie, ihr zu trotzen. Eine Summe von 50 000 Dukaten, die ihnen von Sachsen gezahlt war, belebte den Muth der Menge in einer Sache, wo seit lange schon das Geld einen so wichtigen Einfluß äußerte.

---

*) Les soldats n'en murmuraient point, espérant bien s'en dédommager par le pillage des provinces polonaises, habitués depuis longtemps à regarder le choix d'un roi de Pologne comme un droit que leurs souverains exerçaient avec quelques efforts. Rhulière, Tome II. livre 2.

Digitized by Google

Branicki und Mokranowski waren die Männer, auf welche die Republikaner ihr Augenmerk gerichtet hatten, jener ehrwürdig durch ein langes Leben voll Ruhm, welches er zurückgelegt, dieser die Hoffnung Aller durch unerschütterliche Rechtlichkeit und Muth, welche ihm eine glänzende Zukunft zuzusichern schienen.

Die Armee der Republik hatte nicht versammelt werden können. Ohnehin betrug ihre Zahl nicht über 4000 Mann ungeübter Truppen.

Der alte Kronfeldherr zog daher mit seinen sämmtlichen Haustruppen gegen Warschau, seine eigenen Güter ohne Schutz gegen die Plünderung der Russen lassend. Der Kern seines kleinen Heeres bestand aus Ungarn, Janitscharen und Tataren. Zu ihm stieß Radziwill mit seinen Mannschaften und mit dem stolzen Bewußtsein, daß man nicht wagen werde, die Freiheit der Republik anzutasten, bevor man ihn persönlich vernichtet haben werde. Die Oginski, Massalski, Malachowski, Lubomirski und viele andere berühmte Namen wurden unter den ihrigen genannt.

Trotz der Schwäche dieser Partei in Vergleich mit ihren Feinden verzweifelten die Häupter derselben nicht, selbst angesichts der Russen, einen freien Reichstag abzuhalten oder, wenn dies unmöglich sein sollte, den Reichstag unter russischem Schilde zu annulliren, und Mokranowski übernahm den mißlichen Auftrag, ihn durch sein veto zu zerreißen.

Um diese Zeit traf auch der Gesandte Preußens unter Bedeckung einer Eskadron Husaren ein. Warschau bot damals den glänzendsten und wunderbarsten Anblick vielleicht in Europa dar. Neben einer Menge von Einheimischen und von Fremden, welche geheime Aufträge oder eigenes Interesse dahin gezogen, umschlossen seine Mauern Alles, was Polen von großen, mächtigen und edlen Männern aufzuweisen hatte. Die ungeheuren Summen, welche Bestechung hier anhäufte, und welche, leicht erworben, auch

Digitized by Google

ebenso leicht verschleudert wurden, belebten den Verkehr auf eine beispiellose Weise. Die glänzenden Läden prangten mit dem Luxus beider Hemisphären, die kostbaren Tücher Armeniens, die theuren Spielsachen der Pariser Mode, die Perlen Indiens, die Rosse des Landes — Alles fand für die höchsten Preise immer seinen Abnehmer. Beladene Schiffe segelten den Strom hinauf und in den volkbelebten Straßen drängten sich Christen, Juden und Moslem durcheinander. Der Turban des Janitscharen erschien neben der Pelzmütze des Polen und dem Dolman des Ungarn. Die Pfeile und den Bogen des Tataren sah man neben dem preußischen Karabiner und dem russischen Bajonnet, und Sprachen, welche zwei Welttheilen angehörten, wiederhallten in denselben Lüften. Bei den zahlreich besuchten Festen und Schauspielen, bei dem eifrigen Treiben und der Schönheit der Frauen, bei dem Glanz ihrer Aufzüge hätte man glauben können, Alles sei zu einer großen Feierlichkeit versammelt. Allein die Wohnungen der Großen waren von ihren Haustruppen umringt. Poniatowski hatte seinen Palast mit Schießscharten versehen lassen, und im Hofe des russischen Gesandtschaftshotels waren Geschütze aufgefahren. Alle waren bewaffnet, und wenngleich Alle noch friedlich nebeneinander wanderten, so zitterte doch Jeder, daß ein Zufall, ein Streit der Funke sein könnte, der die schrecklichste Explosion da hervorrufen konnte, wo die persönlichen Leidenschaften wie die höchsten Interessen auf eine so furchtbare Höhe gespannt waren, und wo die gewaltsamsten Ausbrüche kaum zu vermeiden waren.

So kam der 7. Mai des Jahres 1764 heran, welcher zur Eröffnung des Reichstages bestimmt war.

Alle Wachen waren verdoppelt, starke Kavallerie-Abtheilungen durchzogen die Straßen, 500 Grenadiere beschützten den Palast des russischen Gesandten v. Kayserlingk, und das russische Heer war in Schlachtordnung vor der Stadt angetreten, bereit, auf den ersten Befehl in dieselbe einzurücken. Die Anhänger der

Digitized by Google

Czartorinski, an einer Kokarde mit den Farben dieses Hauses kenntlich, zogen mit starken Bedeckungen nach dem Versammlungshaus, welches mit russischen Soldaten umstellt und angefüllt war, die man selbst auf den Bänken der Deputirten erblickte. Die Aufmerksamkeit der Anwesenden war erwartungsvoll gespannt, als der Reichstags-Marschall Malachowski mit Mokranowski in die Versammlung trat. Sobald Letzterer seinen Platz als Deputirter eingenommen, redete er die Anwesenden mit folgenden Worten an: „Da die Freiheit unter uns verschwunden, da russische Truppen bis in die Versammlung der Republik gedrungen und da die Vertreter des Vaterlandes die Livree einer Familie tragen, so erkläre ich im Namen von 22 Senatoren und 45 Abgeordneten, sowie in meinem Namen den Reichstag für ungültig und aufgelöst."

Ein furchtbarer Tumult entstand bei diesen Worten. Man rief dem Reichstagsmarschall zu, welcher mitten im Saal mit gesenktem Stabe stand, ihn als Zeichen der Eröffnung des Reichstags zu erheben. Allein dieser achtzigjährige Greis erwiderte: „Ihr könnt in Gegenwart der Russen nicht berathen. Ihr mögt diese Hand abhauen, aber nie wird sie den Stab erheben, so lange wir unterjocht sind. Die freie Nation hat ihn mir anvertraut, nur die freie Nation kann ihn mir nehmen. Ich verlange, den Saal zu verlassen."

Ein allgemeiner Aufstand hatte stattgefunden, alle Seitengewehre waren entblößt und umringten die Verwegenen. Die Russen stürzten von den Galerien auf sie ein, allein die Czartorinski selbst drängten sich um sie und schützten sie mit ihren Leibern, entsetzt über das Brandmal, welches der Mord zweier so allgemein verehrten Bürger ihrem Unternehmen aufgedrückt hätte. Wirklich entzogen sich Beide der Wuth der Menge, und Malachowski trug angesichts der Russen, der Deputirten und des Volkes seinen Marschallstab davon.

Digitized by Google

Noch am folgenden Morgen verließen die Republikaner die Stadt. Man hatte sie gebeten, nicht durch das Lager der Russen zu ziehen. „Ich frage nicht, wo die Russen stehen", antwortete Branicki, „und werde die übliche Straße einschlagen." Schweigend und schlagfertig zog das republikanische Heer an dem russischen vorüber, — kein Gruß, keine Herausforderung und kein Ruf wurde gehört, und mit Thränen in den Augen sah Poniatowski manchen tapferen Freund des Vaterlandes sich von seiner Sache trennen.

In allen diesen Auftritten lag nichts, was die Czartorinski nicht vorhergesehen und worauf sie nicht gefaßt gewesen wären. Weder der Haß der Menge noch selbst der Abscheu rechtlicher Patrioten, nicht der Schein der Verrätherei noch die Gefahr der Unterjochung durfte sie erschüttern, wenn sie das große Ziel der Wiedergeburt Polens erreichen wollten. Gesetzlich war der Reichstag durch den Protest Mokranowskis allerdings ungültig, allein dies war er im Grunde schon vorher durch die Anwesenheit eines russischen Heeres und dadurch gewesen, daß die Deputirtenwahl des preußischen Adels zu Graudenz von den Russen verhindert worden war. Gewalt mußte hier das Recht ersetzen, und die Fürsten Czartorinski ließen die nicht unbenutzt, welche sie mit so großen Aufopferungen an sich gerissen hatten.

Die wenigen Abgeordneten unter den Zurückgebliebenen, welche nicht völlig von den Czartorinski abhingen, wurden überstimmt oder getäuscht. Die Menge beschäftigten die Fürsten mit unbedeutenden Erörterungen oder gaben ihrem Fanatismus die Forderungen der Dissidenten preis, welche sich denn auch bald in Absicht ihrer Rechte auf gleiche Linie mit den Schutzjuden gestellt sahen. — Erst als fast die ganze Zeit, welche zur Dauer des Reichstags bestimmt war, verstrichen, da traten sie mit den wichtigsten Angelegenheiten hervor, in zweifelhafte Ausdrücke gehüllt und mit einer Eile berathen, daß die Mehrzahl

Digitized by Google

kaum wußte, worum es sich handle. Gegen die Abschaffung des liberum veto hatten sich die fremden Gesandten geradezu erklärt; allein wenn die Fürsten hierin nachgeben mußten, so wußten sie dies Gesetz durch neue Verfügungen fast ganz zu umgehen.

Die Großwürdenträger in den Fächern der Justiz, der Finanzen, des Krieges und der Polizei waren seither förmliche Souveräne gewesen. Diese Männer, die natürlichen Feinde der beabsichtigten Reform, wurden insgesammt entsetzt, und Michael Czartorinski, als Kanzler von Litthauen, legte seinerseits dies Amt freiwillig nieder. Es wurden in jedem dieser Zweige Kollegien von sechzehn Mitgliedern eingesetzt. Die Ernennung nun der Mitglieder sollte durch den Reichstag geschehen, und nur so lange kein Reichstag versammelt war, stand dem König das Recht der Ernennung zu. Da es aber sehr gewiß war, daß, so lange das liberum veto fortdauerte, nie ein Reichstag zu Ende kommen konnte, so diente hierdurch eben dies furchtbare liberum veto zu einer Erweiterung der königlichen Gewalt.

Es wurde ferner bestimmt, daß alle Vorschläge und Angelegenheiten, welche unmittelbar auf den Vortheil der Republik Bezug hatten, gleich anfangs auf den Reichstagen, und zwar nach juristischer Form, d. h. durch Mehrstimmigkeit, entschieden werden sollten. Dieser Ausdruck war unbestimmt genug, um alle möglichen Angelegenheiten darunter verstehen zu können, und war, wenn Polen Macht genug gegen das Ausland gewinnen konnte, nicht viel weniger als die faktische Aufhebung des liberum veto.

Außerdem stellte eine Menge von Bestimmungen die Ordnung in allen Verwaltungszweigen wieder her. Das Kollegium des Krieges wurde angewiesen, für die Aushebung, den Unterricht, die Disziplin und den Unterhalt der Armee zu sorgen, welche verstärkt werden sollte. — Im Fache der Justiz wurde den Bauern eine richterliche Behörde wiedergegeben. Die Macht der Großen wurde gebrochen, die vom König fast unabhängigen

Digitized by Google

Stellen aufgehoben, die Willkür der Edelleute gegen ihre Unterthanen beschränkt, die Prärogativen der großen Städte, der Provinzen und der Sekten abgeschafft und alle der Regierung unmittelbar untergeordnet.

Am 7. September 1764 bestieg Stanislaus August Poniatowski den Thron, welchen seine Oheime befestigt und mit so großen Rechten ausgestattet. Die vier Garde-Regimenter wurden sogleich unter seine unmittelbaren Befehle gestellt, die Post und die Münze seinen Händen anvertraut und ihm das Recht bewilligt, vier der bedeutendsten Domänen, welche dem Adel gehörten, für sich zu wählen.

So war es dem Kanzler von Litthauen gelungen, die ganze anarchische Verwaltung in eine wirkliche Monarchie umzubilden. Unter dem Schein, einzelne Verwaltungszweige zu verbessern, war in der That das ganze Staatsgebäude umgeformt. Um aber dem Ausland den Schein der alten Verfassung und selbst der alten Mißbräuche zu lassen, zugleich aber, um den Adel zu nöthigen, der neuen Ordnung der Dinge beizutreten und gegen das Ausland gerüstet zu sein, verwandelte der Reichstag sich am Schluß der Sitzung in eine Konföderation, an deren Spitze ein Czartorinski gestellt wurde.

Nie war ein Unternehmen kühner gedacht, von größeren Schwierigkeiten begleitet, mit mehr Gewandtheit durchgeführt und, wie es schien, glücklicher beendet als diese Staatsreform der Czartorinski.

Die Gegenwart auswärtiger Feinde hatte die inneren in Zaum halten müssen. Die Plünderungen und die Gewaltthätigkeiten der Russen waren eine furchtbare Drohung in der Hand der Fürsten gewesen. Ihre Waffen bändigten den Adel, und der konföderirte Adel konnte die neue Verfassung gegen das Mittel, durch welches sie entstanden, vertheidigen.

Aber nicht nur die russischen Waffen, sondern auch die Leidenschaften ihrer Monarchin hatten die Fürsten sich dienstbar

Digitized by Google

gemacht. Indem ihr Stolz das Opfer einer Krone brachte und indem sie dem Glanz eines schwankenden Thrones entsagten, waren sie gewiß, sich die Ausübung aller Rechte des neugegründeten zu bewahren. Daß Polen eine andere Verfassung erhalten, daß der Grund zu einer kräftigen Monarchie gelegt, welche in Kurzem ein furchtbarer Nachbar werden mußte, bemerkten die, deren man sich dazu bedient hatte, erst, als dieses unglaubliche Ereigniß wahr geworden war.

Dem neuen Scepter Polens fehlte jetzt nichts als eine kräftige Hand, die ihn geführt hätte; allein Stanislaus Auguſt war dieser schweren Aufgabe nicht gewachsen. Er erschrak vor dem Gedanken, einem Krieg mit Rußland und einer Revolution des unzufriedenen Adels die Stirn bieten zu müssen. Indem er sich von dem Interesse seiner Oheime trennte, gab er ihre Schöpfung und Polen auf, und indem er alle seine Hoffnung auf die Großmuth der russischen Kaiserin setzte, wurde er ein Opfer ihrer Politik.

Der Untergang der Republik und die endliche Theilung ihres Ländergebiets war die natürliche Folge des ganzen inneren Zustandes dieses Staates, dessen Fortbestehen unmöglich geworden, und bei dem man nur bewundern kann, daß er so lange hat dauern können. Zwar machte die Konstitution vom 3. Mai 1791 noch einen Versuch, das Dasein des Vaterlandes durch eine Regeneration seiner Institutionen zu erhalten. Eine verständige Befestigung und Erblichmachung der königlichen Macht, Abschaffung des liberum veto, Emanzipation des Bürgerstandes und wenig, aber doch etwas, zum Wohl der Bauern*) waren die

*) In Beziehung auf die Unvollkommenheiten dieser Konstitution, den Abstand, zwischen dem, was sie zu bezwecken gewünscht und was sie zu erreichen vermocht, darf man mit Mably sagen: „On ne peut attaquer directement les abus les plus considérables sans effaroucher les citoyens qui trouveront un avantage à les conserver. Cette multitude innombrable se liguera, elle conjurera contre la patrie, et ses efforts

Digitized by Google

Grundzüge einer weiseren Verfassung, welche den Polen aus einer langen Schule des Leidens erblühen sollte. Allein dieser Versuch kam hundert Jahre zu spät und blieb ohne Folgen für das innere Leben des Staates.

Die Zerstückelung der Republik mußte endlich zur Vernichtung derselben führen, und mit Trauer erblickte Polen seine eigenen Söhne in den Reihen seiner Feinde.

Ein zweiter Grund, weshalb die Umformung des geselligen Zustandes in Polen keine Wurzel fassen konnte und mithin der Untergang der Republik wurde, ist darin zu suchen, daß die Klassen der Gesellschaft, zu deren Gunsten eben die Reformen ausgeführt, erst geschaffen werden mußten, wenigstens weit entfernt waren, sich auf einer Stufe von Ausbildung und Macht zu befinden, wo die neue Ordnung der Dinge hätte hoffen dürfen, eine Stütze und Vertheidiger in ihr zu finden.

Endlich darf man nicht übersehen, daß Polen durch seine Weltstellung selbst zwei Nachbarstaaten durchaus hindernd im Wege stand, welche beide in den letzten hundert Jahren einen beispiellos schnellen Aufschwung nahmen und in ihrer raschen Entwickelung selbst untergehen oder die Schranken, die sich ihnen entgegenstellten, niederwerfen mußten. Schon die Bildung der Erdoberfläche brachte die polnische Nation in einen feindlichen Konflikt mit Preußen, der von dem Augenblick sichtbar wurde, wo die Völker aus der Vereinzelung der Barbarei hervortraten.

Nachdem die Republik das Schwarze Meer an Rußland verloren, führten alle ihre Flüsse und alle ihre Verbindungen durch Preußen. Preußen schnitt es vom Meere, von der Welt ab. Die Weichsel war die letzte große Pulsader des Lebens für die Republik, und Preußen war im Besitz der Mündung dieses

---

réunis empêcheront sans doute qu'on ne pût fixer les principes du gouvernement. Combien de législateurs n'ont pû réparer la faute qu'ils avaient faite de montrer ou de laisser entrevoir toute l'étendue des projets qu'ils méditaient."

Digitized by Google

Stromes. — In der That, man sieht nicht wohl ein, wie Polen ohne Preußen selbstständig bestehen soll. Man wird nicht behaupten wollen, daß dies durch den Besitz von Danzig oder durch freie Schifffahrt auf der Weichsel zu erzielen sei. Wehe dem Volk, dessen Existenz von einer Urkunde abhängen soll, für welche es die Garantie nicht in seiner eigenen Stärke findet. Ueber kurz oder lang mußte Preußen polnisch oder Polen preußisch werden, oder die Republik mußte aufhören zu existiren. — Interessant in dieser Beziehung ist es, zu denken, welches das wahrscheinliche Schicksal dieses Staates geworden sein möchte, wenn es das brandenburgische statt des sächsischen Hauses auf seinen Thron gerufen hätte.

Die lange Reihe der Erschütterungen sollte mit einer dreimaligen Theilung für Polen noch nicht beendet sein, und dies unglückliche Land blieb der Schauplatz für Staatsumwälzungen, als es schon aus der Reihe der Staaten gestrichen war.

Viele Polen wanderten nach der Katastrophe am Schluß des Jahres 1795, welche das Schicksal ihres Vaterlandes entschied, aus, und die Waffenfähigen sammelten sich nach und nach unter Frankreichs Fahnen. — Es ist allgemein bekannt, mit wieviel Auszeichnung diese Männer alle die glänzenden Feldzüge mitmachten, welche Frankreich zu jener Suprematie erhoben, die bald so schwer auf ganz Europa lastete.

Da nun richteten alle Polen, welche in ihren neuen Herrschern nur Unterdrücker und in der Wiederherstellung des Landes alles Heil erblickten, ihre Hoffnung auf Frankreich, auf ihren ältesten Bundesgenossen, ihren natürlichen Freund, für den sie eben erst und siegreicher als für sich selbst gefochten hatten. — Napoleon, der Schiedsrichter der Weltschicksale, der so viele neue Reiche aus den Trümmern derer gebildet, die er zerschlagen, — wie sollte er nicht auch einmal aus ihren zerrissenen Theilen eine der ältesten Mächte wieder zusammenfügen, die seine treueste Verbündete war.

Digitized by Google

Und wirklich, als der Tilsiter Friede ihm die Macht gab, die eine Hälfte Preußens zu verschenken und die andere zu erdrücken, da bildete er aus dem Antheil Polens, welchen jenes besessen, einen selbstständigen Staat unter dem Namen des Herzogthums Warschau.

Dies neue polnische Herzogthum erhielt eine französische Verfassung und einen deutschen Regenten in der Person des Königs von Sachsen. Die Reichstage wurden neu organisirt und in zwei Kammern getheilt, das französische Gesetzbuch eingeführt, die Leibeigenschaft aufgehoben.

Betrachten wir einen Augenblick, was hier geschah und was die Begeisterung der Menge erregte. — Ein Flächenraum von 1800 Geviertmeilen mit einer Bevölkerung von vier Millionen Polen war als selbstständiges Herzogthum konstituirt worden, und nur zu bald sollte der neue Staat das ganze Gewicht seiner politischen Existenz fühlen. — Die Nachbarschaft Rußlands und Oesterreichs machten es nöthig, ein Heer zu unterhalten, welches mit der Bevölkerung des Landes in keinem Verhältniß stand. Zwar war den Polen ein geachteter und väterlicher Herrscher zu Theil geworden, aber Sachsen selbst war nicht bedeutsam genug, um sie gegen die vielfachen Bedrückungen Napoleons sicherzustellen. Die Truppenstellungen für Frankreichs Heere auf dem gewaltsamen Wege der Konskription beraubten das Land seiner Kraft. Die auf einen großen Fuß entworfene Civilliste und die Dotationen französischer Marschälle erschöpften sein Einkommen. Mehr als Alles aber vernichtete die Kontinentalsperre die Quellen des Wohlstandes, aus welchen so große Leistungen hervorgehen konnten. Aller Handel hörte auf, und Polen litt mitten in seinen vielen Erzeugnissen den tiefsten Mangel. Zu so großen Opfern kam nun noch die Ueberzeugung, welche sich allen Verständigen aufdrängte, daß das Herzogthum beim ersten Kriege Frankreichs mit Oesterreich oder Rußland ein Schauplatz desselben werden mußte und daß es dann von Frankreich, ja von seinen

Digitized by Google

eigenen Truppen verlassen sein werde. Denn jenes Heer, welches das Land mit der äußersten Anstrengung unterhielt, war ja nicht einmal zum Schutze des Landes vorhanden, sondern war in den preußischen Festungen vertheilt oder focht in Spanien.*)

Wenn es nun zwar eine drückende Last war, daß alle Staatseinrichtungen und die Leistungen nicht minder nach einem für die Größe des Herzogthums ganz unverhältnißmäßigen Maßstab zugeschnitten, so glaubten Viele eben darin eine um so sicherere Bürgschaft zu finden, daß Napoleon vorerst nur den Rahmen für einen Staat entworfen habe, in welchem später alle Polen vereint werden sollten. Die Größe der Opfer, welche diese Nation dem Interesse Frankreichs brachte, schien zu nicht geringeren Erwartungen zu berechtigen. Napoleon selbst hatte den Vorsatz, Polen wieder herzustellen, in Berlin, in Posen und in Warschau unumwunden ausgesprochen, er hatte die galizischen Abgeordneten empfangen und selbst Emissäre nach Litthauen geschickt.

Andere Polen fingen dagegen an zu glauben, daß sie sich von der Großmuth des Kaisers nicht viel versprechen dürften. Die Bereitwilligkeit, mit welcher Bialystok im Tilsiter Frieden an Rußland abgetreten worden, ließ sie vermuthen, daß Napoleon auch wohl den Rest von Preußisch-Polen geopfert haben würde, wenn es sein Interesse erheischt hätte. Er forderte Geld, Waffen, Menschen, Pferde und zahlte mit entfernten Hoffnungen und unbestimmten Versprechungen. Es schien ihnen, als ob Napoleon zwar eine sehr gute Meinung von den Polen als Soldaten, eine geringe aber von ihnen als Staatsbürgern habe.

Dieser Ansicht möchte auch Kosciusko gewesen sein, von dem ein Wort an seine Landsleute dem Kaiser ein Heer gegolten hätte. Aber der treueste Freund des Vaterlandes blieb stumm, und keine noch so glänzenden Versprechungen Napoleons ver-

*) Vergl. Mémoires sur la Pologne et les Polonais, par Mich. Oginski.

Digitized by Google

mochten ihn, Theil an der neuen Schöpfung dieses polnischen Herzogthums zu nehmen.

Wenn schon der gebildetere Stand, der, bei welchem Nationalgefühl, Vaterlandsliebe und Hoffnung wiegen, wenn schon dieser sich getäuscht sah, so empfanden der Bürger und Bauer nur eine Vermehrung ihres Elends.

Daß bei den ungeheuren Abgaben, bei der Kontinentalsperre und der Unsicherheit der politischen Existenz des Landes kein Handel gedeihen konnte, bedarf keines Beweises. Die Folge war, daß die kaum entstandenen Fabriken und Manufakturen zum Theil wieder zu Grunde gingen, welche Preußen sich Millionen hatte kosten lassen.*)

Der Bauer war frei erklärt; — das Prinzip, für welches Frankreich so lange und so siegreich gekämpft, erlaubte seinem Oberhaupt nicht, die Knechtschaft einer Nation zu perpetuiren. Er kündigte vielmehr mit großem Gepränge die gänzliche Aufhebung aller Leibeigenschaft an. „Die Dienstleistungen und Lasten des Bauern können nur auf einem Vertrag beruhen. Haus, Hof, Land, Vieh und Geräthe gehören dem Herrn, der Bauer aber sei vollkommen frei."

Was nun aus dieser Gesetzgebung folgte, war: daß der Bauer alljährlich seiner Stelle entsetzt werden konnte und sie dann ohne irgend eine Art von Entschädigung verlassen mußte.**) Allerdings hatte er das Recht, auszuwandern, und außerhalb

*) Man zählte schon im Jahre 1800 in Südpreußen — wohl zu merken in einem Lande, wo Alles erst geschaffen werden mußte — 1 200 000 Schafe. Der Warschauer Distrikt erzeugte in diesem Jahre 4000, der Kalischer 12 000, das Posener Departement 42 000 Stein Wolle, und dennoch war die Zahl der neu angelegten Tuchmanufakturen so zahlreich, daß diese Produktion der Wolle ihnen nicht ausreichte. Sie fertigten 1802 145 000 Stück Tuch.

**) v. Grävenitz, Der Bauer in Polen. „Es war die Freiheit des Vogels auf dem Dach, der fortfliegt, wenn man ihn mit Steinen wirft."

Digitized by Google

seines Vaterlandes hätte ihm seiner Hände Arbeit selbst auf der untersten Stufe der Gesellschaft ein erträgliches Dasein verschafft. Allein Gewohnheit, Armuth, Unwissenheit und Sprache fesselten den Unglücklichen gleich sehr an seine Heimat, und aller Gebrauch, den er von seiner neuen Freiheit machen konnte, war der, daß er einen Ort verließ, wo es ihm schlecht ging, um sich an einen andern zu begeben, wo es ihm nicht besser gehen sollte. — Gegen diese Freiheit war die Schollenpflichtigkeit eine Wohlthat gewesen. Das Elend des Landmanns erreichte jetzt erst seine höchste Spitze, und die Rede des Bauern: „Nichts ist mein, als was ich vertrinke!" war Sprüchwort und schreckliche Wahrheit zugleich Denn das Leben gewährte ihm keine Freuden mehr als die Täuschung eines berauschten Zustandes, und keine Hoffnung als das Jenseits, welches seine Priester ihm versprachen.

Als nun in dem Krieg von 1812, welchen Napoleon den zweiten polnischen nannte, die General-Konföderation zu Warschau die Wiederherstellung Polens ausrief, da fehlte viel daran, daß die Begeisterung allgemein gewesen wäre. — Litthauen hatte das Beispiel des Herzogthums zu nahe vor Augen. Seine Großen waren von Rußland mild behandelt worden, sie sahen sich geschmeichelt, ihre Gebräuche geehrt. Auch Alexander machte Hoffnung zu einer Wiedervereinigung aller Polen auf friedlicherem Wege unter Rußlands Scepter. — Frankreich befreite ihnen ihre Bauern und erheischte die größten Opfer. — Seine Heere, aus zehn Nationen zusammengesetzt, verheerten, um nicht selbst zu verhungern, das Land, plünderten die Städte und Dörfer wie die Schlösser und Hütten, und begingen, halb nothgedrungen, die größten Gewaltthätigkeiten.*)

Die Anstrengungen des Herzogthums waren übermäßig ge-

*) Vergl. Histoire de Napoléon et de la grande armée, par le comte de Ségur.

Digitized by Google

wesen.*) Es hatte ein Heer von mehr als 60 000 Mann aufgebracht und vollständig ausgerüstet.**) Die Ausgaben betrugen über 100 Millionen. Die jährliche Einnahme belief sich nur auf 40 Millionen. Das Defizit des Jahres 1811 betrug 21 Millionen rückständiger Steuern, welche in Naturalerzeugnissen nachgeliefert werden mußten. Zwar hatte man fünf Jahre hindurch die reichsten Ernten gemacht, aber das Land hatte keine Ausfuhr mehr. Im Norden sperrte das Kontinentalsystem Danzig, im Süden der Türkenkrieg Odessa. Im Jahre 1812 hingegen war ein vollkommener Mißwachs gewesen. Man verdoppelte die Taxen, aber es kamen keine Steuern mehr ein, und viele Eigenthümer überließen ihren Grundbesitz der Schatzkommission, weil die Abgaben nicht mehr zu erschwingen waren. Kein Civilbeamter wurde mehr bezahlt, und die Lieferanten waren entflohen.***) Die Zahlung von sieben Millionen, welche man von Frankreich für Lieferungen zu fordern hatte, wurde unter nichtigen Vorwänden verweigert. Die Salzwerke von Wieliczka waren für zwölf Millionen bereits verpfändet. Für den Monat Juni 1812 hatte Napoleon den Sold der Armee vorgeschossen, im Monat Juli hörte er ganz auf und wurde auch später nicht wieder gezahlt.

Dabei durchstreiften die französischen Heere das Land, plünderten die Bewohner und führten Bauern und Pferde mit sich fort. Ihre Zahl nahm immer zu. Sie mußten krank und gesund ernährt, gekleidet und mit Allem versehen werden. — Warschau war Haupt-, Magazin-, Hospital- und Waffenplatz. Als die Division Durutte dort eintraf, wurden täglich 64 000

---

*) Vergleiche Histoire de l'ambassade en Pologne, par Mr de Pradt.

**) „Je n'ai vu personne!“ sagte Napoleon bei seiner Rückkehr in Warschau.

***) Eine Revue, welche auf den 1. November 1811 angesetzt war, konnte nicht stattfinden, weil die Soldaten keine Schuhe hatten.

Digitized by Google

Portionen gereicht, und nie hat man weniger als 6000 Rationen ausgetheilt.*)

Unter dem Gesichtspunkt, wo wir die Geschichte Polens betrachten, dem der inneren Verhältnisse und des gesellschaftlichen Zustandes, mußte der Episode des Herzogthums Warschau Erwähnung geleistet werden, nicht als eines Ereignisses, welches die Entwickelung jener Verhältnisse gefördert oder sie festgestellt hätte, sondern als einer Unterbrechung, welche sie hemmte und zum Theil zurückschob, indem sie viel von dem zerstörte, was Preußen mit großen Opfern geschaffen hatte.

Indem die polnische Nation unter die Herrschaft von drei so verschiedenen Staaten, wie Oesterreich, Rußland und Preußen, überging, mußte ihr Schicksal natürlich auch ein sehr abweichendes werden. — Wie man nun auch über die politische Maßregel der Theilung eines Staates urtheilen mag, in einer Beziehung bleibt es gewiß, daß der Masse der Nation in administrativer, polizeilicher und kommerzieller Hinsicht unermeßliche Vortheile erwuchsen, indem sie Staaten unmittelbar untergeordnet wurden, welche ihnen in allen diesen Zweigen so weit vorausgeeilt waren, und daß sie auf dem Wege dieses gewaltsamen Mittels in einen Zustand versetzt wurde, welchen die Konstitution vom 3. Mai 1791, selbst wenn sie zur Ausführung gekommen und in Wirksamkeit geblieben, nimmer hätte erreichen können.**)

Aber freilich läßt sich Niemand gern zwingen, auch nicht einmal zwingen, glücklich zu sein, und wie oft schon überwog die Idee den wirklichen Vortheil. — Zudem war gar keine

*) Dennoch erholte sich Polen schneller als Litthauen. Les habitans de la Russie Blanche et de la Lithuanie sont les seuls encore (1819) qui réduits à la misére à la suite de la campagne 1812, n'ayant ni manufactures, ni commerce, ni argent, attendent tout de la providence et de la bienveillance de leur souverain. — Michel Oginski, Mémoire sur la Pologne.

**) Vergl. F. J. Jekels Zergliederung der Konstitution vom 3. Mai 1791.

Digitized by Google

Maßregel, die das allgemeine Wohl bezweckte, denkbar, welche nicht in irgend einer Art gegen den Vortheil des Adels gewesen wäre, aus dem natürlichen Grunde, weil ja dieser Adel schon im ausschließlichen Besitz aller Vortheile war. Der Adel konnte daher für den Augenblick bei jeder dieser Aenderungen nur verlieren. Aber die Neuerungen, welche nothwendig eintreten mußten, liefen nicht nur seinem Interesse entgegen, sie verletzten auch seine Rechte, welche ein 200jähriger ungestörter Besitz geheiligt, und welche, wenn sie von seinen Urvätern usurpirt wurden, derjenige wenigstens nicht verschuldet hatte, welcher jetzt unter ihrer Abschaffung litt. — Hierzu kam, daß der Adel, als der einzige gebildete Stand in Polen, auch besonders schmerzlich — wenn auch vielleicht ganz allein — den Untergang des Vaterlandes empfand und daß bei einer ungemein tief eingeprägten Nationalität sein Interesse mit seinem Patriotismus zugleich verwundet ward.

Eine schwierige Aufgabe war es daher für jede Regierung, diese zahlreiche, mächtige und einflußreiche Klasse von Staatsbürgern einerseits zu beobachten und im Zaum zu halten, andererseits doch nach liberalen Grundsätzen zu verfahren, und wir glauben, daß man diese Verhältnisse nie außer Acht lassen darf, wenn man in der Beurtheilung sowohl dessen nicht ungerecht werden will, was von Seiten der Verwaltung geschah, als des Widerstandes, welcher ihr insgeheim oder offenkundig entgegengestellt wurde.

Um einen Begriff von der Weise zu geben, wie die verschiedenen Regierungen diese Aufgabe zu lösen strebten, führen wir zunächst für den österreichischen Antheil folgende der wesentlichsten Bestimmungen an, welche zugleich ein helles Licht auf die bestehenden inneren Verhältnisse werfen.

Zunächst wurde dem Adel aufgegeben, Kanonen und Munition bei Strafe der Konfiskation aus dem Lande zu schaffen (Gesetz vom April 1776). Der Verkauf der adeligen Güter

Digitized by Google

durfte nur gegen ein Abfahrtsgeld von 10 Prozent geschehen (September 1781), und Fremde, ohne das Indigenat erhalten zu haben, keine Güter im Lande kaufen. Die Erlaubniß, in fremde Länder zu reisen, wurde erst nach erreichtem 28. Jahre ertheilt. — Diejenigen gemischten Unterthanen, welche nicht die Hälfte des Jahres auf ihren Gütern in Galizien wohnten, mußten die doppelten Steuern zahlen (Gesetz 1783, aufgehoben 1790). Die Grundherren wurden gezwungen, ihren Bauern Getreide zur Aussaat vorzuschießen; wo dies unterblieb, da wurde der Bauer vom Staat mit Getreide unterstützt und dieser Vorschuß vom Grundherrn sogleich durch Sequestration der Herrschaft eingetrieben (April 1787). Die Güter mußten mit großen Kosten vermessen werden, und durch die Rustikalsteuer wurde ein bestimmter Betrag auf die Dörfer vertheilt und von dem Grundherrn sodann auf die Bauern subrepartirt. Für den Betrag hatte der Grundherr zu haften, so gut wie für alle Unterthanenbedrückungen seiner Pächter und Beamten (Juni 1784) u. s. w.*)

Es ist nicht zu leugnen, daß manche dieser für das Ganze gewiß heilsamen Maßregeln den einzelnen Berechtigten hart vorkommen mußten, vorzüglich wo sie in die persönliche Freiheit verletzend eingriffen, und daß der Adel eben keinen Ersatz darin finden mochte, wenn man auch die Woywoden und Staroften in den Grafen- und die Distriktsdeputirten in den zahlreichen österreichischen Freiherrnstand erhob.

Was die Regierung zur Aufhülfe des noch tief darniederliegenden Handels- und Betriebswesens that, kann nicht verkannt werden.

Schon im Jahre 1809 waren in Galizien allein 250 Meilen Chaussee gebaut. Der ganz verfallene Bergbau wurde thätigst betrieben. — Die Salzwerke von Wieliczka, welche unter polnischer Verwaltung im günstigsten Falle 600 000 Centner ge-

*) Vergl. F. J. Jekel, Polens Staatsveränderung ꝛc.

Digitized by Google

liefert, brachten im Jahre 1809 schon 1 700 000 Centner Salz,*) und die Schmelzöfen von Jakubeny lieferten jährlich über 4000 Centner Eisen. Die Pferdezucht wurde durch vortreffliche Gestüte gehoben und lieferte nicht allein die Remonte für den größten Theil der österreichischen Monarchie, sondern erlaubte noch einen sehr bedeutenden Verkauf in das Ausland. Galizien besaß 1817 über 311 000 Pferde.**)

Handel und Verkehr waren größtentheils noch immer in Händen der Juden, welche ganz so, wie wir sie oben geschildert, bis auf unsere Zeit fortbestanden sind. Dies Volk mußte daher und wegen seiner ungeheuren Vermehrung ein Hauptaugenmerk der Regierungen, vorzüglich für Oesterreich und Rußland, werden.

Da die Juden schon heiraten, wenn sie kaum aus der Kindheit treten, so sehen sie sich auch früh von einer zahlreichen Familie umgeben, und ein gelegentlicher Bankerott ist die nichts weniger als seltene Auskunft, seine Schwiegersöhne zu etabliren. Ihre Zahl ist daher auch in einem unglaublichen Verhältnisse gestiegen, und man darf annehmen, daß sie in allen Bevölkerungstabellen zu gering angegeben wird, weil die Juden sich noch immer der Zählung auf alle Weise zu entziehen suchen.

Von ihrer Verbreitung, namentlich in den Städten, wird man sich durch nachstehende Angaben***) überzeugen.

Posen zählt 25 000 Einwohner, davon 5000 Juden, welche mithin ein Fünftel der ganzen Bevölkerung ausmachen.

Warschau, mit 130 000 Einwohnern, hatte im Jahre 1807 etwa 9000 Juden, im Jahre 1822 hatten sich diese bereits auf

---

*) Man hat berechnet, daß diese Salinen seit ihrer Entdeckung bis zum Jahre 1812 die ungeheure Menge von 550 000 000 Centnern Salz geliefert haben.

**) Dagegen nur 400 000 Schafe. Der preußische Antheil zählte derer 1 200 000.

***) Géographie de l'Est de l'Europe, publiée en 1825, à Breslau, par Stanislaus Plater.

Digitized by Google

27 000 Individuen vermehrt und bildeten ebenfalls ein Fünftel der Einwohnerschaft.

Lemberg zählt von 50 000 Einwohnern 15 000 Juden, welche also beinahe ein Drittel der Bevölkerung dieser Stadt ausmachen.

In Wilna sind von 50 000 Einwohnern gar 30 000 Juden, also drei Fünftel, und in Brody von 25 000 Einwohnern 17 000, also zwei Drittel aller Einwohner Juden.

Allerdings sind die Juden auf dem platten Lande nicht in diesem Maße zahlreich, dennoch ist ihre Menge auch unter dem Gesichtspunkt der Provinzialbevölkerung auffallend.

Die Provinz Posen hat 980 000 Einwohner, davon 70 000 Juden, welche also ein Vierzehntel der Bevölkerung ausmachen. Galizien zählt unter 4 000 000 Einwohnern 300 000 Juden, also ein Dreizehntel, das Königreich Polen von 3 700 000 Einwohnern 400 000 Juden, ein Neuntel, Litthauen, Samogitien, Wolhynien, Weiß-Rußland, Ukraine und Podolien — 8 800 000 Einwohner, 1 300 000 Juden oder ein Sechstel der Bevölkerung.

Die Gesammtbevölkerung der obigen, vormals polnischen Länder

beträgt 17 480 000 Seelen,
davon 15 410 000 Christen,
und 2 070 000 Juden.

Die Juden bilden demnach mehr als den achten Theil der polnischen Bevölkerung und übersteigen die Bewohnerzahl von Königreichen, wie Württemberg, Sachsen oder Dänemark, noch beträchtlich. — In den Provinzen, wo die Juden am wenigsten zahlreich sind, ist der vierzehnte, in anderen schon der neunte Mensch ein Jude, in den bedeutendsten Städten des Landes hingegen ist mindestens der fünfte Mensch Jude, in einigen aber sind von drei Einwohnern zwei Juden.

Wenn diese Fremden vormals aus den Städten in die Vorstädte verwiesen wurden, so haben sie jetzt ihrerseits jene

Digitized by Google

Vorstädte zur Stadt gemacht.*) Ihr Bezirk ist durch eine Art von Thor aus zwei Pfählen mit einem querüberzogenen Eisendraht bezeichnet, und nicht selten erhebt sich die gemauerte Synagoge stolz über die aus Balken gefügte, innerlich buntgeschmückte, aber verfallene Kirche. Die Wohnungen der Juden sind in den Landstädten zwar ebenfalls elende Hütten, aber doch besser als die der christlichen Bürger. — Die Tracht des Israeliten ist im ganzen Lande dieselbe und ganz orientalisch: schwarze wallende Gewänder, bis an den Gürtel mit vielen Häkchen geschlossen und bis an die Knöchel hinabreichend, selbst im Sommer hohe Pelzmützen und darunter ein schwarzes Käppchen, geschorenes Haupthaar, mit Ausnahme von zwei langen Ringellocken an jeder Seite, und ungeschorener Bart. Dabei tragen sie, außer auf Reisen, stets Pantoffeln. — Dieser Aufzug, die große Armuth der Menge, ihre Unsauberkeit und die Leichenfarbe, welche die ganze Abstammung charakterisirt, macht ihre Erscheinung mehr auffallend als angenehm.

Alle Juden, selbst noch in Litthauen, sprechen deutsch, ein Umstand, der dem Reisenden äußerst zu statten kommt, der selten mit der schwierigen Landessprache bekannt ist. — Die mehrsten sprechen außerdem noch hebräisch, und diese Fähigkeit, in Gegenwart des gemeinen Mannes, ohne von ihm verstanden zu sein, sich besprechen zu können, giebt ihnen allein schon eine gewisse Ueberlegenheit.

Der Fremde erstaunt über die Menge dieser Menschen, welche vor ihren Thüren müßig in der Sonne sitzen und mit der ihnen eigenen Lebhaftigkeit der Geberden und Mienen sich unterhalten. Tausende von ihnen sind zu jeder Zeit ohne Händearbeit anzutreffen, und dennoch leben sie alle.

---

*) Le plus gros endroit habitué par des chrétiens et des paysans n'est jamais réputé qu'un village, „wiez“. Il suffit au contraire d'une douzaine de familles juives pour en faire un „miasteczko“, petite ville. Leonard Chodzko, Les juifs en Pologne.

Digitized by Google

Diejenigen Juden, welche Handwerker sind, haben die leichtesten und einträglichsten dieser Beschäftigungen ergriffen. — Sie sind Schneider, Posamentierer, Tischler, Zimmerleute, Seiler, Weber, Müller u. s. w., vor Allem aber sind sie Uhrmacher und Goldschmiede. In den großen Städten drängen sie sich an die Reisenden und vermiethen sich als Faktoren, eine Art Lohnbediente, die für eine äußerst geringe Vergütigung alle Aufträge aufs Pünktlichste ausrichten. Sie wissen oder erfragen Alles, schaffen, was man begehrt, und wenn ihre Aufdringlichkeit belästigt, so sind sie doch ganz unentbehrlich.

Das Gasthaus in jedem Ort gehört den Juden. Der polnische Reisende mit seinen trefflichen Pferden, deren er fünf einzuspannen pflegt, macht sehr bedeutende Tagereisen und bleibt ohne irgend eine Auswahl des Ortes da, wo ihn die Nacht überrascht. Der Reiche führt seinen Koch, sein Silbergeschirr, seinen Ungarwein, jeder sein Abendbrot, mehrere Kissen und Teppiche, welche sein Bett ausmachen, und selbst seine Fourage mit sich. Natürlich trifft man also in den Wirthshäusern von allen diesen Gegenständen nichts, und der fremde Reisende, welcher nicht so ausgerüstet erscheint, liefe in eigentlichster Bedeutung Gefahr, zu verhungern, wenn nicht jeder Edelhof ihm eine herzliche, gastfreie Aufnahme sicherte, auf die er überall rechnen darf.

Aber weit größere Vortheile fließen den Juden daraus, daß sie es sind, welche erst den Erzeugnissen des Bodens ihren Werth geben, welche sie dem Gutsbesitzer verarbeiten oder zu Gelde machen. Die Mühlen, Brennereien und Schenken sind unerschöpfliche Quellen ihres Reichthums, und der ganze Ertrag der Güter geht durch ihre Hände. — Der Jude, welcher die Schenke im Dorf gepachtet, ist derjenige, von welchem der Grundherr seine Haupteinkünfte bezieht. — Diesem Juden, an welchem er gewiß ist, jede Laune rücksichtslos auslassen zu können, von dem er weiß, daß er ihn betrügt, und den er doch

Digitized by Google

nicht entbehren kann, diesem übergiebt er die Oberaufsicht über seine Unterthanen ohne Mitleid und ohne Rücksicht auf die Bedrückungen, welche ein solcher Beamter seinerseits ausübt.

Durch den Juden macht auch der Gutsherr alle seine Ankäufe mit Uebergehung aller christlichen Handelsleute, die natürlich neben dem Kastengeist dieses Volkes auf keine Weise aufkommen können. — Auch ist fast alles baare Geld in den Händen derselben, und der Adel haftet ihm mit dem besten Theil seiner Grundstücke. Bei der Menge der Juden und bei der wichtigen Stellung, welche dies Volk im Lande einnimmt, erschrickt man über das Urtheil, welches Reisende und Schriftsteller über ihren sittlichen Zustand fällen. — Alle Mittel sind ihnen gleich, sobald es darauf ankommt, zu verdienen. Im Feldzug von 1812 waren die Juden die Spione, die von beiden Theilen besoldet wurden und die beide Theile verriethen. In Wilna übten sie die schrecklichsten Grausamkeiten an den unglücklichen Trümmern des französischen Heeres.*) Bei neun Prozessen von zehn ist man sicher, einen Juden als Kläger oder Angeklagten zu finden. Da sie das Innere aller Häuser und aller Familien kennen, so sind sie die Angeber im ganzen Lande.**) — Es ist sehr selten, daß die Polizei einen Diebstahl entdeckt, in welchen nicht ein Jude als Mitschuldiger oder als Hehler verwickelt wäre.***) Die Juden sind es, welche den Schleichhandel treiben und die Bauern bewaffnen, ihn mit Gewalt durchzusetzen u. s. w.

Eine rühmliche Ausnahme hiervon machen die Karaiten, welche den Talmud verwerfen und sich an den Schrifttext halten. Sie nähren sich meist von Ackerbau und halten sich ganz abgesondert von den übrigen Juden, welche ihre größten Feinde sind.

---

*) Ségur Histoire de Napoléon.

**) Joseph Rohrers Gemälde des österreichischen Staates.

***) Malte Brun, Tableau de Pologne.

Digitized by Google

Man zählt 4000 bis 5000 dieser Sekte, welche sich namentlich in Litthauen und Wolhynien aufhalten.

Es ist in neuerer Zeit viel für die sittliche Veredlung der Juden gethan. Kaiser Joseph glaubte, daß dies Volk von Natur nicht verderbter als andere sei, daß es sich hauptsächlich deshalb nicht in die bürgerliche Gesellschaft fügen und seine Pflichten erfüllen wolle, weil man ihm alle Rechte und Vortheile derselben verweigere.*) Es wurden Normalschulen eingerichtet, welche, allen Sträubens ungeachtet, auch die Mädchen besuchen mußten. Ohne ein Normalschulzeugniß durfte kein Jüngling zum Talmudsunterricht gelassen, keine Ehe ohne ein solches geschlossen und kein Lehrjunge losgesprochen werden. Ihre väterlichen Religionsgebräuche waren vollkommen frei, doch durften die Männer nicht unter achtzehn, die Weiber nicht unter sechzehn Jahren heiraten. Den Rabbinern wurde alle Gerichtsbarkeit abgenommen, auch sollten sie Niemand mehr in den großen oder kleinen Bann thun. — Es wurden sogar 1400 Judenfamilien als Ackersleute angesiedelt, und die Kosten des Ankaufs der Gründe und der Ackergeräthe, sowie des Aufbaues der Höfe von der gesammten Judenschaft bestritten.

Das wichtige Gesetz, daß auf dem Lande kein Jude sich aufhalten dürfe, der nicht Ackersmann oder Handwerker ist, wurde 1792 wieder aufgehoben. — Es wurde ihnen indeß bei Strafe der Landesverweisung verboten, dem Bauern das nicht geerntete Getreide, das nicht geborene Vieh und die nicht geschorene Wolle abzukaufen, Gegenstände, die seither gewöhnlich in der Schenke im Voraus vertrunken worden waren. Die Juden sind in Galizien zum Militärdienst verpflichtet, doch werden sie nur zum Fuhrwesen genommen, es sei denn, „daß einer freiwillig zum Feuergewehr wolle". In dem Kriege 1813

*) Vergl. v. Dohm, Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden, und dagegen v. Kortum, Ueber Judenthum und Juden.

Digitized by Google

bis 1815 dienten über 15 000 Israeliten unter den österreichischen Fahnen.

Die russischen Juden sind durch Ukas vom April 1827 militärpflichtig, die preußischen seit 1817.

Von dem, was in Galizien zum Besten des Bauern geschah, war das Bedeutendste, daß Kaiser Joseph (5. April 1782) die Leibeigenschaft aufhob. Die Unterthanen, welche keine Häuser hatten, durften sich fortan von ihrer Herrschaft wegbegeben und waren nicht mehr genöthigt, Waisendienst zu thun. Die Frohnen (Roboten) bestanden fort, jedoch wurden sie (Juni 1786) einer genauen Bestimmung und Ermäßigung unterworfen.

Die Unmündigkeit des Bauern geht aus den Verordnungen selbst hervor, die zu ihrem Besten ergingen. Es wurde verboten, ihnen mehr als 3 fl. (12 gGr.) zu borgen. Niemand sollte ihnen Branntwein auf Borg schenken. Sie waren fortan nicht mehr genöthigt, ein gewisses Quantum Branntwein von ihrer Herrschaft zu nehmen, und man suchte durch Anlegung von Brauereien überhaupt den Branntweingenuß zu vermindern.

In Preußen erfolgten dergleichen Spezialgesetze für polnische Unterthanen nicht, die bestehenden Normen, welche für alle übrigen Provinzen galten, wurden auch auf diese ausgedehnt, was um so eher geschehen konnte, als die Zahl der Polen unter preußischem Scepter verhältnißmäßig gering war.

Was seit Entstehung des Königreichs Preußen diese Monarchie charakterisirt, ist vor Allem ein unaufhaltsames, aber ruhiges Fortschreiten, eine stätige Entwickelung und eine Ausbildung seiner inneren Verhältnisse ohne Sprünge und ohne Revolutionen, welche Preußen an die Spitze der Reformation, der Aufklärung, der liberalen Institutionen und einer vernünftigen Freiheit — mindestens in Deutschland — gestellt haben.

Dieses Preußen nun erhielt an dem polnischen Zuwachs offenbar einen heterogenen Bestandtheil, und je mehr dieser seinen

Digitized by Google

lokalen Bedürfnissen nothwendig, je mehr mußte es suchen, ihn dem Ganzen zu verschmelzen. — Das entschiedene Streben aller Polen, ihre Nationalität auch in der Zerstückelung zu bewahren und darin die einzige und letzte Bürgschaft einer möglichen Wiedervereinigung zu sehen, gerieth daher sogleich in Konflikt mit der natürlichen Tendenz der Verwaltung.

Die Institutionen, welche in Preußen aus der Entwickelung des Volkes selbst hervorgegangen waren, traten in der neuen Provinz mit einem Schlage ins Leben. Sie fanden daher auch weder den Geist, noch die Gemüther der Menge vorbereitet. Sie überraschten, wo die Aufklärung ihnen den Weg nicht gebahnt hatte, und die Ausdehnung der Bestimmungen, welche für die Monarchie bestanden, auf die polnischen Unterthanen waren für diese eine wirkliche Revolution.

Die Gleichheit aller Stände vor dem Gesetz und der Schutz des Gesetzes auch für den letzten Stand folgte bei der Einverleibung mit Preußen von selbst.

Allerdings war dies für den unterdrückten Landmann ein Schutz vor der äußersten Mißhandlung. Allein da das preußische Landrecht eine Ermäßigung der bestehenden Lasten nur da eintreten läßt, wo neuerdings eine Schmälerung des Einkommens stattgefunden, z. B. durch Ueberschwemmung der Aecker, Versandung ꝛc., — Schmälerung aber nur da möglich ist, wo überhaupt noch ein Einkommen stattfindet, so war die Lage des Bauern, der nichts als das Leben mehr zu verlieren hatte, dadurch nicht wesentlich gebessert. Einem so großen Uebel konnte auf gewöhnlichem Wege nicht abgeholfen werden.

Dennoch war dies dringend nothwendig geworden, denn der Zustand des Landmannes und der Ackerbau waren bis auf die unterste Stufe gesunken.

Wenn schon die alte übliche Dreifelderwirthschaft dem Grund und Boden selbst unter den Händen des Eigenthümers alljährlich von seiner Kraft nimmt, wie mußte dies vollends

Digitized by Google

unter einem einjährigen, dazu meist übersetzten Pächter der Fall sein.

Wie die Felder verwüsteten, so zerfielen auch die Wohnungen. Kein Bauer erhob die Hand, um eine Hütte zu stützen, die über seinem Kopfe zusammenzustürzen drohte, an welcher er aber kein Eigenthumsrecht mehr hatte. Zwar waren Holz, Stroh, Kalk, Lehm und Steine überall in Ueberfluß vorhanden, und die Natur hat alle Baumaterialien gleichsam auf die Felder herumgestreut, welche die elenden Dörfer umringen, aber es fiel dem Landmann nicht ein, sie nur aufzuheben, der ungewiß war, ob er nicht übers Jahr ohne Entschädigung verlassen mußte, was er heute gebaut. Kein Obstbaum, kein Garten umgiebt die Wohnung; denn ehe die Frucht reif wird, ist, der sie pflanzte, vielleicht schon vertrieben, und so giebt es auch weder Hecken, noch Gräben, noch Einfriedigungen, weil nichts mehr zu schützen oder einzufriedigen ist. Selbst die Thierwelt verkümmert und verkrüppelt unter dem Fluch der Knechtschaft. Nirgends sieht man wohl elendere Pferde, als die des Bauern in dem seiner trefflichen Rassen wegen berühmten Polen. Dies erklärt sich leicht daraus, daß der gemeine Mann das Pferd mit zwei Jahren einspannt, es täglich übertreibt, ohne alle Wartung läßt und ihm nur das elendeste Futter reicht. Fällt dem Bauer ein Stück Vieh, so muß die Grundherrschaft es ersetzen, weil er sonst außer Stande wäre, ihr zu frohnen. Der Gutsherr muß Alles thun, muß neu aufbauen, was bei einer geringen Nachhülfe des Bewohners noch lange gestanden, ersetzen, was bei einiger Sorgfalt des Benutzens noch lange gedient hätte, hüten, was zu hüten der Bauer kein Interesse hat. — Das Brot ist, wohl zu merken in der großen Kornkammer Europas, eine Seltenheit für den Landmann, und die Kartoffeln seine ausschließliche, seine einzige Nahrung. Sie liefern ihm die tägliche Speise und leider sein einziges Getränk. Wenn nun der Kartoffelvorrath gemeiniglich schon im Frühjahr erschöpft ist, dann erwartet der

Digitized by Google

Bauer vom Gutsbesitzer, daß er ihn kümmerlich ernähre. Von der Gnade seines Herrn erbettelt er Alles, die Arzneien für seine Krankheit, die Bretter zu seinem Sarge und die Messe für das Heil seiner Seele. Und dies ist nicht der polnische Bauer, wie er im Mittelalter war, sondern wie er in dieser Stunde, selbst unter preußischer Herrschaft, in allen Dörfern lebt, wo die Ablösung noch nicht zu Stande gekommen,*) von der wir sogleich reden werden.

In Preußen war die Periode der tiefsten äußeren Erniedrigung die der höchsten inneren Entwickelung, und gerade unter dem härtesten Druck der französischen Nachbarschaft gingen die nationalsten und freisinnigsten Institutionen hervor.

Eine der wichtigsten Verfügungen jener Epoche war das Edikt vom 14. September 1811, die Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse betreffend, welches nach der Wiederbesitznahme der Provinz Posen auch auf diese ausgedehnt, eine gänzliche Umgestaltung in den Verhältnissen des Landmannes theils bewirkt hat, theils noch bewirken muß, und welches wir aus diesem Grunde in seinen Hauptzügen darstellen müssen.**)

Nach allgemeinen staatsrechtlichen und staatswirthschaftlichen Grundsätzen ist das Recht des Staates auf ordentliche und außerordentliche Steuern und Leistungen vorherrschend, und die Leistungen an den Gutsherrn unterliegen der Beschränkung, daß dieser den Unterthanen Mittel lassen muß, selbst bestehen und den Staat befriedigen zu können.

---

*) Wer in Polen gewesen, wird diese Schilderung in keinem Punkte übertrieben finden. — Die Wahrheit fordert indeß zu sagen, daß die mehrsten Gutsherren die Ausdehnung ihrer Macht nicht mißbrauchen und daß viele ihre so sehr abhängigen Unterthanen mit wahrhaft patriarchalischer Milde behandeln.

**) Vergl. Gesetzsammlung für den Königlich preußischen Staat, Theil I. Seite 281.

Digitized by Google

Diese Fähigkeit ist anzunehmen, wo die Abgaben und Leistungen an den Gutsherrn nicht ein Drittel der sämmtlichen Gutsnutzungen eines erblichen Besitzthums übersteigen.

Höher waren daher die Berechtigungen der Gutsherren entweder nicht gewesen oder hätten es gesetzlich nie sein dürfen.

Indem nun das oben angeführte Edikt allen Bauern, Halbbauern, Kossäthen, Einhüfnern ꝛc. das volle Eigenthumsrecht über zwei Drittel der von ihnen bisher benutzten Ländereien ertheilte, sie auch von den Dienstleistungen und Frohnen entband, welche seither mit dieser Benutzung verbunden waren, gab es zugleich den Gutsherren ein Drittel aller jener Ländereien als äquivalente Entschädigung zurück. — Die neuen Eigenthümer mußten wie billig Verzicht leisten auf die bisherigen Verpflichtungen der Gutsherrschaft, nämlich: Instandhaltung der Gebäude, Ertheilung der Hofwehr, Vertretung bei öffentlichen Abgaben und Lasten und Unterstützungen mancherlei Art; sie übernahmen die Steuerentrichtung für ihre Grundstücke und die bestehenden und die künftigen Kommunallasten. Auch stand dem Gutsherrn frei, behufs der für die Bewirthschaftung so wichtigen Abrundung und Geschlossenheit der Besitzungen seine Bauern auf andere Vorwerke zu versetzen, gegen Ertheilung von Grundstücken gleichen Werthes und Uebernahme der nöthigen Neubauten.

Statt der Entschädigung durch ein Drittel des Landbesitzes, welche bei Höfen über fünfzig Morgen als die vortheilhafteste erachtet wurde, konnte bei kleineren Besitzungen eine Abfindung auf dem Wege der Uebereinkunft in Kapital oder Rente stattfinden, letztere durch Entrichtung eines Drittels des gesammten reinen Ertrages in Körnern oder in Gelde.

Solcher nicht erbliche Grundbesitz endlich, welcher von den Gutsherren gegen gewisse Dienstleistungen oder Abgaben auf gewisse Jahre oder auf unbestimmte Zeit verliehen, wurde den zeitigen Besitzern, nach Abtretung einer Hälfte an den

Digitized by Google

Gutsherrn und als Entschädigung für denselben, als Eigenthum zugetheilt.

Zur Einigung über diese Angelegenheiten wurde eine Frist von bezw. zwei, drei bis sechs Jahren festgesetzt. Wäre sie bis dahin nicht zu Stande gekommen, so sollte die Auseinandersetzung von Seiten des Staates durch schiedsrichterliche Kommissionen erfolgen.

Dieses waren die Hauptnormen jenes merkwürdigen Gesetzes, welches in seiner Ausführung natürlich mannigfachen Modifikationen unterlag und nothwendig mit großen Schwierigkeiten verknüpft war, und dies nirgends so sehr als in den polnischen Provinzen. Die Belastungen waren ungemein verschieden, und wenn sie an einigen Orten ein Drittel des Ertrages der Grundstücke nicht erreichten, so überstiegen sie an vielen anderen dies Maß. Oft war seit Regulirung der Dienste der Grund und Boden erheblich verschlechtert oder verbessert oder gar neues Land urbar gemacht, auch waren die Verpflichtungen der Grundherren in ihrem Werthe mannigfach verschieden und nach Zeit und Ort geändert. Je mehr nun bei der größeren Verwickelung die gütliche Einigung wünschenswerth, je weniger war der Wille dazu vorhanden.

Den Gutsherren mußte die ganze Maßregel hart und beeinträchtigend erscheinen, vorzüglich wenn sie ihre bisherigen Berechtigungen zum Maßstab nahmen. „Man entschädigt uns“, sagen sie, „mit dem, was bereits unser Eigenthum war, vermehrt unsere ohnehin schon zu großen Felderflächen und nimmt uns die Hände, welche verpflichtet waren, sie zu bestellen. Wenn wir auch die Abtretung von bezw. einem Drittel und der Hälfte der bäuerlichen Ländereien überhaupt als Entschädigung ansehen wollen, so steht diese in keinem Vergleich mit dem, was wir verlieren. Die Felder sind in schlechtem Kulturstand und daher von geringem Werth. Bei der Trägheit und Indolenz unserer Bauern werden die Arbeiter selten, der Tagelohn hoch und, weil

Digitized by Google

er meist in Gelde wird gezahlt werden müssen, kaum zu erschwingen sein. — Die Verpflichtungen, von denen man uns entbindet, drückten uns nicht; unsere ausgedehnten Forsten gaben uns das Mittel, ihnen nachzukommen. Die Vermessung der Güter und die Spezialkommissionen machen uns große Kosten, und wir sind den Plackereien der Unterbeamten preisgegeben, welche stets geneigt sind, sich der Bauern gegen uns anzunehmen, und dies in einer Angelegenheit, wo unser Eigenthum ganz von der Einsicht, Parteilosigkeit und Rechtlichkeit dieser Kommissarien abhängt."

„Aber auch dem gemeinen Mann wird diese Neuerung nicht zu statten kommen, wenigstens nicht unseren armen Bauern.*) Bei der Unmündigkeit, in welcher er bisher gelebt, wird das gefährliche Recht, sein Besitzthum verschulden und verkaufen zu dürfen, seinen Untergang nach sich ziehen; ja, schon jetzt macht die bloße Aussicht auf dies Recht, daß der größte Theil der Bauernhöfe den Juden verpfändet ist und daß sie nach vollzogener Separation einer Klasse von Menschen zufallen, welche sie nicht bewirthschaften, sondern zu einem Handelsartikel machen werden."

Wie wir die Stellung des Landmannes gegen den Grundherrn geschildert, glauben wir weder, über die Nothwendigkeit, ihm zu helfen, noch über die Gerechtigkeit der dies bezweckenden Maßregel im Allgemeinen etwas hinzusetzen zu dürfen. In Beziehung aber auf die Nützlichkeit derselben wäre der Gesichtspunkt festzustellen, von wo aus der Grund oder Ungrund jener Klagen zu würdigen ist.

Der große Gutsbesitzer mußte bisher seine unübersehbaren

*) Wahr ist es, daß man an einigen Orten die Bauern mit Gewalt hat zwingen müssen, ihr neues Eigenthum anzunehmen. Allein dies beweist nichts gegen die Sache. Dasselbe fand in Frankreich unter Ludwig IX. statt. Der Knecht kann die Freiheit nicht würdigen, ehe er sie kennt.

Digitized by Google

Felderflächen durch gezwungene Dienstleistungen bestellen lassen, der Arbeiter war ohne Interesse an dem Gedeihen seines Tagewerks, der Ertrag ging durch die Hände des Unterbeamten, es war daher nicht möglich, daß das Land für ihn den Werth hatte wie für den kleinen Besitzer, der selbst pflügt, selbst säet und erntet und das Kleinste nicht ungenutzt läßt. Dieser allein kann den höchsten Preis, kann das Vierfache von dem für den Grund bieten, was er dem großen Besitzer einträgt. — Es leuchtet ein, wie sehr die Kultur des Bodens demnach durch die verminderte Ausdehnung der Grundstücke und Vervielfältigung der Eigenthümer gesteigert werden muß, vorzüglich in einem Lande, wie Polen, wo der Ertrag der Felder noch so bedeutend erhöht werden kann, wo endlose Wälder, die dort fast nichts einbringen, den trefflichsten Weizenboden bedecken und wo es nur Hände bedarf, um zu gewinnen.

Der Ackerbau, — hierin ganz abweichend von der Gewerbethätigkeit — kann auf eine Stufe der Vollkommenheit gebracht werden, über die hinaus er nicht wesentlich mehr zu verbessern ist, und diese Stufe hat er in mehreren Provinzen der preußischen Monarchie bereits wirklich erreicht. — In Polen hingegen sind für Fleiß und Thätigkeit die größten Eroberungen noch zu machen.

Die Eigenthumsverleihung war das sicherste Mittel, dieses Ziel zu erreichen. Der Landmann hatte jetzt die Gewißheit, daß er für sich, für die Seinigen arbeite, daß jede Verbesserung, selbst wenn er ihre Folgen nicht mehr erlebte, seinen Kindern zu gute kam, unter welche er sein Eigenthum nach eigenem Ermessen theilen durfte. — Es handelte sich nicht mehr darum, in einer kurzen Frist den möglichst hohen Vortheil aus der Scholle zu ziehen, ohne Rücksicht, ob ihre Tragfähigkeit dadurch verringert würde, sondern das Besitzthum überhaupt in gutem Zustande zu erhalten. Wenn zwar die Arbeit für Tagelohn theurer kam als die gezwungenen Frohndienste, so war jene

Digitized by Google

auch ohne Vergleich besser als diese. Der Ackerbau gewann mehr Hände und bei der freiwilligen größeren Anstrengung durch diese Hände mehr Arbeit als bisher.

Das mit der Eigenthumsverleihung natürlich verbundene Recht, den Besitz zu theilen oder zu veräußern, hatte den großen Vorzug, daß bei Erbtheilungen die Höfe nicht mehr mit Schulden belastet zu werden brauchten, da die auszuzahlenden Antheile durch Verkauf einzelner Grundstücke gewonnen werden konnten. Es war das Mittel, die Grundstücke schuldenfrei zu erhalten. Denn jeder Eigenthümer konnte durch Verkauf eines Theiles die Betriebskapitalien für den anderen Theil erhalten. — Die Grundstücke, welche in der Hand eines unbemittelten, verschuldeten Besitzers eine Verschlechterung erlitten hätten, kamen durch den Verkauf in bemittelte Hände, welche sie im Stande erhalten konnten.

Endlich gewann der Staat eine neue zahlreiche und schätzbare Klasse von Eigenthum besitzenden Unterthanen, die eben dadurch und weil sie durch ihr Interesse an die Regierung geknüpft, auch zuverlässige und treue Unterthanen waren, ein Umstand, der hier nicht zu übersehen ist. Durch eine Umwälzung konnten die neuen Eigenthümer nur verlieren, und da sie die Masse der Nation ausmachten, so mußten sie der Regierung, indem sie ihre Kraft so bedeutend vermehrten, zugleich die größte Bürgschaft gewähren.

Nirgends liegt übrigens der Vergleich zwischen dem alten und neuen Zustand näher, als eben in der Provinz Posen, wo die Kontraste sich berühren und wo wenige Hundert Schritte den Beobachter aus Dörfern, wie man sie in Europa nicht vermuthet, in andere führt, wo reinliche Häuser mit Gärten und Obstbäumen umgeben und sorglich eingefriedigt das Auge erfreuen.

Auf diese Weise wird die preußische Regierung in wenig Jahren die völlige Befreiung der Bauern und die Umwandlung

Digitized by Google

eines großen Theiles derselben in Eigenthümer vollendet haben, ein Unternehmen, welches die Theorie selbst lange für unmöglich hielt,*) und welches in dem selbstständigen Polen auch unstreitig für Jahrhunderte unmöglich gewesen wäre. Denn wo wäre in diesem die Staatsgewalt hergenommen, dem Widerspruch des wenn auch mißverstandenen Interesses zu begegnen, woher die überwiegende Autorität, welche die entzügelten Leidenschaften gebändigt hätte. Nur unter der Herrschaft eines festbegründeten und selbst schon so weit vorgeschrittenen Staates, wie Preußen, konnte eine solche Maßregel durchgesetzt werden, ohne das Land einer Revolution und den heftigsten Gegenwirkungen preiszugeben.

So viel geschah in Preußen für den Landmann. Schulen wurden eingerichtet, um das Volk zu bilden, Fabriken und Manufakturen befördert, um den Verkehr zu erleichtern, und dem gedrückten Gewerbestand wurde durch Aufhebung des Gewerbezwanges ein neuer Aufschwung gegeben.

Weder Oesterreich noch Rußland konnten eine so durchgreifende Reform, wie die Befreiung der Masse der Nation in ihren polnischen Ländern wagen, sowohl wegen des Grades der

*) Mably (in seinem Werk: Du gouvernement et des lois de la Pologne) und J. J. Rousseau (Sur le gouvernement de Pologne) haben für die Nation eine Verfassung entworfen, in welcher sie die Nation vergaßen. Vom Landmann, d. h. von 21/22 derselben, sagt dieser: — „je ne crains pas seulement l'intérêt mal entendu, l'amour propre et les préjugés des maitres, je craindrai les vices et la lâcheté des serfs.“ Mably nennt sie une classe d'hommes abrutis et malheureux. Stanislaus Leszczynski urtheilt anders über seine Landsleute: — qu'ils (les paysans) jouissent d'une partie de nos immunités, l'état n'aura peut-être point de membres plus utiles. — Qu'ils puissent s'unir entre eux par un trafic mutuel, qu'ils n'ayent plus à craindre les vexations de leurs maitres, les insultes des soldats, le mépris, les outrages de la noblesse, qu'ils ayent des morceaux de terre des maisons où ils puissent vivre en sûreté, qu'ils puissent laisser à leurs enfans les acquisitions qu'ils auront faites — alors nous croirons vivre dans une autre terre et sous un autre ciel.

Digitized by Google

eigenen Entwickelung dieser Staaten und der Prinzipien, welchen ihre Regierungen folgten, als wegen des numerischen Verhältnisses der polnischen zu den übrigen Unterthanen. Denn bei einer Volksmenge von 12 Millionen des preußischen Staates zählte man hier kaum eine Million Polen. In Oesterreich hingegen, welches etwa 28 Millionen Bewohner hatte (unter denen beiläufig nur 5½ Million deutsche), machten 4 Millionen polnischer Unterthanen schon ein Siebentel der Gesammtbevölkerung aus. In Rußland vollends kamen auf 40 Millionen Seelen, welche dieser Staat in Europa zählte, 13 Millionen Polen,*) welche

*) Die Litthauer, Kleinrussen u. s. w., nicht zur Zahl der Polen rechnen zu wollen, scheint geschichtlich durch nichts begründet.

Russen sowohl wie Polen sind Zweige des slavischen Hauptstammes, und diese Verwandtschaft erkennt man auch in ihren Sprachen. Allein im eigentlichen Polen wird durchgängig dieselbe Sprache von Allen gleich geredet, selbst vom gemeinen Mann; denn es giebt hier kein Platt oder Patois, und das wirkliche Polnisch ist in Polen ohne Dialekt. Eine allgemeine russische Sprache hingegen, die im ganzen Lande gesprochen würde, giebt es ebenso wenig, als es eine slavische Sprache giebt. Die herrschende Sprache, und was man gemeiniglich unter Russisch versteht, ist slavischen Ursprungs und entstand aus der Mischung slavischer Ansiedler mit Ostiaken, Petschoren, Tataren u. s. w., um das Jahr 1114. Sie ist dadurch von ihrer Halbschwester, der polnischen, sehr wesentlich abweichend geworden. — Slavischen Ursprungs sind aber auch die übrigen Dialekte, welche in Weiß-, Roth- und Schwarz-Rußland gesprochen werden, und da sie unvermischter blieben, so sind sie dem Polnischen weit ähnlicher als dem Russischen und müssen eher für Dialekte der ersteren als für Zweige der letzteren Sprache gelten.

Was nun die Litthauer anbelangt, so sind diese ursprünglich den Russen so wenig verwandt als den Polen; denn sie sind herulischen Ursprungs. Dieser Stamm wurde während des 13. Jahrhunderts in Preußen durch die deutschen Ritter, in Liefland durch die Schwertritter unterjocht; nur Litthauen erhielt sich unabhängig, indem es sich enger an die slavischen Völker anschloß, und so nahmen auch die Litthauer bald die polnische Sprache an, und zwar der gemeine Mann den Dialekt der Weißrussen, die Gebildeten das reine Polnisch. Selbst die Flüsse und Städte wechselten ihre alten Namen mit neuen polnischen (Wilna z. B. hieß Neri).

Auf diese Weise ging in Litthauen die eigenthümliche herulische

Digitized by Google

demnach ein Drittel der ganzen Bevölkerung bildeten, auf einem in Vergleich mit Rußland verhältnißmäßig geringen Raum versammelt und, außer in administrativer Hinsicht, den Russen wohl unstreitig um einen Schritt voraus.

Auf dem Wiener Kongreß war der Rußland zugefallene Theil des vormaligen Herzogthums Warschau zu einem selbst-

---

Sprache unter, und es finden sich nur in einigen wenigen Dörfern noch Spuren derselben. Weit mehr hat sie sich, und überhaupt herulische Sitten, unter der deutschen Herrschaft namentlich in Samogitien, erhalten, und die Schamaiten bewahren noch heute eine von allen Nachbarn abweichende Individualität. Mit Erstaunen hört man die Sprache der Griechen und der Skythen, der Römer und der Skandinavier von dem Munde einer Nation wiederhallen, welche die Weltgeschichte kaum kennt. Die Aehnlichkeit sehr vieler Wörter der schamaitischen Sprache sowohl als ihrer Flexionen mit denen der oben angeführten Sprachen ist überraschend und kann fast nur aus dem Vorhandensein einer Ursprache (Japhetische Sprache) erklärt werden, von der die slavische, germanische, keltische, romanische u. s. w. selbst nur Zweige sind.

Einige wenige Beispiele aus einem großen Verzeichniß (vergl. Tableau de la Pologne, Ausgabe des Chodzko 1830, Tome I. Chapitre XIII. De la langue lithuanienne) wollen wir anführen:

Litthauisch menu	griechisch mene	dänisch maane (Mond).
" ugnis	lateinisch ignis (Feuer).	
" wandu	dänisch vand (Wasser).	
" nactis (Nacht).		
" sunus (Sohn).		
" wiras	lateinisch vir (Mann).	
" ductie	griechisch thygater	englisch daughter (Tochter).
" brotis	dänisch broder (Bruder).	
" dantis	lateinisch dens (Zahn).	
" nosis	lateinisch nasus (Nase).	
" alminti	dänisch adminde (erinnern).	

Die auffallende Uebereinstimmung in der Wortbiegung mit der alten Sprache wird aus der Konjugation des Verbums „Sein" einleuchten.

Ach essu ich bin,	mess essam wir sind,
tu essi du bist,	ius essat ihr seid,
ance ir (dänisch han er) er ist,	ani ari sie sind u. s. w.

Auch die Sitten der Schamaiten, wie sie zum Theil noch bestehen, erinnern vielfach an die Gebräuche der Griechen und Römer. So wird

ständigen Königreich Polen erhoben, welches mit Rußland durch eine Verfassung verbunden, seine eigene Verwaltung haben sollte.

Der Haupteinwurf aller Polen gegen die Schöpfung dieses Königreichs war der, daß nur drei Millionen in demselben vereint waren, während die ungleich größere Zahl ihrer Landsleute durch Ukase regiert wurden und von den übrigen getrennt blieben.*)

---

noch jetzt die Braut vor der Hochzeit durch zwei Freunde des Bräutigams entführt. Am Hochzeitstag geleitet man sie mit verbundenen Augen an jede Thür ihres Hauses, legt Honig auf ihre Lippen und streut Weizen um sie. Die Mädchen schneiden der Neuvermählten das Haar ab und geleiten sie mit Schlägen zu ihrem Lager. Die Begräbnißmahle, zu welchen die Geister der Abgeschiedenen eingeladen wurden, die Beerdigungen in Hügeln und der Name der ersten Gottheit, Auxtea visa geist (dänisch höieste vise geist), höchster weiser Geist, erinnern wieder lebhaft an skandinavische Sitte und Sprache.

Wir haben uns diese Abschweifung erlaubt, weil es sich darum fragt, ob Rußland drei oder dreizehn Millionen polnischer Unterthanen hat und ob Oesterreich in Galizien über Polen oder Russen herrscht. — Wenn die Litthauer durch ihren Ursprung mit Rußland gar nicht verwandt, durch ihre Sprache mit Polen verknüpft sind, so sieht man nicht ein, weshalb fünfzig Jahre russischer Herrschaft sie mehr zu Russen, als eine vierhundertjährige Verbindung mit der Republik sie zu Polen gemacht haben soll.

*) Die Bemerkung liegt nahe, daß Klagen hierüber, wenn sie wirklich empfunden, eher in Litthauen hätten laut werden müssen als in Polen, wo sie zur Sprache gebracht wurden. Michael Oginski erklärt indeß dies Räthsel. Tome IV. Chapitre VI. Seite 234. Bei einer Audienz im November 1815, also zu einer Zeit, wo das Königreich bereits von ganz Europa anerkannt, beklagte er sich beim Kaiser: „Qu'il n'est pas permis à Wilna de faire mention du royaume de Pologne. — Personne dans la société n'ose prononcer le nom de Pologne ou de Polonais; et l'organisation du nouveau royaume est aussi peu connue chez nous, que si nous étions éloignés de mille lieues de Varsovie."

„Je ne savais pas un mot de cela" répondit l'empereur avec beaucoup de vivacité „mais un trait de plume va changer etc. J'écrivais à Korsakow combien je suis étonné du secret qu'on garde et du secret qu'on fait à Wilna de l'existence d'un royaume que toute l'Europe reconnait."

Digitized by Google

Aber wenn diese Konstituirung eines eigenen polnischen Staates, den Polen als ein Zuwenig erschien, so wurde sie von der russischen Partei eben so sehr als ein Zuviel betrachtet. Jenen war sie weit weniger eine Garantie ihrer Freiheit als dieser ein Hemmniß, welches sich allen Maßnahmen der Regierung entgegenstellte, auch da, wo sie das Beste aufrichtig beabsichtigen mochte. Man darf nicht vergessen, daß Polen die Erhaltung seines Namens, seiner Sprache und seiner Nationalität eben dem Kaiser verdankte, gegen den es bis zum letzten Augenblick seine Waffen geführt; dennoch scheint es, daß gänzliche Einverleibung oder gänzliche Trennung aller Polen diesem Mittelweg vorzuziehen gewesen sein dürfte.

Bei der Vereinigung Polens mit einem anderen Staat war nichts so entscheidend, als die eigenthümlichen Verhältnisse eben dieses Staates. Rußlands Beherrscher war der König, den man durch eine Konstitution binden wollte, welche er in jedem Augenblick zu überschreiten die Macht und oftmals gewiß das Interesse hatte. Rußlands Adel zählt noch jetzt seinen Reichthum nach der Seelenzahl seiner leibeigenen Bauern und konnte daher eine Annäherung zur Befreiung des Landmannes im Nachbarstaat nur mit Abscheu betrachten. In Rußland eben waren die größten Reformen nothwendig, und die Entwickelung dieses Staates hielt die von Polen auf. Rußland endlich konnte Polen die kommerziellen Vortheile nicht gewähren, deren es bedurfte, der Handel blieb von Preußen abhängig, und der Augustower Kanal konnte die Weichsel nicht ersetzen.

Wenn schon von Hause aus Regierung und Regierte mit Mißtrauen und feindlichen Erinnerungen zusammentraten, so erregte die Handhabung der Verwaltung durch Fremde oder durch Beamte, die sich auf fremde Autorität stützten, eine große Erbitterung. Eingriffe in die persönliche Freiheit und Verletzungen der einmal bewilligten Nationalität durch übermüthige Machthaber wurden tief und allgemein empfunden.

Digitized by Google

In administrativer Hinsicht empfing Polen durch Rußland diejenigen Institutionen, welche alle übrigen civilisirten Länder in Europa schon seit Jahrhunderten besaßen und welche nur durch die endlose Verwirrung der Reichstage und die folgenden Kriege zurückgehalten waren. Dahin gehören ein geordnetes Finanz-, Kredit- und Pfandbriefsystem, ein Postwesen, ein wohl organisirtes Heer, einige Kunststraßen und Kanäle, eine Universität und Bibliothek zu Warschau und mehrere dergleichen nützliche Einrichtungen.

Die Anlage von Fabriken und Manufakturen wurde begünstigt, und da die Einfuhr ausländischer Erzeugnisse verboten war, so erlangten sie auch bald einen bedeutenden Grad von Wohlstand und Vollkommenheit. Polen führte sogar eine beträchtliche Menge von Zeugen durch Rußland nach China. Dafür aber kaufte der Pole auch 40 pCt. theurer im Lande als außerhalb*), was für den Grundbesitzer um so drückender war, als der Preis aller Erzeugnisse sehr gering blieb, sowohl aus Mangel an Straßen- und Wasserverbindungen, als besonders, weil im Lande immer noch ein unverhältnißmäßig geringer Theil der Produktion verarbeitet wurde. Der Fabrikstand war durch Kolonisation von Fremden, vorzüglich von Deutschen, geschaffen, keineswegs aber aus dem Schoß des Volkes selbst hervorgegangen. Dem gemeinen Mann fehlte es am Betriebskapital, an Freiheit und an Kenntniß, um irgend etwas der Art zu unternehmen. Ueberdies gab es noch große und drückende Privilegien, welche sich der Theilnahme des Volkes an Gewerbethätigkeit und Handel entgegenstellten**) und die Fabrikate

*) Nicht selten sah man polnische Gutsbesitzer 20 bis 30 Meilen machen, um sich in preußischen Grenzstädten wohlfeiler und besser einzukleiden.

**) Ein reicher Jude hatte z. B. gegen eine bedeutende Abgabe an die Regierung das ausschließliche Recht, den Tabak im ganzen Königreich und den Branntwein in Warschau zu verkaufen.

Digitized by Google

theuer und schlecht machten. Auch konnten einige wohlhabende Fabrik- und Handelsherren nicht den Mittelstand einer Nation ausmachen, und in dieser Beziehung war und blieb immer eine nicht auszufüllende Lücke.

Zum Besten des Bauern geschah nichts. Er war dem Namen nach zwar frei, wirklich aber ohne Eigenthum, zur Frohne verpflichtet und ganz in der elenden Lage, wie wir ihn weiter oben gesehen. Ihm war durch nichts als durch Eigenthumsverleihung zu helfen, allein dies eben fand die größten Schwierigkeiten. Die Regierung mußte Anstand nehmen, dem schon mißvergnügten Adel durch Beeinträchtigung seiner Rechte so großen Anlaß zu einer Unzufriedenheit zu geben, welche in dieser Beziehung leicht Anklang in Rußland selbst gefunden haben könnte. Ueberdies war der polnische Bauer noch keineswegs reif zum Besitzer. Nichts als Zeit und Aufklärung konnte hier helfen, und Anlegung von Schulen mußte der erste Schritt und das Hauptaugenmerk der Regierung sein, um sich einen Stützpunkt in der Masse des Volkes zu verschaffen — dies um so eher, als es unmöglich scheinen wollte, den Adel Polens für sich zu gewinnen. — Nicht als ob wir behaupten wollten, der Bauer des Großherzogthums Posen sei in der Kultur weiter fortgeschritten und reifer zum Besitz, als der im Königreich. Allein mit elf Millionen deutscher Unterthanen, welche durch Sprache, Sitten, Interesse, zum Theil durch lange Gewohnheit an die Regierung, Alle aber durch ein seltenes Vertrauen und allgemeine Liebe an die Person des Landesherrn geknüpft waren, mit einem solchen Element der Stabilität konnte Manches unternommen werden, was unter anderen Verhältnissen mißlich gewesen wäre.

Das Schicksal des polnischen Bauern wurde aber im Königreich noch durch den Verkauf der Nationalgüter verschlimmert, indem die neuen Besitzer, ohne von der Regierung daran verhindert zu werden, dem Landmann die größeren

Digitized by Google

Gerechtsame entrissen, welche er auf diesen Gütern seither besessen hatte.

Von dem Augenblick, wo die Meinung in Polen sich gegen die Regierung erklärt hatte, war dem jungen Polen jeder Weg zu öffentlicher Thätigkeit abgeschnitten. Nur die Noth drängte ihn, als Offizier in einem Heer zu dienen, welches er als ein Werkzeug der Unterdrückung ansah. Die wissenschaftliche Ausbildung wurde versäumt, entweder weil die Studirenden auf eine unwürdige Art bewacht und bevormundet wurden oder weil jede Anstellung in Civilämtern als Abhängigkeit von einer Regierung betrachtet wurde, welche sich bei ihrer Tendenz mit rechtlichen Gesinnungen gegen das Vaterland nicht vereinen ließ, oftmals auch nur aus einem bequemen Patriotismus, dem Abneigung gegen tüchtige positive Studien zu Grunde lag. Dahin war es gekommen, daß eine Art von Schmach in den Augen der Polen auf jedem ihrer Landsleute ruhte, welcher irgend eine Bedienung von der Regierung annahm, ohne zu bedenken, daß eben hierdurch dem Vaterland — wenn es einmal sich selbst überlassen sein werde — alle tüchtigen Offiziere und brauchbaren Geschäftsmänner in allen Fächern fehlen mußten.

Der Druck in der Heimat trieb den Polen, die Freiheit in der Fremde zu suchen. Frühzeitige Reisen erfüllen die Jahre, welche sonst den Studien gewidmet sind, und Paris war der Sammelplatz, wo die mehrsten jungen Männer dieser Nation eine oberflächliche äußere Bildung erhielten, wo sie exaltirte Ansichten, die ihrer Lage und ihrem Alter zusagten, in sich aufnahmen und dann, voll Leben und Lust zum Wirken, zu einer völligen Unthätigkeit in ihr Vaterland zurückkehrten.

Der Vermögende suchte auf seinem Landbesitz den einzigen Kreis von Thätigkeit, bei welcher er sich vor einer verhaßten Regierung nicht zu beugen brauchte, und wo er sich ihrem Mißtrauen und ihrer Willkür zu entziehen hoffte. Dort nun versammelte er eine große Menge der unbegüterten Landsleute, die,

Digitized by Google

weil sie keine Aemter bekleideten, kein Brot hatten, und deren Patriotismus oder Unfähigkeit ihnen ein Recht auf die Unterstützung der Reichen gab. Wenn dann — zum Theil eben hierdurch — der Bemittelte selbst zum Unbemittelten wurde und von der Zahl der Gastfreien zur Zahl derer überging, welche von der Gastfreiheit lebten, dann gewann Rußland einen neuen glühenden Feind mehr, welcher nicht unterließ, sein Verderben und jedes Mißgeschick überhaupt auf Rechnung der Regierung und der Unterdrückung seines Vaterlandes zu schieben.

Auf diese Weise wuchs von Tag zu Tag die Zahl junger Männer aus den gebildeten Ständen, welche voll Anhänglichkeit an ihre Nationalität, von einem glühenden Haß gegen Rußland beseelt waren, Männer, die viel zu gewinnen und fast nichts mehr zu verlieren hatten.

Vielleicht liegt es in dem Charakter keines Volkes so sehr als im polnischen, seinen Unmuth in Reden verrauchen zu lassen. Als nun aber eine übertriebene, strenge Censur jeden geschriebenen Gedanken*) und zahlreiche Agenten der Polizei jede Rede bewachten, als die Polen sich von Spionen überall umgeben sahen oder zu sehen glaubten, da drängte man sie recht eigentlich auf geheime Einverständisse hin, und weil sie selbst das Unschuldige nicht öffentlich äußern durften, so thaten sie das Schuldigste insgeheim. Es fand eine allgemein verbreitete Verbindung fast aller Polen, nicht nur im Lande, sondern durch ganz Europa, statt, Unzufriedenheit mit der Regierung und Haß gegen ihre Beamten waren die Losung Aller, Festungs-

*) Die polnische Revolution von 1830 ist die einzige der neueren Zeit, bei welcher man der Presse nicht Schuld geben kann, mitgewirkt zu haben, es sei denn, daß man ihre übermäßigste Beschränkung anklagte. Denn da auch die gemäßigtste Aeußerung der Unzufriedenheit untersagt war, so ging Polen von der Unzufriedenheit unmittelbar zur Empörung über.

Digitized by Google

arrest wegen einer freien Aeußerung wurde ein Märtyrerthum in der Meinung der Uebrigen, eine Handlung des Nationalhasses war ein Verdienst selbst in den Augen der Schönheit, und die Huld der Frauen ein Sporn zur Widersetzlichkeit gegen das Gesetz.

So war die Lage der Dinge, als am 29. November 1830 eine Handvoll Studenten und Unteroffiziere einen Aufstand in Warschau erregten, welcher sich schnell über ganz Polen und einen Theil von Rußland verbreitete, augenblicklich die Regierung umstürzte und in wenig Tagen die russischen Truppen nöthigte, das Land zu räumen.

Wenn eine so geringfügige Ursache eine so ungeheure Wirkung hervorbrachte, so konnte dies nur geschehen, weil die Handlung jener jungen Leute nichts als der Funke war, der in den von allen Seiten angesammelten Brennstoff der Unzufriedenheit fiel, dessen Explosion jede andere Zufälligkeit etwas früher oder später ebenso gut bewirkt hätte.

Offenbar war das Interesse der Fabrikanten, Manufakturisten und Handelsmänner, kurz aller derer, die zum Mittelstand gehörten, ganz gegen eine solche Umwälzung, deren Gegner sie auch wirklich während der ganzen Dauer gewesen sind, allein wir haben schon gesehen, von wie wenig Gewicht dieser Mittelstand immer noch in Polen war.

Der Bauer war parteiloser Zuschauer, obschon keineswegs unbetheiligt. Hungersnoth, Seuche, Mißhandlung und Verheerung waren vielmehr das Loos, welches ihm bei dieser wie bei allen ähnlichen Gelegenheiten zufiel. Allein er hatte von der Regierung so wenig wie von seinem Grundherrn zu hoffen*) und

*) Man hat dem polnischen Adel zum Vorwurf gemacht, seine Bauern nicht befreit zu haben, um die Umwälzung national zu machen. Allein worin sollte diese Befreiung bestehen? Die Leibeigenschaft existirte überhaupt nicht, die persönlichen Rechte der Herren waren durch die Civilisation selbst menschlich begrenzt, und wenn man dem Grundherrn

Digitized by Google

that, was der an Sklaverei abgestumpfte Mensch immer thut, er ließ über sich ergehen.

Der Adel war es, welcher diesen Sturm erregte, und was er vermag in einem Lande, wo gebildeter Stand und Adel noch immer eins ist, — das hat Rußland in einem tödtlichen Kampfe erfahren.

Die Flamme dieses Aufruhrs ist gegenwärtig auf eben den Feldern von Wola in Blut gelöscht, welche vormals Zeuge der Königswahlen, des Glanzes und der Macht der polnischen Nation waren. Polen ist mit dem Schwert in der Hand erobert und hat das Recht nicht, dem Sieger Bedingungen vorzuschreiben. Aber eben dem jungen Kaiser, von welchem die Geschichte in einer kurzen Reihe von Regierungsjahren so außerordentliche Thaten aufzuzeichnen hat, der bei seiner Thronbesteigung schon einen furchtbaren Aufstand durch nichts so sehr als durch seine persönliche Festigkeit dämpfte, vor dessen Gestirn der Halbmond in Persien wie in der Türkei sich neigte, der selbst in die verpestete Hauptstadt eilte, seinen leidenden Völkern Hülfe zu bringen, diesem ist es vorbehalten, Polen in das umzuschaffen, was es künftig in Europa sein soll.

Die auffallendsten Widersprüche bezeichneten von jeher das Dasein dieses Volkes, bei welchem die Republik in Verbindung mit dem Königthum, der Glanz des Thrones mit der Ohnmacht des Regenten trat. Wir sehen die Beamten des Staates reich und die Republik arm, den Kronfeldherrn mächtig und das Heer schwach. Der übertriebenste Luxus erscheint neben der nacktesten Armuth. Der wildeste Muth und der lärmendste Widerstand lösen sich, durch die Nothwendigkeit an Nachgeben

---

auch Aufopferung genug zumuthen will, den Bauern mit Eigenthum auf seine Kosten auszustatten, so muß man einräumen, daß der Augenblick, wo ohnehin alle Bande gelöst, der ungünstigste war, den man zu einer Operation wählen konnte, welche die Regierung selbst in ruhiger Zeit nicht gewagt hatte.

Digitized by Google

gewöhnt, in geschmeidige Unterwürfigkeit und plötzliche Aussöhnung auf. Käuflichkeit, Verrath und Betrug stehen der glänzendsten Tapferkeit und Vaterlandsliebe, der unerschütterlichsten Aufopferung gegenüber. Die Geschichte des Landes zeichnet uns Charaktere, die in Griechenland und Rom geglänzt hätten, neben Verräthern und Treulosen, den Bruder, welcher mit Heldengröße Gesetzgeber und Vertheidiger seines Volkes ist, dem Bruder gegenüber, welcher mit grimmiger Wuth die Waffen des Auslandes gegen seine Heimat führt, einen Vater, der den Fluch der Mitbürger und der Nachwelt auf sich ladet, und einen Sohn, der mit seiner Habe und mit seinem Blut die Schuld des Vaters tilgt. Ja, die Inkonsequenzen vereinen sich in den Individuen selbst, und mit Erstaunen erblicken wir Männer, die mit Auszeichnung unter den Konföderirten fochten, am Ende ihrer Laufbahn die gefügigen Werkzeuge der Unterdrückung abgeben. Dieselben Namen, welche Polen als seine Beschützer verehrt, nennt es unter der Zahl seiner Feinde.

Das Uebermaß der Freiheit und das der Sklaverei haben das selbstständige Polen vernichtet, aber in seinen Trümmern selbst bewahrt es die Mischung des Widerstrebenden. Ein konstitutioneller Staat, dessen König unbeschränkter Selbstherrscher von 40 Millionen Russen ist — ungeheuere Reichthümer und drückende Armuth — ein fruchtbarer Boden und unbebaute Felder — prachtvolle Paläste, umgeben von den elendesten Hütten, die wohl je von Menschen bewohnt wurden, — so erblicken wir Polen, den Staat, welcher auf die vollkommene Gleichheit Aller gegründet wurde, noch heute als das Land der Ungleichheit, der Gegensätze und Widersprüche.

Digitized by Google

Die

westliche Grenzfrage.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorbemerkung.

Der nachstehende, im zweiten Heft der „Deutschen Vierteljahrsschrift“*) 1841 veröffentlichte Aufsatz erörtert theoretisch eine Frage, an deren praktischer Behandlung mitzuarbeiten der Verfasser dreißig Jahre später in so glänzender Weise berufen sein sollte. Schon dieser Umstand allein macht den Aufsatz dem heutigen Leser werth, noch mehr aber, daß vieles darin Gesagte in wirklich überraschender Weise auf die Gegenwart sich ebenso anwenden läßt, wie auf die Zeit von 1840.

Damals, im Jahre 1840, hatte Thiers als Minister des Königs Louis Philipp im Groll über die Niederlage, die Frankreich in der orientalischen Frage und gegen die Quadrupel-Allianz der Großmächte zum Schutze des Sultans erlitten hatte, unverhohlen ausgesprochen, Frankreich müsse Entschädigung in Deutschland suchen und das linke Rhein-Ufer fordern. Die allgemeine patriotische Entrüstung in Deutschland, die in Beckers Rheinlied: „Sie sollen ihn nicht haben“, ihren volksthümlichen Ausdruck fand, führte im Verein mit der friedlichen Gesinnung Louis Philipps zum Sturze des Ministers, aber wieder einmal war es nur zu klar geworden, welcher Selbsttäuschung die französische Nation, die den Ansprüchen von Thiers zugejubelt hatte, sich hinsichtlich ihrer Begehrlichkeit nach deutschem Gebiet hingab. Mit unerbittlicher Logik und sich streng an die geschichtlichen Thatsachen haltend, stellt der vorliegende Aufsatz das Richtige dieser Begehrlichkeit dar.

*) Die Zeitschrift „Deutsche Vierteljahrsschrift“ ist von 1841 bis 1870 im Verlage von J. G. Cotta in Stuttgart erschienen und war während der Dauer ihres Bestehens eine der vornehmsten deutschen Revuen, welche die namhaftesten Männer der Wissenschaft und hervorragende Militärs, wie Moltke und Pönitz, zu ihren Mitarbeitern zählte.

Digitized by Google

Digitized by Google

Da in Frankreich die Ansprüche an die Rheingrenze traditionell sind und da man dort bei jeder Gelegenheit und übereinstimmend von Seiten aller Parteien die Miene annimmt, als habe Frankreich ein altes gutes Recht, das ihm Deutschland vorenthalte, wiederzuerlangen, einen schweren Verlust, den ihm Deutschland zugefügt, wiederzuersetzen und die natürlichen Grenzen, welche Deutschland auf unnatürliche und widerrechtliche Weise durchbrochen habe, wiederherzustellen; da dies die herrschende Ueberzeugung in Frankreich ist und nicht bloß ehrgeizige Minister, wie Thiers, und junge Republikaner, sondern auch loyale Pairs, wie der Herzog von Noailles, und sanfte Dichter, wie Lamartine, dieselbe Meinung laut und gleichsam bona fide ausgesprochen haben, so ist es wohl zeitgemäß, diese französischen Ansprüche einmal einer rein historischen Prüfung zu unterwerfen. Wir wollen uns dabei so kurz als möglich fassen, müssen aber doch ziemlich tief in die Geschichte der Vorzeit zurückgreifen, um das Nachbarverhältniß Frankreichs zu Deutschland gründlich klar zu machen.

Die Gallier, die ehemals das Land bewohnten, welches jetzt Frankreich heißt, wurden um die Mitte des ersten Jahrhunderts vor Christo durch den großen Cäsar überwunden und all ihr Land dem römischen Reiche einverleibt. Von da an blieben sie

Digitized by Google

fünfhundert Jahre lang Unterthanen der römischen Kaiser, nahmen römische Sprache, Sitte, Religion, Wissenschaft und Kunst und zugleich alle Laster der späteren Kaiserzeit an. In demselben Zeitpunkt, in welchem Gallien den Römern unterworfen wurde, nahm die altrömische Republik ein Ende, begann das despotische, stufenweise sich verschlimmernde Regiment der Imperatoren. Am Ende dieses Zeitpunktes theilte Gallien das Elend der Sklaverei und die tiefste Entsittlichung mit allen anderen römischen Provinzen. Geistliche und Profanschriftsteller jener Zeit, deren Werke auf uns gekommen sind, wetteifern, uns davon die empörendsten Schilderungen zu machen. Insbesondere klagen sie über die unsinnige Theaterwuth der Gallier, die mitten im Mord und Brand der Völkerwanderung auf den Ruinen ihrer Städte immer noch nach Schauspielen schrieen. Und die Frivolität der Sitten war so groß, daß Alles der zügellosesten Lust fröhnte ohne Rücksicht auf Alter und Bande des Blutes. Von politischer Freiheit und Würde war so sehr jede Spur verschwunden, daß selbst bei der Auflösung des Kaiserreichs kein Stand, keine Korporation sich vorfand, die ein neues politisches Gebäude hätte gründen können oder wollen. Es gab nur noch Sklaven, die an wenige reiche Satrapen vertheilt waren.

Wir glauben, diese Thatsachen deshalb voranstellen zu müssen, weil die Franzosen seit dem vorigen Jahrhundert sich in der Illusion gefallen, sie seien die direkten Nachkommen und Erben des antiken Republikanismus. Sie behaupten, ihre Revolution sei eine Wiederherstellung jener antiken Bürgerfreiheit, eine Reaktion des demokratischen Romanismus oder Latinismus gegen den aristokratischen Germanismus, eine Befreiung der alten römisch-gallischen Bevölkerung von dem Joche der germanischen Eroberer oder dem fränkischen Feudaladel gewesen. In diesem Sinne haben sie alle fränkischen Erinnerungen zu verbannen gesucht, in ihrer neuen Republik die Namen der altrömischen Republik, des Senats, der Konsuln wiederhergestellt. In diesem Sinne ver-

Digitized by Google

fuhr auch Napoleon, der gleich den altrömiſchen Imperatoren den eroberten Ländern die älteſten Namen Ligurien, Cisalpinien, Helvetien, Belgien, Batavien ꝛc. wiedergab. Napoleon verfuhr dabei konſequent. Die Republikaner aber hatten gewiß Unrecht, ſich für die Erben altrömiſcher Freiheit auszugeben, da Gallien dieſelbe niemals gekannt hat, ſondern erſt unter die römiſche Herrſchaft kam, als die Freiheit ſchon zu Grabe getragen war.

Durch die Römer wurden die Gallier aller Freiheit beraubt, entnationaliſirt, entnervt. Erſt durch die deutſchen Eroberer erhielten ſie die Freiheit wieder und wurden ihre Sitten verbeſſert.

Während es den Römern gelang, die Gallier in ſehr kurzer Zeit und vollkommen zu unterjochen, gelang ihnen der gleiche Verſuch bei den Germanen nicht. Die Germanen oder Deutſchen verſtanden ihre Freiheit und Unabhängigkeit gegen alle Angriffe des römiſchen Reiches zu behaupten und ſetzten den Kampf gegen Roms Uebermacht unermüdet fünfhundert Jahre lang fort, genau in derſelben langen Zeit, in welcher die Gallier die Sklaven Roms waren. Endlich ſiegten die Deutſchen, zertrümmerten das römiſche Reich und eroberten unter Anderem auch Gallien.

Die Niederlaſſung deutſcher Eroberer in ihrem Lande war ebenſo ſehr ein Glück und Heil für die Gallier, als früher die Niederlaſſung der Römer ein Unglück und Unheil für ſie geweſen war. Durch die Römer hatten ſie die Nationalität, die Selbſtſtändigkeit, die Freiheit, die guten Sitten und geſunde Exiſtenz verloren, durch die Deutſchen erhielten ſie dieſelben wieder. Erſt durch die Vermiſchung der ſklaviſchen und in Laſter verſunkenen Bevölkerung mit den freien und kräftigen Franken, Gothen und Burgundern kam wieder ein geſundes Leben in die Bevölkerung Galliens, ein neues Nationalgefühl, eine neue Volksſitte, gegründet auf die Ehre, und ein neuer

Digitized by Google

Rechtszustand, gegründet auf die Freiheit. Die Unterworfenen wurden schonend behandelt und erhielten Rechte, die sie unter den Römern nie besessen hatten. Bald nahmen sie an allen Rechten der Eroberer und an den Staatsämtern Theil. Bald lebten sie sich ein in die neue verfassungsmäßige Freiheit, die ihnen die Franken gebracht hatten. Nicht bloß Franken, auch römische Gallier erschienen auf den Märzfeldern und saßen im Rath der durch Wahl und Vertrag gebundenen konstitutionellen Könige. Mit Recht sagt daher Montesquieu, die Freiheit sei ein Geschenk, das die Franken aus den germanischen Wäldern nach Gallien gebracht hätten. Aber dieses so schöne und wahre Wort Montesquieus suchen die heutigen Franzosen zu vergessen und wollen nicht daran erinnert sein.

Gallien erfuhr noch mehr Wohlthaten von den Deutschen. Zu Anfang des achten Jahrhunderts eroberten die Muhammedaner Spanien und drangen in unermeßlichen Schaaren über die Pyrenäen. Noch war das neue fränkische Reich in Gallien nicht völlig gereift. So weit die römische Zunge gesprochen wurde, hatte die germanische Tüchtigkeit noch nicht alle Erschlaffung besiegen können. Darum unterlag das westliche Frankreich dem Halbmond und wäre gänzlich unterworfen und zum Islam bekehrt worden, wenn es nicht durch die Heereskraft der Rheinfranken, Schwaben, Bayern und Thüringer wäre gerettet worden.

Im neunten Jahrhundert schied sich Deutschland als Kaiserthum unter Ludwig dem Deutschen von Frankreich, das unter Karl dem Kahlen ein Königreich für sich bilden durfte. Nun ist wohl zu merken und sollte darauf ein allerdings großes Gewicht gelegt werden, daß die deutschen Kaiser, obwohl weit mächtiger als die französischen Könige, doch immer gute Nachbarschaft mit Frankreich gehalten und dasselbe nie zu beunruhigen oder zu schwächen getrachtet haben. Welches Glück für Frankreich, daß es gerade auf seiner schwächsten Seite von seinem

Digitized by Google

stärksten Nachbar immer am meisten geschont und in seiner Entwickelung nie gestört wurde!

Daß sich übrigens damals das kleine französische Königreich dem großen deutschen Kaiserthum gegenüber noch in einer untergeordneten Stellung befand, war natürlich. Die Deutschen waren die Herren der Welt. Was waren dagegen die Gallier? Die Deutschen hatten das römische Joch zerbrochen, dem Islam eine eherne Mauer entgegengesetzt, in den altrömischen Provinzen England, Frankreich und Italien ein neues Leben hervorgerufen, einen neuen Grund gelegt zu kraftvoller Staatsverfassung, bürgerlicher Freiheit, Wohlstand und Ehre. Was hatten dagegen die Gallier gethan? Sie hatten als ehemalige Sklaven Roms, als Unterworfene nur die Wohlthaten empfangen, die ihnen die deutschen Sieger großmüthig gewährten. Sie verhielten sich passiv, bei den Deutschen allein war damals die Thatkraft. Alles, was geschah, um das alte versunkene und entnervte Gallien in das neue gesunde und blühende Frankreich zu verwandeln, geschah durch die Deutschen. Unter diesen Umständen nun konnte es den Galliern nicht einfallen, sich mit den Deutschen messen oder ein politisches Gleichgewicht ansprechen zu wollen. Daß das deutsche Kaiserthum viel größer und mächtiger sein mußte als das französische Königreich, verstand sich von selbst. Die Gallier genossen ihre neue Freiheit und Selbstständigkeit ja nur als ein Geschenk der deutschen Eroberer.

Wie die ganze Umgestaltung der alten Welt im Mittelalter von den Deutschen ausgegangen war, so blieb auch bei den Deutschen die Macht und das äußere Zeichen derselben, die Kaiserkrone. Und wie die ganze Eroberung des römischen Reiches von Deutschland ausgegangen war, so blieben auch dem Deutschen Reiche die Königreiche Burgund und Italien einverleibt. Wie hätten die Gallier es wagen dürfen, sich über diese Ausdehnung des deutschen Reiches zu beklagen, sie, die selber den Deutschen unterworfen gewesen und nur durch die Gunst derselben eman-

Digitized by Google

zipirt waren? Jahrhunderte mußten verfließen, bis den neuen Franzosen nur einfallen konnte, sich mit den Deutschen messen, sich auf Kosten derselben vergrößern zu wollen. Das Uebergewicht der Deutschen war so natürlich und historisch so wohl begründet, daß es erst einer langen Umwandlung der Zeit bedurfte, bis es der französische Neid wagen konnte, sich an der Majestät deutscher Nation zu vergreifen.

Bis tief ins dreizehnte Jahrhundert blieb Frankreich auf die Gebiete der Garonne, Loire und Seine beschränkt, und nur wie durch einen Zufall besaß es auch die deutsche Grafschaft Flandern, die durch ihren Grafen Balduin, den Eidam Karls des Kahlen, unter französische Lehensherrlichkeit gekommen war. Dagegen gehörte das ganze übrige Niederland, Luxemburg, Lothringen, die Freigrafschaft Burgund (franche comté) und das ganze Gebiet der Saône und Rhône (das alte Königreich Burgund oder Arelat) zum deutschen Reich. Mit Ausnahme Flanderns griff mithin die politische Grenze unseres Reiches weit über die Sprachgrenze hinaus, und dies war natürlich, denn seit dem fünften Jahrhundert war ja das Alles und noch weit mehr, das ganze ehemalige Reich der Römer, eine rechtmäßige Eroberung der Deutschen.

Die Sprachgrenze scheint schon bald nach der Eroberung festgestellt worden zu sein und hat sich mit wenigen Veränderungen bis auf unsere Tage erhalten. Je weiter nach Westen oder Süden, um so dünner und zerstreuter waren die Niederlassungen der deutschen Eroberer, je näher der alten Heimat in Osten und Norden, um so dichter. Dort nahmen die Sieger die Sprache der weit zahlreicheren Ueberwundenen an, woraus die verschiedenen romanischen Mundarten des Spanischen, Italienischen und Französischen entstanden. Hier war die Ueberzahl bei den Siegern und wurde die deutsche Sprache beibehalten. Die Grenze des deutschen und französischen Sprachgebietes beginnt an der Nordsee bei Calais und läuft

Digitized by Google

von da beinahe in gerader Richtung nach Oſten fort, in einer Linie, welcher die Städte Ypern, Kortryk, Renaix, Grammont, Enghien, Brüſſel, Löwen, Tirlemont, St. Tron, Tongern, Maeſtricht und Aachen nordwärts, die Städte St. Omer, Lille, Doornik, Ath, Nivelles, Wavre, Jodoigne, Lüttich und Verviers ſüdwärts zur Seite liegen bleiben. Von Verviers wendet ſich die Sprachgrenze plötzlich nach Südſüdweſt ab und geht über Malmédy, Salm, Houfjalige, Baſtogne, Rabay bis Virton. Von hier wendet ſie wieder nach Südweſten um, geht über Longwy, Thionville (Diedenhofen), ſetzt bei Metz über die Moſel, läuft in der Waſſerſcheide zwiſchen der Moſel und Saar immer ſüdöſtlich fort bis an die Vogeſen, erreicht dieſelben an den Quellen der Saar, läuft auf dem Rücken der Vogeſen fort und dringt ſüdwärts bis Altkirch, wendet ſich aber von da wieder etwas öſtlich bis in die Nähe der Stadt Baſel, dann wieder rein ſüdlich über den Jura, ſteigt nach Biel hinab und folgt von da an dem Laufe der Aar und Saône bis in die Hochalpen, überſteigt auch dieſe, geht mitten durch Wallis und umfaßt noch den Monte Roſa auf ſavoyiſchem Gebiet, deſſen deutſche Bergdörfer in jüngſter Zeit die Aufmerkſamkeit mehrerer Reiſenden auf ſich gezogen haben. Von Oberwallis an oſtwärts geht die Grenze zwiſchen dem deutſchen und italieniſchen Sprachgebiet mitten durch die Hochgebirge fort mit einem Uebergewicht des deutſchen Elements, ſofern mehr Deutſches im Süden als im Norden der höchſten Waſſerſcheide gefunden wird. Wir wollen ſie nicht genau verfolgen, da wir hier nur von der Grenze gegen Frankreich zu reden haben.

Alles nun, was weſtlich von der bezeichneten Grenzlinie liegt, ſpricht welſch oder franzöſiſch, Alles, was öſtlich derſelben liegt, ſpricht deutſch, und dieſe Sprachgrenze hat ſich, mit kaum merklichen Veränderungen, ſo weit das Gedächtniß der Geſchichte reicht, nun ſchon über tauſend Jahre lang erhalten. Daraus erhellt nun, daß das ganze Flußgebiet des Rheins, ſein ganzes

Digitized by Google

linkes, wie sein rechtes Ufer, in dieser langen Zeit ausschließlich von Deutschen bewohnt war und noch ist.

Aus den oben entwickelten Gründen aber ging das Reich der Deutschen über diese Sprachgrenze noch weit hinaus, und das Recht auf seine alten Eroberungen in den romanischen Ländern konnte ihm nicht bestritten werden.

Erst im dreizehnten Jahrhundert, als das glorreichste Geschlecht unserer Kaiser, das edle Haus der Hohenstaufen, in dem unversöhnlichen Kampfe mit der römischen Hierarchie unterlag, wagte Frankreich im Bunde mit dem Papst, sich an den Rechten und an der Ehre des Deutschen Reiches zu vergreifen. Das Reich, ohne Kaiser, zerrüttet durch die Umtriebe des Papstes, von Bürgerkriegen zerfleischt, konnte auf die Uebergriffe des westlichen Nachbars nicht achten. Frankreich riß das Erbe der Hohenstaufen in Neapel und das burgundische Königreich an der Rhône (das Arelat) an sich, und ein französischer Prinz war es, auf dessen Befehl der letzte Sprößling des schwäbischen Kaiserhauses unter dem Henkerbeile fiel.

Erinnert man sich nun, daß Gallien seine Wiedergeburt und neue Blüthe nur den Deutschen verdankte und daß es von deutscher Seite her nie in seiner Entwickelung gestört noch beunruhigt worden war, so erscheint diese Handlungsweise Frankreichs gegen unsere schwäbischen Kaiser keineswegs edel. Deutschland hatte das um Frankreich nicht verdient.

Wir wollen hier nur kurz erwähnen, daß Frankreich in seinen ungerechten Anmaßungen fortfuhr, daß es seine Prinzen wie auf den neapolitanischen, so auch auf den ungarischen Thron setzte, um das Deutsche Reich von allen Seiten zu umfassen, daß es den Papst, mit dem es sich anfangs nur verbündet, bald sich völlig unterwarf, ihn von Rom nach Avignon versetzte, gleichsam in ehrenvoller Gefangenschaft hielt und fort und fort zu Maßregeln nöthigte, die dem Deutschen Reiche in hohem Grade verderblich waren. Die ganze lange Regierung Kaiser Ludwigs

Digitized by Google

des Bayern war ein verzweiflungsvoller Kampf gegen diese Umstrickung römisch-französischer Intriguen. Erst der Klugheit und Ausdauer der nachfolgenden Kaiser aus dem luxemburgischen Hause gelang es, das römisch-französische Bündniß aufzulösen, den Papst wieder nach Rom zurückzuführen und Frankreich in Schranken zu halten, während zugleich die französischen Dynastien in Neapel und Ungarn in ihren eigenen Lastern untergingen.

Doch hatte sich ein Zweig des französischen Königshauses in der Mitte zwischen Deutschland und Frankreich festgesetzt. Das waren die neuen Herzoge von Burgund, die im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert auf Kosten unseres Reiches nicht geringe Erwerbungen machten, bald durch Heirat, bald durch Erbschaft, bald durch List, bald durch Gewalt. Schon hatten Philipp und sein Sohn Karl der Kühne von Burgund sich der Franche Comté, Luxemburgs und der gesammten deutschen Niederlande auf diese Weise bemächtigt. Schon hatte Karl auch das Elsaß pfandweise an sich gebracht, als er auch Lothringen und die Schweiz zu erobern, das ganze linke Rheinufer zu beherrschen und die Königswürde anzunehmen trachtete. Wenn ihm dieser Plan gelungen wäre, so würde der französische Geist, der an seinem Hofe ausschließlich vorherrschte, ein ungemeines Uebergewicht auf Kosten des deutschen erlangt haben. Das fühlte man. Nur ungeduldig ertrugen die Niederländer das Joch des undeutschen Fürsten. Blutige Empörungen der Flamländer und Lütticher waren nur mühsam unterdrückt worden. Das deutsche Oberland aber kam der Gefahr zuvor. Das Elsaß erhob sich, und der Landvogt des Burgunders wurde zu Breisach vom Volke gerichtet. Die Schweiz erhob sich, und der stolze Karl unterlag in wenigen, aber Alles entscheidenden Schlachten. Er selber fiel, und sein ganzes Erbe, soweit es deutsches Reichsland gewesen, und dazu noch Flandern kamen an Haus Oesterreich; die übrigen französischen Lehen des Herzogthums Burgund fielen an Frankreich zurück.

Digitized by Google

Wollte nun Frankreich, auf jene Erinnerung gestützt, noch irgend einen historischen Rechtsanspruch an Flandern machen, so würde Deutschland mit noch mehr Recht das Arelat reklamiren können.

Das natürliche Uebergewicht des Deutschen Reiches war wiederhergestellt. Frankreich aber vermochte nicht Ruhe zu halten. Es konnte der Lust nach unrechtmäßigen Eroberungen nicht mehr widerstehen und da es nicht wagen durfte, Deutschland selbst anzugreifen, so zog es wider Italien, indem es auf die herkömmliche Trägheit der Deutschen rechnete, die sich nicht beeilen würden, für Italien große Anstrengungen zu machen. Frankreich hatte nicht das geringste Recht auf Italien, man müßte denn seinen Anspruch auf Neapel, das es einst auf so unrechtmäßige Weise den Hohenstaufen entrissen hatte, für einen legitimen halten. Aber Frankreich wollte nicht bloß Neapel, es wollte auch Oberitalien. Es veranlaßte lange blutige und verheerende Kriege ohne irgend einen triftigen Grund, rein aus Habgier. Aber es erreichte seinen Zweck nicht. Sein König wurde zu Paris gefangen und gedemüthigt. Der Deutsche Kaiser Karl V. blieb Herr in Italien wie in Spanien, was ihm als Erbe zufiel. Doch beging er den politischen Fehler, seine großen Besitzungen zu theilen, die gesammten Niederlande und die Freigrafschaft Burgund vom Deutschen Reiche abzureißen und mit Neapel und Mailand seinem Sohne Philipp II. von Spanien zu geben, während sein Bruder Ferdinand nur den Rest behielt.

Gleichzeitig begann die große deutsche Reformation, und leider gaben die Parteiungen, die infolge derselben unser Reich zerrissen, Frankreich bald eine neue Gelegenheit zu räuberischen Uebergriffen. Die Protestanten unterlagen im schmalkaldischen Kriege. Da übte Kurfürst Moritz von Sachsen, der bisher auf der Seite des Kaisers gegen die Protestanten gestritten hatte, den bekannten Verrath und verband sich mit Frankreich

Digitized by Google

für die protestantische Sache gegen den Kaiser. König Heinrich II. von Frankreich brach in die Grenzen des Reiches ein, vor sich hersendend ein revolutionäres Manifest, das den Deutschen die Freiheit verkündete und mit einem Freiheitshut und Dolch sinnbildlich geschmückt war. Wer gab ihm ein Recht, die Deutschen zur Empörung gegen ihren Kaiser aufzurufen? Nie hatten sich die Deutschen Kaiser in die inneren Angelegenheiten Frankreichs gemischt. Allerdings war Heinrich II. vom Kurfürsten Moritz eingeladen. Ist es aber völkerrechtlich, der Einladung eines Empörers zu folgen, um ein Nachbarland zu beunruhigen? Heinrich II. wollte die Freiheit der Deutschen, zunächst ihre Glaubensfreiheit, retten. Aber war es ihm damit irgend ein Ernst? Er selbst war und blieb katholisch und mit so viel Fanatismus, daß er alle Bekenner des lutherischen Glaubens in Frankreich lebendig verbrennen ließ und in eigener Person diesen Autodafés beiwohnte. Indem er nun die Deutschen mit der groben Lüge zu bethören hoffte, daß es ihm um die Rettung ihrer Glaubensfreiheit zu thun sei, ging er auf nichts Anderes aus, als auf irgend eine Eroberung an den deutschen Grenzen, die ihm bei der allgemeinen Verwirrung im Reiche nicht entgehen konnte. Er bemächtigte sich mit List und Gewalt der drei Städte und Bisthümer Metz, Toul und Verdun und durfte sie behalten, da die uneinigen Deutschen ihre Kräfte gegeneinander kehrten, anstatt sich vereinigt des Reichsfeindes zu erwehren. Metz, bisher eine freie deutsche Reichsstadt, die noch unlängst sich zum Lutherthum neigte, verlor ihre alte Freiheit und wurde in eine französische Provinzialstadt verwandelt. Auch die Glaubensfreiheit, für welche der König zu streiten vorgegeben, wurde gänzlich unterdrückt, das lutherische Bekenntniß bei Todesstrafe verboten.

Der leidenschaftliche Haß der beiden Kirchenparteien in Deutschland steigerte sich immer mehr und brach endlich in jenen langen Kampf aus, der unter dem Namen des dreißigjährigen

Digitized by Google

Krieges ein so schreckliches Andenken hinterlassen hat. An diesem großen Bürgerkriege der Deutschen nahmen Schweden und Frankreich Theil, beide unter dem Vorwand, den Protestanten gegen den Kaiser beizustehen, beide aber in der wahren Absicht, Eroberungen in Deutschland zu machen. Schweden kann dabei Vieles zu seiner Entschuldigung anführen. Die jüngste Geschichtschreibung der Deutschen ist in der That zu freigebig mit Vorwürfen gegen den König Gustav Adolph gewesen. Er wollte erobern, er hatte sogar den kühnen Gedanken, Deutscher Kaiser zu werden. Gut, wir zweifeln nicht daran. Aber wenn er seinen Plan durchgesetzt hätte, wäre denn das ein Unglück für uns gewesen? Er war ein Fürst germanischen Stammes, er würde so ganz Deutscher geworden sein, daß Schweden fortan nur noch als eine deutsche Provinz hätte gelten können. Ueberdies war es ihm mit dem Kampf um die Glaubensfreiheit Ernst. Er war als Protestant geboren und erzogen und innig von der Wahrheit überzeugt, die damals unterdrückt werden sollte. Mischte sich auch in seine Empfindung politischer Ehrgeiz, — wer mag behaupten, daß die Frömmigkeit dieses edelen Königs bloß Maske gewesen sei? Sie war es nicht. Sein Andenken muß allen Protestanten heilig bleiben.

Schweden also war berechtigt, sich in den dreißigjährigen Krieg einzumischen, den hartbedrängten Protestanten beizustehen. Aber Frankreich? Was wollte denn Frankreich? An der Spitze dieses Reiches stand damals ein Kardinal und neben ihm ein Kapuziner, der berüchtigte Pater Joseph, die im Namen des noch unmündigen Königs regierten. Ein Kardinal und ein Mönch! Konnten sie es wohl mit der Sache der Protestanten ehrlich meinen? Und doch scheuten sie sich nicht, das Gaukelspiel Heinrichs II. zu erneuern und abermals zu verkünden, sie wollten für die Glaubensfreiheit der deutschen Protestanten kämpfen. Ihr Zweck war kein anderer, als Deutschland in einem Augenblicke zu berauben, in welchem es zu schwach war,

Digitized by Google

sich zu vertheidigen. Frankreich handelte wie ein Dieb, der in eine brennende Stadt kommt, nicht um zu löschen, sondern um zu stehlen. Es hatte nicht das geringste Recht, sich in die deutschen Angelegenheiten zu mischen. Das Volk in Deutschland sah dies sehr wohl ein und machte zwischen Schweden und Franzosen einen großen Unterschied. Es begrüßte den König Gustav Adolph als Retter, es warf sich vor ihm auf die Kniee und erflehte seinen Segen. In dem sogenannten Retter dagegen, der mit französischen Truppen über den Rhein kam, in dem General Turenne, sah es nur einen Räuber und Mordbrenner. Tausend öffentliche Stimmen jener Zeit, fliegende Blätter, Relationen und Promemorias sprachen für die Schweden, nicht eine für die Franzosen.

Durch den langen Krieg gänzlich erschöpft, mußte das Deutsche Reich den Franzosen endlich das Elsaß als Beute überlassen, mit Ausnahme der Reichsstädte und insonderheit Straßburgs, die uns damals noch blieben, aber von französischen Truppen umringt und schutzlos der Willkür Frankreichs preisgegeben waren. Die Fahne der Lilien war am Rhein aufgepflanzt; der Rhein war nunmehr, wenigstens ein Stück vom Rhein, Frankreichs Grenze. Kann man dies nun eine natürliche Grenze nennen? In der That braucht man nicht gerade der beschädigten und in ihrem Recht damals so tief gekränkten deutschen Nation anzugehören, um überzeugt zu sein, daß Frankreich nur per nefas an den Rhein gekommen sei, daß es nie ein Recht weder auf eine Eroberung im Deutschen Reiche noch überhaupt auf eine Einmischung in die Angelegenheiten Deutschlands gehabt habe.

Deutschland war dergestalt zerrüttet, daß Frankreich sein böses Spiel mit leichter Mühe fortsetzen konnte. Mit dem westfälischen Frieden hörten die Eroberungen Frankreichs in Deutschland nicht auf, sondern begannen erst recht systematisch.

Während Deutschland nur noch dem Namen nach ein Reich, der That nach aber ein lockerer Haufen uneiniger und äußerst

Digitized by Google

geschwächter Staaten war, brachte Ludwig XIV. in Frankreich alle Provinzen, Stände und Parteien unter sich und schuf die absolute Monarchie, in der Alles einem Willen gehorchte. Dies machte ihm die Erhebung unermeßlicher Steuern und die Werbung zahlreicher Heere möglich, einen Aufwand von Kraft, mit dem sich die ohnmächtigen Nachbarstaaten nicht messen konnten. Diese Umgestaltung Frankreichs unter dem vierzehnten Ludwig kann man mit Recht als eine gallisch-römische Reaktion gegen das germanische Element, das bisher immer noch in Frankreich vorgeherrscht hatte, als eine Vernichtung der altfränkischen Volksfreiheiten und der ständischen Vertretung, eine Rückkehr zum früheren römischen Despotismus, wie er von Cäsar an bis auf Chlodwig fünfhundert Jahre lang in Gallien einheimisch gewesen war, betrachten. Daher auch die große Umwälzung im Geschmack, in der Kunst und Literatur. Ludwigs XIV. Hof umgab sich mit den Erinnerungen des römischen Alterthums und mit Nachahmungen des antiken Geschmacks. Die alte Mythologie trat wieder ins Leben. Statuen und Bilder antiker Götter füllten die Paläste und Gärten, in den Schauspielen, Opern und Gedichten nahm Alles diesen Zuschnitt an. Es war das Zeitalter der Renaissance, der Wiedergeburt des gallisch-römischen Geistes.

Dieser Geist hatte nichts von dem früheren, besseren Geist der römischen und griechischen Republiken, Alles aber von dem schlimmen Geist des späteren römischen Kaiserreichs angenommen. Er war gottlos, sittenlos und heidnisch, despotisch und sklavisch. Der französische Hof wälzte sich in allen Lastern der alten Welt und gab das Beispiel einer Schamlosigkeit des öffentlichen Lebens, von der die Völker keine Erinnerung mehr hatten, die aber von den Gelehrten als klassisch nachgewiesen und bemäntelt wurde.

Unglücklicher Weise adoptirte Ludwig XIV. nun auch das altrömische System der Eroberung, der schonungslosen Ver-

Digitized by Google

achtung aller Völkerrechte, und indem er sich selbst für den Erben der altrömischen Bildung hielt, gefiel es ihm, in den Deutschen wieder nur „Barbaren" zu sehen, die er mit Gewalt und List sich zu unterwerfen dasselbe Recht habe, wie es einst die römischen Kaiser geltend gemacht. Die französischen Könige hatten zwar schon vor ihm dieselbe Politik befolgt und die Rechte ihrer deutschen Nachbarn nie geachtet, allein mit Ludwig XIV. kam weit mehr System in diese Politik; Welteroberung und die Gründung einer französischen Universalmonarchie wurde fortan der herrschende Gedanke des französischen Kabinets und der hierin gern zustimmenden Nation.

Auf die bequemste Weise konnte Ludwig das altrömische System dem europäischen Staatskörper einimpfen, wenn er selber Deutscher Kaiser wurde. Alsdann befand er sich in einer Stellung, die es ihm möglich machte, nach und nach die germanischen Institutionen im Deutschen Reich, wie in Frankreich zu verdrängen und an deren Stelle die Institutionen des römischen Despotismus zu setzen, den Deutschen Kaiser unvermerkt wieder in einen altrömischen zu verwandeln, das Reich, das bisher von Karl dem Großen an datirte, bis auf Augustus zurückzudatiren. Sein Einfluß in Deutschland war groß, der des Hauses Habsburg seit dem dreißigjährigen Kriege sehr geschwächt, und nach Ferdinands III. Tode schien dessen junger, etwas träger Sohn Leopold der Gegner nicht zu sein, mit dem es aufzunehmen Ludwig nicht hätte wagen sollen. Er wagte es. Allein wie sehr ihn auch damals die Umstände begünstigten, so fiel doch auch er, wie alle früheren französischen Könige im ähnlichen Falle, bei der Kaiserwahl durch. Die deutschen Fürsten ließen sich oft von Frankreich bestechen, zu offenem Verrath und Aufruhr gegen Kaiser und Reich verleiten, im Kriege besolden, aber nie gaben sie sich dazu her, bei ihren Wahlen Frankreich zu begünstigen. In diesem Punkte bewahrten sie immer einen gewissen Stolz und zeigten mehr Unlenksamkeit,

Digitized by Google

als Frankreich erwartete. Aber auch nicht ohne Treulosigkeit, indem sie Frankreich erst Hoffnung machten und dann täuschten. Die Intriguen bei der Wahl Leopolds I., durch welche sein Mitbewerber um die deutsche Krone, Ludwig XIV., ausgeschlossen wurde, sind ein Gewebe der niedrigsten Treulosigkeiten, die nach allen Seiten hin begangen wurden. Um nämlich Ludwigs XIV. Zorn über die getäuschte Hoffnung zu beschwichtigen, verband Kurfürst Johann Philipp von Mainz, der Reichserzkanzler, der die Wahl leitete, und sein noch talentvollerer Minister Boineburg mit dem den deutschen Interessen günstigen Wahlakt einen diesen Interessen höchst schädlichen, gerade entgegengesetzten, politischen Akt, nämlich die Stiftung eines Rheinbundes gegen den Deutschen Kaiser unter dem Protektorate Frankreichs. So hofften die diplomatischen Intriganten in Mainz, es weder mit dem Kaiser noch mit Frankreich zu verderben und die Hand im Spiele zu behalten. Der schwache Kaiser ließ sich das gefallen und schonte den Mainzer mit vieler Aengstlichkeit. Ludwig aber stellte sich äußerst grimmig, jagte dem Mainzer Kurfürsten Furcht ein und zwang ihn, sich unbedingt Frankreich in die Arme zu werfen. Boineburg aber erhielt keine Verzeihung. Was er durch Stiftung des Rheinbundes für Ludwig gethan, wurde undankbar vergessen; daß er die Wahl Ludwigs bei der Kaiserwahl verhindert hatte, wurde ihm zum schwersten Verbrechen gemacht, und Johann Philipp, der deutsche Reichserzkanzler, ließ seinen Minister Boineburg auf Befehl Ludwigs XIV. am Sitz des Reichstages zu Regensburg verhaften und in den Kerker werfen.

Ludwigs Einfluß wurde immer größer, da er die Fürsten des Rheinbundes mit großen Jahresgeldern bestach, und fast alle westdeutschen Fürsten drängten sich herbei, um große, ja selbst um kleine Summen zu betteln. Sogar am Hofe des Kaisers wurde der Alles vermögende Minister Lobkowitz mit fran-

Digitized by Google

zösischem Gelde bestochen. Nur der Große Kurfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, vertrat die Ehre und die Interessen Deutschlands und warf den übrigen Fürsten ihren Verrath und ihre Schwäche vor.

Einen unmittelbaren Angriff auf das Deutsche Reich und einen Versuch, darin zu erobern, wagte Ludwig damals noch nicht, um die Rheinbundfürsten nicht zu erschrecken und wieder von sich abwendig zu machen. Er brauchte sie noch. Zunächst lag ihm Alles daran, sich der beiden Flanken Deutschlands, nämlich der Schweiz und der Niederlande, zu versichern. War ihm dies gelungen, und er hoffte es gerade vermittelst des Rheinbundes zu erreichen, so konnte er alsdann ohne weitere Schonung des letzteren unmittelbar über die deutschen Reichsländer herfallen.

Die Schweiz gewann er wie den Rheinbund durch Bestechung. Ein Angriff auf die Schweiz wäre gefährlich und völlig überflüssig gewesen. Die Schweizer boten sich von selbst an, Frankreich zu dienen, und Ludwig hatte in allen seinen Kriegen gewöhnlich 20 000 bis 30 000 Schweizer im Solde, die immer voran waren und oft allein den Sieg entschieden oder eine Niederlage verhinderten. Auch diente die Schweizer Diplomatie der französischen. Die Regenten der Eidgenossenschaft waren von Frankreich bestochen, thaten Alles, was Frankreich wollte, und hemmten die Schritte des Kaisers, widersetzten sich allen Zumuthungen des Deutschen Reiches, handelten durchgängig so, als ob die Schweiz eine französische Provinz gewesen wäre. Nur Zürich sträubte sich gegen Frankreich. Alles Gefühl für deutsche Nationalität war in den Schweizern, die doch Deutsche sind, erstorben. Alle politische Voraussicht war von ihnen gewichen. Als Republikaner dienten sie einem Despoten; als Nachbarn verstärkten sie eine Macht, die ihnen selbst früher oder später ebenso verderblich werden mußte, wie allen anderen Nachbarn. Wenn die Schweizer mit ihren kräftigen Armen für

Digitized by Google

die deutsche Sache gefochten hätten, wäre Frankreich nie so mächtig geworden. Nie errang Frankreich einen Vortheil über Deutschland, außer durch deutsche Arme, durch die Hülfe von Deutschen, die ihr Vaterland verleugneten.

Der Schweiz durch schlaue Kunst und Geld versichert, suchte sich Ludwig nun vor allen Dingen der Niederlande zu bemeistern. Der nach einer großen Revolution in England wieder eingesetzte König Karl II. Stuart gab sich ganz der französischen Politik hin und übernahm es, die wachsamen Holländer durch einen Seekrieg zu beschäftigen. Die spanischen Niederlande, weder von Holland noch vom Deutschen Reiche unterstützt, wurden von französischen Heeren überschwemmt und erprobten ihre Schwäche. Unter der Zucht von Jesuiten war der Volksgeist gelähmt worden. Ludwig riß Arras, Hesdin und einige andere Orte von den spanischen Niederlanden ab und vereinigte sie mit Frankreich. Niemand kümmerte sich darum. Die spanischen Niederlande ganz wegzunehmen, war es noch nicht Zeit, da Ludwig erst Holland haben wollte. War dieses Land in seinem Besitz, so mußten die südlichen Niederlande von selbst an ihn fallen. Um aber Holland zu erobern, bedurfte er noch des Rheinbundes, der ihm theils die Allianz, theils die Neutralität des Deutschen Reiches sicherte. Er ließ alle diplomatischen Minen springen. Der Rheinbund mußte ihm Truppen stellen. Der Kaiser selber wurde durch Lobkowitz gewonnen, der Eroberung Hollands ruhig zuzusehen, da die Holländer ja doch nur kalvinistische Ketzer seien. Auch die Engländer ließen sich aus Handelseifersucht bewegen, den Franzosen gegen Holland beizustehen. Nun schien Holland verloren, aber die heldenmüthige Erhebung der Holländer und die Kunst, mit der sie sich ihrer Wasserkräfte durch Oeffnen der Schleusen und Durchstich der Dämme zur Abwehr des Feindes bedienten, hemmten den Siegeslauf der 200 000 Mann, die Ludwig an die Schelde geführt hatte. Zugleich war der Große Kurfürst von Brandenburg

Digitized by Google

eifrig bemüht, das Reich zum Schutze Hollands aufzubieten; der Kaiser rührte sich endlich, und sein Feldherr Montecuculi war, trotz der hemmenden Befehle von Lobkowitz, entschieden antifranzösisch gesinnt. Ludwig wagte nun nicht mehr das Aeußerste und ließ Holland in Ruhe.

Er rächte sich aber, indem er dem Großen Kurfürsten die Schweden ins Land schickte und den Kaiser im Osten durch die Türken ängstigen ließ. Ludwig nannte sich zwar den allerchristlichsten König, nahm aber keinen Anstand, in ein offenes Bündniß mit dem Sultan zu treten. Während nun der Große Kurfürst und der Kaiser anderwärts beschäftigt waren, griff Ludwig nochmals die spanischen Niederlande und die österreichischen Besitzungen am Oberrhein an, und um ihn nicht noch weiter greifen zu lassen, trat man ihm spanischerseits Burgund (die Freigrafschaft, franche comté) und zwölf wichtige niederländische Städte Doornik, Ryssel, Kortryk ꝛc. und deutscherseits die Stadt Freiburg im Breisgau ab, die er zu einer französischen Festung machte. Dies geschah im Frieden von Nymwegen (Nimm weg, sagte man damals) 1678.

Die große Schwäche, welche das Deutsche Reich durch diese Abtretung offenbart hatte, reizte den König von Frankreich zu immer unverschämteren Forderungen. Er gründete die berüchtigten Reunionskammern, die Alles, was je einmal mit den von ihm eroberten deutschen Landschaften und Städten verbunden gewesen war, verzeichnen mußten, und Alles das reklamirte er frischweg als französisches Eigenthum. Der Kaiser, damals schwer bedrängt durch die Türken, konnte sich der neuen französischen Raubgriffe nicht erwehren. Deutsche Verräther halfen den Franzosen, und so fiel Straßburg, das bisher das unantastbare Bollwerk Deutschlands am Oberrhein gewesen war, 1681.

Da die deutschen Geschichtschreiber sich nicht viel um die näheren Umstände jenes kläglichen Ereignisses bekümmert haben,

Digitized by Google

glauben wir sie hier mittheilen zu müssen. Wir folgen dabei dem trefflichen Friese, der seine Geschichte Straßburgs in den Jahren 1791 bis 1795 mitten unter den Stürmen der Revolution herausgab, ein Werk, das in Deutschland fast gar nicht bekannt und doch in einer guten deutschen Gesinnung und mit vielem Fleiße geschrieben ist. Man muß wissen, daß die Straßburger Bürger nichts so sehr haßten und fürchteten, als unter Frankreich zu kommen, daß sie die größten Opfer gebracht hatten, um ihre Stadt hinreichend zu befestigen, daß sie oft beim Deutschen Reich und bei den Schweizern, ihren alten Verbündeten, Hülfe gesucht, daß sie sich durch Ludwigs Kabalen nie hatten berücken noch bestechen lassen, daß dem Advokaten Obrecht, der die Stadt schon früher einmal an Frankreich hatte verrathen wollen, der Kopf vor die Füße gelegt worden war. Aber die Franzosen bedrängten Straßburg von allen Seiten, hemmten seinen Verkehr, machten es nach und nach arm und brachten es zur Verzweiflung. Zugleich brütete der jüngere Obrecht, des Hingerichteten Sohn, Rache gegen den ehrenwerthen und unerschütterlich deutsch gesinnten Ammeister Dietrich, der hauptsächlich bei der Entdeckung und Bestrafung seines Vaters mitgewirkt hatte. Mit 300 000 Reichsthalern, die ihm Ludwig XIV. zu diesem Zwecke anvertraute, bestach Obrecht den Stadtschreiber Günzer und eine Anzahl anderer Menschen, und während die angesehensten Bürger Straßburgs gerade abwesend auf der Frankfurter Messe waren, wurde Straßburg plötzlich von einer bedeutenden französischen Macht überfallen. Furchtbare Drohungen von ihrer Seite, die Umtriebe der Verräther, die Entfernung der besten Bürger, die Unmöglichkeit eines Entsatzes, die Hoffnung, durch eine Kapitulation die alten städtischen Freiheiten zu retten, wirkten zusammen. Die Stadt wurde übergeben, und nie mehr hat seitdem auf ihren Wällen die deutsche Fahne geweht. Obrecht wurde katholisch und unumschränkter Statthalter des Königs von Frankreich in Straßburg. Das Schicksal

Digitized by Google

des edlen Ammeisters Dominicus Dietrich ist rührend und hätte nicht so unbeachtet bleiben sollen, wie es der Fall ist, denn in welcher Geschichte des deutschen Volkes ist wohl das tragische Ende dieses Patrioten irgend erwähnt worden? Es ist ein hartes Loos, in Deutschland Patriot sein, denn man wird — vergessen.

Dietrich wurde nach Paris citirt und dort zurückbehalten, damit sich um ihn nicht eine deutsche Oppositionspartei bilde. Nachdem man ihn lange hatte warten lassen, glaubte man, er könne mürbe geworden sein, und versuchte ihn zu bestechen, damit er, nach Straßburg zurückkehrend, seiner Partei französische Grundsätze predige. Der berüchtigte Minister Louvois ließ ihn rufen, empfing ihn, in einer Bibel lesend, und sprach also zu ihm: „Die Hauptleute Antiochi sprachen zu Matathias: Du bist der Vornehmste und Gewaltigste in dieser Stadt und hast viel Söhne und eine große Freundschaft, darum tritt zuerst dahin und thue, was der König geboten hat, wie alle Länder gethan haben und die Leute Juda, die noch zu Jerusalem sind: so wirst du und deine Söhne einen gnädigen König haben und begabet werden mit Gold und Silber und großen Gaben." (1. Makkabäer 2, 17—18.) Dietrich aber, als guter Lutheraner bibelfest, antwortete aus dem Stegreif: „Da sprach Matathias: Wenn schon alle Länder Antiocho gehorsam wären und Jedermann abfiele vom Gesetz seiner Väter und willigten in des Königs Gebot, so wollen doch ich, meine Söhne und meine Brüder nicht vom Gesetz abfallen" (die folgenden Verse). Nun machte man kurzen Prozeß mit ihm und schickte ihn ins südliche Frankreich in die Verbannung, aus der er erst im hohen Alter wieder entlassen wurde, um in Straßburg zu sterben.

Nachdem Ludwig XIV. sich dieses deutschen Bollwerks bemeistert hatte, bedurfte er keines Rheinbundes und keiner Schonung der westdeutschen Fürsten mehr. Von diesem festen Punkte aus konnten seine Heere rasch in die Pfalz und in

Digitized by Google

Schwaben einfallen und nach Herzenslust rauben und erobern. Die Maske der vorigen Freundschaft abwerfend, trug er jetzt Tod und Verwüstung in die Länder derselben Fürsten, denen er so lange als ihr lieber Protektor geschmeichelt hatte. Zunächst verlangte er den Besitz des ganzen Kurfürstenthums Rheinpfalz für seinen Bruder Philipp von Orleans, der die Schwester des Kurfürsten Karl Ludwig geheiratet hatte, — mit um so größerem Uebermuth, als der Kurfürst noch lebte und rechtmäßige Erben des wittelsbachschen Hauses nicht fehlten. Ein Teufel in Menschengestalt gab dem brutalen König ein, er werde am sichersten zu seinem Ziele kommen, wenn er die schwachen und uneinigen deutschen Reichsfürsten schrecke; sie würden sich zum nachtheiligsten Frieden verstehen, wenn er ihnen eine nie vorher erlebte Angst einjage. Darum ließ er die Städte und Dörfer der friedlichen und gesegneten Pfalz, des benachbarten Kurfürstenthums Mainz, der Markgrafschaft Baden und selbst des Herzogthums Württemberg plündern und bis auf den Grund niederbrennen, die Einwohner berauben, mißhandeln, schänden, morden, als ob Attila mit den Hunnen wiedergekehrt wäre. Sie verbrannten Worms, Speyer, Frankenthal, Alzey, Andernach Kochheim, Oberwesel, Kreuznach, Mannheim, Ladenburg, Weinheim, Gernsheim, Heppenheim, Oppenheim, Durlach, Bruchsal, Rastatt, Baden, Bretten, Pforzheim ꝛc.; beim zweiten Einfalle Heidelberg, Hirschau, Calw, Neuenburg, Knittlingen, Marbach, Vaihingen ꝛc., ungerechnet zahlloser verbrannter Flecken und Dörfer. Und das Alles that Ludwig XIV., ohne von Deutschland im Mindesten beleidigt worden zu sein. Und dieser König rühmte sich, an der Spitze der Civilisation zu stehen!

Indeß gelang ihm sein Plan nicht ganz. In Mainz leistete ihm der wackere General Thüngen tapferen Widerstand, ein Mann, den die vaterländische Geschichte ebenfalls undankbar vergessen hat. Das Reich rührte sich wieder. Der Kaiser war eben der Türken im Osten Meister geworden, und so mußte sich Lud-

Digitized by Google

wig XIV. im Frieden von Ryswyk (Reiß weg, sagte man damals) mit dem begnügen, was ihm der Nymweger Friede gesichert hatte, und mit Straßburg und den bereits aufs Grausamste von ihm mißhandelten und zum Theil ebenfalls niedergebrannten Elsasser Reichsstädten. Aber die Pfalz bekam er nicht und mußte auch Freiburg im Breisgau wieder herausgeben, 1697.

Straßburg war ihm von weit größerer strategischer Wichtigkeit als Freiburg, und überdies legte er, um eine breite Operationsbasis am Oberrhein zu gewinnen, einen Kanonenschuß weit von Basel die Festung Hüningen an. Die Schweizer murrten, aber er verhöhnte sie und war ihrer Regenten durch seine Jahr- und Soldgelder so versichert, daß er nichts von ihnen besorgte. Sie ließen sich auch wirklich Alles gefallen, stellten ihm fort und fort zahlreiche Regimenter und verschmerzten sogar, daß er ihnen den Handelsverkehr mit dem Elsaß und Burgund absperrte. Die damalige Politik der Eidgenossenschaft ist die verächtlichste, deren sich jemals Republiken zu schämen gehabt haben. Als Ludwig die freie Reichsstadt Straßburg, eine den Schweizern von alter Zeit her innig verbündete Republik, die ihnen oft in ihren Kämpfen Hülfe geleistet hatte, wegnahm, leisteten ihm die Schweizer nicht nur keinen Widerstand, sondern schickten ihre Gesandtschaften zu ihm ins Elsaß und huldigten ihm auf die servilste Weise, indem sie ihn in ihrer Amtstracht bei Tische bedienten und sich Geld von ihm schenken ließen.

Bald darauf, gerade am Ende des Jahrhunderts, starb das Geschlecht Philipps II. in Spanien aus, und die deutsche Linie des Hauses Habsburg machte auf sein reiches Erbe Anspruch. Nun war aber die ältere Tochter des letzten Habsburgers in Spanien mit einem Enkel Ludwigs XIV. vermählt, und dieser machte die weibliche Nachfolge geltend. Abgesehen vom staats- und familienrechtlichen Moment in diesem Erbschaftshandel war es sehr natürlich, daß Frankreich eine Vereinigung Spaniens, der

Digitized by Google

Niederlande, Neapels und Mailands mit dem Deutschen Kaiserthum, eine Wiederherstellung der großen Monarchie Karls V., und daß ebenso sehr auch Deutschland eine Verstärkung der französischen Macht durch das spanische Erbe fürchten mußte. Die Politik also gebot unumgänglich eine Entscheidung dieses Prozesses durch das Schwert.

Deutschland hatte diesmal den Vortheil, daß ihm England zur Seite stand. So oft England mit Deutschland vereinigt handelte, wurde Frankreich immer überwältigt. Dazu kam, daß Prinz Eugenius, ein Savoyarde, doch im Herzen der beste Deutsche, den es damals gab, an die Spitze der kaiserlichen Armee trat und Wunder der Kriegskunst gegen die Franzosen wie gegen die Türken verrichtete. Da sah der alternde Ludwig sich endlich gedemüthigt, seine übermüthigen Feldherren und Heere geschlagen, seine Schätze umsonst vergeudet. Aber seine List und das Glück retteten ihn. England sagte sich von Deutschland los, ließ den Prinzen Eugen im Angesicht der Franzosen im Stich, ließ die deutschen Diplomaten bei den Unterhandlungen im Stich und bewirkte durch seine treulose Politik, daß uns die Früchte so langer und herrlicher Kämpfe wieder verloren gingen. Doch konnte Frankreich nur die Erwerbung Spaniens durchsetzen, und Spanien blieb unter Ludwigs Enkel ein von Frankreich getrenntes Königreich, während die spanischen Niederlande, Neapel und Mailand unmittelbar an Oesterreich fielen, 1713.

Allein auch diese Vortheile wurden zum Theil bald wieder eingebüßt, weil Kaiser Karl VI. keinen Sohn hatte und, um seiner berühmten Tochter Maria Theresia die Nachfolge zu sichern, die Einwilligung der anderen Staaten, namentlich Frankreichs, mit großen Opfern erkaufte. Er trat zu diesem Behuf ganz Neapel und Lothringen freiwillig an Frankreich ab. Die wichtige Abtretung Lothringens wurde damals noch künstlich bemäntelt, indem der junge lothringische Herzog Franz, der Maria Theresia heiratete, statt Lothringen Toskana bekam

Digitized by Google

und Lothringen selbst einstweilen dem abgesetzten König von Polen, Stanislaus Leszczynski, gegeben wurde, der aber keinen Sohn hatte, und nach dessen Tode 1766 Frankreich wirklich in den lange ersehnten Besitz von Lothringen kam. Neapel wurde ein unabhängiges Königreich unter einem französischen Könige aus Ludwigs XIV. Geschlecht, wie Spanien.

Auf diese Weise erwarb Frankreich, was es noch heute besitzt, von Deutschland durch Raub, durch schnöden Raub mitten im Frieden oder durch schlaue Benutzung unseres Unglücks. Es erwarb das alte Königreich Burgund, das Rhônethal von Genf an bis Marseille, zur Zeit unseres Unglücks beim Ausgang der Hohenstaufen. Es erwarb die lothringischen Bisthümer zur Zeit unseres Unglücks in der Reformation. Es erwarb das Elsaß zur Zeit unseres Unglücks im dreißigjährigen Kriege. Es riß zur Zeit unserer Schwäche mitten im Frieden die Grafschaft Burgund, einen Theil der Niederlande und Straßburg an sich. Es gewann zur Zeit unserer Schwäche durch einen die deutschen Gesammtinteressen tief verletzenden Familientraktat Karls VI. mit einem Federstrich das schöne, so lange treu beim Deutschen Reich gebliebene Lothringen. Auch regiert das Geschlecht Ludwigs XIV. jetzt noch immer in Spanien wie in Neapel.

Alles, was Frankreich erwarb, erwarb es auf Kosten Deutschlands. Der Verlust des alten Königreichs Burgund und Neapels, sowie der Freigrafschaft Burgund, Welsch-Lothringens und des welschen Arras ꝛc. war ein großer politischer Verlust, wenn auch kein nationaler. Durch den Verlust des Elsaß und Deutsch-Lothringens aber wurden wir überdies tief in unseren nationalen Interessen verletzt. Diese schönen Landschaften wurden wie ein gesundes Glied vom lebendigen Körper von Deutschland abgeschnitten und dem Einfluß einer fremden Nationalität unterworfen. Das Schlimmste aber war, daß durch dieses Beispiel klar bewiesen wurde, die Deutsche Nation habe ihren alten Vor-

Digitized by Google

rang in Europa verloren. Bisher hatten nur romanische und slavische Völker deutschen Herren gehorcht. Jetzt gehorchten zum ersten Male deutsche Völker einem fremden Herrn. Was der romanische Staat im Westen gethan, das that nun auch bald der slavische im Osten, und kaum hatte Frankreich uns das Elsaß genommen, so nahm uns Rußland auf der anderen Seite auch das deutsche Livland weg.

Da wir im Felde den Franzosen unterlegen waren, uns von ihnen deutsche Provinzen ungestraft hatten entreißen lassen, unterlag folgerechterweise auch der deutsche Geist dem französischen. Die äußeren Verluste hielten mit der inneren Entartung Deutschlands gleichen Schritt. War es Ursache oder war es Wirkung, gleichviel, das Gefühl für unsere Nationalehre und die Kraft und Treue, mit welcher der Deutsche sonst an seiner Nationalität hing, erstarben in dem Maße, in welchem die Franzosen siegreich gegen Deutschland vorschritten.

Die deutschen Höfe und der deutsche Adel nahmen sich den Hof Ludwigs XIV., seinen Despotismus, seinen Geschmack und seine Ausschweifungen zum Muster. Sie unterdrückten die altdeutschen, volksthümlichen, sowohl ständischen als städtischen Freiheiten. Bereitwillig nahmen sie das System Ludwigs XIV., die neuen Lehren der absoluten Gewalt an und dienten der großen gallisch-römischen Reaktion gegen den Germanismus freiwillig zu Organen. Schon oben haben wir die moderne Despotie des vierzehnten Ludwig als das Ergebniß jener nationalen Reaktion angesehen. Das bisher so lange besiegte romanische Element, welches unter der heiligen Fahne der römischen Hierarchie vergeblich gegen das deutsche Element gekämpft und durch die Reformation zurückgeworfen war, erlangte nunmehr unter der weltlichen Fahne des französischen Despotismus einen unbestrittenen Sieg. Jede Volksfreiheit, jede alterthümliche Volksvertretung auf deutschem Boden wurde vernichtet oder zu einer leeren Formalität herabgewürdigt. Alle deutschen

Digitized by Google

Regierungen nahmen die französischen Formen, den Centralismus der Gewalt, die Bureaukratie an. In den modernen Formen wiederholten sich aber nur wieder die Formen des altrömischen Kaiserreichs mit seinen Statthalterschaften und Präfekturen. Deshalb gewann auch jetzt erst das altrömische Recht, nachdem es lange mit den deutschen Landes- und Stadtrechten im Streit gelegen, festen Boden in Deutschland, was nimmer hätte geschehen können, wenn ihm nicht das Streben nach absoluter Regierungsgewalt zu Hülfe gekommen wäre.

Zugleich nahmen Höfe und Adel in Deutschland die französische Sprache an und schämten sich, länger ihre gute alte Muttersprache zu reden. Somit wurde auch die deutsche Literatur von den Großen verachtet und die französische eingeführt.

Desgleichen verschwand bei den Fürsten und beim Adel die strenge deutsche Sitte. Sie machten Bildungsreisen nach Paris und brachten alle Moden von dort mit nach Deutschland. Unzählige Lustschlösser, selbst geistliche, zeigten dem erstaunten Bürger und Bauern in Deutschland die wiedererstandene Pracht und Schwelgerei römisch-heidnischer Feste voll Mythologie und Unzucht.

Desgleichen verschwand an den Höfen und beim Adel die alte schöne Tracht, und jede neue Mode aus Paris wurde in Deutschland zuerst von den Vornehmen, endlich auch vom Bürgerstande nachgeahmt. Das Kleid macht einigermaßen den Mann, es war also allerdings nicht gleichgültig, daß sich Deutschland herabwürdigte, bedientenmäßig die abgetragenen Kleider der Franzosen anzuziehen. Es ist überdies merkwürdig, daß die neuen französischen Moden, obgleich sie beständig ohne alle Noth wechselten, sich doch nie ins Schöne, sondern umgekehrt immer ins Häßliche veränderten und im Ganzen nur eine Musterkarte alles möglichen Unnatürlichen, Ungesunden und Unschönen darstellten. Von den Allongeperrücken, Reifröcken und Manschetten unter Ludwig XIV. bis zu den Fracks und Plusärmeln herab

Digitized by Google

bieten alle französischen Moden zusammengenommen in zwei Jahrhunderten nichts dar, was sich in Bezug auf Kleidsamkeit, Würde, Schönheit und Zweckmäßigkeit mit den älteren Nationaltrachten messen könnte. Es liegt eine merkwürdige Ironie der Weltgeschichte in dieser Fügsamkeit Europas unter eine Gesetzgebung des Häßlichen. Zugleich ist aber auch damit die ganze Unnatur der französischen Suprematie symbolisch ausgedrückt.

Endlich griff der französische Einfluß auch tief in die scheinbar von ihm unabhängig gebliebene, ja ihm scheinbar opponirende deutsche Literatur ein. Es ist wahr, mit Lessing begann eine Reaktion der deutschen Literatur gegen die französische, und in der Bekämpfung der Gottschedschen, d. h. der französischen Schule, kräftigten sich fast alle jungen Geister, die mit und seit Lessing der deutschen Wissenschaft und Dichtkunst einen neuen Schwung gaben. Allein wenn diese Geister den direkten Einfluß Frankreichs muthig und bestimmt zurückwiesen, so waren sie doch um so mehr, ohne es selbst zu ahnen, seinem indirekten Einfluß unterworfen. Ohne das Beispiel der französischen Literatur nämlich hätten sich die deutschen Schriftsteller nie so weit vom christlichen Standpunkt entfernt und so weit dem heidnisch-antiken genähert, wie sie gethan haben. Und ohne die von Frankreich her entlehnten despotischen Regierungsformen wären die deutschen Schriftsteller nie so weit vom nationalen und patriotischen Standpunkt entfernt und auf den einerseits ganz individuellen, andererseits kosmopolitischen Standpunkt getrieben worden, wie es wirklich der Fall war. Mit den Leidenschaften der Reformation ging auch der kirchliche Geist der deutschen Schulen schlafen und wurde durch nichts ersetzt als durch die klassischen Studien und durch die französische Modeliteratur. Die jungen Geister in Deutschland gewöhnten sich daher unwillkürlich an heidnische und undeutsche Vorbilder und hatten kaum einen Begriff von der Fülle deutschen Geistes und

Digitized by Google

Kunstlebens, wie es sich im Mittelalter entfaltet hatte. Wenn sie sich nun auch gegenüber den Franzosen fühlen lernten, so geschah es doch nur, um in der Nachahmung des Antiken mit ihnen zu wetteifern, indem sie das Antike reiner aufzufassen sich rühmten als die Franzosen; und wenn sie eine Ahnung hatten, daß es damit noch nicht genug gethan sei und daß aus der germanischen Wurzel noch schönere Blüthen der Kunst wiederaufzuwecken seien, als die ihnen das Treibhaus der Klassizität brachte, so wußten sie doch diese Wurzel im vaterländischen Boden selbst noch nicht aufzufinden und borgten alle Waffen der germanischen Reaktion von den stammverwandten Engländern.

Die Geister in Deutschland waren aller Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten entfremdet, durch die despotischen und aristokratischen Regierungsformen von aller Mitwirkung in Staatsangelegenheiten ausgeschlossen, auf ärmliche Schulämter oder fürstliche Gnadengehalte angewiesen, von außen eingeschüchtert und auf die Welt der Phantasie angewiesen. Sie gehörten irgend einer selbstständigen Provinz an, aber sie kannten das Deutsche Reich als ein Ganzes nur noch in einer Karikatur, über die damals schon Alles spottete. Deshalb bildeten sie sich zu irgend einem Brotstudium, zu einem Amte in ihrer Provinz und darüber hinaus zu Weltbürgern. Indem sie allerdings inne wurden, daß sie sich auf einem Extrem des Kleinlichen befanden, daß ihr nächster Beruf ein äußerst enger und beschränkter sei, fielen sie sogleich in das andere Extrem und suchten einen grenzenlosen Kreis der Thätigkeit wenigstens ihres Geistes und ihrer Gefühle. Sie widmeten sich der Welt (unter dem damals äußerst beliebten Titel Kosmopoliten, d. h. Weltbürger) oder der Menschheit unter dem ebenso beliebten Namen der Humanität. Von der deutschen Nationalität aber und von den Interessen des Vaterlandes war nicht die Rede. Der engherzige Provinzialismus der gemeinen Leute erhob sich nicht so weit,

Digitized by Google

und die Genies flogen darüber hinaus ins Blaue des allgemein Menschlichen. Daraus erklärt sich, warum schon Lessing während des siebenjährigen Krieges sich für alles Andere interessirte, nur nicht für diesen sein Vaterland zerrüttenden Krieg. Daraus erklärt sich, warum noch später Goethe an den großen Schicksalen Deutschlands keinen Theil nahm, sich durch sie nur unangenehm in seinen poetischen Träumen gestört fühlte. Selbst Schiller erklärte sich einmal in einem Briefe an Körner, der Patriotismus sei etwas Bornirtes, der wahre Genius könne sich nie für eine Nation, sondern immer nur für die ganze Menschheit begeistern. Auch hatte die Schwärmerei, welche sich der deutschen Jugend in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bemächtigte, die der sogenannten Sturm- und Drangperiode, wirklich nur die Emanzipation der Menschheit oder des Menschlichen zum Gegenstand und war durchaus von keiner nationalen Tendenz. Ja, sie kam ursprünglich von Frankreich her, sie war nur von Rousseau adoptirt.

König Friedrich II. erwarb sich das unsterbliche Verdienst, die Franzosen bei Roßbach zu schlagen und die Furcht vor ihnen in Spott zu verwandeln. Die französische Politik, jede Gelegenheit ergreifend, um Deutschland aufs Neue zu berauben, hatte die Uebereinkunft, der es Neapel und Lothringen verdankte, gleich nach Karls VI. Tode gebrochen, die schöne Maria Theresia als seine Erbin nicht anerkannt und neue Heere nach Deutschland geschickt, mit Preußen im Bunde. Inzwischen versöhnte sich Preußen mit Maria Theresia, und Frankreich ging leer aus. Mit desto größerer Begierde schloß sich nun Frankreich der österreichisch-russisch-sächsisch-schwedischen Koalition an, welche Preußen erobern und theilen wollte. Der schändliche Plan wurde im Herzen Frankreichs, zu Versailles, geschmiedet. Wenn er gelungen wäre, würde Frankreich einen Theil der Beute davon getragen, ein deutsches Land im Westen gewonnen haben. Allein Friedrichs Kriegsgenie und die ausdauernde Treue der

Digitized by Google

Preußen vereitelten den ganzen Plan. Der gefährdete preußische Staat ging glänzender als je aus dem siebenjährigen Kriege hervor, und Frankreich bekam abermals nichts.

Dennoch benutzte Friedrich die Demüthigung der Franzosen keineswegs dazu, den Deutschen eine große politische Lehre zu geben, sie über die nie verjährende treulose Politik Frankreichs aufzuklären, die Herzen gegen Frankreich zu stimmen, die Bande, mit denen französischer Geist und Geschmack, französische Literatur und Mode die Deutschen umstrickt hielt, zu zerreißen. Er that vielmehr Alles, um denselben Franzosen, die er im Felde geschlagen und sogar lächerlich gemacht hatte, ihren Einfluß auf die deutsche Bildung und Gesittung zu sichern und zu erweitern. Er las, sprach und schrieb vorzugsweise französisch, verachtete die deutschen Denker und Dichter (mit den spärlichsten, kaum nennenswerthen Ausnahmen) und zog nur französische Gelehrte und Dichter, zum Theil die demoralisirtesten Charaktere, an seinen Hof. Zugleich begünstigte er die vollkommenste Preßfreiheit in Bezug auf moralische und religiöse Gegenstände (nicht in Bezug auf politische), und da hierin auch der junge Kaiser Joseph II. seinem Beispiele folgte, wurde Deutschland mit Uebersetzungen und Nachahmungen der sitten- und gottlosesten Werke überschwemmt, von denen es damals in Frankreich wimmelte. Als Lessing, der so ritterlich gegen die frühere Gallomanie gekämpft, schon todt war, brach eine neue, noch wüthendere aus. Das altfranzösische Schauspiel, die verliebten Schäferscenen, die obscöne Mythologie ꝛc. blieben zwar verbannt, an ihre Stelle traten aber die neufranzösischen philosophischen Romane, die konsequent und mit viel Geist auf die völlige Zerstörung aller sittlichen und religiösen Grundlagen der Gesellschaft ausgingen. Goethe und seine damals aufblühende Schule vermochten diesem Zufluß französischer Frivolität nicht zu steuern und wollten es nicht, gaben ihm vielmehr in mancher Beziehung nach, wie dies auch früher Wieland schon gethan hatte, der

Digitized by Google

hierin von Lessing abwich, und wie es noch mehr die minder bedeutenden, aber sehr populären Dichter thaten, z. B. die Nicolaiten, Kotzebue ꝛc. Den größten Einfluß aber übten die französischen Ideen in den geheimen Gesellschaften, unter denen die der Illuminaten ganz entschieden den Umsturz des Christenthums sich zum Zwecke setzte.

In so ausgedehntem Maße durchdrang uns die französische Bildung, ohne daß Frankreich umgekehrt irgend einen Einfluß von Deutschland her angenommen hätte. Es war damals vielmehr als bekannt angenommen, die Franzosen seien das Muttervolk der Kultur, das sich zu den übrigen europäischen Völkern verhalte, wie sich einst die Griechen verhalten hatten zu den umwohnenden Barbaren, Scythen ꝛc. Die Franzosen affektirten nicht nur eine unsägliche Verachtung gegen die Deutschen, sondern waren wirklich davon erfüllt. In Deutschland ließ man sich dies gefallen, denn der große Friedrich selbst erkannte unbedingt den Vorzug der Franzosen an. Die helleren Köpfe und die stolzeren Gemüther, die damals aufstrebten, ließen sich, wenn sie auch Vieles an den Franzosen mißbilligten und das Deutsche dagegen zu Ehren zu bringen beflissen waren, doch durch die schöne Sprache und durch die blendenden Ideen derjenigen, damals unermeßlich populären, französischen Philosophen imponiren, die nach Rousseaus Vorgang eine Wiedergeburt der ganzen Menschheit, die Verwirklichung eines idealen Staates, die Erfüllung aller Träume der Weltverbesserer verhießen. Die Kantische und Fichtesche Philosophenschule, der in der protestantischen Theologie zur Herrschaft strebende Rationalismus, viele begeisterte Dichter und Geschichtschreiber theilten diese Sympathien. Wie aber auch sonst deutsche Gelehrsamkeit und deutsches Gemüth in wissenschaftlichen Werken und Dichtungen sich unabhängig vom französischen Einfluß auf mannigfache Weise geltend machten, so gab es doch damals nirgends in Deutschland eine eigentliche Nationalpartei, nirgends

Digitized by Google

einen Centralpunkt für eine nationale Opposition und Reaktion gegen die von allen Seiten eindringenden französischen Ideen, nirgends ein patriotisches Bewußtsein, das sich mit Entschiedenheit dem Strome entgegengestemmt hätte.

Dies war die Stellung des Germanismus zum Gallo-Romanismus in der Zeit unmittelbar vor der französischen Revolution.

Dieses große Weltereigniß hat bekanntlich schon mannigfache Beurtheilung erfahren. Die französische Philosophie hat sich gerühmt, es vorausgesehen, es vorbereitet zu haben. Allein dem ist nicht so. Die Philosophie, überhaupt die gebildeten Klassen und die Presse waren nicht im Stande, eine solche Katastrophe zu improvisiren. Nur der Staatsbankerott und nur die äußerste Noth der niederen Klassen, gerade derer, die sich am wenigsten um Philosophie und Literatur bekümmerten, die nicht einmal lesen konnten, führten die Revolution herbei, in die sich dann freilich alle edelen und schmutzigen Leidenschaften der Gebildeten einmischten. Man schreibt den letzteren mit Recht einen großen Antheil an dem schrecklichen Ereigniß zu, aber er fand nur statt in Bezug auf die Entwickelung desselben, nicht in Bezug auf seine Veranlassung. Ganz abgesehen von den Meinungen und Sitten der höheren Klassen, brach die Revolution als eine physische Nothwendigkeit herein und ging von dem Elend und der Armuth der Provinzen, nicht von den geistigen Schwelgereien der Hauptstadt aus. Ja man muß sogar behaupten, die Revolution war, ohne daß man es sich damals klar machte, eine Reaktion des lange in Frankreich unterdrückten altfränkischen, also germanischen Elements der Volksfreiheit und Volksvertretung gegen das neue gallisch-römische Element des mit Ludwig XIV. aufgekommenen Despotismus. Das Volk verlangte einfach die Garantien der altfränkischen, altburgundischen ꝛc. Verfassung zurück, mit einem Wort, die alten deutschen Institutionen der Urversammlungen, des Heerbannes, der Reichsversammlung. Daher

Digitized by Google

die Uebereinstimmung der neuen französischen Konstitution mit der englischen und alle Konsequenzen des Repräsentativsystems. Hätte das französische Volk, indem es diese Revolution begann, für sich handeln können, so würde der germanische Charakter derselben noch deutlicher hervorgetreten sein. Allein von Anfang an mischten sich die Philosophen der Hauptstadt ein und verfälschten unmerklich jenen ursprünglichen Charakter der Revolution, indem sie ihr aufs Eifrigste dienten und sich zu Leitern derselben aufdrangen. Diese nun erklärten gleich in ihrer gewohnten Arroganz, die Revolution sei keineswegs eine Reaktion des freiheitliebenden Germanismus gegen den despotischen Romanismus, sondern gerade umgekehrt eine Reaktion des durch die fränkischen Könige und Edelleute früher unterdrückten gallisch-römischen Volkes gegen eben diese fremden Usurpatoren.

Die Franzosen wußten aber wohl, was sie thaten, indem sie diese Lüge ersannen. Sie wollten der germanischen Nation den uralten Ruhm freier Institutionen rauben und sich die Ehre, die Freiheit gleichsam wieder entdeckt zu haben, allein zuschreiben. Man darf sich darüber nicht wundern. Billig aber muß man erstaunen, daß deutsche Geschichtschreiber und Publizisten ihnen glaubten und nachsprachen. Uebrigens trugen auch die Engländer Schuld an diesem Mißverständniß. Aus Eifersucht gegen Frankreich wollten sie (Edmund Burke an der Spitze) durchaus nicht zugeben, daß die französische Revolution aus einem Verlangen des unglücklichen Volkes nach germanischen Garantien, nach einer der englischen ähnlichen Verfassung hervorgegangen sei, und stimmten mit Vergnügen ein, sie für eine phantastische Nachahmung antiker Republiken auszuschreien.

Dieselben Jakobiner der Hauptstadt, die sich der Revolutionsregierung bemächtigt hatten und deren Treiben bekanntlich in den Provinzen seine natürliche Opposition fand, hielten das gallisch-römische Prinzip auch vorzüglich darin fest, daß sie wieder nach Eroberungen in Deutschland trachteten. Eine Menge deutscher

Digitized by Google

Illuminaten, Kosmopoliten und Freiheitsschwärmer strömte ihnen zu. Von diesen Menschen, in denen auch nicht eine Spur von Nationalstolz und Vaterlandsliebe war, wurden sie sogar gebeten, nach Deutschland zu ziehen und dort die neufranzösische Freiheit einzuführen. Wetteifernd bot man ihnen Städte und Provinzen an und flehte sie wie um eine Gnade, das schmählich verrathene Mainz, nach dem Verlust Straßburgs das letzte Bollwerk für den oberen Rhein, mit Frankreich zu vereinigen. Georg Forster selbst, der berühmte Weltumsegler, einer der geachtetsten Gelehrten Deutschlands, figurirte bei dieser vaterlandsverrätherischen Gesandtschaft der Mainzer.

Das Alles war natürlich. Wer wollte sich darüber ereifern! Solche Folgen waren unausbleiblich, sobald einmal alles Frühere vorangegangen war. Wir haben oben die Stimmung in Deutschland vor der Revolution geschildert. Alles wimmelte von Illuminaten und ihren Freunden, von Bewunderern der französischen Literatur und Philosophie, und leider war man in Deutschland der Freiheit so entwöhnt, hatten namentlich die Gelehrten und Schriftsteller so wenig Antheil zu nehmen gelernt am Staatsleben ihres eigenen Vaterlandes, daß die Neuheit der Freiheit, der Gedanke an die Möglichkeit einer Mitwirkung in Staatsangelegenheiten sie überraschte, elektrisirte und mit einer männlichen und zugleich kindischen Begierde nach politischer Thätigkeit erfüllte. Da ihnen nun diese im eigenen Vaterlande versagt war, da bei der ersten Nachricht vom Ausbruch der französischen Revolution in Deutschland strenge Censur und polizeiliche Aufsicht eintrat, wandten sich die Freiheitberauschten nach Frankreich, zogen selbst nach Paris oder erwarteten wenigstens von dorther das Heil.

Die Pariser Jakobiner nahmen ihre deutschen Freunde anfangs sehr gut auf. Sie fürchteten sich vor Preußen und Oesterreich, sie wurden von diesen Mächten angegriffen, sie hofften denselben durch eine Revolution in Deutschland eine

Digitized by Google

Diversion zu machen, und mithin war ihnen viel an der Verbindung gelegen, die ihnen die deutschen Schwärmer anboten. Sie ehrten dieselben sehr; sollte man es glauben, daß ein Preuße, der Baron Cloots, Präsident des Jakobinerklubs und ein Schweizer, der Pfarrer Göbel, Erzbischof von Paris wurde? Der Letztere legte feierlich im Nationalkonvent seinen Priesterornat nieder und schwur der christlichen Religion ab, ein Beispiel, das die ganze französische Republik befolgte. Allein wie sehr täuschten sich diese Schwärmer, als sie glaubten, sich der Franzosen bedienen zu können, da sie vielmehr nur selbst deren Werkzeuge waren! Sobald die Jakobiner begriffen, daß der Anhang der Illuminaten in Deutschland doch nicht hinreichend groß sei, um unser Reich förmlich zu revolutioniren, und da sie andererseits hoffen durften, Preußen von der Koalition zu trennen, machten sie kurzen Prozeß mit allen jenen aufdringlichen deutschen Schwärmern in Paris und ließen ihnen zum Dank für ihren guten Glauben höhnisch die Köpfe abschlagen.

Die Politik der Eroberung lag den Franzosen viel mehr am Herzen, als die Freiheit. Es kam den neuen Republikanern gar nicht darauf an, einem König zu schmeicheln, einem deutschen König in dem Augenblick zu schmeicheln, in dem sie kaum erst der deutschen Bevölkerung die republikanische Freiheit zugesichert hatten. Sie kümmerten sich wenig um das Prinzip, wenn es einen Vortheil galt.

Und unglücklicherweise ließ sich Preußen in diese Traktate ein. Es war eifersüchtig auf Oesterreich und glaubte im Sinn des unlängst verstorbenen großen Friedrich zu handeln, wenn es eine Verbindung mit Frankreich zum Nachtheil Oesterreichs einginge. Es gab sich einer höchst verderblichen Täuschung hin. Preußen, der junge Staat, in dem Deutschlands Zukunft lag, mußte Alles thun, was den deutschen Gesammtinteressen diente, durfte nichts thun, was ihnen gefährlich war. Es mußte die Nationalehre gegen den alten Erbfeind des Reiches, gegen den

Digitized by Google

übermüthigen Nachbar vertreten. Es durfte nie eine zweideutige und wohl gar feindliche Stellung gegen das übrige Deutschland einnehmen, es durfte nie mit dem Feinde Deutschlands gemeine Sache machen. Schon die Klugheit verbot ihm, französischer Freundschaft zu trauen, denn Frankreich hatte von jeher seine Freunde in Deutschland betrogen.

Preußen, das anfangs Oesterreich in stürmischem Wetteifer überholt und nach Frankreich vorangeeilt war, nahm nur noch lauen Theil am Kriege, hielt sich bald ganz still und schloß endlich den einseitigen Frieden mit Frankreich zu Basel 1795. Dadurch wurde Oesterreich isolirt, zurückgedrängt, besiegt. Das ganze linke Rheinufer und die Niederlande gingen für Deutschland verloren.

Durch den wohlberechneten Friedensschluß mit Preußen überhoben sich die Franzosen der lästigen Pflicht, die Versprechungen, welche sie den Völkern gemacht hatten, zu halten. Das gefährliche Mittel, die Völker zu insurgiren, war jetzt nicht mehr nöthig, da nach dem Austritt Preußens aus der Koalition die Feinde Frankreichs nicht mehr zu fürchten waren. An die Zusage, die Völker zu befreien, brauchte man sich also auch nicht mehr zu binden. Man konnte jetzt nach alter Manier, ohne sich im Geringsten zu schämen, wieder erobern und die reichen Grenzländer des Deutschen Reiches ausplündern. Also wurden die Niederlande, Holland, die rheinischen Kurfürstenthümer, die Pfalz und bald darauf die Schweiz nicht, wie man verheißen hatte, bundesbrüderlich befreit, sondern feindlich erobert und mit einem Militär- und Civilheer von Räubern überschwemmt, die allen öffentlichen und Privatreichthum der genannten Länder mit Gewalt raubten oder mit der Kunst und List von finanziellen Zauberern wegzustehlen verstanden. Die französischen Kommissäre dachten an Alles, nahmen Alles.

Umsonst protestirten die Niederländer und Holländer und die von Trier; man hätte sie ja bloß befreien wollen, sie als

Digitized by Google

eine freie Bevölkerung begrüßt, ihnen die Autonomie feierlich zugesichert, freie Wahlen, Selbstregierung, republikanische Ehre, republikanisches Glück — und jetzt behandle man sie als besiegte Feinde, nehme ihnen Alles, dulde keine freien Wahlen, schreibe ihnen auf brutale Weise Alles vor und lasse ihnen nichts als den blinden Gehorsam; wenn sie bloß eine Tyrannei mit der anderen und eine schlimmere mit der geringeren vertauschen sollten, wozu habe man ihnen die Freiheit verheißen?

Nachdem die überrheinischen Provinzen Deutschlands ausgeplündert waren, erhielten sie allerdings auch politische und bürgerliche Institutionen, die im Vergleich mit dem, was früher bestand, als eine Verbesserung, als eine wohlthätige Reform müssen anerkannt werden. Indeß täuschte man sich über den Ursprung dieser Institutionen. Man nahm sie als etwas ganz Neues, das nur französische Genialität auszudenken im Stande gewesen sei, oder als Konsequenzen des antiken, in Frankreich wiedergeborenen Republikanismus. Allein sie waren nichts Anderes als alte germanische Institutionen, zunächst entlehnt von England, wo sich die altdeutsche Freiheit am reinsten und alterthümlichsten bewahrt hatte. Das Geschworenengericht z. B. war weder etwas Neues, ausschließlich Französisches, noch etwas Antikes, sondern ein englisches, ein ehemals auch bei den Franken wie bei allen deutschen Stämmen eingeführtes, uralt germanisches Institut.

Am kläglichsten geberdeten sich damals die Schweizer. Jahrhunderte lang hatten sie gegen Deutschland eine antinationale Politik befolgt, ihren deutschen Stammesgenossen Alles zu Leide, den Franzosen Alles zu Liebe gethan. Hunderttausend Schweizer waren nach und nach im Kampf für Frankreich, in den Kriegen der Reformation, Ludwigs XIV. und XV. gefallen. Ihr Herzblut hatten sie hingegeben, um Frankreich groß zu machen. Als Deutsche hatten sie gegen Deutsche gefochten, damit Frankreich, über beide hohnlachend, allein gedeihe. Jetzt ernteten sie

Digitized by Google

den Dank. Umsonst erklärten sie, sie seien ja schon lange, lange frei, schon seit Wilhelm Tell her, es sei also gar nicht nöthig, daß die Franzosen kämen, um sie angeblich jetzt erst zu befreien. Sie bäten gehorsamst, man solle sie nicht befreien. „Schweigt," hieß es, „ihr müßt euch befreien lassen." Also kamen die Franzosen herein, eroberten das Land, regierten es durch ihre Kreaturen, achteten keine freie Wahl, erklärten die, welche dennoch gewagt wurden, wieder für nichtig und stahlen, stahlen wie die Raben. Von den Millionen, die hier geraubt wurden, rüstete Bonaparte die Flotte und Armee aus, mit der er nach Aegypten ging, und Kopten und Araber prüften den Werth der alten Berner Goldstücke am Fuße der Pyramiden.

Sowie sich Frankreich die Eroberung des ganzen linken Rheinufers und Italiens gesichert hatte, hörte es auf, eine Republik zu sein. Beide Ereignisse hingen genau zusammen. Das mißvergnügte, leidenschaftlich aufgeregte, gegen König und Adel, Intendanten und Finanzschwindelei erbitterte französische Volk war durch den Tod des Königs, durch die Emigration des Adels gerächt, der Staatsbankerott war abgewendet, und jetzt hatte man noch dazu Nachbarländer erobert und sich mit der Beute derselben bereichert. Also war man jetzt zufrieden. Was brauchte man noch das Phantom der Republik? Es wurde von einem Hauch Napoleons weggeblasen. Napoleon allein war jetzt der Mann der Nation, denn er verstand es, wie nie ein französischer König vor ihm, den beiden Hauptleidenschaften der Nation, der Ruhmbegierde und der Habgier, zu schmeicheln. Er führte sie überall zum Siege und gab ihnen die Beute aller Länder preis.

Das arme Deutsche Reich! Es mußte allen diesen Wechseln in Frankreich zusehen und unter jedem aufs Neue leiden. Unter wie vielen falschen Vorwänden, für welche ganz entgegengesetzten Prinzipe waren die Franzosen nicht schon zu uns gekommen, um uns unter der Maske von Hülfsleistung zu berauben! Das

Digitized by Google

alte Königreich Burgund entrissen sie uns im Namen des Papstes und der alleinseligmachenden Kirche. Die lothringischen Bisthümer und das Elsaß entrissen sie uns im Namen der Reformation, als Beschützer der Lutheraner. Straßburg und die Republik Holland griffen sie an im Namen der absoluten Monarchie. Spanien, Neapel, Burgund und Lothringen gewannen sie im Namen der Legitimität, und endlich Holland, die Niederlande, das ganze linke Rheinufer und die Schweiz vereinigten sie oder verbündeten sie wenigstens aufs Engste mit Frankreich im Namen der Freiheit und des republikanischen Prinzips. Viermal wechselten sie das Prinzip, aber mit jedem stahlen sie uns ein Land weg. Und so war es denn wenigstens aufrichtig, daß Napoleon keinen Vorwand mehr brauchte, die scheinheilige Maske der Prinzipe wegwarf und offen als Räuber auftrat, indem er das Interesse allein als Zweck der Politik gelten ließ und kein Mittel, denselben zu erreichen, verschmähte.

Napoleon stahl sich in die Herzen aller Franzosen und wird ewig in ihnen leben, nicht allein deswegen, weil er ein großer Mann war, sondern mehr noch deswegen, weil er am keckſten aussprach und durchsetzte, was alle Franzosen denken und wollen, weil er durch seine Größe das Gehässige der Habgier entschuldigte, die das Geheimniß ihrer Nationalität ist. Man sage, was man wolle, Napoleon verdankt die Bewunderung der Franzosen seinem Genie, aber ihre Liebe verdankt er nur seiner tiefen Immoralität.

Dieses große Kriegsgenie fand in Deutschland die halbe Arbeit schon gethan. Das linke Rheinufer sammt den beiden Flanken unserer Stellung, die Schweiz hier, Holland dort, waren uns bereits entrissen, Preußen bereits von Oesterreich getrennt und neutral, als Napoleon die Rosse seines Siegeswagens zum ersten Male über Deutschlands Fluren jagte. Er hätte nicht halb der große Mann sein dürfen, der er wirklich

Digitized by Google

war, und er hätte uns dennoch überwältigt. Unser Reich war an muthige Erhebungen und Volksaufgebote nicht gewöhnt, vielmehr an das Gegentheil, an feige Furcht, kriechenden Gehorsam und Zahlen. Gleichviel, wem es zahlte. Das kriegerische Preußen that nichts für die Rettung des Reiches, hinderte sie vielmehr durch seine Neutralität, die einer Allianz mit Frankreich beinahe gleichkam, und Oesterreich allein, das unter seinem alten Kaiserhause mit der edelsten Ausdauer und Treue kämpfte, war schon halb verblutet.

Die Resultate sind bekannt. Der westliche Theil des Reiches wurde in einen neuen Rheinbund formirt, gleich dem früheren unter dem Protektorate Frankreichs und mit der besonderen Wohlthat für Deutschland, daß auch die letzten Reste von ständischer und städtischer Freiheit vernichtet und überall eine vollkommen despotische Regierungsform eingeführt wurde. Oesterreich wurde seiner westlichen und südlichen Provinzen beraubt. Preußen erntete denselben Dank von Frankreich, wie früher die Schweiz; es wurde für seine treuen Dienste durch Mißhandlung und Verhöhnung belohnt, endlich über den Haufen geworfen und beinahe vernichtet.

Hätte Preußen den Baseler Frieden nicht geschlossen, hätte es Oesterreich treue Hülfe geleistet, auch den übrigen Reichsgenossen Muth gemacht und den Reichthum, der in Deutschland an Menschen und (bei den höheren Ständen) auch an Geld vorhanden war, anstatt ihn bald darauf den Franzosen in die Hände fallen zu lassen, vorher zu großen gemeinsamen Anstrengungen gegen Frankreich benutzt, so würde Frankreich vielleicht besiegt, wenigstens zu einem billigen Frieden genöthigt worden sein. Allein Preußen that nichts, und dieser rechte Flügel der deutschen Stellung sah ruhig zu, wie der linke (Oesterreich) geschlagen wurde. Daß alsdann Napoleon auch über den rechten Flügel herfallen würde, der vom geschlagenen linken nicht mehr unterstützt werden konnte, also besiegt werden

Digitized by Google

mußte, hätte sich Preußen wohl vorstellen können. Wird Deutschland wohl je einsehen, daß es Frankreich immer nur darum zu thun ist, die eine Hälfte Deutschlands durch die andere oder nach der anderen zu schlagen, da es dem Ganzen nie gewachsen ist?

Indeß, wie leicht auch unter den angegebenen Umständen Napoleon mit Deutschland fertig wurde, sagte ihm doch eine innere Ahnung, es sei diesen gehorsamen Unterthanen, diesen liebreichen Nachbarn, die sich wie Trommeln auf beiden Seiten schlagen lassen, diesen phlegmatischen Deutschen, die er immer gern mit dem Prädikat „Dummheit" beehrte, doch nicht ganz zu trauen, es könne einmal irgend ein Gewitter aus ihnen herausschlagen und der Blitz ihn treffen. Daher nahm er nicht nur seine Maßregeln, die Deutschen zu zerspalten, die verschiedenen Stämme derselben einander noch mehr als bisher zu entfremden, den Einen zu schmeicheln, die Anderen zu schrecken und gänzlich zu entkräften, die deutsche Presse unter der strengsten Censur zu halten, die persönliche Freiheit durch die Polizei, ein in Deutschland in dieser Weise beinahe neues Institut, durchaus zu hemmen ꝛc., sondern er glaubte auch noch ein großes europäisches Schutz- und Trutzbündniß des Romanismus und Slavismus nöthig zu haben, um den Germanismus sicher niederzuhalten. Daher seine enge Allianz mit Kaiser Alexander vom Jahre 1807 an.

Dieser Bund der Romanen und Slaven zum Verderben Deutschlands war schon vorbereitet unter Ludwig XIV. und Peter dem Großen. Nur weil der Eine das Elsaß wegnahm, konnte der Andere Livland wegnehmen. Jetzt war der Verfall Deutschlands um ein Jahrhundert weiter gediehen. Der Franzose herrschte nicht nur am Rhein, sondern auch an der Elbe, und der Russe hatte schon Livland, Kurland, Esthland, fast ganz Polen, er nahm auch Finland.

Hätte dieser Bund länger gedauert, so würde Deutschland dazwischen vollends aufgerieben worden sein, denn Niemand

Digitized by Google

hätte gewagt, dieser Koalition entgegenzutreten, wenn sie z. B. erklärt hätte: „Preußen hat aufgehört zu existiren.“ Selbst Oesterreich würde haben unterliegen müssen. Es ist nicht indiskret, wenn wir daran erinnern, welche Demüthigungen unseren ehrwürdigen alten Fürstenhäusern zu Erfurt und zu Dresden widerfuhren, wie übermüthig sie von den Franzosen und nicht minder von den Russen behandelt wurden, denn Alexander hatte nicht so viel Zartgefühl, von der großen Hasenjagd, die Napoleon zwei Jahre nach der Schlacht auf dem Schlachtfelde von Jena veranstaltete, wegzubleiben. Wohl darf und soll man solcher Beleidigungen gedenken, damit man sich gelegentlich auch daran erinnere, was zu thun ist, damit sie niemals wiederkehren.

Die langsame, stufenmäßige Vernichtung der letzten noch übrigen Selbstständigkeit der deutschen Fürsten und der deutschen Nation, die unausbleiblich erfolgt wäre, wenn Frankreich und Rußland auf die Dauer einig geblieben wären, wurde uns zum Glück erspart, nicht zwar durch unser Verdienst, aber durch Gottes wunderbare Fügung. Rußland und Frankreich beneideten einander die Beute und wurden Feinde.

War dies ein großes Glück für Deutschland, wofür wir dem Himmel nicht genug danken können, so knüpft sich daran doch eine Betrachtung der schmerzlichsten Art. Nie zuvor, in zwei Jahrtausenden, seit man die deutsche Geschichte kennt, waren alle Deutschen einem fremden Willen unterworfen gewesen. Nie hatten uns die Römer bezwungen, selbst Attila hatte nur einen Theil der Deutschen unterworfen, die Anderen stritten unter unabhängigen Fürsten gegen ihn und besiegten ihn. Erst jetzt zum ersten Male, im Jahre 1812, waren alle Deutschen ohne Ausnahme einem fremden Herrn dienstbar, mußten alle deutschen Staaten ohne Ausnahme einem fremden Herrn Truppen stellen und einem fremden Befehl untergeben, um für eine fremde Sache zu kämpfen.

Digitized by Google

Da diese Schande an der Nation offenbar wurde, bei der seit zweitausend Jahren die Herrschaft Europas gewesen, schien der Himmel selbst sie unerträglich zu finden und gab dessen ein Zeichen, um die Menschen zu erinnern, was sie auch ohne ihn hätten thun sollen. Wahrlich, jene großen Schrecken der Natur, die Napoleons Fall verkündeten, gereichen der deutschen Nation zu tiefer Beschämung.

Jetzt erst riß diese Nation sich auf in wildem Muth, racheglühend, schrecklich wie die Natur, deren Zeichen sie gesehen. Aber die Begeisterung kam in der That etwas spät. Staunend muß man fragen, warum die Deutschen jetzt erst thaten, was sie schon lange hätten thun können? Wie viele Provinzen, wie viele Millionen hatten sich die Deutschen seit den Zeiten Ludwigs XIV. entreißen lassen! Mit den Mitteln, die man fahrlässig den Franzosen preisgab, hätte man sie schon vor mehr als hundert Jahren bis über die Seine jagen können. Eine Vereinigung der Fürsten, ein allgemeines Volksaufgebot hätte schon weit früher stattfinden können und würde ein ebenso günstiges Resultat gehabt haben, wie 1813.

Indeß liegt es im Naturell des deutschen Volkes, daß es sich zu allen Dingen Zeit nimmt. Es hat auch die Reformation erst nach langer Prüfung der Geduld vollbracht. Wenn auch spät, geschah doch endlich, was Noth that. Die deutschen Fürsten vereinigten sich, das deutsche Volk stand auf in Masse, und mehr bedurfte es nicht, um Frankreichs ganze Macht und den Helden des Jahrhunderts zu besiegen. Der Eifer und das Talent der deutschen Heerführer, die Begeisterung und Tapferkeit der Heere selbst waren außergewöhnlich, und zwar hauptsächlich deswegen, weil der Krieg von der ganzen Nation als solcher geführt wurde. Dies gab ihm den Nachdruck, dies die seltene Begeisterung und schickte vor den Armeen den Schrecken her, dem nichts widersteht. Wenn ein so großes Volk, wie das deutsche, in Zorn geräth und aufsteht in Masse, muß Frankreich zittern, und wenn es zehn Napoleons hätte.

Digitized by Google

Volk und Heer führten den Krieg rein als Nationalkrieg. Man haßte damals nicht Napoleon allein, sondern die Franzosen. Da indeß nicht die deutschen Regierungen allein diesen Krieg leiteten, obgleich die deutschen Heere allein die Entscheidung gaben, da namentlich Rußland großen Einfluß übte und Rußland eine Vergrößerung der deutschen Macht, weil ihm Deutschland näher liegt, mehr fürchtete, als das Fortbestehen eines mächtigen französischen Staates, der ihm ferner liegt und dessen es sich in künftigen Fällen wieder gegen Deutschland bedienen konnte, so war schon mitten im Kriege selbst die Diplomatie darauf bedacht, den Sieg der Deutschen über die Franzosen nicht zu weit gehen zu lassen. Man drückte dies in der Erklärung aus, der Krieg sei kein Nationalkrieg, kein Krieg gegen Frankreich, sondern nur ein Krieg gegen die Person Napoleons.

In diesem Sinne wurde denn auch der Friede geschlossen. Die Gelegenheit bot sich dar, alle Unbilden, welche Deutschland seit Jahrhunderten von Frankreich gelitten, mit einem Schlage zu rächen, alle vom Deutschen Reiche losgerissenen Provinzen wieder zurückzunehmen. Aber diese Gelegenheit wurde nicht benutzt. Frankreich behielt nicht nur das welsche Burgund und Welsch-Lothringen, sondern auch das deutsche Elsaß und Deutsch-Lothringen. Es behielt Straßburg, den Schlüssel Oberdeutschlands. Auch saß der Gewaltbote des besiegten Frankreichs zu Wien mit im Rath und Gericht über Deutschland, z. B. über die sächsische Theilung, während sich in die neue französische Konstitutionssache kein Repräsentant einer deutschen Macht einmischen durfte.

Inzwischen war die neue Verfassung Frankreichs der englischen nachgebildet, ein konstitutioneller König mit zwei Kammern ꝛc., also wesentlich wieder von germanischer Natur. Nachdem die große Tragikomödie der Renaissance, die antike Republik und die antike Despotie, ausgespielt war, kehrte man zu dem ursprünglichen Bedürfniß zurück, welches die Revolution veranlaßt

Digitized by Google

hatte, nämlich zu dem Bedürfniß germanischer Garantien, der altfränkischen Volksvertretung nach Ständen.

Deutschland hatte alle seine Kräfte eingesetzt, den Sieg zu erringen, aber nicht, ihn auch verhältnißmäßig zu benutzen. Indeß war schon die einfache Thatsache, daß die ganze französische Macht, der ganze französische Stolz, das ganze französische Kriegsgenie einem Volksaufgebot der Deutschen nicht gewachsen sei, von großem Werthe. Sie bewies den Franzosen, was Deutschland vermag, wenn es will. Sie flößte ihnen eine Scheu ein, abermals einen Versuch mit uns zu wagen. Sie belehrte ihre denkenden Köpfe, daß, wenn die Deutschen etwa künftig noch einmal zu einem allgemeinen Aufgebot gegen Frankreich geneigt würden, der Sieg ebenso wenig zweifelhaft sein würde, daß aber alsdann dieser Sieg zu Gunsten Deutschlands und zum Nachtheil Frankreichs vielleicht besser benutzt würde, als das erste Mal.

Gleichwohl war es gefährlich, den Franzosen so viel Macht, ja sogar den Besitz deutscher Provinzen und einen so wichtigen militärisch-politischen Vorposten wie Straßburg zu lassen. Es war gefährlich, Napoleon allein zum Sündenbock zu machen und allen Fluch auf ihn zu laden, Frankreich selbst aber zu schonen, da die Geschichte lehrt, daß Napoleon ja nur fortsetzte, was lange vor ihm die französischen Könige Uebles an uns gethan. Nicht Napoleon war die Hauptsache und Frankreich Nebensache, sondern Frankreich war die Hauptsache und Napoleon Nebensache. Napoleon war eine vorübergehende Erscheinung, Frankreich blieb. Mit Frankreich hatten wir es schon vor Jahrhunderten zu thun, mit ihm werden wir es noch in Jahrhunderten zu thun haben. Also nicht auf die Schwächung Napoleons, sondern auf die Schwächung Frankreichs kam es an.

Ganz abgesehen von der inneren politischen Anordnung des neuerrichteten deutschen Bundes, lag es ohne Zweifel im Interesse

Digitized by Google

aller deutschen Staaten, daß Frankreich geschwächt wurde, daß es wenigstens Straßburg und die deutschen Länder nicht behielt. Es ist in Bezug auf diese Grenzfrage ganz einerlei, wie der deutsche Staatennexus innerlich gestaltet ist. Ob Deutschland ein Reich ist oder eine Konföderation von vielen Staaten, ob die Regierungsform absolut monarchisch oder konstitutionell ist, gleichviel, immer muß es sich vor Uebergriffen des westlichen Nachbars sicherzustellen suchen und die so oft gefährdete Westgrenze aufs Aeußerste befestigen.

Unglücklicherweise hat man aber die äußere Frage über der inneren vergessen. Der Streit, wie Deutschland in seinem Innern zu konstruiren sei, hat die Aufmerksamkeit von jenem weit wichtigeren Grenzstreite abgezogen. Man bedachte nicht, daß Reformen im Innern vorzunehmen, es an Zeit nicht fehlt, während Grenzprovinzen, die man hat und doch wieder in einem unbedachten Augenblick hingiebt, ein Verlust sind, der sich in unberechenbarer Zeit nicht wieder ersetzen läßt.

Sehen wir indeß ab von Deutschland und blicken wir nur auf Frankreich, so ist es sonnenklar, daß Frankreich den deutschen Mächten, die als Sieger so großmüthig über sein Schicksal entschieden und ihm auf Kosten Deutschlands so viele Vortheile ließen, nur Dank schuldig ist. Nie wurde ein Feind glimpflicher und schonender behandelt, als damals die Franzosen von den Deutschen.

Aber die Franzosen wollen dies nicht anerkennen. Die klaren Thatsachen reden, aber sie wollen nichts davon hören. Sie nehmen die Miene an, als sei ihnen großes Unrecht geschehen.

Die französische Revolution endete mit der Befriedigung des Bedürfnisses, durch welches sie hervorgerufen worden war. Die auswärtigen, namentlich deutschen Mächte waren so großmüthig, diese natürliche Entwickelung in keiner Weise zu stören. Frankreich erhielt die germanischen Rechtsgarantien, die es 1789

Digitized by Google

verlangt hatte, eine Verfassung, einen konstitutionellen König, verantwortliche Minister, zwei Kammern, Gleichheit vor dem Gesetz, Preßfreiheit, öffentliche Rechtspflege ꝛc., wie England. Mehr hatte das französische Volk in den Cahiers, die seine Deputirten aus allen Provinzen zur ersten Nationalversammlung mitbrachten, nicht verlangt. Es konnte damit auch 1815 zufrieden sein und 1830 es bleiben. Daß diese germanischen Rechtsgarantien dem wahren Bedürfniß des französischen Volkes entsprechen, hat namentlich die Julirevolution bewiesen, welche sie überdauert haben. Es gelang der antigermanischen, romanischen Partei der Renaissance nicht, dieselben umzustoßen, obgleich sie es auf doppelte Weise versuchte, indem sie in den Ordonnanzen das despotische System Ludwigs XIV. und in den republikanischen und bonapartistischen Emeuten den Konvent und das Kaiserreich herstellen wollte, jene gespensterhaften Wiedergeburten der altrömischen Welt.

Indeß machte der Unmuth des Romanismus sich überall Luft in der freien Presse. Er appellirte zuerst an die Nationalehre, an das alte Bedürfniß des Ruhms und an die kriegerischen Neigungen, in denen es wurzelt. Sodann an die ebenso alte Habgier der Nation, an die Luft, sich mit fremdem Gute zu bereichern. Wiedereroberung des linken Rheinufers und der Niederlande wurde die Losung des „National“ und fand von Zeit zu Zeit regelmäßig ihr Echo auch in den Kammern. Dieselbe Idee lag unzähligen Geschichtswerken und Memoiren zu Grunde, die man in Frankreich und ganz Europa ausstreute, worin mit allen Farben einer glühenden Phantasie die Thaten der großen Armee und die Herrlichkeit des Kaiserreichs den Franzosen ins Gedächtniß gerufen wurden. Mit diesen Mitteln, welche das Nationalgefühl erregen sollten, kämpfte man zugleich gegen die auswärtige Politik des Bürgerkönigs und gegen das Ausland selbst. Hier wollte man mahnen, dort schrecken.

Da aber der Bürgerkönig von der Mehrheit der Besitzenden, der Haus- und Familienväter unterstützt war, in denen das Be-

Digitized by Google

dürfniß der einfachen germanischen Rechtsgarantien stärker ist als der romanische Trieb des Krieges, so richtete der Romanismus gegen diesen Bürgerstand eine besondere Waffe, nämlich die republikanische. Im Gegensatz gegen die konstitutionelle Monarchie, welche dem Bürgerstande günstig ist, verlangte er die Demokratie, die politische Emanzipation der Proletarier, mit einem Wort, die Pöbelherrschaft wie 1793. Er wollte die ihm mißfällige Regierung der Besitzenden durch die Empörung der Nichtbesitzenden sprengen. Zu diesem Behufe haranguirte er den Pöbel mit altkosmopolitischen Theoremen in der neuen Form des St. Simonismus, mit dem Ideal der Arbeiterrepublik ꝛc. und weckte zugleich die blutigen Erinnerungen des Schreckenssystems, um theils den Pöbel wieder an kannibalische Gelüste zu gewöhnen und mit furchtbaren Leidenschaften zu erfüllen, theils um die ruhigen Bürger furchtsam zu machen.

Da ferner ein glückliches Familienleben und die Heiligkeit der Ehe eine Hauptstütze des Bürgerthums ist, so richtete der Romanismus auch dagegen seine Waffen und erklärte der Ehe und den Sitten offen den Krieg und damit zugleich natürlich auch dem Christenthum, ganz so wie vor und in der ersten Revolution. Alle Gottlosigkeit und Obscönität der älteren Voltaireschen Schule wurde wieder hervorgesucht, die sittenlose Literatur der früheren Zeit in neuen Auflagen verbreitet und durch zahllose neue Bücher derselben Gattung ergänzt. Das Theater huldigte diesen jakobinischen Tendenzen. Verbrechen und Unzucht kamen auf der französischen Bühne, wie in den Unterhaltungsschriften, an die Tagesordnung.

Endlich, da die inneren Revolutionsversuche und die oft wiederholten meuchlerischen Anschläge auf das Leben des Königs nicht zum Ziele geführt, ist es dem Minister Thiers gelungen, einen Krieg gegen das Ausland einzuleiten, und obgleich der Ausbruch desselben durch die Weisheit des Königs gehemmt wurde, so hat doch dieser Vorgang die Nachbarn und vor allen

Digitized by Google

Deutschland in eine lebhafte Bewegung bringen müssen. Trotz der Weisheit des Königs war das Kriegsgeschrei in Frankreich lauter als je, und stimmten darin Männer der verschiedensten Parteien überein. Nicht mehr bloß der National, nicht mehr bloß Proletarier und schönhaarige Pflastertreter von Paris verlangten das linke Rheinufer, sondern ein Minister selbst, ehrwürdige Pairs, höchst konservative Deputirte schrieen in demselben Tone. Dagegen hörte man wohl Einreden, es sei jetzt nicht an der Zeit, dem ganzen bewaffneten Europa gegenüber wieder an Eroberungen zu denken, aber gegen das Recht und die Moral der Eroberung erhob sich keine Stimme. Daß Frankreich wirklich ein Recht auf das linke Rheinufer habe, und daß der Rhein seine natürliche Grenze sei, wurde überall in Frankreich als bekannt, als etwas, was sich von selbst versteht, angenommen.

Wenn nun auch zunächst Friede bleibt, so wird doch die jüngere Generation in Frankreich in dem Glauben erzogen, sie habe ein heiliges Recht auf den Rhein und die Mission, ihn bei der ersten Gelegenheit zur Grenze Frankreichs zu machen. „Die Rheingrenze muß eine Wahrheit werden", das ist das Thema für die Zukunft Frankreichs.

Wir glauben, in den vorhergehenden geschichtlichen Erörterungen zur Genüge gezeigt zu haben, daß Frankreich nicht den geringsten rechtlichen Anspruch auf die Rheingrenze hat. Aber wir wissen auch sehr wohl, daß Alles, was man den Franzosen darüber sagt, in den Wind geredet ist. Sie wollen nicht hören. Je klarer alle Zeugnisse der Geschichte und Natur und alle Gründe der Vernunft und Moral gegen sie sprechen, um so weniger wollen sie davon hören.

Es kommt also nur noch darauf an, ob Deutschland stark genug ist und bleiben wird, um die widerrechtlichen Ansprüche Frankreichs unter allen Umständen mit Gewalt zurückzuweisen? Es ist eigentlich kläglich, daß wir nach einer zweitausendjährigen

Digitized by Google

Nachbarschaft, nachdem wir so viele Schläge von den Franzosen empfangen und ihnen so viele wieder zurückgegeben haben, sie doch immer noch nicht dahin bringen konnten, sich über ihre wahre Stellung zu uns zu verständigen. Das Studium der Geschichte blüht in Frankreich wie bei uns, tausend Mittel und Wege des Verständnisses stehen offen, und doch herrscht bei den Franzosen so sehr die blinde Leidenschaft vor, daß sie sich absichtlich in eine Illusion hinein lügen und die Wahrheit zu sehen, auch in ihrem hellsten Tagesglanz, verschmähen.

Besonnene Erwägung, Vernunft, Gerechtigkeit und Billigkeit, die im Verkehr zweier so alter und so mächtiger Nachbarn stattfinden sollten und die wir immer bereit sind, einzuhalten, werden von den Franzosen verschmäht. Nur Gewalt soll entscheiden; so oft sie anderer Meinung sind als wir, gleich schlagen sie an den Säbel. Rückwärts und vorwärts soll die Geschichte verschwinden vor der Leidenschaft des Augenblicks. Wie die Erfahrungen der Vergangenheit, so werden die Gefahren der Zukunft verachtet. Allem trotzend, stürzt sich die Begierde auf ihren Gegenstand, gleichviel wer dabei zu Grunde gehen wird.

Es ist immerhin traurig, nach so vielen Erfahrungen und im Jahrhundert des klarsten Bewußtseins wieder die Finsterniß roher, barbarischer Triebe und das Reich der unvernünftigen Gewalt hereindrohen zu sehen, selbst wenn wir stark genug sind, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Aber wer steht uns dafür, daß uns nicht irgend einmal eine Schwäche anwandeln wird, daß wir nicht in Konflikte der inneren oder äußeren Politik gerathen werden, wobei unsere Wachsamkeit und unsere Kraft erschlaffen? Was haben wir dann von einem Nachbar zu fürchten, der kein Recht anerkennt als die Gewalt und der sich nicht schämt, offen zu bekennen, daß er heute noch wie in den Jahrhunderten des Faustkampfes nur darauf lauere, uns einmal schwach, uneinig oder unachtsam zu finden, um uns aufs Neue räuberisch anzufallen?

Digitized by Google

Unsere Aufgabe ist daher, wenn wir den alten bösen Nachbar nicht belehren können, wenigstens uns selbst unser gutes Recht vollkommen klar zu machen, im ganzen Umfange deutscher Nation zum Bewußtsein zu bringen. Keinem Deutschen darf es verborgen oder gleichgültig bleiben, daß, wenn Frankreich und Deutschland je miteinander abrechnen, alles Soll auf seiner, alles Haben auf unserer Seite steht. Nur wir haben an Frankreich zu fordern, was es uns widerrechtlich entrissen. Frankreich dagegen hat nichts von uns zu fordern, nicht ein Dorf, nicht einen Baum. Der Rhein ist, wie Arndt kurz und gut gesagt hat, Deutschlands Strom — nicht Deutschlands Grenze. Geht man vom historischen Recht aus, so ist Alles, was Frankreich seit dem dreizehnten Jahrhundert an seinen östlichen Grenzen gewonnen hat, ein Raub an Deutschland gewesen, so sind alle burgundischen und lothringischen Lande unser altes, uns widerrechtlich entrissenes Eigenthum, und wir hätten demnach noch weit mehr zu reklamiren, als die Sprachgrenze. Geht man vom nationalen Standpunkt aus und macht die Sprache zur natürlichen Grenze der Nationen, so gehört uns der ganze Rhein mit seinem ganzen linken wie rechten Ufer, denn im ganzen Flußgebiet des Rheins wird seit vierzehn Jahrhunderten deutsch gesprochen; demnach hätte nicht Frankreich das linke Rheinufer von uns, sondern wir hätten von ihm Elsaß und Lothringen anzusprechen. Geht man endlich vom positiven Recht aus, wie es durch die letzten Verträge festgestellt ist, so hat Frankreich dadurch allerdings seinen unrechtmäßigen Besitz Lothringens und des Elsasses geheiligt, aber dieselben Verträge schließen Frankreich von jedem Anspruch an die übrigen Theile des linken Rheinufers aus. Wenn nun aber Frankreich jene Verträge von 1814 und 1815 nicht mehr anerkennt, die einzigen Rechtstitel, die ihm seinen alten Raub an Deutschland gesichert haben und noch sichern, und die wir immer redlich anerkannt haben, obgleich sie uns sehr nachtheilig sind — wenn Frankreich selbst

Digitized by Google

dieſe Verträge bricht und Krieg beginnt, ſo ſollten wir uns in dem feſten Entſchluß vereinigen, ſo Gott will und der gerechten Sache den Sieg verleiht, jene Verträge nie wieder zur Baſis eines neuen Friedens zu machen, ſondern das Schwert nicht eher in die Scheide zu ſtecken, bis uns unſer ganzes Recht geworden iſt, bis Frankreich ſeine ganze Schuld an uns bezahlt hat.

Unſere Aufgabe iſt ferner, den politiſchen Verſtand, der nach und nach unter uns zurückzukehren ſcheint, nachdem wir ihn Jahrhunderte lang verloren hatten, immer beſonnener und gründlicher auszubilden, d. h. alle Fragen des Tages, es mag um ein Prinzip oder um ein Partikularintereſſe geſtritten werden, aus dem höheren nationalen Geſichtspunkt anzuſehen und über inneren Zwiſtigkeiten nie die auswärtige Politik zu vergeſſen. All unſer Unglück hatte nur dieſe Vergeſſenheit zur Quelle. Nur weil wir Deutſchen untereinander haderten um Meinungen oder um Provinzialintereſſen und darüber verſäumten, unſere Grenzen nach außen zu wahren, konnten die Nachbarn uns berauben und ſchwächen. Vieles iſt geſchehen, um die Wiederkehr ſo heilloſer Zerwürfniſſe in Deutſchland für die Zukunft zu verhindern. Die deutſchen Volksſtämme hegen die frühere unvernünftige Eiferſucht gegeneinander nicht mehr oder weit nicht mehr in dem Grade wie früher. Auch die Dynaſtien ſtehen ſich näher und finden ihr Intereſſe jetzt in einer übereinſtimmenden Politik weit beſſer geſchützt als ehemals in der Trennung. Nur der Streit um Meinungen und Ueberzeugungen, um Verfaſſungs- und Kirchenfragen iſt noch lebhaft rege und ſeiner befriedigenden Löſung noch nicht nahe. Iſt es aber zu viel verlangt von einer ſo großen, alten, erfahrenen und durch und durch gebildeten Nation, wie die deutſche, wenn man ihr zumuthet, ſich nicht in ſich ſelbſt zu verfeinden, ſo lange ihr noch ſo viele Feinde von außen drohen? Der Gegenſtand, über den man ſich verfeindet, ſei, welcher er wolle, der Erfolg wird immer

Digitized by Google

sein, daß jeder unserer inneren Zwiste vom Auslande zu unserem Verderben benutzt werden wird. Wir müssen uns, selbst mitten im Frieden, immer wie ein großes Heer im Feldlager und im Angesicht eines mächtigen Feindes betrachten. In solcher Lage ziemt es uns nicht, aus welchem scheinbar sehr natürlichen und gerechten Anlaß es auch geschehe, uns einander selbst feindlich gegenüberzustellen. Wir müssen immer nur Front machen gegen den Feind von außen.

Digitized by Google

Welche Rücksichten kommen

bei der Wahl

der Richtung von Eisenbahnen

in Betracht?

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorbemerkung.

Im Jahre 1843 erschien in der Zeitschrift „Deutsche Vierteljahrsschrift" der nachstehende Aufsatz unter der Ueberschrift: „Welche Rücksichten kommen bei der Wahl der Richtung von Eisenbahnen in Betracht?", unterzeichnet mit einem M. Daß dem Aufsatz damals in der Oeffentlichkeit die Würdigung zu Theil wurde, die er verdiente, dürfen wir bei der zu jener Zeit herrschenden, noch wenig geklärten Ansicht über den Werth und die große Bedeutung der Eisenbahnen sowie über deren zukünftige Entwickelung wohl bezweifeln. Die Firma Cotta hat in einem Briefe bei der Anzeige des Empfanges des Aufsatzes dessen bedeutenden Werth gewürdigt und dem Verfasser wie folgt eine Anerkennung zu Theil werden lassen:

„Jedenfalls genehmigen Sie wohl, daß wir als geringen Beweis des Werthes, den wir auf Ihre Theilnahme an unsern Journalen legen, Ihnen mit der Anlage einen Beitrag für Ihre Bibliothek übersenden, welchen wir Sie bitten, freundlich aufzunehmen.

Anlage: Schillers und Goethes Werke mit Stahlstichen und Holzschnitten, sowie Schillers, Goethes und Freiligraths Gedichte en miniature."

Wir müssen den Scharfblick bewundern, womit der damalige Major im Generalstabe v. Moltke die große Bedeutung der Eisenbahnen, ihren Werth für den Staat und ihre Wichtigkeit in volkswirthschaftlicher Beziehung zu einer Zeit erkannte, in welcher die Regierungen fast aller Staaten es nicht für angezeigt erachteten, Eisenbahnen aus Staatsmitteln zu bauen und in Betrieb zu nehmen. Mit Ausnahme einer kleinen Zahl aufgeklärter und freier denkender Männer stand die öffentliche Meinung den Eisenbahnen noch wenig wohlwollend gegenüber. Es soll hier nur an die Schwierigkeiten erinnert werden, die der große Nationalökonom F. List zu überwinden hatte, bis es ihm gelang, die Magdeburg-Leipziger Eisenbahn ins Leben zu rufen.*)

*) Die Leipzig-Dresdener Eisenbahn, ein Werk Friedrich Lists, von Dr. Niedermüller. Leipzig 1880. — Archiv für Eisenbahnwesen. Jahrgang 1880. Heft 5. Beginn des Baues Frühjahr 1838. Inbetriebnahme der ganzen Bahnlinie für den Personenverkehr am 18. August 1840 und für regelmäßig verkehrende Güterzüge am 1. November 1840.

Digitized by Google

Neben dem Scharfblick, der sich für die Beurtheilung des Werths und der Bedeutung der Eisenbahnen in dem Aufsatz kundgiebt, sind die Fachkenntniß und das praktische Verständniß hervorzuheben, die den Verfasser auf einem, seinem eigentlichen Berufe fernliegenden Gebiete unterrichtet zeigen, Kenntnisse, die ein völlig genaues Fachstudium der in anderen Ländern, namentlich in England, der Wiege der Eisenbahnen, bei ihrem Bau und Betriebe gemachten Erfahrungen ersehen lassen. Insbesondere verdient die eingehende Beschreibung der Lokomotive, ihrer Wirkungen und Leistungen, Beachtung; ein Fachmann hätte sie nicht zutreffender geben können. Ferner sind in dem Aufsatz, der selbst manchen Techniker zu belehren vermochte, die für Anlage und Betrieb der Eisenbahnen jener Zeit geltenden Grundsätze sachgemäß entwickelt; sogar statistisches Material über die bereits bestehenden Bahnen wird beigebracht, so daß man berechtigt ist, die Ueberschrift des Aufsatzes zu fassen: „Ueber die Anlage und den Betrieb der Eisenbahnen".

So enthält die Abhandlung eine Fülle zutreffender Aussprüche, deren Wahrheit bei ihrem ersten Erscheinen wohl Wenige erkannten, und viele wichtige und scharfsinnige Folgerungen. Dabei ist sie, wie Alles, was der Feldmarschall schrieb, kurz und bestimmt im Ausdruck, allgemein verständlich und wissenschaftlich wohl begründet. Wir möchten nicht unterlassen, nur auf folgende Aeußerungen, die ein durchweg richtiges Urtheil über die zukünftige Entwickelung des Verkehrs der Eisenbahnen geben, hinzuweisen:

> „Personen sind die werthvollste Waare, die, bei welcher man die höchsten Fahrpreise erheben darf, und deshalb sind bisher fast alle Eisenbahnen wesentlich auf Personenfrequenz berechnet: die Güterfracht aber als Nebensache behandelt worden. Und doch liegt der Zeitpunkt nicht fern, wo man erkennen wird, daß gerade der Gütertransport die Basis alles Eisenbahnbetriebes ist, welcher die Anlagen rentabel machen wird, und daß in ihm der eigentliche nationalökonomische Nutzen der Schienenwege zu suchen ist."

Und weiter heißt es dann:

> „Personen verlangen beim Transport unzählige Rücksichten, Güter nur pünktliche und sichere Besorgung."

Diese vor nahezu fünfzig Jahren gethanen Aussprüche haben sich durchaus bewahrheitet! Welche Forderungen stellt man jetzt an die Bahnverwaltungen, um schnell, bequem, luftig, nicht zu warm und nicht zu kalt und doch billig befördert zu werden, welchen Umfang hat der Güterverkehr auf den Eisenbahnen angenommen und wie zutreffend war der Ausspruch, daß der Güterverkehr die Bahnen rentabel machen werde. Ist auch rechnerisch nicht genau festzustellen, wie hoch sich die Kosten belaufen, welche ausschließlich

Digitized by Google

dem Personen- und welche nur dem Güterverkehr zufallen, so ist doch unbestritten, daß der Hauptgewinn der Eisenbahnen dem Güterverkehr zuzuschreiben ist; von einigen Seiten wird sogar die Behauptung aufgestellt, daß der Personenverkehr vorwiegend infolge der an die Beförderung von Personen gestellten großen Ansprüche nicht nur nichts einbringe, vielmehr noch Zuschuß erfordere.

Wie wir nicht anders erwarten können, bethätigte Major v. Moltke sein großes Interesse an dem neuen Verkehrsmittel auch durch persönliche Mitarbeit an der Entstehung von Eisenbahnen. Aus einem Briefe an seinen Bruder Ludwig vom 13. April 1844 geht hervor, daß er zu jener Zeit zum Verwaltungsrath der Berlin-Hamburger Eisenbahn gehörte,*) und aus anderen Quellen wissen wir, daß ihm ein großer Antheil an dem Zustandekommen des Unternehmens gebührt.

Die bezügliche Stelle in dem erwähnten Briefe lautet:

„Während Frankreich in den Kammern immer noch berathet, haben wir 300 Meilen Eisenbahnen fertig gekriegt und über 200 neue in Arbeit.

Unter diesen letzteren befindet sich die Hamburg-Berliner, zu deren Verwaltungsrath ich gehöre. Die größte Schwierigkeit, die uns zu besiegen bleibt, ist die Königlich dänische Regierung, welche uns zwingen will, eine Richtung längs der Elbe durch Lauenburg einzuhalten, die uns 2 Millionen Thaler mehr kostet, als die von uns gewählte über Schwarzenbeck. Es ist die Rede von einer Deputation nach Kopenhagen, an welcher ich theilnehmen soll, doch ist die Sache vielleicht noch auf diplomatischem Wege zu vermitteln. Indeß haben wir in Gottes Namen zu bauen angefangen und wollen 1846 fertig sein." (Vgl. Band IV, S. 255.)

Am 13. Mai 1844 schreibt er in dieser Angelegenheit an seinen Bruder Adolf:

„Der Ueberbringer dieses Schreibens ist der Direktor der Berlin-Hamburger Eisenbahn, Herr Costenoble,**) sein Begleiter der Baurath Neuhaus***) als Ober-Ingenieur und Dr. Abendroth aus Hamburg, welcher Vorsitzender des Ausschusses dieser Gesellschaft ist. Du wirst in allen Dreien gebildete, tüchtige und dabei angenehme Männer finden. Die Veranlassung ihrer Reise sind die Schwierigkeiten, welche die dänische Regierung unserem Unternehmen entgegenstellt. Es liegt ihnen daran,

*) In dieser Eigenschaft verkehrte Major v. Moltke vielfach mit dem Geheimen Kommerzienrath Moritz Robert-Tornow.

**) Später Vorsitzender der Königlichen Eisenbahndirektion der Niederschlesisch-Märkischen Eisenbahn in Berlin.

***) Erbauer der Berlin-Hamburger Eisenbahn und langjähriger Vorsitzender der Direktion derselben.

Digitized by Google

einige Bekanntschaften in Kopenhagen zu machen, und obwohl ich ihnen gesagt, daß Du in einer ganz anderen Branche angestellt bist, so wünschen sie doch Deine Bekanntschaft zu machen und hoffen, daß Du sie über Personenverhältnisse orientiren wolleſt."

Am Schlusse des Aufsatzes sehen wir, welchen hohen Werth für den Staat der Verfasser damals schon in der richtigen und zweckmäßigen Anlegung der Eisenbahnen, in einem zweckmäßigen Staatsbahnnetz, auch im Hinblick auf die militärischen Interessen, erblickte. Wir müssen staunen, mit welchem Scharfblick, man möchte sagen Seherblick, Moltke schon so frühzeitig den großen Werth der Eisenbahnen für sein Fach, seinen Beruf erkannte. Diese Erkenntniß führte ihn später dazu, in der ihm zum Heile Deutschlands übertragenen Stellung die Eisenbahnen für militärische Zwecke zu verwenden und richtig nutzbar zu machen. Zeigte sich dies schon im Jahre 1866, so sehen wir es in erhöhtem Maße ausgebildet und durchdacht angewendet beim Aufmarsch der Armee im Jahre 1870 und dem anschließenden Kriege, dessen erfolgreiche erste Kämpfe durch den in kurzer Zeit stattgehabten Aufmarsch ermöglicht wurden. Dieselbe Erkenntniß, im Verein mit den gemachten Erfahrungen, leitete ihn ferner dazu, dies Verkehrsmittel in den militärischen Organismus einzubeziehen und für die militärischen Interessen durch Schaffung allseitig als wichtig und nothwendig erkannter Einrichtungen ausgedehnter zu verwerthen.

So wird bereits durch Allerhöchste Kabinets-Ordre vom 31. Januar 1867 eine Eisenbahn-Abtheilung im großen Generalstabe ins Leben gerufen; ihr Vorstand erhält durch Allerhöchste Kabinets-Ordre vom 8. Mai 1871 seine Ernennung zum selbstständigen Chef der Eisenbahn-Abtheilung.*)

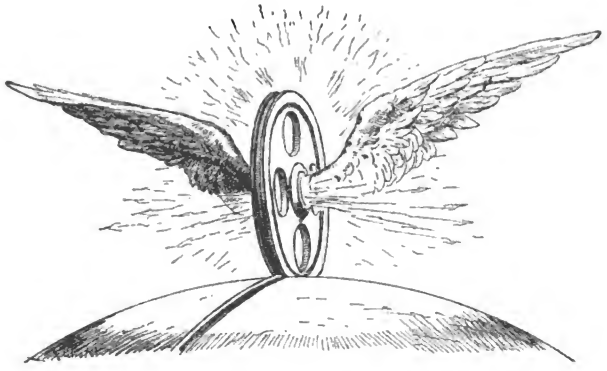
Etwa gleichzeitig wird ein für militärische Zwecke praktisch verwendbares Eisenbahn-Bataillon durch Allerhöchste Kabinets-Ordre vom 19. Mai 1871 errichtet, das am 30. Dezember 1875 zu einem Eisenbahn-Regiment anwächst und am 20. Februar 1890 bereits zu einer Eisenbahn-Brigade erweitert ist, Einrichtungen, deren Wichtigkeit alsbald von anderen Staaten erkannt wurde und dort Nachbildung fanden.

Aus all dem läßt sich erkennen, mit welcher Genugthuung es den Feldmarschall erfüllen mußte, das Verkehrsmittel der Eisenbahnen, deren Entstehung er mit zuversichtlichem Zuruf begrüßt hatte, einen alle Erwartungen übertreffenden Aufschwung nehmen zu sehen und seine Entwicklung zu diesen ungeahnten Erfolgen ein halbes Jahrhundert hindurch begleiten zu dürfen.

*) Major v. Brandenstein, später Chef des Ingenieur- und Pionier-Korps und General-Inspekteur der Festungen.

W. Streckert.

Digitized by Google



Viele und denkende Männer halten die Eisenbahnen welche heute die allgemeine Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch nehmen, für ein Symptom der krankhaften Unruhe und der nervösen Ungeduld unserer Zeit, welche mit allen Dingen nicht schnell genug fertig werden kann. Andere betrachten sie als ein nothwendiges Uebel, unvermeidlich wie die Einführung der Spinnmaschinen bei uns, nachdem der Nachbar sie bei sich eingeführt hat. Die allgemeinere Ansicht ist indessen, daß dies neue Verbindungsmittel, für welches schon so große Opfer gebracht und noch größere zu bringen sind, dem wirklich vorhandenen Trieb nach gegenseitiger intellektueller und materieller Annäherung Befriedigung gewährt.

Wer sich aus seiner Jugend der Beschaffenheit aller Kommunikationsmittel erinnert, möchte glauben, bereits Methusalems Alter erreicht zu haben, wenn er auf den jetzigen Zustand derselben hinblickt. Und doch sind es nur 30 Jahre, als man selbst vor den Thoren der Hauptstädte in endlosen Sand oder tiefe Lehmwege versank. Ein Besuch von Berlin aus nach Potsdam erforderte die Zurüstung einer Reise, Frankfurt a. O. lag zwei Tagereisen entfernt; man nahm Abschied von den

Digitized by Google

Freunden und richtete sich auf alle Beschwerlichkeiten übler Witterung, schlechter Nachtquartiere und umgeworfener Wagen ein. Ganze Heerden von Pferden keuchten mit den Frachten über steile Höhen und durch tiefe Thäler, im glücklichsten Fall auf halsbrechenden Steindämmen, und überall wurde Pflaster-, Brücken- und Geleitgeld erhoben. Wirklich waren die Landstraßen des Mittelalters fast unverändert bis auf uns gekommen, nur daß die Raubritter durch die legale Wegelagerung der Zollstätten verdrängt waren.

Erst nachdem die blutigen, langen Kämpfe geendet, welche unser Jahrhundert von dem letztverflossenen geerbt, fand eine völlige Umwandlung der Verkehrswege statt. Seit dem Pariser Frieden richtete sich die Thätigkeit der Völker vom Zerstören aufs Schaffen in jeder Beziehung, und auch für Kommunikationen wurde in den letzten drei Decennien mehr gethan als in drei Jahrhunderten vorher. Es entstand ein Netz von Chausseen zwischen allen wichtigeren Punkten, und in Deutschland allein beträgt die Gesammtlänge der in dem genannten Zeitabschnitt gebauten Kunststraßen einen halben Erdumkreis. Dennoch genügte auch das Mittel der versteinten Wege der einmal erwachten und stets mächtiger sich entwickelnden Betriebsamkeit nicht, und erst die Erfindung der Dampfwagen und Eisenbahnen vermochte dem Bedürfnisse der neuen Verhältnisse zu entsprechen.

Wie sehr nun auch diese Erfindung unserer Tage die Gemüther beschäftigt, so darf doch behauptet werden, daß die Kenntniß von den Eigenthümlichkeiten derselben nichts weniger als allgemein verbreitet ist. Nicht daß es an vortrefflichen Werken über diesen Gegenstand fehlte, sie sind aber meist nur dem Techniker verständlich, wie denn überhaupt erst dann, wenn die Wissenschaft fertig, die populäre Darstellung nachfolgt. *) Bevor wir daher

*) Soweit uns bekannt ist, gab es im Jahre 1842 weder eine populäre Abhandlung über das Eisenbahnwesen noch ein technisches Werk über den Bau und den Betrieb der Eisenbahnen. Str.

Digitized by Google

auf den eigentlichen Gegenstand unserer Untersuchung eingehen, wird es nicht überflüssig sein, einige technische Details so zusammenzustellen, daß sie dem Laien faßlich und verständlich werden.

Bekanntlich ist die Eisenbahn ein Weg mit Geleisen aus starken, gußeisernen Schienen,*) welcher mit der ausführbar geringsten Abweichung von der geraden Linie (in horizontaler wie in vertikaler Richtung), d. h. auf dem kürzesten Wege und mit so wenig Ansteigung und Gefälle wie möglich, zwischen den zu verbindenden Punkten geführt wird. Um diesen Bedingungen zu entsprechen, wird die Eisenbahn bald die Höhen als Hohlweg durchschneiden, zuweilen wohl gar sie als Stollen durchstoßen, bald die Thäler als Damm, Brücke oder Viadukt überschreiten müssen, oft aber auch solche Terrainschwierigkeiten, die sie nicht zu besiegen vermag, in sanften Krümmungen umgehen.

Nachdem das Planum oder der Erdkörper der Bahn so hergerichtet ist, daß es den oben angeführten Bedingungen möglichst entspricht, werden die Schienen, welche untereinander genau gleichlaufend sein müssen, auf steinerne Träger, **) öfter auf starke Hölzer mittelst gußeiserner Stühle ***) oder in neuerer Zeit meist mittelst Hackennägeln †) sorgfältig befestigt. Die

*) Gußeiserne Schienen von drei und mehr Fuß Länge wurden bei dem Oberbau der ersten englischen Eisenbahnen als Langträger und später beim Querschwellenoberbau bis Mitte der 40er Jahre verlegt. Die ersten Schienen aus Schmiedeeisen von 15 Fuß Länge sind in der jetzt allgemein noch gebräuchlichen Form im Jahre 1828 auf einem Eisenwerk bei Durham gewalzt worden. Str.

**) Die in der ersten Zeit vielfach angewandten Steinwürfel oder Einzelunterlager der Schienen sind gegenwärtig noch auf über 500 km Länge in Haupt- und Nebengeleisen der deutschen Eisenbahnen vorhanden, hiervon liegen noch etwas über 300 km auf den bayerischen Bahnen, die übrigen zum größeren Theil auf preußischen Bahnen. Str.

***) Der auf den englischen Bahnen vorwiegend zur Verwendung gekommene Stuhlschienenoberbau liegt noch in einer Länge von beinahe 800 km auf den deutschen Eisenbahnen und zwar hauptsächlich im Direktionsbezirk Magdeburg. Str.

†) Gegenwärtig noch die verbreitetste Befestigungsart auf hölzernen Querschwellen. Str.

Digitized by Google

üblichste Form der Schienen zeigt im Querschnitt die Figur eines T, auf dessen oberer Fläche die Räder laufen; ihr Gewicht beträgt 14, 20 bis 24 Pfd. für den laufenden Fuß, die Länge ist durchschnittlich 15 Fuß.*) Da sich bekanntlich die Metalle bei jeder Temperaturerhöhung mit einer ganz unwiderstehlichen Gewalt ausdehnen, so ist es nöthig, zwischen je zwei Schienen einen kleinen Zwischenraum von etwa 1½ Linien**) zu lassen.

Weil nun, wie oben gesagt, das eiserne Fahrgeleise nicht wie bei gewöhnlichen Wegen eingeschnitten, sondern vielmehr erhaben ist, wird es nöthig, die Räder der Fahrzeuge, welche sich auf demselben bewegen sollen, an ihrer inneren Fläche mit einem schmalen Rande oder Kranze zu versehen, damit sie nicht hinabgleiten können.

Eine andere Eigenthümlichkeit dieser aus Eisen gefertigten Räder ist, daß sie sich nicht wie bei gewöhnlichen Wagen um die Achsen drehen, sondern, weil es erforderlich ist, die Spurweite sehr genau einzuhalten, an den Achsen festsitzen und sich mit diesen zugleich in Pfannen umdrehen, welche unter den Wagen befestigt sind.***)

Um möglichst viel Raum im Wagen selbst zu gewinnen, wird der Kasten bedeutend breiter als die Spurweite gemacht. Derselbe muß zu diesem Zweck über den Rädern, nicht wie gewöhnlich zwischen ihnen, angebracht werden, und wenn man daher nicht die Gefahr des Umwerfens herbeiführen wollte, so mußten die Räder niedriger als bei gewöhnlichem Fuhrwerk konstruirt werden, obwohl Räder von großem Durchmesser auch auf Eisenbahnen ein wesentlicher Vortheil sein würden. Auf einer neueren

*) Auf den Haupteisenbahnen Deutschlands werden zur Zeit Schienen bis zu 12 Meter Länge und in einem Gewicht bis zu 52 kg für das Meter verwandt. Str.

**) Der Zwischenraum wird mit Rücksicht auf die Länge der einzelnen Schienen und die größten Temperaturunterschiede bemessen. Str.

***) Der Hauptunterschied bei der Bewegung von Eisenbahnfahrzeugen und gewöhnlichen Straßenfahrzeugen. Str.

Digitized by Google

englischen Eisenbahn hat man diesen Vortheil dadurch zu erlangen gesucht, daß man die Spurweite vergrößerte;*) die Räder konnten nun ohne Gefahr höher konstruirt werden, und man erlangte allerdings eine viel größere Geschwindigkeit, stieß aber dabei auch auf andere, hier nicht zu erörternde technische Schwierigkeiten, welche verursachen, daß man auf dem Kontinent überall die gewöhnliche Spurweite beibehalten hat.

Es ist leicht einzusehen, daß ein Wagen auf der Eisenbahn ungleich leichter fortzubewegen sein wird, als auf gewöhnlichem Wege. Dieselbe Last, welche auf Eisenschienen von einem Pferde mit der Schnelligkeit von $^2/_3$ Meilen in der Stunde gezogen wird, erfordert bei gleicher Geschwindigkeit der Bewegung auf Granitgeleisen, wie die der commercial road in London oder wie man sie in den oberitalienischen Städten findet, vier, auf Chausseen 8 bis 16, auf gewöhnlichen Landwegen 33 bis 66 Pferde.

Man hängt daher auf Eisenbahnen eine ganze Reihe schwer beladener Wagen aneinander und spannt vor diesen Zug ein einziges dampfschnaubendes, feuersprühendes, schwarzes Zauberroß, Lokomotive genannt, dessen Natur wir etwas näher zu prüfen haben. Es kann zwar die Absicht nicht sein, die Beschreibung einer so komplizirten Maschine, wie die eines Dampfwagens, dieses Triumphs des menschlichen Erfindungsgeistes, im Detail zu geben, aber das Wesentlichste und Allgemeinste darf hier berührt werden.

Zwischen den Rädern und auf Federn gestellt, befindet sich ein aus Schmiedeeisen sehr fest zusammengefügtes Wasserbehältniß, der Kessel genannt, meist in Form eines liegenden Cylinders, welcher fast die ganze Länge des Wagens einnimmt. Am hintern Ende desselben befindet sich, und zwar rings von Wasser um-

*) Die große Spurweite auf mehreren englischen Bahnen, z. B. der Great Western-Bahn, betrug 2,135 Meter (7 Fuß englisch), an deren Stelle ist bereits fast durchgängig die auf dem Kontinent (mit Ausnahme von Rußland und Spanien) übliche Normalspurweite von 1,435 Meter eingeführt. Str.

Digitized by Google

geben, der Herd, in welchem ein starkes Feuer unterhalten wird, dessen Gluth durch ein System von 40 bis 50 Messingröhren (um möglichst viel Berührungsfläche zu erzeugen) durch das Wasser in den am vordern Ende des Dampfwagens stehenden Rauchfang geleitet wird. Nachdem das Wasser, welches bis zu einer gewissen Höhe in den Kessel gepumpt wird, zum Kochen gebracht ist, entwickelt sich der Dampf, auf dessen Elastizität die Wirkung aller Dampfmaschinen beruht. Das Ausdehnungsvermögen desselben wächst mit der Erhöhung der Temperatur, unter welcher derselbe erzeugt wird, und eingeschlossen zwischen den Wänden des Kessels, wird derselbe diese bei fortgesetzter Entwickelung endlich zersprengen, wie fest sie auch gearbeitet sein mögen, wenn ihm nicht, sobald seine Spannung eine gewisse Höhe erreicht hat, ein Ausweg geöffnet wird. Dies geschieht nun beim Dampfwagen entweder durch die Cylinder, wenn die Maschine arbeitet, oder durch das Sicherheitsventil, wenn sie ruht.

Man sagt, daß der Dampf 40, 50, 60 Pfd. Spannung habe, wenn die Kraft, mit welcher derselbe von innen gegen die Wände des Kessels drückt, dem Gewicht von 40, 50 oder 60 Pfd. auf jeden Quadratzoll ihrer Fläche gleich ist. Denkt man sich z. B. ein Stück von 1 Quadratfuß am oberen Theil des Kessels lose und nicht angeschmiedet, so müßte dies bei 60 Pfd. Spannung mit 8640 Pfd. Gewicht beschwert sein, um nicht durch den Dampf in die Höhe gehoben zu werden. Wenn nun die Verbindung der Theile, aus welchen der Dampfkessel zusammengesetzt ist, nur einen Druck von 60 Pfd. Spannung oder doch nicht wesentlich mehr erträgt, so begreift man, daß bei Uebersteigung dieses Maximums der Kessel mit einer furchtbaren Explosion zerspringen müßte; denn der Dampf, welcher in demselben eingeschlossen ist, würde unter dem gewöhnlichen Druck ein mehr als 400mal größeres Volumen bilden. Dies zu verhindern, befinden sich an dem Dampfkessel nun wirklich Oeffnungen, deren Deckel mit einem Gewicht beschwert sind, welches 60 Pfd. auf den Quadratzoll

Digitized by Google

austragen würde, oder, was daſſelbe iſt, welche durch die Spannung einer ſtarken Feder in eben dem Verhältniß niedergedrückt werden. Dies ſind die Sicherheitsventile. Sobald der Druck im Innern des Keſſels den Druck, welcher die Ventile niederhält, überſteigt, öffnen dieſe ſich, und wir ſehen jene weiße Wolke emporwirbeln, welche wir gewöhnlich Dampf nennen, obgleich ſie ſchon der zu Waſſer niedergeſchlagene Dampf iſt; denn letzterer iſt unſichtbar, wie die Luft ſelbſt. Die Gewalt, mit der dieſer Ueberſchuß an Kraft entweicht, welcher hinreichend wäre, die Prämie für die elektro-magnetiſche Maſchine zu verdienen, giebt uns ſchon einen Begriff von der vollen Leiſtungsfähigkeit der Lokomotive. Sobald ſo viel Dampf durch das Sicherheitsventil entwichen iſt, daß der Druck nicht mehr über 60 Pfd. beträgt, ſinkt das Ventil von ſelbſt und ſchließt den Keſſel.

Der andere Ausweg für den Dampf ſind nun die Cylinder vorn zu beiden Seiten des Keſſels. Es befindet ſich im Cylinder ein Piſton oder Kolben, welcher vorwärts und rückwärts verſchoben werden kann. Wenn mittelſt des Regulators dem Dampf durch eine angebrachte Oeffnung der Zutritt in das vordere Ende des Cylinders gewährt wird, ſo treibt derſelbe den Kolben mit großer Kraft zurück. Bevor aber der Kolben den Grund des Cylinders erreicht, ſchließt ſich mittelſt einer einfachen und ſinnreichen Vorrichtung die Oeffnung, durch welche der Dampf eingedrungen war, und es öffnet ſich ein Ausweg für denſelben nach dem Rauchfang, durch welchen derſelbe alsbald entweicht. Gleichzeitig wird eine Oeffnung an dem hinteren Ende des Cylinders frei, durch welche nun unverzüglich der Dampf aus dem Keſſel in den Cylinder, aber auf der entgegengeſetzten Seite des Kolbens eintritt und dieſen ſo lange vorwärts ſchiebt, bis wieder der Austritt nach dem Rauchfang ſich öffnet und der Dampf aufs Neue in das vordere Ende eindringt. Auf dieſe Weiſe bleibt der Kolben in einer beſtändigen, und zwar ſehr raſchen Bewegung vorwärts und rückwärts.

Digitized by Google

Der ganze Apparat des Dampfwagens ruht auf 4, 6 oder 8 Rädern, von denen die Leit- und Triebräder unterschieden werden müssen.*) Die ersteren sind kleiner und dienen nur dazu, die Last der Maschine zu tragen, die letzteren, von bedeutend größerem Durchmesser, sollen sie fortbewegen. Die Kolben in den Cylindern nun, von denen wir eben gesprochen, stehen mittelst Stangen in Verbindung mit Kurbeln an den Triebrädern, so daß jede Bewegung, einmal rückwärts und einmal vorwärts, der ersteren eine volle Umdrehung der letzteren zur Folge hat.

Ueberall, wo zwei Körper sich in unmittelbarer Berührung einer über den andern fortbewegen, entsteht Reibung. Diese ist es, welche in allen Maschinen der Bewegung entgegenwirkt, selbige ermäßigt und sie endlich ganz aufhebt. Dennoch ist die Anwendung von Lokomotiven zum Fortziehen von Lasten eben auf diese Reibung basirt. Die Elastizität der im Kessel entwickelten Dämpfe treibt in den Cylindern, wie wir sahen, den Kolben hin und her, und diese Bewegung theilt sich zunächst den Triebrädern mit, welche dadurch das Bestreben erlangen, sich umzudrehen. Weil sie auf den Eisenschienen, auf welchen sie ruhen, einen Widerstand finden, den man gewöhnlich Adhäsion nennt, und welcher sie hindert, sich frei um ihre Achse zu drehen, so treiben sie diese Achse selbst vorwärts, d. h. sie rollen fort und ziehen die Last, welche angehängt sein möchte, mit.

Als man zuerst Lokomotiven auf Eisenbahnen brachte, versah man die Spurkränze oder Felgen der Räder mit Zähnen, welche in korrespondirenden Vertiefungen der Schienen eingreifen sollten.**) Dies war mit großen Unbequemlichkeiten verbunden,

*) Die von George Stephenson gebaute Lokomotive, welche auf der Stockton-Darlington-Eisenbahn bei Rainhill am 6. Oktober 1829 den ausgesetzten Preis als beste und am schnellsten fahrende Maschine erhielt, hatte vier Räder. Str.

**) 1804 wurden auf den Steigungen der Merthyr-Tydvil-Bahn in Süd-Wales Kohlenzüge durch eine Maschine von R. Trevethick gefahren, bei welcher die Räder außerhalb der Schienenlauffläche mit Rägeln be-

Digitized by Google

und es dauerte ziemlich lange, ehe man sich davon überzeugte, daß zwischen sorgfältig abgedrehten Rädern und ganz glatten Schienen dennoch eine so große Friktion stattfinde, daß man, gestützt auf diese nützliche Reibung, Tausende von Centnern selbst ziemlich steile Abhänge hinaufziehen könne.

Die hindernde Reibung hingegen ist diejenige, welche bei allen übrigen Rädern zwischen Achsen und Büchsen und in geringerem Maße zwischen Felgen und Schienen, endlich zwischen den inneren Theilen der Maschine selbst stattfindet. Dieser Widerstand wächst in geradem Verhältniß mit der Last, welche auf den Achsen ruht. Ueberstiegen die Summen jener Widerstände die Größe der Adhäsion, so würden Wagen und Lokomotiven still stehen und die Triebräder der letzteren, mit sehr großer Reibung auf den Schienen schleifend, sich um ihre Achsen drehen.

Auf einer harten und horizontalen Ebene nun ist zur Ueberwindung der Reibung bei Fortbewegung von Räderfuhrwerk, wie vielfache Versuche gezeigt haben, eine Kraft ausreichend, welche ungefähr $^1/_{300}$ der Schwere*) des zu bewegenden Fuhrwerks gleich ist, mit anderen Worten: das Gewicht eines Centners würde an einer über eine Rolle gelegten Schnur einen gegen 300 Ctr. schweren Wagen fortziehen (wobei natürlich von der Steifigkeit der Schnur und der Reibung der Rolle abgesehen werden muß).

Sobald aber die Bahn ansteigt, folglich die darauf fortzubewegende Last gehoben werden soll, muß die zur Ueberwindung der Reibung ausreichende Kraft noch durch eine neue Kraft vermehrt werden. Diese nun ist durchaus konstant, und es kann ihr auf keine Weise etwas abgedrungen werden, sie ist dieselbe für den schlechtesten Feldweg und für die glatteste Eisenbahn,

schlagen waren, deren Köpfe in die hölzernen Langschwellen eingriffen. 1812 wurde auf der Middleton-Kohlenbahn die Fortbewegung eines Zuges durch eine von Blenkinsop gebaute Lokomotive mittelst neben der Bahn liegender Zahnstange und mit Zahnrädern bewirkt. Str.

*) Wood nimmt $^1/_{221}$, Macneil $^1/_{204}$, Pambour $^1/_{280}$ bis $^1/_{300}$ und unter günstigen Umständen noch weniger an.

Digitized by Google

dieselbe bei einer steilen wie bei einer sanften Ansteigung.*) Müßte eine Bahn z. B. über einen Hügel von 20 Fuß Höhe fortgeleitet werden, so würde die Kraft, welche erforderlich ist, um die Last eines Lokomotivzuges auf die genannte Höhe zu ziehen, ganz dieselbe bleiben, man möge auf einer Rampe von $^1/_{300}$ oder $^1/_{1000}$ Steigung hinauffahren, nur mit dem Unterschiede, daß hier für gleiche Theile der Zeit ungleiche Theile der Kraft in Anwendung kommen, und zwar würden in dem angezogenen Falle diese Theile der Kraft in jedem Zeittheil sich verhalten wie 300 : 1000. Die Summe aller Theile bleibt aber dieselbe und ist gleich dem Gewichte der ganzen zu hebenden Last.

Stellen wir uns nun eine mit $^1/_{300}$ ansteigende Eisenbahnstrecke vor, auf welcher eine Last von 300 Ctr. fortgeschafft werden soll, so brauchen wir dazu erstlich 1 Ctr. zur Ueberwindung der Reibung, dann $^1/_{300}$ der Last oder abermals 1 Ctr., um die Last zu heben, zusammen 2 Ctr. oder das Doppelte von dem, was wir auf der horizontalen Ebene nöthig haben. Bei einer Steigung von 1 : 150 ist beim Hinauffahren abermals zur Ueberwindung der Reibung 1 Ctr., zum Heben der Last aber $\frac{300}{150} = 2$ Ctr., zusammen also schon 3 Ctr. oder das Dreifache von dem nöthig, was in der Horizontale erforderlich war; bei einer Steigung von 1 : 100 schon das Vierfache, und bei Steigungen von $^1/_{86}$ und $^1/_{37}$ bezw. das $4^1/_2$- und das Neunfache. Dennoch finden sich Steigungen der letzterwähnten Art auf englischen Eisenbahnen und werden durch Lokomotiven befahren. — Erreicht nun eine Lokomotive, welche mit dem Maximum ihrer Schnelligkeit auf einer horizontalen Bahn und mit dem Maximum ihrer Dampfentwickelung die größtmögliche Ladung fortzieht, die

*) Man bezeichnet das Steigungsverhältniß der Eisenbahnen gewöhnlich durch einen Bruch, dessen Zähler die Höhe und dessen Nenner die Anlage der geneigten Ebene bezeichnet. Wenn eine Bahn auf 300 Fuß Länge um einen Fuß ansteigt, so sagt man, sie habe eine Neigung von 1 : 300 oder $^1/_{300}$. Stiege oder fiele sie auf 1000 Ruthen um 1 Ruthe, so drückt man das Steigungsverhältniß durch 1 : 1000 oder $^1/_{1000}$ aus.

Digitized by Google

leiseste Ansteigung, und wäre sie auch nur mit $^1/_{1000}$ abgeböscht, so würde, vorausgesetzt, daß man mit derselben Schnelligkeit und Last weiter fahren will, nichts übrig bleiben, als eine zweite (Hülfs-) Lokomotive vorzuspannen.

Wenn man beim Herauffahren auf schrägen Flächen an Zeit oder Kraft einbüßt, so wird andererseits beim Herabfahren derselben Steigung bis zu einer gewissen Grenze wieder an Kraft und Zeit gewonnen. Dann wird die Schwere der Last zur Fortschaffung derselben förderlich, indem sie das Hinderniß der Reibung überwindet. Bei einer Steigung von 1 : 224 bis 1 : 300 ist diese Schwere der Last gerade nur so groß wie die Reibung. Die Wagen werden daher von selbst langsam hinabrollen.*) Ist die Böschung geringer, so wirkt nichtsdestoweniger die Schwerkraft in Verbindung mit der Dampfkraft fördernd; nur dann, wenn die Steigung noch beträchtlich stärker als $^1/_{300}$ wird, hört dieses günstige Verhältniß auf, weil man mit nicht weniger als 0 Dampfkraft fahren kann, und weil dann, um ein allzu schnelles und gefährliches Herabrollen zu vermeiden, gehemmt werden muß, was zugleich Schienen und Fuhrwerk zu Grunde richtet.

Nun könnte man glauben, daß beim Hinabfahren einer schrägen und glatten Ebene, welche sich im Verhältniß von 1 : 300 senkt, sofern sie eine bedeutende Länge hat, zuletzt eine gefahrdrohende Schnelligkeit erlangt werden müßte. Denn nach den Regeln der allgemeinen Gravitation müßte die anfangs langsame Bewegung in jedem neuen Zeittheil einen neuen Zuwachs an Geschwindigkeit erhalten und daher ins Unendliche wachsen. Allein dieser Bewegung tritt alsbald ein anderes Hinderniß entgegen, und die in neuester Zeit auf der Liverpool-Manchester- und der Grand-Junction-Bahn angestellten Versuche haben in dieser

*) Da schwächere Neigungen für das Ablaufen der Fahrzeuge ungefährlich sind, so ist es gestattet, die Bahnhöfe auch schon in Neigungen von 1 : 400 zu legen. Str.

Digitized by Google

Beziehung eben so wichtige als überraschende Resultate geliefert. — Man benutzte eine reichlich eine halbe deutsche Meile lange horizontale Strecke, um auf derselben einen Zug von 8 bis 12 schwer beladenen Güterwagen mit sehr großer Schnelligkeit bis an den Rand eines Abhangs zu bringen, welcher mit $^1/_{96}$ Steilheit auf eine drittel deutsche Meile weit abfällt, und ließ die Wagen dann diese Böschung frei herabrollen. Auf derselben hatte man alle 50 Ruthen weit Stangen und an jeder derselben mehrere Personen aufgestellt, welche mittelst Sekundenuhren genau den Moment bemerkten, wo der Zug bei ihnen ankam. Hierdurch erhielt man die Zeiten, welche die Wagen zum Durchlaufen jeder der gleich langen Strecken nöthig hatten. Es ergab sich aus einer Reihe von 14 Beobachtungen, daß die Last allerdings in den ersten Zeittheilen eine zunehmende Beschleunigung erfuhr, daß sie aber bald durchaus konstant wurde. Die Schnelligkeit betrug unter den angeführten Verhältnissen in der Stunde $5^3/_4$ bis $8^1/_2$ deutsche Meilen. Da die Reibung nur von der Last, nicht von der Schnelligkeit bestimmt wird, so muß hier der Luftwiderstand das die fernere Beschleunigung aufhebende Element sein. Dieser Widerstand richtet sich nicht bloß nach der vorderen Fläche des bewegten Gegenstandes, sondern nach der Oberfläche, welche bei der Fortbewegung mit der Luft in Reibung kommt, und steigt wie die Quadrate der Geschwindigkeiten, d. h. wenn ein Wagenzug mit einer 2, 3, 4, 5mal größeren Schnelligkeit fährt, wird der Widerstand 4, 9, 16, 25 mal größer. Er wächst daher in schneller Progression und wird die durch das Herabrollen erzeugte Beschleunigung aufheben, sobald eine gewisse Höhe derselben erreicht ist.

Personen, welche mit diesen Verhältnissen weniger vertraut sind, stellen sich die Senkung von 1 : 300 zuweilen als einen jähen Absturz vor, und es wird daher nicht überflüssig sein, darauf aufmerksam zu machen, daß bei $^1/_{300}$ Steigung auf jede Ruthe noch nicht ein halber Zoll Erhebung kommt, und daß das

Digitized by Google

ungeübte Auge auf einem Terrain, welches sich mit $^1/_{300}$ abböscht, leicht zweifelhaft sein dürfte, nach welcher Seite es steigt und nach welcher Seite es fällt. Und doch ist selbst diese Senkung, welche auf den Fußböden der Zimmer vorkommen kann, ohne daß der Bewohner es merkt, schon eine steile Berglehne für den Eisenbahnbetrieb, welcher zur doppelten Kraftanwendung nöthigt und mithin erhöhte Betriebskosten erfordert.

Wir wollen die Leistung der Lokomotive an einem bestimmten Exempel noch etwas näher beleuchten. Denken wir uns einen Dampfwagen mit Cylindern von 12 Zoll Durchmesser, so bieten die Kolben dem Dampf $226^2/_7$ Quadratzoll Fläche, und dieser äußert (bei einer Spannung von 60 Pfd. auf den Quadratzoll) einen Druck von 13 579 Pfd. Die Kraft, welche hieraus am Umfange der Triebräder entsteht, verhält sich zu der oben angeführten wie die Länge des Kolbenlaufs zum halben Umfang der Räder, also bei 16 Zoll Hub und 5 Fuß hohen Triebrädern etwa wie $16 : 94^2/_7$. Die Kraft, mit welcher die Lokomotive sich selbst und die angehängte Last fortzuziehen strebt, beträgt daher $\frac{16}{94^2/_7} \times 13\,579 = 2304$ Pfd.

Nach den darüber angestellten Versuchen braucht eine solche Lokomotive, um sich selbst fortzuziehen, 110 Pfd., diese von der obigen Zahl abgezogen, bleiben 2194 Pfd. oder ziemlich genau 20 Ctr. Zugkraft zur Fortschaffung der Last, von welchen jedoch wieder ein Theil zur Ueberwindung der Reibung im Innern der Maschine abzuziehen ist, welche im geraden Verhältniß zur Größe der angehängten Last steht und daher nicht ein für allemal vorausbestimmt werden kann.

Wie schon bemerkt, ist das Resultat vieler und genauer Ermittelungen, daß auf einer gut unterhaltenen horizontalen Bahn zum Fortziehen einer Last auf Rädern $^1/_{300}$ bis $^1/_{280}$ und unter minder günstigen Umständen bis $^1/_{224}$ ihres Gewichts hinreicht. — Wir wollen die mittleren dieser Zahlen unserem Kalkül zu Grunde legen. Wenn nun zur Ueberwindung der Reibung in der

Digitized by Google

Maschine $2^1/_5$ Ctr. von den obigen 20 Ctrn. abgezogen werden, so würde die übrig gebliebene Kraft genügen, um $17^4/_5 \times 280 =$ 4984 Ctr. fortzubewegen. Ziehen wir hiervon noch den Tender *) mit 100 Ctrn. ab, so bleibt als endliches Resultat, daß ein Dampfwagen von der beschriebenen Konstruktion auf horizontaler Bahn die ungeheure Last eines Wagenzuges, welcher 4884 Ctr. schwer ist, in Bewegung setzen wird.

Nächst diesem Maximum der Last haben wir jetzt das Maximum der Schnelligkeit ins Auge zu fassen.

Die Schnelligkeit hängt ab von der Menge des Dampfes, welchen die Maschine in jedem Zeittheil zu erzeugen fähig ist. Wenn, nachdem der Dampf eine Spannung von 60 Pfd. Druck auf den Quadratzoll erreicht und der Zug sich in Bewegung gesetzt hat, die Dampfentwickelung plötzlich unterbrochen würde, so müßte die Bewegung natürlich sogleich abnehmen und endlich aufhören. Denn mit jedem Kolbenschlage entweicht ein Theil der Dampfmasse; je schneller die Lokomotive fährt, je mehr Kolbenschläge sie also in jedem Zeittheil macht, je mehr Dampf entflieht und je rascher muß derselbe daher entwickelt werden, wenn die Wirkung dieselbe bleiben soll.

Die Dampfentwickelung aber hängt von der Größe der erhitzten Fläche ab, welche das im Kessel enthaltene Wasser berührt, sie ist also durch die ursprüngliche Konstruktion der Maschine bestimmt. Vermag die Lokomotive in jedem Zeittheil ebenso viel Dampf zu entwickeln, als sie durch die Kolbenschläge verliert, so wird die Bewegung bei sonst gleichen Umständen stetig sein. Entwickelt sie mehr, als die Cylinder absorbiren, so entweicht der Ueberschuß aus dem Sicherheitsventil oder schlägt sich wieder zu Wasser nieder, und dies giebt daher für jede Maschine das Maximum der Schnelligkeit, über welches man, ohne die Last zu

*) Tender heißt der Vorrathswagen, auf welchem der für den zurückzulegenden Weg nöthige Bedarf an Kohlen oder Holz und Wasser mitgeführt wird.

Digitized by Google

vermindern, nicht hinausgehen kann, es sei denn, daß man durch Beschwerung der Ventile die Spannung der Dämpfe vermehrte, wodurch die Gefahr des Zerspringens des Kessels herbeigeführt würde.

Eine Maschine wie die, welche wir hier im Auge haben, ist nun so konstruirt, daß sie in einer Stunde 38 Kubikfuß Wasser*) in Dampf von 60 Pfd. wirksamer Spannung auf den Quadratzoll entwickelt, welcher unter dem gewöhnlichen Druck der Atmosphäre einen Raum von 16 350 Kubikfuß einnimmt und sämmtlich durch die Cylinder ausströmen soll. Hieraus läßt sich die Zahl der Kolbenschläge, mithin der Umdrehungen der Triebräder, und daraus die Länge des in einer Stunde zurückzulegenden Weges durch Rechnung finden, und man kommt zu dem Resultat, daß die äußerste Leistung unseres Dampfwagens darin besteht, daß er das Maximum der Ladung von 4884 Ctrn. auf horizontaler Bahn 5161 Ruthen oder reichlich 2½ Meilen in einer Stunde fortbewegt.

Vermindert man die Last, folglich den Druck auf die Kolben, so werden diese und mithin die Räder sich schneller bewegen, also ein größerer Weg in demselben Zeittheil zurückgelegt werden. Die so erlangte Schnelligkeit würde erst dann ihre Grenze finden, wenn die Heizfläche des Kessels nicht mehr so viel Dampf zu erzeugen vermag, als die Cylinder absorbiren. Man wird aber, um Gefahr zu vermeiden, schon viel früher die Bewegung durch den Regulator mäßigen müssen.

Die größte Schnelligkeit entsteht natürlich dann, wenn man die Abhänge mit voller Kraft der Maschine hinabfährt, wie z. B. die mit $^1/_{96}$ abgeböschte Rampe bei Rainhill mit einer Schnellig-

*) Die zu Schnellfahrten bestimmten Lokomotiven verdampfen sogar 60 Kubikfuß Wasser in einer Stunde, oder ungefähr 1 Pfund Wasser in jeder Sekunde. Das Volumen des in einer Stunde erzeugten Dampfes würde unter dem atmosphärischen Druck dem einer Säule gleich sein, deren Grundfläche 6 Fuß lang und breit wäre und deren Höhe 1000 Fuß betrüge.

Digitized by Google

keit von 63¾ Fuß in der Sekunde oder 10 deutschen Meilen in der Stunde abwärts befahren wird, oder wenn man die Last auf das Minimum reduzirt, d. h. die Lokomotive allein geht. Auf diese Weise ist die Entfernung von Potsdam nach Berlin einmal in 17½ Minuten zurückgelegt worden, wobei in 5 Minuten mehr als eine deutsche Meile durcheilt werden mußte, was natürlich nicht ohne Gefahr geschehen kann und eine große Zerstörung des Materials nach sich zieht.*)

Zöge ferner eine Lokomotive eine geringere Last mit großer Schnelligkeit fort, so wird man die Last vermehren können, wenn man die Schnelligkeit vermindert. Denn mit der Last wächst der Druck auf die Kolben, und der Dampf in dem Cylinder nimmt dadurch eine höhere Spannung an, welche zuletzt der Spannung im Kessel gleich wird. Indessen hat auch dies seine Grenze. Wenn der Druck auf die Kolben größer wird, als der Druck auf die Sicherheitsventile, so werden diese sich öffnen und den Dampf entweichen lassen. Wagen und Lokomotive würden endlich bei fortgesetzter Vermehrung der Last still stehen, und wenn die Dampfentwickelung fortfährt, die Triebräder der letzteren sich mit sehr großer Reibung schleifend um ihre Achse drehen. In diesem Falle sind die Kolben nur als größere Ventile des Dampfkessels zu betrachten. Die Verminderung der Schnelligkeit über eine gewisse Grenze hinab kann daher keine größere Zugkraft mehr zur Folge haben. Zugkraft und Schnelligkeit bedingen sich wechselseitig, aber innerhalb bestimmter Grenzen. Diese nun hängen von der ursprünglichen Konstruktion der Maschine ab, und zwar die erstere von der Spannung des Dampfes, welche der Kessel ertragen kann, und dem Durchmesser der Cylinder, letztere von der Menge des Wassers, welche die Heizfläche zu verdampfen vermag, und der Größe der Triebräder.

*) Die größte Geschwindigkeit, welche auf den deutschen Eisenbahnen zur Anwendung kommen darf, beträgt 90 km (12 Meilen) in der Stunde. Str.

Digitized by Google

So sehen wir auch hier das bekannte Grundgesetz aller Mechanik bestätigt, daß man an Zeit gewinnt, was man an Kraft nachläßt, und an Kraft erspart, was man an Zeit einbüßt; denn der mechanische Effekt bleibt ganz derselbe, man möge 10 Pfund einen Fuß oder 1 Pfund zehn Fuß in einem gegebenen Zeittheil bewegen, nur modifizirt sich dies bei einer so zusammengesetzten Maschine, wie die eines Dampfwagens, noch ferner.

Es ergiebt sich aus den Resultaten, welche durch Berechnung ermittelt und durch Versuche bewahrheitet wurden, daß eine Lokomotive von den oben angegebenen Dimensionen bei einer Schnelligkeit in der Stunde von

12 571 Ruthen oder ungefähr $6\frac{1}{2}$ Meilen 986 Ctr.,
8 217 " " " $4\frac{1}{4}$ " 2 465 "
4 777 " " " $2\frac{1}{3}$ " 5 539 "

zieht. Hier stehen die Geschwindigkeiten im Verhältniß ungefähr wie $6\frac{1}{2} : 4\frac{1}{4} : 2\frac{1}{3}$, die Lasten aber $= 1 : 2\frac{1}{2} : 5\frac{1}{2}$, d. h. wenn die Maschine noch nicht dreimal so langsam geht, so zieht sie schon mehr als fünfmal so viel Last.

Eine andere Maschine mit nur $10\frac{1}{2}$ Zoll weiten Cylindern und 4 Fuß 10 Zoll hohen Rädern zieht bei einer Schnelligkeit von

17 348 Ruthen oder ungefähr $8\frac{3}{4}$ Meilen 493 Ctr.,
11 135 " " " $5\frac{1}{2}$ " 1 478 "
5 841 " " " 3 " 3 982 "

Hier verhalten sich die Schnelligkeiten beinahe wie 3 : 2 : 1, die Lasten hingegen wie 1 : 3 : 8, d. h. dreimal geringere Schnelligkeit, achtmal größere Last.

Durch eine sehr viel größere Verminderung der Schnelligkeit wird aber eine noch größere Last nicht fortzuschaffen sein, weil ihr Druck auf die Kolben dann die Adhäsion oder das Eingreifen der Triebräder auf die Schienen überwiegen machen müßte.

Hieraus erklärt sich nun von selbst, weshalb man für Personentransport, wo es hauptsächlich auf Zeit ankommt, leichtere Loko-

Digitized by Google

motiven mit kleinen, zehnzölligen Cylindern, für Güterverkehr, wo die möglichst größte Last fortgeschafft werden soll, sehr schwere Lokomotiven mit großen Cylindern (bis zu 13 Zoll)*) und mit kleinen Rädern anwendet. Die letzteren werden auch oft gekuppelt, wodurch ein größerer Theil des Gewichts des Dampfwagens auf den Triebrädern ruht, folglich die Adhäsion vermehrt wird. Solche Lokomotiven sind bis 236 Ctr. schwer, um stark einzugreifen.**) Sie sind von langsamerer Bewegung und größerer Kraft, dabei erfordern sie weit weniger Ausbesserung.

Wir haben schon oben den Einfluß der Steigungen einer Bahn auf den Betrieb angedeutet, wo die Last nicht allein gezogen, sondern auch gehoben werden muß. Wir sahen soeben, daß eine schwere Maschine, das eigene Gewicht eingerechnet, in der Horizontalen die ungeheure Last von 5539 Ctrn. mit einer Schnelligkeit von reichlich 2½ deutschen Meilen in der Stunde fortzieht. Die Dampfwagen sind zwar in der Regel noch auf eine geringere Geschwindigkeit, nämlich 2 Meilen die Stunde, eingerichtet, wobei sie eine noch höhere Zugfähigkeit besitzen; allein es ist stets ein gewisser Ueberschuß an Kraft zur Ueberwindung zufälliger Hindernisse, z. B. Wind, beschmutzter Zustand der Schienen, Unebenheiten derselben ꝛc., nöthig.

Die Witterungsverhältnisse sind von größerem Einfluß, als man gewöhnlich denkt. Wenn der Wind***) der Richtung der Bewegung entgegenwirkt, so verzögert er diese, und in noch höherem Maße, wenn er von der Seite kommt; denn dann drängt er die eine große Fläche bildenden Wagen mit den Radkränzen gegen die

*) Es werden zur Zeit Cylinder mit einem Durchmesser bis zu 650 Millimeter angewandt. Str.

**) Das Eigengewicht der schweren, auf den deutschen Eisenbahnen zur Verwendung kommenden Lokomotiven und Tender beträgt ohne Füllung mit Wasser und Brennmaterial 55 Tonnen (1100 Ctr.). Str.

***) Die Einwirkung des Windes auf die Zugbewegung ist erfahrungsgemäß von nicht zu unterschätzender Bedeutung und ist öfter Ursache von Zugverspätungen. Str.

Digitized by Google

Schienen, wodurch eine sehr bedeutende Reibung entsteht. Auf der günstig geneigten Bahn von Brügge nach Ostende waren im September 1839 unter solchen Umständen drei Lokomotiven nöthig, um einen Zug von nur 11 Wagen fortzubringen, und auch dann noch wurde das Doppelte der gewöhnlichen Zeit darauf zugebracht, diesen Weg zurückzulegen.

Bei Glatteis oder beschmutztem Zustande der Schienen vermindert sich die Adhäsion oder das Eingreifen der Triebräder. Nach den in England angestellten Versuchen ist die Größe der Adhäsion unter den günstigsten Umständen gleich $^1/_7$ des auf den Triebrädern ruhenden Gewichts, unter ungünstigen hingegen vermindert sie sich auf $^1/_{27}$.*) Bei einer 236 Ctr. schweren Lokomotive, von welcher etwa 140 Ctr. auf den Triebrädern ruhen, wäre die Adhäsion und mithin das Maximum der Zugkraft im ersten Falle $= \frac{140}{7} = 20$ Ctr. (wie das auch weiter oben durch Rechnung gefunden wurde), im anderen Fall aber nur $\frac{140}{27}$ oder wenig mehr als 5 Ctr. Die amerikanischen Ingenieure nehmen die Adhäsion im günstigsten Falle $= {}^1/_6$ und im ungünstigsten $= {}^1/_{15}$, also beträchtlich höher an; immer aber bleibt dieser Umstand wohl zu berücksichtigen, besonders bei Bahnen, welche bedeutende Ansteigungen haben.

Die Ansteigungen überhaupt sind von der größten Wichtigkeit bei Eisenbahnen, und wir haben schon oben gesehen, daß Terrainwellen, welche das Auge kaum unterscheidet, zu erheblichen Hindernissen bei ihrer Anlage werden können. Wir müssen auf diesen Gegenstand etwas näher eingehen.

Bei den in England auf der Liverpool-Manchester- und der Grand-Junction-Eisenbahn angestellten Versuchen ließ man einen Wagenzug, welcher das Gewicht von 1463 Ctrn. hatte, in der Richtung von Birmingham nach Liverpool und von Liverpool nach Birmingham fahren und beobachtete dabei in der schon erklärten Art von $^1/_4$ zu $^1/_4$ englischen Meilen die Schnelligkeit beim

*) Man stellt gewöhnlich $^1/_6$ bis $^1/_7$ in Rechnung. Str.

Hinauf- wie beim Hinabfahren auf den verschiedenen Rampen dieser Bahn sowohl, als auf den horizontalen Strecken. Wenn nun aus der Zeit, welche zum Aufsteigen, und derjenigen, welche zum Hinabfahren erforderlich war, das Mittel gleich der Geschwindigkeit auf horizontaler Bahn gefunden wurde, so muß daraus allerdings resultiren, daß die vorhandenen Ansteigungen und Gefälle der Bahn, was die Schnelligkeit betrifft, kein Hinderniß abgeben, und die Bewegung der Lasten an Zeit nicht mehr erfordert, als ob sie vollkommen horizontal wären. Die Ergebnisse des Versuchs sind in nachstehender Tabelle ersichtlich.

Steigungs-Verhältniß.	Geschwindigkeit des Wagenzuges auf dieser Böschung in englischen Meilen pro Stunde.		Mittlere Geschwindigkeit.
	Beim Hinauf- u.	beim Hinabfahren	
1 : 177	22,25	41,52	31,78
1 : 265	24,87	39,13	32,06
1 : 330	25,26	37,07	31,16
1 : 400	26,87	36,75	31,81
1 : 532	27,35	34,30	30,82
1 : 590	27,27	33,16	30,21
1 : 650	29,03	32,58	30,80
Horizontal	30,93	30,93	30,93

Die Differenzen der mittleren Geschwindigkeiten zeigen sich hier so gering, daß in dieser Beziehung Böschungen selbst bis zu $^1/_{177}$ sich beim Hinauf- und Hinabfahren kompensiren. Fuhr der Wagenzug den Abhang von 1 : 330 hinauf, so verlor er an Zeit und legte in der Stunde nur 25 englische Meilen zurück, statt daß er auf der horizontalen Bahn 30,93 solcher Meilen gemacht hätte; fuhr er aber denselben Abhang hinab, so gewann er an Zeit und machte 37 Meilen in der Stunde. Der Verlust in der einen Richtung war daher so groß, wie der Gewinn in der andern.

Digitized by Google

Man könnte glauben, daß beim Hinaufsteigen mehr Brennstoff konsumirt würde, aber dies ist nicht der Fall. Sobald eine Maschine einen Abhang ansteigt, erfährt sie einen größeren Widerstand und arbeitet also langsamer. Dadurch entsteht bei gleicher Dampfentwickelung eine höhere Spannung der Dämpfe im Kessel und in den Cylindern, folglich größerer Druck auf den Kolben und mithin stärkere Zugkraft, ohne daß mehr als auf der horizontalen Strecke geheizt wird. Es ist hinsichtlich des Brennstoffs überhaupt vortheilhaft, der Maschine die größtmögliche Last anzuhängen. Bei den Versuchen, welche Pambour auf der Liverpool-Manchester-Bahn angestellt, brauchte z. B. die Lokomotive Atlas, als sie 493 Ctr. zog, 697 Pfd. Koks, und als sie 3745, also beinahe achtmal so viel zog, nur das Doppelte. Nun ist aber jede Steigung in dieser Beziehung einer Vermehrung der Last gleich zu setzen. Der aus den Cylindern in den Rauchfang strömende Dampf wirkt ganz wie ein Blasebalg auf den Herd. Indem nun die Kolbenschläge langsamer werden, wird auch das Feuer von selbst weniger angefacht und weniger Kohle konsumirt. Beim Hinabfahren wird überhaupt gar nicht oder nur so viel geheizt als nöthig, um das Feuer zu unterhalten; denn hier tritt eine neue Kraft, die der Schwere, fördernd hinzu, welche bei $^1/_{300}$ Steigung gerade so groß ist, wie nöthig, um die Reibung zu überwinden.

Allein wenn bei den Steigungen, soweit sie sich kompensiren, auch weder an Zeit noch an Heizung wesentlich verloren geht, so ist dies keineswegs mit der anzuwendenden Kraft ebenso der Fall.

Steile Ansteigungen auf einer Eisenbahn verlängern den Weg, vermehren die Betriebskosten, vermindern die Schnelligkeit, steigern die Abnutzung und können die Rentabilität des ganzen Unternehmens in Frage stellen. Es muß daher, soviel irgend ausführbar, dahin gestrebt werden, die Bahnen und besonders solche, auf welchen ein starker Güterverkehr zu erwarten steht, in einer von der Horizontalen wenig abweichenden Richtung zu führen.

Digitized by Google

Dieselbe Maschine, welche unter günstigen Umständen auf horizontaler Bahn mit der Schnelligkeit von 2½ Meilen in der Stunde 5539 Ctr. fortbewegte, wird bei Steigungen

von $^1/_{1000}$ nur 4327,
= $^1/_{300}$ = 2865,
= $^1/_{96}$ = 1192 Ctr. ziehen.

Wechseln nun auf einer Eisenbahn horizontale Strecken mit solchen geneigten Böschungen, so kann zweierlei stattfinden: entweder die Last wird gleich nach der steilsten dieser Aufsteigungen normirt, d. h. wenn Böschungen von $^1/_{300}$ vorkommen, so kann der Lokomotive nur eine Last von 2865 Ctrn. angehängt werden, oder man belastet den Zug wirklich mit der vollen Ladung und bedient sich dann an den steilen Stellen der Hülfslokomotive. Das erstere Verfahren findet z. B. auf der Darlington-Bahn statt, wo die Steigungen zwar nicht sehr stark sind, aber so häufig vorkommen, daß unmöglich an jeder derselben eine Hülfslokomotive aufgestellt werden kann; das letztere hingegen für die Güterzüge auf der Liverpool-Bahn, wo Steigungen von $^1/_{96}$ und selbst $^1/_{39}$ vorkommen.*) Die Personenzüge werden auch dort noch ohne Hülfe fortgeschafft, weil man bei diesen fast nie auf volle Fracht zu rechnen hat. Das Gewicht der Personen beträgt nämlich etwa die Hälfte der Bruttolast, und da die Lokomotive selbst bei Steigungen von $^1/_{300}$ noch an 3000 Ctr. zieht, so giebt dies für jeden Zug die Möglichkeit, etwa 700 Reisende fortzuschaffen, was als mittlerer Durchschnitt schon eine so bedeutende Personenfrequenz voraussetzt, wie sie in dem allerseltensten Falle erreicht wird. Auf den belgischen Bahnen war im Jahre 1839 der mittlere Durchschnitt für jeden Zug nur 107 Reisende.**)

*) Adhäsionsbahnen sind bereits ausgeführt mit Neigungen von 1:14. Str.

**) Im Jahre 1889/90 betrug die Gesammtzahl der auf den Eisenbahnen Deutschlands beförderten Personen 376825006. Es entfallen auf 10000 Einwohner 8,41 km und auf 100 Quadratkilometer 7,37 km Bahnlinien. Str.

Digitized by Google

Personen sind die werthvollste Waare, die, bei welcher man die höchsten Frachtpreise erheben darf, und deshalb sind bisher fast alle Eisenbahnen wesentlich auf Personenfrequenz berechnet, die Güterfracht aber als Nebensache behandelt worden. Und doch liegt der Zeitpunkt nicht fern, wo man erkennen wird, daß gerade der Gütertransport die Basis alles Eisenbahnbetriebes ist, welcher die Anlagen rentabel machen wird, und daß in ihm der eigentliche national-ökonomische Nutzen der Schienenwege zu suchen ist.

Personen verlangen beim Transport unzählige Rücksichten, Güter nur pünktliche und sichere Besorgung. Jene wollen schnell befördert sein, mindestens 4 bis 5 Meilen in der Stunde, wodurch Schienenwege und namentlich Lokomotiven mit furchtbarer Schnelle abgenutzt werden. In England rechnet man für den Dienst pro englische Meile eine Lokomotive.*) Der Gütertransport läßt eine gemäßigte Schnelligkeit von etwa $1^1/_2$ oder zwei Meilen in der Stunde zu,**) wodurch das Material geschont wird. Am Schluß des Jahres 1841 waren auf den belgischen Bahnen 17 pCt. der Personenwagen und nur $1^1/_2$ pCt. der Güterwagen in Reparatur.***) Die Personenfrequenz ist der größten Schwankung unterworfen. In der guten Jahreszeit, bei festlichen Gelegenheiten oder zufälligen Veranlassungen ist der Andrang ungeheuer, während man zu anderen Zeiten mit halb leeren Zügen fahren muß. Beim Gütertransport kann man eigentlich immer auf volle Ladung rechnen; denn die Waare fordert nicht wie der Reisende im Augenblick seiner Ankunft auch schon weiter zu

*) Auf den deutschen normalspurigen Eisenbahnen kommen durchschnittlich auf 10 km Betriebslänge 3,27 Lokomotiven. Str.

**) Die Güterzüge auf den Haupteisenbahnen Deutschlands verkehren mit einer Geschwindigkeit einschließlich der Aufenthalte auf den Stationen von durchschnittlich 15 km in der Stunde, und Eilgüterzüge mit einer solchen von durchschnittlich 26 km. Str.

***) Auf den normalspurigen Eisenbahnen Deutschlands beträgt zur Zeit der durchschnittliche Reparaturstand der Lokomotiven 20 pCt., der Personenwagen 15 pCt. und der Güterwagen 6 pCt. der vorhandenen Betriebsmittel dieser Gattungen. Str.

Digitized by Google

gehen, sondern ihr Abgang läßt sich fast immer bis zum nächsten Transport verschieben. Sie machen keine zahlreiche und kostbare Beaufsichtigung der Bahn nöthig, und die Verwaltung wird nicht wesentlich kostspieliger, wenn auch das Transportquantum sich verdoppelt oder vervielfacht.

Die Erfahrung auf den belgischen Bahnen hat gelehrt, daß bei einer sehr weit getriebenen Herabsetzung der Transportsätze für Personen die Masse der Reisenden keineswegs für die Degradation entschädigt, welche der Schnellbetrieb verursacht, und statt die nothwendigen Reisen oft ein staatswirthschaftlich sogar schädliches, wenigstens nutzloses Hin- und Herreisen hervorruft. Die möglichste Herabsetzung der Frachtsätze hingegen kommt allen Klassen der Gesellschaft zu Nutze, den Produzenten wie den Konsumenten, sie erhöht das Gesammtvermögen einer Nation. Mit Recht sagt daher der belgische Bericht für 1840, daß der Transport schwerer Güter die Haupteinnahme des Betriebes gewähre, ohne daß eine verhältnißmäßige Mehrausgabe dafür nothwendig geworden sei. Wenn nun aber Erleichterung des Güterverkehrs Hauptrücksicht sowohl für die Rentabilität des Unternehmens als auch für eine staatswirthschaftliche Wichtigkeit ist, so kommt es wesentlich darauf an, die Bahnen mit möglichst geringer Steigung anzulegen. Denn wenn auch die Personenfrequenz einer Bahn leichte Ansteigungen zuläßt, so treten die Nachtheile doch sogleich bei der Güterfracht hervor, wo es darauf ankommt, so viel Centner wie möglich mit demselben Zuge fortzuschaffen.

Bei einer Bahn, auf welcher Steigungen von $^1/_{300}$ vorkommen, wird man bei einer gegebenen Anzahl von arbeitenden Lokomotiven entweder nur halb so viel Last fortschaffen können, als auf einer ebenso langen, aber horizontalen Bahn, oder man wird dieselbe Last nur mit doppelt so vielen Lokomotiven zu fördern vermögen. Da man sich hierbei zum Theil der Hülfslokomotiven bedienen wird, welche bei jeder Bahn für eventuelle

Digitized by Google

Fälle im Freien stehend erhalten werden müssen, so wird der Betrieb der ersten Bahn nicht eben doppelt so theuer, jedenfalls aber die Kosten desselben sehr bedeutend höher sein als die der zweiten.

Nun macht aber das Terrain bei den meisten großen Bahnanlagen es keineswegs leicht, noch selbst überall möglich, die Böschungen zu vermeiden. Nachstehende Tabelle, welche das Maximum der Ansteigungen der bedeutendsten Eisenbahnen in Europa nachweist, zeigt, bis zu welchem Grade man sich in die Unebenheiten des Bodens hat fügen müssen.

Deutschland:	Braunschweig-Vienenburg	steilste Ansteigung	1:283
	München-Augsburg	= =	1:280
	Köln-Aachen	= =	1:264
	Taunusbahn	= =	1:250
	Leipzig-Dresden	= =	1:200
	Wien-Raab	= =	1:137
	Berlin-Frankfurt	= =	1:114
Belgien:	Mons-Jurbise	= =	1:317
	Waremme-Ans	= =	1:303
	Tubize-Braine le Comte	= =	1:223
	Lüttich-Preußische Grenze	= =	1:100
Frankreich:	Paris-St.Germain-Mülhausen	=	1:100
	Thann- und Straßburg-Basel	= =	1:125
England:	Southampton	= =	1:202
	Manchester-Bury	= =	1:200
	Leeds-Selby	= =	1:166
	Newcastle-Carlisle	= =	1:160
	Manchester-Leeds	= =	1:150
	London-Brighton	= =	1:147
	London-Croydon	= =	1:100
	Grand-Junction	= =	1:100
	Dublin-Kingston	= =	1:100
	Liverpool-Manchester	= =	1: 89
	Birmingham-Gloucester	= =	1: 37

Digitized by Google

welche letztere Strecke dennoch, und zwar mit amerikanischen Lokomotiven befahren wird. Im Allgemeinen kann man Steigungen von $^1/_{300}$ auf langen Bahnen als unvermeidlich annehmen.*) Denn wie vortheilhaft auch die horizontale oder wenig davon abweichende Richtung ist, so giebt es augenscheinlich eine Grenze, über welche hinaus die zur Erreichung dieses Vortheils zu bringenden Opfer so groß werden, daß sie außer Verhältniß mit dem erzielten Nutzen stehen. Ein Beispiel wird dies deutlich machen.

Es befinde sich zwischen zwei Orten, welche zwei Meilen von einander entfernt liegen, ein Hügel von 80 Fuß relativer Erhöhung und stetiger Abböschung nach beiden Seiten, so wird eine Eisenbahn mit der Steigung von 1:300 denselben ohne alle weitere Terrainkorrektion überschreiten. Wollte man die Ansteigung der Bahn aber auf 1:1000 reduziren, so würde ein zwei Meilen langer, in der Mitte $80 - 24 = 56$ Fuß tiefer Einschnitt nothwendig. Man würde daher vielleicht auf einer Strecke schon zur Ausführung eines Tunnels schreiten müssen, und jedenfalls würde diese Erdarbeit mehrere Hunderttausende an Anlagekapital kosten. Um sich einen Begriff von dem Aufwand zu machen, welchen solche Arbeiten verursachen, möge hier Folgendes gesagt sein.

Ein Durchstich, wie der hier in Rede stehende, würde bei der vortheilhaftesten Bodenbeschaffenheit mindestens 800 000 Schachtruthen Erdaushebung erfordern. Auf den am wohlfeilsten erbauten deutschen Eisenbahnen betragen die durchschnittlichen Kosten pro Schachtruthe $1^1/_5$ Thlr. Pr. Cour.; mithin würde dieser Durchschnitt nahe an eine Million Thaler kosten. Nun waren die Einschnitte auf den genannten Bahnen nicht über 30 Fuß tief. Die Kosten der Erdarbeiten wachsen aber,

*) Die größte zulässige Steigung auf den Haupteisenbahnen Deutschlands ist auf 1:80 festgesetzt und soll auch in Ausnahmefällen nicht stärker als 1:40 sein. Str.

Digitized by Google

abgesehen von der dadurch herbeigeführten größeren Zahl zu bewegender Schachtruthen, sehr bedeutend mit der Tiefe, aus welcher sie ausgehoben werden sollen. Fehlte es an Raum zur Ablagerung der Erde, wäre das Terrain sandig und locker, so daß die Böschungen flacher gehalten werden müßten, so könnten die Kosten so bedeutend werden, daß man sich lieber zur Anlegung eines Tunnels entschlösse.

Auf der Köln-Aachener Bahn kostete die Anlage des Tunnels

pro laufenden Fuß . . . . . 150 Thaler,
= = Leipzig-Dresdener . . . . . 183 =
= = London-Birmingham (der Kilsby-Tunnel) . . . . . 300 =

oder durchschnittlich jede Viertelmeile eine Million Thaler.

Es ist eine der wichtigsten Fragen, welche bei jeder Eisenbahnanlage zur Sprache kommt, wie weit man in der Korrektion des Terrains gehen soll, um bessere Steigungsverhältnisse zu erlangen, mit anderen Worten, wie viel man an den Baukosten zusetzen will, um an den Betriebskosten zu sparen. Die erstere, ein für allemal verausgabte Summe stellt Kapital, die letztere, sich alljährlich wiederholende, Zinsen dar.

Diese Frage läßt sich allgemein gültig auf keine Weise beantworten, vielmehr muß die Ermittelung derselben für jeden konkreten Fall besonders angestellt werden. Aber die Prinzipien, nach denen dies geschehen sollte, wollen wir versuchen darzulegen.

Auf der einen Seite der Rechnung steht in positiven Zahlen und mit hinreichender Genauigkeit der Bauanschlag derselben Bahn, wenn man das Maximum der Steigung auf $^1/_{1000}$, $^1/_{300}$ oder $^1/_{150}$ festsetzt. Die Zeiten sind vorbei, wo die Veranschlagungen um das Doppelte, selbst um das Vierfache überschritten wurden, und nach der Erfahrung, welche jetzt vorliegt, muß der Anschlag den wirklichen Baukosten so nahe kommen, daß wesentliche Abweichungen sich später nicht herausstellen. Man wird mit hinlänglicher Gewißheit übersehen, daß

Digitized by Google

die Bahn im ersten Falle z. B. 8, im andern 7 und im dritten 6 Millionen kosten wird.

Aber der zweite Faktor läßt sich mit eben der Bestimmtheit nicht angeben. Daß die Frequenz zwischen zwei Städten, welche durch eine Eisenbahn verbunden werden, sich sehr wesentlich erhöhen muß, ist vorauszusehen. Der Erfolg hat in dieser Beziehung noch immer die kühnsten Hoffnungen übertroffen.

Es cirkulirten z. B. täglich

	vor Anlegung der Eisenbahn	nach Anlegung derselben
zwischen Liverpool-Manchester	400 Personen	1620 Personen
" Stockton-Darlington	130 "	630 "
" Newcastle-Carlisle	90 "	500 "
" Arbroath-Forfar	20 "	200 "
" Brüssel-Antwerpen	200 "	3000 "

Die Frequenz war also hier um das 4-, 5-, 10- und 15fache gestiegen.*)

Die Güterbewegung kann natürlich in diesem Maße nicht zunehmen, weil sie an ganz andere Bedingungen, an eine bestimmte Nachfrage und Produktion gebunden ist; beide wachsen jedoch ebenfalls, wenn die Frachtpreise sinken und die Schnelligkeit und Sicherheit des Transports zunimmt. Nur das Wieviel ist bei allen diesen Verhältnissen unmöglich zu ermitteln, und doch ist eben dies Wieviel sehr wichtig zu kennen.

Die Terrainkorrektion von $^1/_{800}$ auf $^1/_{1000}$ Steigung der Bahn kostete in dem Beispiel, welches wir oben annahmen, 1 Mill. Thaler. Es läßt sich ferner ermitteln, daß die Selbstförderkosten pro Centner und Meile auf der ersten Steigung 7, auf der letzten nur 4 Silberpfennige kosten werden, weil man

*) Bei Annahme einer Einwohnerzahl Deutschlands von 40½ Millionen entfallen auf einen Einwohner 9,8 Fahrten auf den normalspurigen Eisenbahnen Deutschlands. Str.

Digitized by Google

bei jener die Zugkraft vermehren oder die Ladung vermindern muß. Diese Vermehrung der Betriebskosten auf 1 Meile Steigung (in jeder Richtung der Bahn) würde, wenn auf derselben eine Güterbewegung von 6 Mill. Ctrn. stattfände, 18 Mill. Silberpfennige oder 50000 Thlr. austragen, welche alle Jahre aufs Neue zugeschossen werden müssen und daher zu 4 pCt. einem Kapital von 1¼ Millionen entsprechen. Konnte man daher eine solche oder eine noch bedeutendere Frequenz voraussehen, so war man vollkommen berechtigt, 1 Million für den Durchstich des Hügels auszugeben, und man gewann für alle Zukunft an dem reinen Ertrage des Unternehmens. Erreichte hingegen die Güterbewegung jene Höhe nicht, waren auf der Bahn des Jahres nur 5 oder 4 Millionen Centner zu transportiren, so verlor man für alle Zukunft an den Zinsen des auf die Korrektion verwendeten Kapitals. Man wird daher mit großen Terrainkorrektionen sehr vorsichtig sein; andererseits aber ist eine spätere Zunahme des Verkehrs durch Aufschwung des Handels, durch den Anschluß neuer Bahnen sehr möglich, während eine nachträgliche Korrektion den ganzen Betrieb unterbricht und fast alle früheren Ausgaben verlieren läßt.

Wir brauchen kaum zu erwähnen, daß wir in unserem Beispiel ziemlich extreme Annahmen gewählt, und daß man selten in die Nothwendigkeit kommen wird, einen Durchstich für 1 Million zu machen. Man wird in den meisten Fällen ein solches Terrain durch einen Umweg ganz zu vermeiden suchen.

Der Uebergang einer Eisenbahn in eine veränderte Richtung geschieht stets durch eine ganz allmälig gekrümmte Linie. Wenn ein Wagenzug, welcher auf der Bahn in gerader Linie einherzog, mittelst einer Kurve in eine veränderte Richtung geleitet wird, so entsteht aus dem jedem Körper innewohnenden Beharrungsvermögen ein Drängen der Spurkränze der Räder gegen die auswendige Schienenreihe, wodurch nicht nur eine sehr vermehrte Reibung, sondern selbst bei engen Radien und großer Schnellig-

Digitized by Google

keit die Gefahr entsteht, daß die Lokomotive aus der Schienenlage abspringt oder die Achse bricht. Da überdies in jeder Krümmung die auswendige der beiden konzentrischen Schienenlinien länger als die inwendige sein muß, so haben die Räder auf dieser einen längeren Weg als auf jener zu durchlaufen. Beide Räder sitzen aber an derselben Achse fest, so daß eines nicht schneller wie das andere sich umdrehen kann, und die auswendigen Räder müssen daher theilweise schleifen, wodurch die Reibung abermals vermehrt wird.

Es sind mehrere, zum Theil sehr sinnreiche Vorschläge gemacht worden, um diesem Uebelstande abzuhelfen, ohne daß der Zweck bis jetzt genügend erreicht worden wäre. Man machte z. B. die Felgen der Räder konisch, so daß der Durchmesser des Rades, an der Außenseite gemessen, kleiner war, als an der innern. Trieb nun die Centrifugalkraft den Wagen in einer nach rechts gebogenen Kurve gegen die auswendige Schiene, so bewegten sich die linken Räder auf dem inneren größeren, die rechten Räder auf dem äußeren kleineren Durchmesser,*) und die ersteren legten dadurch von selbst in derselben Zeit den größeren, die letzteren den kleineren Weg zurück. Allein die Konizität der Räder hat den großen Nachtheil, daß selbst auf der geraden Strecke der Bahn der Wagenzug eine schaukelnde Bewegung annimmt und die so lästige Seitenschwenkung (mouvement de lacet), besonders bei den von der Lokomotive entfernten Fahrzeugen bedeutend vermehrt wird.

Ein anderer Vorschlag war, die Schienen so einzurichten, daß in den Kurven das auswendige Rad nicht mehr auf den Felgen, sondern auf dem Kranz, welcher das Abgleiten verhindern soll, läuft. Das Abgleiten mußte dabei durch einen besonderen Rand an der Schiene verhindert werden. Diese Einrichtung ist

*) Die konische Form der Laufflächen der Radreifen durch eine cylindrische zu ersetzen, hat sich nicht allgemein als zweckmäßig erwiesen. Str.

Digitized by Google

aber natürlich nur dann möglich, wenn auf einer Bahn alle Kurven mit demselben, und zwar bei der gewöhnlichen und nothwendigen Höhe des Kranzes mit einem sehr kleinen Radius beschrieben werden.

Ferner hat man die Wagen mit vier Räderpaaren versehen,*) von welchen je zwei Paar so dicht als möglich aneinander gerückt und unter sich zwar so verbunden wurden, daß die Achsen ihre Parallelität beibehalten, mit dem Wagen aber so, daß sie sich gegen die Normallage um etwas verschieben können. Bei den Dampfwagen hat dies den Nachtheil, daß dann die Räder derselben nicht mehr gekuppelt werden können, wodurch die auf den Triebrädern ruhende Last und mithin die Adhäsion vermindert wird; bei den übrigen Wagen hingegen, daß diese sehr groß werden, wodurch mancherlei Unbequemlichkeiten entstehen. Das gewöhnlichste Auskunftsmittel ist, daß man die auswendige Schienenreihe um etwas höher legt, als die inwendige, so daß, wenn die Centrifugalkraft die Wagen nach außen drängt, die Schwerkraft sie wieder nach innen zieht,**) wodurch freilich das Schleifen der äußeren Räder nicht beseitigt wird.

Alle diese Mittel vermögen dem Zweck nicht vollständig zu entsprechen, was man schon daraus entnehmen kann, daß die Centrifugalkraft eine variable ist, welche mit der Schnelligkeit der Bewegung wächst und abnimmt, während die Schwerkraft eine ganz konstante ist. Das Sicherste ist immer, die Kurven mit einem sehr großen Halbmesser zu konstruiren, oder die Schnelligkeit bei den engeren Kurven zu ermäßigen.

Die in England angestellten Versuche haben gezeigt, daß die Schnelligkeit der Wagenzüge bei solchen Kurven, welche mit

*) Wagen mit sog. Trukgestellen werden in der neuesten Zeit auch auf den deutschen Eisenbahnen (mit vier und mehr Räderpaaren) mehrfach angewandt. Str.

**) Die Ueberhöhung der äußeren Schienen in Krümmungen wird unter Berücksichtigung des Halbmessers derselben und der für die Züge zur Anwendung kommenden Geschwindigkeit bemessen. Str.

Digitized by Google

einem Radius von ½ englischen Meile = 213 Ruthen beschrieben sind, genau dieselbe ist, wie auf der ganz geraden Strecke der Bahn. Es war auch nicht die geringste Abnahme der Schnelligkeit zu ermitteln, und diese Versuche wurden in großer Zahl und unter so verschiedenen Umständen vorgenommen, daß das Resultat nicht bezweifelt werden kann. Auf den bisher ausgeführten Eisenbahnen in Deutschland sind die Kurven*)

mit Radien von 300 bis 100 Ruthen,

in Frankreich . . . . . 100 "
in Belgien . . . . . 100 "
in England sogar . . . . 100 bis 70 " beschrieben.

Wie nun auch diesen Bedingungen mehr oder weniger vollkommen entsprochen werden möge, immer sind Umwege eine Abweichung von der geraden Linie in horizontaler Projektion, wie die Böschungen es in der vertikalen sind. Diese bedingen, daß die ursprüngliche Kraft vermehrt, jene, daß sie während einer längeren Zeit in Anspruch genommen wird. Könnte man den Hügel, den man nicht durchstechen will, nicht anders als auf einem Umwege von ¾ Meilen vermeiden, so kommt die Rechnung wieder auf ungefähr dasselbe Resultat. Denn wenn die Selbstförderkosten auf der horizontalen Bahn 4 Silberpfennige betrugen, so verursacht der Umweg von ¾ Meilen 3 Silberpfennige Mehrkosten, was bei 6 Millionen Centnern abermals 50000 Thaler jährlich austrägt.

Sechs Millionen Centner sind, wie schon oben gesagt, eine Annahme, welche nicht leicht auf einer deutschen Bahn sich verwirklichen kann,**) und es wurde dies Beispiel nur gewählt, um

*) Der kleinste zulässige Halbmesser der gekrümmten Geleise auf den Eisenbahnen Deutschlands mit normaler Spur beträgt 300 Meter und in Ausnahmefällen 180 Meter. Str.

**) In welchem Umfange der Güterverkehr gewachsen ist, läßt ersehen, daß im Rechnungsjahr 1889/90 auf den normalspurigen deutschen Eisenbahnen 212 093 339 Tonnen (4 241 866 780 Ctr.) Güter aller Art gegen Frachtberechnung und außerdem 1 473 282 Tonnen Dienstgut befördert

Digitized by Google

darzuthun, daß unter Umständen selbst sehr bedeutende Vermehrungen des Anlagekapitals zu rechtfertigen sind. Um nun den Werth eines Umweges in Zahlen näher zu bestimmen, wollen wir die Verhältnisse der belgischen und der Leipzig-Dresdener Bahn unserer Rechnung zu Grunde legen.

Es wurden im Jahre 1840 auf den belgischen Bahnen überhaupt 156 801 Meilen zurückgelegt. Die Gesammtkosten während dieser Zeit betrugen:

	überhaupt	pro Meile
Für das Personal, für Unterhaltung der Gebäulichkeiten, Anschaffung von Material ꝛc.	630812 Frcs.	1 Thlr. 2 Sgr. — Pf.
Betriebskraft, Unterhaltung, Reparatur und Ersatz der Betriebsmittel, Schienenwege-Beleuchtung, Coaksöfen, Werkstätten, Wasserstationen ꝛc.	1835772 "	3 " 3 " 8 "
Direktion, Inspektion, Kontrole, Hereinschaffen und Abbringen der Güter ꝛc. . . .	530526 "	— " 27 " — "

Folglich für jede von einem Wagenzug auf der Bahn zurückgelegte Meile 5 Thlr. 2 Sgr. 8 Pf.

Auf der Leipzig-Dresdener Bahn wurden in demselben Jahre überhaupt gefahren 46868 Meilen.

---

worden sind, von denen allein 136 150 937 Tonnen (2 723 018 740 Ctr.) gegen Frachtberechnung auf die preußischen Staatseisenbahnen und auf Rechnung des preußischen Staates verwaltete Eisenbahnen entfallen. Ctr.

Digitized by Google

Es kosteten:	überhaupt	pro Meile
Unterhaltung der Bahn	54656 Thlr.	1 Thlr. 5 Sgr. — Pf.
Betrieb	50559 "	1 " 2 " 4 "
Heizung und Reparatur der Lokomotiven, Instandhaltung und Umbau der Wagen ꝛc.	119622 "	2 " 16 " 7 "
Verwaltung . . .	23391 "	— " 14 " 11 "

mithin die Zugmeile 5 Thlr. 8 Sgr. 10 Pf.*)

Nun wurden ferner (wenn die jährlich zurückgelegte Meilenzahl mit der Zahl dividirt wird, welche die Länge der Bahn in Meilen angiebt) die belgischen Bahnen mehr als neun-, die sächsische mehr als achtmal täglich ihrer ganzen Länge nach befahren. Legen wir nun auch nur die letzten Verhältnisse bei unserem Beispiele zu Grunde, so werden auf einer Bahn, welche einen Umweg von $^3/_4$ Meilen macht, täglich $^3/_4 \times 8$ oder 6 Meilen umgefahren, folglich täglich eine Mehrausgabe von etwa 31 Thlrn. oder des Jahres von mehr als 11000 Thlrn. nöthig, und der Umweg von 1 Meile kostet sehr nahe die Zinsen einer halben Million Thaler an Betrieb, ohne die Baukosten zu rechnen.

Die Umwege haben aber doch den Vorzug vor starken Steigungen, daß sie den Betrieb weniger Zufälligkeiten aussetzen, das Material nicht so sehr zu Grunde richten und, wenn sie mit Vermeidung großer Bauwerke ausgeführt sind, in der Regel geringere Unterhaltungskosten in Anspruch nehmen.

Die Umwege sind die zweite wichtige Frage, welche bei Bestimmung der Traits einer Eisenbahn zu erörtern ist.

---

*) Eine Vergleichung der Kosten für die Zugmeile mit den jetzt für dieselbe aufzuwendenden Beträgen läßt sich aus dem Grunde nicht geben, weil die Züge nicht auf einer Bahn verbleiben, sondern auf andere Bahnen übergehen; die Betriebsausgaben auf den normalspurigen deutschen Eisenbahnen betragen für einen Kilometer der durchschnittlichen Betriebslänge 16801 Mark. Str.

Digitized by Google

Welchen großen Einfluß die Steigungen und die Länge einer Bahn auch immer auf die Größe des Anlagekapitals und der Wohlfeilheit ihres Betriebes haben, so sind es doch unter allen Umständen die Verkehrsverhältnisse, welche ihre Richtung bestimmen (wenigstens bei Privatunternehmungen). Niemand wird eine Eisenbahn durch eine öde Steppe bauen, bloß weil sie horizontal ist und weil man dort geradeaus gehen kann. Wir sehen im Gegentheil deren selbst in sehr ungünstigem Terrain in lohnendem Betriebe, wenn sie nur dem wahren Bedürfniß des Verkehrs entsprechen. Deshalb sollen Eisenbahnen sich dem einmal bestehenden Zuge des Landverkehrs anschließen, denn sie schaffen an und für sich keinen neuen Handel, sondern vervielfachen nur den bereits bestehenden. Die Eisenbahn soll nicht die absolut kürzeste Linie zwischen zwei Endpunkten bilden, sondern, so weit irgend möglich, gewerbreiche Städte und wohlhabende Landstriche berühren. Eine arme Gegend wird nicht reich, weil lange Güterzüge durch ihre Fluren hineilen, und eine Stadt noch kein Handelsplatz mit großen Kapitalien und auswärtigen Verbindungen, weil ein Schienenweg dahin führt.*) Nur da, wo das Bedürfniß einer schnellen und wohlfeilen Kommunikation durch die Verkehrsverhältnisse geboten ist, wird die Eisenbahn gedeihen und gedeihen machen. Umwege sind daher bis zu einer gewissen Grenze gerechtfertigt und geboten, und mehr noch als das Terrain entscheiden die Verkehrsverhältnisse die Richtung einer Bahn in letzter Instanz.

Die Eisenbahn soll daher nicht bloß das Interesse der beiden Endpunkte berücksichtigen, wie bedeutend diese immer sein mögen, sondern wesentlich auch das der zwischenliegenden Land-

*) Der große Verkehr, welchen Handel und Industrie durch die Eisenbahnen erhalten haben, hat auch nicht selten nicht gewerbreiche Städte und arme Orte zu Handelsplätzen und Industriestädten gemacht, insbesondere solche Orte, welche Kreuzungsstationen verkehrsreicher Bahnlinien wurden. Str.

Digitized by Google

striche und kleinen Städte.*) Die Frequenz derselben, der sogenannte innere Verkehr, ist nämlich sehr viel bedeutender, als man gewöhnlich annimmt. Auf den 45 Meilen der belgischen Bahnen hatte sich im Jahre 1840 die Hälfte der ganzen Bevölkerung des Landes, nämlich 2¼ Millionen Menschen bewegt, und von diesen hatte nach stattgehabten Ermittelungen ein jeder nur durchschnittlich 5½ Meilen zurückgelegt. Auf der Magdeburg-Leipziger Bahn fuhr 1841 im Durchschnitt jeder Reisende 5⅒ Meilen und auf der Leipzig-Dresdener 7½ Meilen. Es ist also bei weitem nicht der von Ende zu Ende durchgehende Reiseverkehr, welcher die Bahn alimentirt, sondern hauptsächlich sind es die Reisen auf kürzeren Strecken derselben, von Zwischenpunkt zu Zwischenpunkt oder von den Endpunkten zu denselben.**) Wenn aber eine Bahn keine solche Zwischenpunkte bildenden Städte berührte, so fiele dieser wichtige Verkehr weg.

Die Entscheidung, ob man einen Umweg von so viel tausend Ruthen machen will, um diese gewerbthätige Landstadt, jene an Produkten reiche Gegend zu berühren, beruht lediglich auf einer richtigen Abwägung der vermehrten Anlagekosten und der additionellen Betriebskosten für jene Tausende von Ruthen, im Vergleich mit der zu erwartenden Vermehrung der Frequenz, welche letztere aber immer nur annähernd bestimmt werden kann.

Allgemein gültig ist der Satz, daß sehr rege Verkehrsverhältnisse eine kostspieligere und vollkommenere Anlage gestatten und fordern, eine minder entwickelte Thätigkeit des Handels und der Betriebsamkeit sich hingegen mit dem minder vollkommenen

*) Dieser Forderung wird jetzt durch Anlage von Bahnen untergeordneter Bedeutung Rechnung getragen, während die Hauptbahnen fast ausschließlich zum Verkehr für die kürzeste Verbindung zwischen den Hauptstationen (Handels- und Industriestädten) dienen. Str.

**) Dieser Ausspruch ist auch heute noch zutreffend; auf den deutschen Eisenbahnen mit normaler Spur legt jede beförderte Person durchschnittlich 26,99 km zurück. Str.

Digitized by Google

Medium begnügt, und auch nur ein solches rentabel macht.*) Daher der enorme und doch zulässige Aufwand der englischen Bahnen, daher die nothwendige Wohlfeilheit der deutschen.

In England kostet z. B. die nur wenig mehr als $^3/_4$ Meilen lange London-Greenwich-Bahn 5 480 000 Thaler bei freilich ganz exceptionellen Verhältnissen, da diese Bahn auf ihrer ganzen Erstreckung über gemauerte Bogenstellungen geführt wurde, und mit $^1/_3$ ihrer Länge in der Stadt London selbst liegt. Die bloße Grundentschädigung kostete mehr als 2 Millionen Thaler.

Es kosteten ferner pro laufende deutsche Meile

in England	London-Croydon	2 302 000	Thlr.
	Manchester-Bolton	1 890 000	=
	London-Birmingham	1 560 000	=
	Liverpool-Manchester	1 380 000	=
	Great-Western	1 340 000	=
	Manchester-Leeds	1 260 000	=
	Grand-Junction	720 000	=
	Preston-Lancaster	716 000	=
	North-Union	704 000	=
	Leeds-Selby	544 000	=
	Glasgow-Garnkirk	378 000	=
	York-Nord-Midland	306 000	=
	Arbroath-Forfar	216 000	=
	Arbroath-Dundee	210 000	=
in Frankreich	Etienne-Lyon	592 000	=
in Belgien die 13 ersten Sektionen, welche auf etwa $^3/_4$ nur einfaches Geleise haben**)		304 000	=

*) Während in früheren Jahren die Eisenbahnen fast alle gleichmäßig gebaut wurden, hat man in den letzten Jahrzehnten diejenigen Bahnen, welche einen geringeren Verkehr erwarten ließen, auch einfacher gebaut und ausgerüstet. Str.

**) Die Strecke von Lüttich bis Verviers, welche noch im Bau, wird aber bedeutend theurer und wohl die theuerste auf dem Kontinent.

Digitized by Google

in Deutschland mit einfachem Geleise

Köln-Aachen	500000	Thlr.
Düsseldorf-Elberfeld	500000	"
Berlin-Potsdam	400000	"
Leipzig-Dresden (Doppelbahn)	360000	"
Badische	370000	"
Taunus	320000	"
Hamburg-Bergedorf	375000	"
München-Augsburg	270000	"
Berlin-Frankfurt a. O.	250000	"
Berlin-Anhalt	210000	"
Berlin-Stettin (schmale Kronenbreite)	184000	"
Magdeburg-Leipzig	209000	"
Kaiser Ferdinand-Nordbahn	164000	"

Bahnen, welche so ungeheure Terrainschwierigkeiten zu besiegen hatten, wie Köln-Aachen und Düsseldorf-Elberfeld, können keinen Maßstab des Verkehrs abgeben, ebensowenig diejenigen, welche bei der Neuheit der Sache ein hohes Lehrgeld zahlen mußten. Man darf annehmen, daß im mittleren Durchschnitt in Deutschland die Eisenbahnen für 1/4 Million pro laufende Meile herzustellen sind.*) Hiernach vermehren sich die Kosten einer Eisenbahn für jede Meile Umweg, wenn zu dem durchschnittlichen Anlagekapital von 1/4 Million die kapitalisirten Mehrkosten des Betriebes mit 1/2 Million hinzugerechnet werden, um

*) Von dem auf die Anlage und Ausrüstung der normalspurigen Eisenbahnen Deutschlands verwendeten Anlagekapital entfallen auf 1 km Bahnlänge 252268 Mark. Die Gesammtkosten der Stadtbahn in Berlin einschließlich der antheiligen Kosten an dem Umbau des Schlesischen Bahnhofes in Berlin und an dem Neubau des Bahnhofes Charlottenburg betragen bei rund 11 1/4 km Länge rund 68140000 Mark, wovon 33412000 Mark auf den Grunderwerb entfallen, letzterer würde einen bedeutend höheren Betrag erfordert haben, wenn die Bahn nicht auf eine große Strecke fiskalisches Terrain und außerhalb der Stadt Ackerland berührt hätte. Str.

Digitized by Google

¾ Millionen, welche von der durch den Umweg beabsichtigten Vermehrung der Frequenz aufgewogen werden sollen.

Wir haben gesehen, wie sowohl Terrain als Verkehrsverhältnisse die Bahnen zwingen, von der geraden Linie abzuweichen; es bleibt übrig, in wenig Worten die politischen und Territorial-Verhältnisse zu berühren.

Daß die Anlage einer Eisenbahn auf lange Zeit hinaus und aus weiten Kreisen den Verkehr in eine bestimmte Richtung leitet, liegt in der Natur der Sache. Man hätte daher vermuthen können, die Staatsregierungen würden sich sogleich an die Spitze dieser Unternehmungen stellen, um die Richtungen der Bahnen nach dem Interesse der Gesammtheit zu regeln. Dies geschah jedoch nicht.

In England konnte freilich Alles dem Assoziationsgeist der Privaten überlassen bleiben. Kein Unternehmen erschien zu groß oder zu kostspielig bei dem Ueberfluß an Kapitalien, dem Unternehmungsgeist des Volkes und der hohen Entwickelung der Industrie und des Handels; auch gab es innerhalb des meerumspülten Umfanges des Königreiches keine politischen Grenzen, welche den Anlagen Schwierigkeiten in den Weg legten oder Jalousien hervorriefen. Anders auf dem Kontinent und vor Allem in Deutschland. Dennoch blieb die belgische Regierung lange die einzige, welche den Bau der Eisenbahnen nach einem vorher durchdachten Plan und im Interesse des Staats wie der Einzelnen für das ganze Land übernahm. Der Erfolg hat bereits gezeigt, wie sehr die Ausführung gelungen ist.

In Deutschland handelt es sich bei der Wahl der Richtung für Eisenbahnen in der That nicht darum, ob diese oder jene Landstadt berührt werde, sondern sehr oft, ob der Welthandel seinen Zug durch ein Königreich nehmen oder es vermeiden soll. Dennoch blieb Alles dem Unternehmungsgeiste der Privatleute überlassen, und zu ihrer Ehre sei es gesagt, daß Deutschland durch ihren Muth und ihre Einsicht mit Ausschluß Belgiens das an Eisenbahnen reichste Land des Kontinents wurde, bevor irgend

Digitized by Google

eine Regierung ihnen zu Hülfe kam.*) Freilich war Personenfrequenz Hauptrücksicht, es wurden nur die lukrativsten Strecken ausgebeutet, und es entstanden Richtungen, welche in ein rationelles Staatseisenbahnnetz nicht passen wollen.

Bald stellte sich jedoch heraus, daß die Regierungen so großen Unternehmungen nicht fremd bleiben konnten.**) Zunächst gerieth die Post in Konflikt mit den Eisenbahnen, welche in der Hand der Staatsverwaltung ein wesentlicher Vortheil für sie gewesen wären, und die ihr als Privateigenthum eine nicht zu besiegende Konkurrenz entgegenstellten. Die Nothwendigkeit, den weniger begünstigten Provinzen einen erleichterten Absatz für ihre Erzeugnisse zu verschaffen, die entlegeneren Theile des Landes mit der Hauptmasse zu verschmelzen, endlich die militärischen Rücksichten, Alles sprach dafür, auch da Eisenbahnen zu bauen, wo sie sich nicht unmittelbar rentiren konnten, und dies vermochte nur der Staat.

Nach und nach haben denn auch fast alle deutschen Regierungen Eisenbahnanlagen unter verschiedenen Bedingungen entweder selbst übernommen, unterstützt oder garantirt.***) Preußen that diesen Schritt zuletzt, aber im großartigsten Stil, indem gleich für 200 Meilen Gewähr geleistet wurde, und die Frage, welche wir zu beleuchten gesucht haben, wird daher dort in nächster Zukunft vielfach in Anregung gebracht werden.†)

*) Die Gesammtlänge der normalspurigen Eisenbahnen Deutschlands ohne die Anschlußgeleise an gewerbliche Etablissements ꝛc. beträgt zur Zeit 41879 km und die der schmalspurigen 1051 km. Str.

**) Gesetz über die Eisenbahn-Unternehmungen in Preußen vom 3. November 1838. Str.

***) Allerhöchste Kabinetsordre vom 22. November 1842, betreffend die Uebernahme einer Zinsgarantie von $3\frac{1}{2}$ pCt. an einige hülfsbedürftige Eisenbahn-Unternehmungen in Preußen. Str.

†) Auf Grund des Gesetzes vom 7. Dezember 1849 wurden die ersten Bahnen in Preußen vom Staate gebaut und die Saarbrücker Bahn 1860, die ersten Strecken der Ostbahn 1851 eröffnet. Str.

Digitized by Google

Zur

Orientalischen Frage.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorbemerkung.

Die hier folgenden fünf kürzeren Aufsätze sind in den Jahren 1841 bis 1844 in den Beilagen der Augsburger Allgemeinen Zeitung erschienen. Es sind:

Deutschland und Palästina. 1841.
Land und Volk der Kurden. 1841.
Militärisch-politische Lage des osmanischen Reichs. 1841.
Reschid, Izzet und die Pforte. 1842.
Die Donaumündung. 1844.

Ihrem Inhalte nach lassen sich die Aufsätze unter der Bezeichnung „Zur orientalischen Frage" zusammenfassen; und wenn auch im zweiten ethnographische, im fünften geographische Gesichtspunkte mitsprechen, so treten doch in allen die politischen und kriegerischen, damals ebenso wie oft zuvor und später Europa stark bewegenden Ereignisse im Orient in den Vordergrund.

Moltke war im Spätherbst 1839 aus der Türkei zurückgekehrt, nachdem er während seines dortigen vierjährigen Aufenthalts eine gründliche Kenntniß von Land und Leuten erworben und reiche, vielseitige Erfahrungen gesammelt hatte. So durfte er als einer der berufensten, urtheilsfähigsten Kenner des Orients gelten.

Als er vom Schlachtfelde von Nisib sich der Heimat zuwandte, war in den langjährigen Zwistigkeiten der hohen Pforte mit ihrem aufsässigen Vasallen Mehemed Ali von Aegypten ein Augenblick eingetreten, wo es schien, wie wenn die längst morsche Macht der Osmanen vollends zusammenbrechen würde. Sultan Mahmud III., der mit eiserner Faust, aber wenig Erfolg sein Reich zu reformiren begonnen hatte, war gestorben, kurz bevor die Schreckenskunde von Nisib nach Stambul gelangte. An seine Stelle trat der sechzehnjährige schwache Abdul Meschid; er fand sein Reich ohne Heer, ohne Flotte, denn diese hatte der verrätherische Kapudan Pascha nach Alexandrien zu Mehemed Ali geführt; ganz Syrien war in den Händen der Aegypter, denen der Weg zum Bosporus offenstand. Aber Mehemed Ali vermochte den erkämpften Erfolg nicht auszubeuten, und als in Konstantinopel der europäisch gebildete, dem Fortschritt geneigte Reschid Pascha ins Ministerium eintrat, begannen diejenigen

Digitized by Google

europäischen Mächte, die der Integrität und zeitgemäßen Entwickelung der Türkei geneigt waren, kräftigere Maßregeln zu ergreifen. Vor Allem war es der von Reschid ins Werk gesetzte Hattischerif von Gülhane (2. November 1839), der die Stimmung der Mächte aufs Günstigste beeinflußte. Dieser Erlaß des Sultans verhieß allen seinen Völkern, Gläubigen wie Rajah, Sicherheit des Lebens, der Ehre und des Eigenthums, gleichmäßige Abgabenvertheilung und Regelung der Aushebung, er bedeutete also einen weiteren wichtigen Schritt auf dem Wege der Reform. Nur das Ministerium Thiers in Frankreich unterstützte noch ferner die dreisten Forderungen Mehemed Alis, so daß sich die anderen Großmächte in einer Quadrupelallianz zum Schutze der Pforte vereinigten (15. Juli 1840) und gegen den rebellischen Vicekönig, der sich auf die nicht eintretende thatsächliche Hülfe Frankreichs verlassen hatte, militärisch vorgingen. Eine englisch-österreichische Flotte und ein türkisches Landungskorps griffen die Aegypter in Syrien an, und nachdem Beyrut, Akka und andere Küstenplätze gefallen waren, die Bevölkerung Syriens sich für den Sultan erhoben hatte, räumte Ibrahim Pascha, der Sohn und Feldherr Mehemed Alis, das Land und führte sein Heer in einem bald zur Flucht ausartenden Rückzuge nach Aegypten zurück. Inzwischen war ein englisches Geschwader vor Alexandrien erschienen, und Mehemed Ali sah sich nunmehr genöthigt, um Frieden zu bitten, der ihm unter Anerkennung der Erblichkeit seiner Dynastie (Anfang 1841) gewährt wurde.

Bald nach diesen Ereignissen schied Reschid Pascha aus dem Ministerium, in das kurze Zeit später an seine Stelle Izzet Mehemed Pascha berufen wurde. Izzet war eins der angesehensten Häupter der alttürkischen konservativen Partei, und sein Eintritt ins Amt bedeutete einen völligen Bruch mit den Reformbestrebungen. Allein, der Einflüsse auf den schwachen, jugendlichen Sultan waren so viele, daß auch Izzets Verweilen im Ministerium kurz war, die Regierung in Konstantinopel noch lange sich in Gegensätzen bewegte und der inneren Schwierigkeiten während der Zeit, in welcher sich die nachstehenden Aufsätze bewegen, nicht Herr zu werden vermochte. Aufstände in Creta, Verwickelungen in Verwaltung der Libanon-Provinz, ein ernstes Zerwürfniß mit Persien, Wirren in den Donaufürstenthümern trugen dazu bei, die Lage des osmanischen Reichs auf Jahre hinaus unsicher und zu einer Gefahr für den Weltfrieden zu machen.

Es erschien nothwendig, diesen kurzen geschichtlichen Ueberblick zur Orientirung der heutigen Leser den nachfolgenden Aufsätzen vorauszuschicken.

Digitized by Google

Deutschland und Palästina.

Durch ein kräftiges und glückliches Handanlegen hat eine kleine Schaar von Europäern die lange schwebende syrische Frage zu einer schnellen Entscheidung gebracht. Acre fiel unter den Donnern einer englisch-österreichischen Flotte, und das Trugbild ägyptisch-arabischer Macht zerfloß in sich selbst. Das schöne Syrien wurde dem Padischah wieder erobert, der übermüthige Vasall, der seiner Autorität so lange getrotzt, bis in den Staub gedemüthigt — aber ist die orientalische Verwickelung nun hierdurch geschlichtet? Schwerlich wird Jemand diese Frage bejahen, der die türkischen Länder durchreist hat und die Wahrheit zu erkennen die Fähigkeit und den Willen hatte.

Das gänzliche Erlöschen des militärischen Geistes bei diesen vormals so streitbaren Völkern hat sich auch bei jener neuen Veranlassung bekundet. Wenn es im Interesse der Engländer lag, das Handeln des türkischen Heeres gegen Ibrahim als kräftig und kühn hervorzuheben, so behaupten dagegen ruhige und unbefangene Augenzeugen und Mithandelnde, ebenso wenig glänzende Waffenthaten gesehen zu haben, als ein Jahr zuvor bei Nisib. Die Europäer eben haben Alles gethan. Von dem Augenblick, wo sie den Schauplatz verließen, wo ihre Flotte von

Digitized by Google

der syrischen Küste absegelte, hat das türkische Heer sich fast keinen Schritt weiter gerührt, und doch bedurfte es nur eines letzten Anstoßes, um das morsche Gebäude der Gewalt und Barbarei vollends zu zertrümmern. Die Pforte hat die reichen Länder zwischen dem Euphrat und dem Mittelländischen Meer nicht zu erobern vermocht; sie kann, wenn sie ihr geschenkt werden, diese Länder ebenso wenig behaupten. Sie ist nicht im Stande, die Syrer durch eine kräftige Regierung, wie der Militärdespotismus Ibrahims war, im Gehorsam zu erhalten, und sie kann das Land durch eine gerechte und gute Verwaltung nicht für sich gewinnen, weil ihr zu einer solchen Verwaltung das erste Element, redliche Beamte, völlig abgehen, welche der Hattischerif von Gülhane nicht hervorzaubern konnte. Wollte die osmanische Regierung ihren Statthaltern ein noch so reichliches Gehalt auswerfen, sie werden neben dem Gehalt die gewohnten Erpressungen fortsetzen. Mit den türkischen Paschas kehren die Steuerverpachtungen und der Aemterhandel, die Zwangkäufe und Frohnen, kurz, die alte Willkür und Bedrückung zurück, und Syrien wird sich gegen seine neuen Beherrscher erheben, wie es sich zu allen Zeiten gegen die früheren erhoben, weil es zu allen Zeiten mißhandelt worden ist. Partielle Aufstände werden unter den Bergbewohnern und in den großen Städten auftauchen. Dann wird ein Krieg geführt werden, wie der Reschid Paschas und Hafis Paschas gegen die unglücklichen Kurden, wo man gegen Weiber und Kinder kämpfte und die schönen Dörfer abbrannte, um eine kurze Zeit über ein erschöpftes und verheertes Land zu herrschen, welches man auf die Dauer doch nicht behaupten konnte. Wahrlich, es bedarf keiner Sehergabe, um zu prophezeien, daß selbst, wenn kein Anstoß von außen hinzukommt, die Türken in einem oder zwei Jahren wieder aus Syrien vertrieben sein werden.

Dieser Anstoß wird aber nicht ausbleiben. Der Umstand, daß eine der Großmächte aus dem europäischen Areopag zurück-

Digitized by Google

trat, welcher die syrische Frage zu lösen unternahm, hat zwar die Maßregeln desselben nicht rückgängig machen können, wirkt aber dennoch sehr fühlbar auf die Resultate desselben ein. Einige broad-sides britischer Linienschiffe unter der kecken Führung eines Napier würden gar bald die arabische garde nationale aus ihren schlechten Batterien vor Alexandrien verscheucht und die Flamme eines allgemeinen Aufruhrs in dem so lange furchtbar niedergetretenen Aegypten zum Ausbruch gebracht haben. Statt dessen wird aus Rücksicht für Frankreich der Großherr gezwungen oder, was gleich viel sagen will, von der gewaffneten Quadrupelallianz höflichst eingeladen, einen Theil der Usurpation seines Vasallen zu heiligen. Der Erbe der Kalifen, der Mehrer des untheilbaren Reiches soll einen Theil eben dieses Reiches erblich einem Rebellen verleihen. Was heißt nun aber die Erblichkeit in der Dynastie des Arnauten? Wer die Verhältnisse im Orient kennt, weiß auch, wie locker die Familienbande dort sind. Die Söhne und Töchter Mehemed Alis sind die Kinder seiner Weiber und sind zum Theil so wenig unter sich verwandt, daß sie sich heirathen könnten. Ibrahim z. B. ist nur der angeheirathete Sohn des Statthalters von Aegypten. Selbst das osmanische Reich war kein Majorat, sondern ein Seniorat. Das Erstgeburtsrecht eines Unmündigen konnte nicht geltend gemacht werden gegen die Macht eines Vaterbruders, und in zweifelhaften Fällen mußten heimliche Hinrichtungen, Blendungen oder andere Gewaltthaten stets der unsicheren Erbfolge nachhelfen. Wie nun aber, wo die Sprößlinge des regierenden Hauses nicht im „Prinzenkäfig" aufgehoben, wo sie Provinzen und Armeen befehligen und wo sie die Macht und gewiß auch den Willen haben, sich gegenseitig das reiche Erbe streitig zu machen. Endlich ist das Geschlecht des arnautischen Büchsenspanners nicht von jenem religiösen Nimbus umflossen, welcher die Enkel Osmans und selbst ihre entfernteren Vettern, die Tataren-Chane zu Rodosto, in den Augen der Moslem heiligt.

Digitized by Google

Auch fremde Machthaber werden die Hand ausstrecken nach einem Theil der großen Verlassenschaft des greisen Vizekönigs in dem Augenblick, wo er von dem Schauplatz seines langen thatenreichen Lebens abtritt.

Wenn eine Regeneration des türkischen Reiches als solchen möglich, so kann sie nur von einer erst zu erziehenden Generation und aus muselmännischen Wurzeln hervorgehen. Alle Bekehrungs- und Europäisirungsversuche, alle feindlichen Angriffe, so gut wie freundschaftliche Dazwischenkünfte führen nur zum völligen Zerfall. Die Pforte wurde schwächer durch den russischen Schutz, als sie nach dem Fall von Varna gewesen; sie ist schwächer heute, wo England ihr Syrien schenkt, als da sie die Schlacht von Nisib verlor. Der Marasmus einer gänzlichen Theilnahmlosigkeit hat die Masse des Volkes ergriffen, und die Regierung, nur noch dem Impuls folgend, welchen die Fremden ihr geben, ist in einer Unmacht versunken, die jedem glücklichen Abenteurer Aussicht auf das Gelingen seiner ehrgeizigen Pläne gewährt. Die Verwickelungen der Jahre 1830, 1833, 1839 und 1840 werden sich stets wieder und in immer kürzeren Intervallen erneuern. Soll dann der Friede Europas jedesmal in so ernste Gefahr gerathen, wie die, in welcher er heute noch schwebt?

Bisher hat die europäische Diplomatie nur die Krisen hinauszuschieben gestrebt; sie hat sich nicht darauf eingelassen, die Ursachen zu heben, aus welchen sie entstehen. Wirklich können gegen jedes Mittel, welches in Vorschlag gebracht wird, erhebliche und gegründete Einwendungen gemacht werden, aber mit der bloßen Verneinung ist nichts gethan.

Einige Stimmen haben gewagt, es auszusprechen, daß dem türkischen Staatskörper kein eigenes Leben mehr innewohne, daß der Islam weder eine Fortbildung, noch eine Umänderung gestatte, daß die Reform die muselmännische Kraft gebrochen und sie durch fremde Institutionen nicht zu ersetzen vermocht habe,

Digitized by Google

daß ein großes, hülf- und wehrloses Land, in den Kreis europäischer Weltmächte gerückt, ein beständiger Quell der Eifersucht, der Befürchtungen und des Haders sei, daß, was naturgemäß nicht bestehen könne, vergehe, daß man die Türkei theilen müsse.

Einem solchen Schritt widersteht das moralische Recht, mit welchem die Politik zwar keineswegs schon zusammenfällt, dem sie sich jedoch mehr und mehr zu nähern strebt; ihm steht entgegen das warnende Beispiel einer früheren Theilung, deren Folgen für Europa noch lange nicht verschmerzt sein werden. Endlich verhält es sich mit der Theilung der Türkei wie mit der Theilung eines Brillantringes: es fragt sich, wer den kostbarsten Solitär, Konstantinopel, besitzen, wer sich mit dem werthloseren Rest, mit weiten Landstrecken, die von halbbarbarischen Völkern bewohnt sind, genügen lassen soll. Andere Stimmen riethen, einzelne Stücke des türkischen Gebiets der europäischen Civilisation zu überantworten, wie dies bereits mit Hellas geschehen.

Begeisterung für das Land, wo der Erlöser geboren ward, wo er gelebt, gelehrt und gelitten hat, ließen einst Millionen frommer Christen ihre Heimat aufgeben und unsägliche Beschwerden erdulden, um den geweihten Boden Palästinas zu betreten. Die Blüthe der abendländischen Ritterschaft verspritzte ihr Herzblut, um die heiligen Stätten der Herrschaft der Ungläubigen zu entreißen. Wie sehr hatte sich dieser religiöse Sinn abgekühlt, als gerade 800 Jahre seit dem ersten Kreuzzuge der große Feldherr eben der Nation, welche den Titel einer Beschützerin des katholischen Glaubens im Orient führt, nach der Eroberung Aegyptens ganz trocken sagen konnte: „Jérusalem n'entre pas dans ma ligne d'opération!“ Die gegenwärtige Stimmung liegt zwischen jenen beiden Extremen mitten inne, und der Gedanke, Palästina unter christlichen Schutz zu stellen, scheint in Europa nicht ohne Anklang zu bleiben. Indessen

Digitized by Google

dürfen religiöse Gefühle allein in der Politik nicht entscheiden. Ein christliches Fürstenthum Palästina müßte in seiner ersten Abrundung auch gleich die Möglichkeit seines Fortbestehens enthalten. Wollte man nach dem Beispiel Krakaus Jerusalem mit den heiligen Orten seiner Umgebung allein zu einem Staat konstituiren, so würde dieser Staat, in einer öden, unfruchtbaren Gegend, abgeschnitten vom Meer, fern von seinen Beschützern, umgeben von arabischen Räuberstämmen, bedroht von muselmännischen Nachbarn und zerrissen im Innern durch wüthenden Sektenhaß, gewiß eine sehr unglückliche Schöpfung werden. Wahrlich, ein Glück ist es, daß bisher die duldsamen Moslem das Heft der Gewalt in Händen hatten, und nicht eine der Sekten, welche am Grabe des Erlösers so ganz die Lehre milder Duldung und Nächstenliebe vergessen haben, daß man vor den Ungläubigen erröthet. So viel läßt sich von vornherein überschauen, daß zu der neuen Schöpfung ein weiteres Gebiet, ein Theil der Meeresküste, ein fester Platz geschlagen werden müßte. Wie sollte man auch den so günstig gelegenen Hafen und die starken Mauern von Acre den schwachen Händen der Türken ausliefern, die sie im nächsten Augenblick wieder verlieren würden!

Es läßt sich ferner behaupten, daß die Leitung des neuen Staates einem unumschränkten Fürsten deutscher Nation und echt toleranten Sinnes übertragen werden sollte. Die ausschließliche Bevorzugung irgend einer christlichen Kirche würde gleich im Entstehen des Staates die Keime zu seinem Untergange ausstreuen. Wir sagten, einem *deutschen* Fürsten, weil Deutschland den negativen Vorzug hat, keine Seemacht zu sein, aber durch die Beschiffung der Donau und durch die österreichischen Häfen des Adriatischen Meeres ihm der nächste Handelsweg mit dem Orient geöffnet ist. Endlich einem *unumschränkten* Fürsten, weil nur diese Regierungsform für halbbarbarische Zustände paßt, weil sie für dieselben unter einem gerechten, klugen und energischen Regenten

Digitized by Google

die beste aller Formen ist, und weil nur ein solcher Regent überhaupt etwas aus der neuen Schöpfung machen kann.

Die Hellenen hatten, zwar mit europäischer Hülfe, aber doch wesentlich durch ihre eigenen Anstrengungen ihre Unabhängigkeit erkämpft. Sie bilden eine wirkliche Nation und konnten daher mit Recht fordern, daß ihre Verwaltung, ihre bewaffnete Macht, ihre Beamtenwelt und ihre Regierung eine griechische sein sollen. Hierin liegt nun aber eine große Schwierigkeit für die Fortbildung des hellenischen Staates, denn das Volk, aus welchem alle diese Elemente entnommen werden sollen, steht selbst erst auf einer Stufe halber Civilisation. Anders würde sich dies mit den Bewohnern des südlichen Syriens verhalten. Ihnen würde die Freiheit vom türkischen Joch geschenkt, und da sie selbst die Kulturstufe der Griechen noch nicht erreicht haben, so würden unbedenklich die Europäer, die ihnen an Sittlichkeit, Kenntniß und Willenskraft überlegen sind, den Adel, die bevorzugte Klasse, den Beamtenstand abgeben. Aber diese Europäer dürften dann freilich nicht die Ueberläufer aller Nationen sein, wie in der Türkei. Der Staat, welcher Palästina einen Fürsten schenkt, müßte ihm, außer einem Darlehn, auch aus seinen Beamten im Civil wie im Militär eine Anzahl erprobter Männer mitgeben, welche offenbar unentbehrlich sind. Denn ohne umsichtige, thätige und besonders ohne redliche Beamte ist keine Verwaltung und vollends keine Kolonisation denkbar.

Was die Militärmacht eines Fürsten von Palästina betrifft, so läßt sich sogleich übersehen, daß sie gering sein müßte, um das Land nicht unnütz zu belasten. Den Kern derselben würden einige Bataillone, Eskadrons und Batterien guter Truppen mit europäischen Offizieren und Soldaten bilden, die jedoch ihren Ersatz zum Theil aus den Bewohnern des Landes nehmen könnten. Neben diesen müßte allmälig eine Volksbewaffnung eingeführt werden, bei welcher man das Lehenswesen der Sipahi oder das der österreichischen Militärgrenze zum Vorbild wählte.

Digitized by Google

Dies letztere System paßt sich einer beginnenden Kolonisation so vortrefflich an, daß man nicht begreift, wie in Algier alles Uebrige, selbst die chinesische Mauer um die Metidscha, eher als dies Mittel in Antrag gebracht werden konnte. Die Seemacht dürfte in nichts weiter, als in einem Paar Korvetten zum Schutz des Handels gegen die Seeräuber des Mittelländischen Meeres bestehen. Mit diesen Vertheidigungsmitteln würde das Land gegen die benachbarten Araberhorden, wie gegen türkische und ägyptische Uebergriffe vollkommen gesichert sein, und gegen größere Gefahren müßten die Schutzmächte aufkommen.

Das weiteste Feld der Thätigkeit eröffnete sich der Regierung in der Verwaltung der innern Angelegenheiten eines Landes, in welchem Alles noch zu schaffen, wo aber auch die Elemente zu allen Schöpfungen in reichem Uebermaß vorhanden sind. Schutz des Eigenthums und der Person, Sicherheit für industrielle und kommerzielle Unternehmungen, Duldung aller Glaubenslehren und unparteiische Gerechtigkeitspflege würden Ansiedler und Kapitalien in Menge nach diesem reichen Boden, unter diesen glücklichen Himmel locken. — Der Einfluß einer solchen Musterwirthschaft von einer Staatsverwaltung mitten unter Völkern, die in ihren Beherrschern bis jetzt nur Blutsauger kannten, würde unermeßlich sein. Palästina würde eine Vormauer Syriens gegen Aegypten bilden, und wenn Aegypten einmal in einer anderen als der osmanischen Dynastie erblich sein soll, jener die beste Gewährleistung gegen türkische Angriffe bieten. Auf dem direkten Handelswege zwischen Ostindien und Europa gelegen, müßten die Häfen der Küste und die Straßen des Landes sich mit den Reichthümern zweier Welttheile erfüllen, und das christliche Europa würde in der Befreiung des heiligen Grabes eine moralische Genugthuung erlangen, welche ihm durch Jahrhunderte vorenthalten war.

Wir bekennen uns offen zu der vielfach verspotteten Idee eines allgemeinen europäischen Friedens. Nicht als ob von jetzt

Digitized by Google

an blutige und lange Kämpfe nicht mehr stattfinden könnten, als ob man die Armeen verabschieden, die Kanonen zu Eisenbahnschienen umgießen sollte, nein! aber ist nicht der ganze Gang der Weltgeschichte eine Annäherung zu jenem Frieden? Sehen wir nicht zu Anfang die Hand eines Jeden wider Jeden erhoben? Fochten nicht selbst im Mittelalter Ritter und Barone, Burgen und Städte ihre Fehden nur so lange untereinander aus, bis die Fürsten ihnen das Handwerk legten und das Recht für sich allein in Anspruch nahmen? Und heute! Ist in unseren Tagen ein spanischer Erbfolgekrieg oder ein Krieg pour les beaux yeux de Madame möglich? Durfte Holland wegen einer Provinz, Neapel wegen des Schwefelmonopols, Portugal wegen der Dueroschifffahrt den Frieden brechen? Es ist nur einer sehr kleinen Zahl von Mächten noch die Möglichkeit vorbehalten, die Welt in Flammen zu setzen.

Die Kriege werden immer seltener werden, weil sie bereits über die Maßen theuer geworden sind, positiv durch das, was sie kosten, negativ durch das, was sie versäumen lassen. Hat nicht Preußen unter einer guten und klugen Verwaltung in 25 Friedensjahren seine Bevölkerung um ein Viertel vermehrt, und sind seine 15 Millionen Einwohner heute nicht besser genährt, besser gekleidet, besser unterrichtet, als seine 11 Millionen es waren? Kommen solche Resultate nicht dem Gewinn eines Feldzugs, der Eroberung einer Provinz gleich? nur mit dem Unterschied, daß sie nicht auf Unkosten eines Anderen und ohne die unermeßlichen Opfer eines Krieges erreicht wurden. Und welches europäische Land hat nicht ähnliche, wenn auch meist minder große Eroberungen in seinem Innern gemacht? Der Gedanke liegt so nahe, die Milliarde, welche Europa jährlich seine Militärbudgets kosten, die Millionen Männer im rüstigen Mannesalter, welche es ihren Geschäften entreißen muß, um sie für einen eventuellen Kriegsfall zu erziehen, alle diese unermeßlichen Kräfte mehr und mehr produktiv zu nutzen. Sollte Europa, sei es in Jahrzehnten

Digitized by Google

oder in Jahrhunderten, nicht die gegenseitige Entwaffnung, nicht das Gegentheil des Schauspiels erleben, das heute Frankreich giebt, welches seinen Rock verkaufen will, um sich einen Harnisch anzuschaffen?

Man hat gesagt, wenn es keinen Krieg mehr gäbe, würde die Menschheit ihre moralische Energie einbüßen, indem sie für eine Idee, sei es Ehre, Treue, Ruhm, Vaterlandsliebe oder Religion, ihr Leben zu opfern verlerne. Dies dürfte nicht ganz ungegründet sein. Uebrigens, je seltener der Krieg in Europa je nöthiger wird es, für die übersprudelnde Kraft der jungen Generationen ein Feld der Thätigkeit zu finden. England hat sich in allen Welttheilen und auf allen Meeren einen Schauplatz geschaffen, wo es die nachgeborenen Söhne seines Adels versorgt, den kriegerischen Muth seiner Jugend erprobt, seinem Handel neue Kanäle, seinem Gewerbfleiß neue Märkte eröffnet. Frankreich suchte in Algier den Ableiter für den oft krankhaften Ueberfluß seiner Kraft, und wenn ihm die Kolonisation bisher schlecht genug gelungen, so wünschen wir seinem Streben im Interesse der Civilisation den besten Erfolg. Sollte aber Deutschland nicht begierig zugreifen, wenn sich ihm eine Möglichkeit bietet, deutsche Gesittung und Thatkraft, Arbeitsamkeit und Redlichkeit über die deutschen Marken hinaus zu verbreiten?

Das Land und Volk der Kurden.

Ein bis jetzt noch nicht ganz verbürgtes Gerücht von neuen Aufständen in Kurdistan, in eben dem Augenblick, wo man durch das Einschreiten von vier europäischen Großmächten die Angelegen-

Digitized by Google

heiten des türkischen Reichs geregelt glaubte, setzt Viele in Erstaunen, welche der Entwickelung der orientalischen Tragödie ihre Aufmerksamkeit schenken. Und doch ist der Aufstand nur eine Folge eben jenes Einschreitens. — Mit dem Tage von Nisib hatte die Herrschaft des Padischahs über das kaum erst besiegte, aber nie wirklich unterworfene Kurdenvolk faktisch aufgehört. Man hatte keine Macht mehr über die Gebirgsbewohner, und so ließ man sie eben zufrieden. Jetzt, wo englische und österreichische Kanonen der Pforte freie Hand in Asien geschafft, fordert die Regierung, wie früher, Abgaben und Frohnen, Geld und Rekruten, und sofort ist der Aufruhr da, oder, wenn er es noch nicht ist, so wird er in nächster Zukunft unausbleiblich eintreten. Dieses Phänomen gleicht einem mächtigen Strom, der mit glatter Oberfläche dahinzieht, bis Felsklippen ihm entgegentreten und sein Brausen und Toben erst die Gewalt seiner Bewegung anschaulich macht. — Der Abfall der Provinz war bereits geschehen, der erste Versuch, ihn rückgängig zu machen, ruft die offene Empörung hervor.

Wenn wir hier eine kurze Skizze des Volkes und des Landes entwerfen, welches jetzt die Blicke Europas auf sich ziehen dürfte, so wollen wir dabei nicht mit Xenophon anfangen, nicht näher erwähnen, wie die „bösartigen Karduchen“ noch heute ein Schrecken für alle Eindringlinge sind, noch heute ihre Häuser mit den kleinen Thürmen erbauen, von welchen der griechische Feldherr erzählt; wir wollen die lange und dunkle Geschichte dieses Volkes nicht vergeblich aufzuhellen suchen und nicht dabei verweilen, ob sie ein eingewanderter tatarischer Stamm, oder vielmehr die Enkel der alten Meder und Chaldäer sind, deren Sprache sich in den Bibeln der christlich gebliebenen Dorfschaften an der persischen Grenze erhalten hat. Wir schildern vielmehr die Kurden und ihre Heimat, so wie sie sich gegenwärtig Beobachtern darstellen, welche Gelegenheit hatten, länger unter ihnen zu verweilen, als Reisende, die, jeder Sprache des Landes unkundig, umringt

Digitized by Google

von tausend wirklichen und eingebildeten Gefahren, eilig auf den halsbrechenden Straßen von Bitlis und Dschinlamerik dies Gebirge durchzogen.

Wenn je ein Volk, so sind die Kurden an die Scholle gebunden. Als Erben einer sehr alten Bodenkultur hausen sie in den Thälern des kleinarmenischen Hochlandes, verabscheuen die Ebene, in welcher die klaren Bäche ihrer heimatlichen Gebirge versiegen, und erfreuen sich dort trotz eines strengen Winters eines langen und schönen Sommers. Nur sehr wenige von ihnen sind wandernde Hirten, fast alle ein wesentlich Ackerbau treibendes Volk, und nur insofern Nomaden, als sie, je nachdem die Hitze in den niederen Thälern drückend wird und die Strahlen der Sonne die Alpenweiden vom Schnee entblößen, ihre Heerden eine Stufe höher hinauftreiben und dabei ihre Häuser einstweilen gegen Zelte aus schwarzem Ziegenhaar vertauschen.

Ganz in Uebereinstimmung mit dieser Lebensweise ist, daß man innerhalb des von ihnen bewohnten Bezirks nur Dörfer, nirgends aber einzelne Gehöfte und ebenso wenig größere Städte findet. Diese liegen nicht in, sondern um Kurdistan. Wenn man eine Linie über Diarbekir, Mardin, Nisibin, Dschesireh-Ibn-Omar, Wan, Musch, Paluh, Derindeh, Marasch und Andiaman zieht, so umfaßt diese das eigentliche Kurdistan. Im Innern des so umgrenzten Gebietes trifft man selbst kleine Städte, wie Socho, Bitlis, Söört, Haßn-Keifa, Schiro, Pertek Iroglu ꝛc., welche überwiegend kurdische Bevölkerung haben, nur selten und nur in den Ebenen von Karput und Malatia die beiden Städte dieses Namens, welche von Bedeutung, aber auch entschieden nicht kurdisch sind. In diesen wie in den zuvor genannten größeren Städten findet eine wunderbare Mischung von Volksstämmen, Sprachen und Religionen statt. Die Christen, der ältere Theil der Bevölkerung, sind die Enkel der alten Assyrer und Chaldäer, mit später eingewanderten Armeniern vermischt. Die ersteren sind meist Jakobiten und Nestorianer, die unter sich

Digitized by Google

durch Meinungszwiespalt schroff geschieden sind; die letzteren der griechischen Kirche angehörig, mit Ausnahme einiger Proselyten, welche die Propaganda zu Rom und St. Lazaro zu Venedig gemacht hat. Mit ihnen mischten sich die benachbarten Kurden, und über diese Bevölkerung zog die Fluth der Sarazenen hin, welche die Kreuzfahrer dort zu bekämpfen hatten, und ließen einen größeren oder geringeren Niederschlag in Allen zurück. Endlich nehmen die Türken Besitz von der Herrschaft, und auch die Juden, welche wie das Eisen im Weltall verbreitet sind, bleiben nicht aus.

Besonders gegen Süden ist die Heimat der Kurden scharf durch den Gebirgsfuß begrenzt. Ueber denselben hinaus streift schon der Araber, dort giebt es keine Dörfer, keinen Anbau mehr, und nur noch Städte mit Mauern gewähren die nöthige Sicherheit gegen die Streifereien der Letzteren. Als ein isolirter Außenposten sind die kurdischen Bewohner auf dem Sindschargebirge anzusehen, welches sich schroff und mauerartig aus der unabsehbaren Steppe Mesopotamiens erhebt. Im Norden und Osten hingegen verfließt die kurdische mit der armenischen Bevölkerung, und nur das hohe, ganz unzugängliche Waldgebirge nördlich von Palu, in welches bis jetzt weder ein türkisches Heer noch ein wißbegieriger Reisender eindrang, ist ihr ausschließliches Domanium. Die Unterwerfung dieses letzten Schlupfwinkels kurdischer Unabhängigkeit war von Hafisz Pascha*) beabsichtigt, eben als der Krieg gegen die Aegypter ihnen zu Hülfe kam und diesen Bezirk, wahrscheinlich auf lange Zeit hinaus, der europäischen Forschung wieder verschloß.

Innerhalb der oben bezeichneten Raumausdehnung bewohnen die Kurden die Höhenzone von der Region der Fichte und Palamuteiche hinunter bis zu der des Oliven- und Granatbaums, von den schroffen Felswänden, aus deren Quellen und Schneedecken die Bäche rauschend hervorbrechen, bis zu den grünen

*) Hafisz Pascha war Oberkommandirender der türkischen Armee in Syrien 1838 und 1839 und verlor die Schlacht bei Nisib. H.

Digitized by Google

Thalgründen und Reisfeldern, die sie am Fuße der Berge in sanften Krümmungen durchziehen. Auf diesen Gürtel ist der Anbau beschränkt, weil höher hinauf um eben die Zeit noch Eis und Schneemassen die Gipfel bedecken, wo abwärts in der wasser- und baumlosen Steppe die Sonne schon alle Vegetation versengt hat.

Die Kurdendörfer gewähren einen freundlichen Anblick. Wenn man sich ihnen nähert, so erblickt man schon aus der Ferne prachtvolle Gruppen von Nußbäumen, unter deren breitem Schatten die Wohnungen versteckt liegen. An der Quelle oder dem Bach, welcher niemals fehlt, erhebt sich ein Hain von Pappeln, welche zum Bau der Hütten unentbehrlich sind. Reichlich getränkt und unter einer befruchtenden Sonne erreichen sie in unglaublich kurzer Zeit eine außerordentliche Höhe, und eng aneinander gedrängt, wie die Halme eines Kornfeldes, gedeihen die Stämme schlank und gerade wie ein Schilfrohr. Je nach der höheren oder niederen Lage der Ortschaft ist sie von Weinbergen, Olivenpflanzungen, Gärten oder Kornfeldern umgeben, aber äußerst selten erhebt sich ein Minaret, dessen selbst die kleinste türkische Dorfschaft nicht entbehrt.

Die Seitenmauern der Wohnungen sind von einer Art Luftziegel aus Lehm und zermalmtem Stroh, ganz ohne Holz, erbaut und statt der Fenster nur mit wenigen engen Oeffnungen versehen, welche hoch angebracht und nicht verschlossen sind, weil weder die Erfindung des Glases noch des Papiers bis in diese Berge vordrang. Der Eingang wird durch eine starke Thür aus Eichenholz geschlossen. Ueber diese Wand wird eine Lage von Pappelstämmen gestreckt, in Entfernungen von 9 Zoll auseinander, mit Zweigen bedeckt und über das Ganze eine Schicht Lehm und Kies, etwa 1 oder 1½ Fuß dick, gestampft. Die so entstandene Plattform dient der Familie zum nächtlichen Aufenthalt während des Sommers und ist oft mit einer vier Fuß hohen Wand als Brustwehr umgeben. Die Häuser der Vornehmen haben zwei solche Stockwerke und sind zuweilen von

Digitized by Google

Stein und meist an einer Seite mit einem viereckigen Thurm versehen. Die ganze Einrichtung ist auf Vertheidigung in den heimatlichen Fehden berechnet.

Im Innern der Wohnung findet man außer den kleinen Gemächern der streng abgesonderten Frauen ein größeres Gemach, das Selamlik der Türken. An dessen oberem Ende erblickt man den Kamin oder Herd zu ebener Erde, zu beiden Seiten auf einer niedrigen Estrade einige Kissen, und bei den Vornehmeren bedeckt ein Teppich den Boden. Dies ist die ganze Ausstattung.

Alle Ortschaften sind unter sich durch die halsbrechendsten Fußpfade verbunden, welche selbst auf Maulthieren nicht ohne Gefahr zu passiren sind und dem ungewohnten Reiter Entsetzen einflößen. Jede Gemeinde genügt sich selbst, sie braucht und will keinen Verkehr mit den übrigen. Die Frauen weben die baumwollenen und halbseidenen Hemden, die roth- und schwarzgestreiften Stoffe zu den weiten Beinkleidern, die schwarzen Mäntel aus Ziegenhaar, welche nebst Bundschuhen und einer weißen Filzkappe den Anzug der Männer ausmachen. Zwischen einigen in die Erde gepflanzten Stecken weben sie die schönen und dauerhaften Teppiche, welche den Hauptluxus der Wohnungen ausmachen. Die Männer bestellen das Feld, warten ihre Heerden und rauchen Tabak oder ziehen auf Fehden aus.

Die Zahl der kurdischen Bevölkerung anzugeben, ist selbst annäherungsweise sehr schwer, jedenfalls übersteigt sie eine halbe Million. Die große Mehrzahl derselben besteht aus Moslemin, an der persischen Grenze giebt es christliche Kurden und auf dem Sindschar und am Südrande ihres Gebietes wohnen Yeziden, von welchen die Türken annehmen, daß sie den Teufel anbeten, und die deshalb in Sklaverei verkauft werden dürfen. Die Armenier, welche in nicht geringer Zahl unter ihnen wohnen, sind sämmtlich griechische Christen. Alle Kurden haben eine nationale Aehnlichkeit. Ihre Hautfarbe ist nicht gebräunter als die der sie umgebenden Turkomanen und Armenier; sie sind

Digitized by Google

meiſt von hohem, ſtämmigem Wuchs, die Naſe iſt gekrümmt, aber die Augen ſitzen ſehr nahe aneinander und geben ihn oft das Anſehen, als ob ſie ſchielten.

Eine beſondere Gewandtheit und praktiſche Kenntniß beweiſt der Kurde in Anlegung von Waſſerleitungen. Ohne alle Nivellirinſtrumente ziehen ſie die Waſſerfäden von den hochliegenden Quellen und Bächen oft Stunden weit an den Gebirgswänden hin bis zu dem Punkt, wo ſie des Elements bedürfen, welches hier die Bedingung aller Vegetation iſt. Die Berglehnen ſind oft bis in erſtaunliche Höhe terraſſenförmig aufgebaut wie in unſeren kultivirteſten Weinländern, um eine Spanne tragfähigen Landes zu gewinnen, und Baumpflanzungen, Felder und Waſſerleitungen bezeichnen vorzugsweiſe die kurdiſche Kultur.

So iſt die Heimat und der heitere Himmel, an welchen dies Volk mit ganzer Seele hängt. Als Hafisz Paſcha im Jahre 1838 mit Feuer und Schwert die Bewohner des Karſann-Dagh bis in ihre höchſten und unerſteiglichſten Schlupfwinkel getrieben, und als ihnen, die rings umſtellt waren, die Lebensmittel zu mangeln anfingen, erſchienen die Aelteſten vor dem Zelt des Siegers, um ſeine Gnade anzuflehen. Der Paſcha wußte kein anderes Mittel, dies Volk in treue Unterthanen der Pforte umzuwandeln, als ſie aus ihren unzugänglichen Gebirgen in die Ebene zu verpflanzen. Dort verſprach er ihnen den zehnfachen Grundbeſitz (er konnte in dieſer Beziehung von unbegrenzter Freigebigkeit ſein); er gelobte ihnen drei Jahre lang völlige Befreiung von allen Steuern und Aushebungen und ſchilderte ihnen die Reichthümer, die ſie durch Seidenkultur und Pferdezucht gewinnen könnten, ſtatt Maulbeeren zu pflücken und Schafe zu hüten. Aber man könnte ebenſo gut einem Fiſch vorſchlagen, künftig ein Neſt zu bauen. Die Greiſe blickten kummervoll zum Himmel und gelobten Alles, was man forderte. Reich beſchenkt kehrten ſie zu den Ihrigen zurück und erzählten, was ſie erfahren. Da griffen Weiber und Kinder zu den Waffen, die Metzeleien mußten erneut

Digitized by Google

werden und endigten erſt mit der gänzlichen Beſiegung der Widerſpenſtigen, aber das Projekt der Koloniſirung in der Ebene wurde als unausführbar aufgegeben.

Kurdiſtan iſt ein Aggregat von lauter einzelnen Dorfſchaften ohne allen weiteren Verband. Nur ſehr ſelten erblickt man ein altes Raubſchloß, auf hohen, unerſteiglichen Berggipfeln aufgethürmt oder zwiſchen ſchroffe Thalwände eingeklemmt. Sie dienen einigen wenigen Beys nicht als bleibende Wohnung, ſondern als Zuflucht in Zeiten der Gefahr. Keiner dieſer kleinen Fürſten übt eine beſtändige Herrſchaft über einen größeren Theil des Landes, und nur in Zeiten der Noth und Bedrängniß vermochten Männer, wie Rewanduß-Bey, Bedehan-Bey und Sayd-Bey eine beträchtliche Schaar ihrer Landsleute um ihre Fahnen zu verſammeln. Dieſe fielen dann auch ebenſo ſchnell wieder von ihnen ab, und jeder vertheidigte ausſchließlich nur ſeinen Herd. Hierin liegt die Schwäche des Volkes. Sie würden unbezwinglich ſein, wären ſie vereint, aber die Einen haben ſich nie geregt, den Anderen beizuſtehen, und während Reſchid und Hafisz Paſcha irgend einen Bezirk überzogen, freuten die übrigen ſich in ihrer einſtweiligen Freiheit, bis auch an ſie die Reihe kam.

Gegen die Araber, die den völligen Gegenſatz dieſes Volkes bilden, haben die Kurden, indem ihre letzten Anſiedelungen in der Ebene von den Reiterſchaaren der Wüſte zerſtört wurden, ihre natürliche Grenze erreicht. Der arabiſche Löwe kann dem kurdiſchen Falken in ſeinen Gebirgsklüften nichts mehr anhaben, und umgekehrt dieſer jenem nicht, ohne aus ſeinem Element herauszutreten. Der gefährlichſte Feind der Kurden müßte wegen ſeiner unmittelbaren Nähe Perſien ſein, wenn dies Land nicht in gänzliche Unmacht verſunken wäre. Allerdings erlagen ſie den Paſchas von Bagdad und Diarbekir, aber hauptſächlich nur, weil zu jener Zeit die großen Hülfsmittel eines Heeres von 50 000 Mann gegen ſie verwendet werden konnten, welches der Padiſchah zu ganz anderen Zwecken in jenen fernen Gegenden zu

Digitized by Google

unterhalten gezwungen war, nämlich zur Beobachtung Ibrahims. Uebrigens weiß die Pforte am besten, welche Opfer an Menschen, Geld und Material die Gewalt ihr gekostet hat, Kurdistan einen Zeitraum von wenigen Jahren hindurch brandschatzen zu dürfen. Sie mußte diese Opfer freilich bringen, weil ohne die Hülfsmittel Kurdistans es ihr geradezu unmöglich gewesen wäre, die Last des status quo sieben Jahre lang zu ertragen. Ihre Artillerie, wenn die Geschütze durch unsägliche Anstrengungen auf Kameelen oder durch Menschenhände in diese Gebirgsthäler geschafft waren, gewährte ihr eine Waffe, der die Kurden nichts Aehnliches entgegensetzen konnten, und doch widerstanden Schlösser mit 40 bis 80 Mann Besatzung 32, selbst 40 Tage lang allen ihren Anstrengungen.

Mittlerweile räumten Hungersnoth und Krankheit furchtbar unter den Belagerern auf, und wenn die letzte Expedition Hafisz Paschas schnell zum Ziele führte, so lag dies großentheils mit in dem Umstande, daß man hier Kurden gegen Kurden ins Gefecht brachte.

Dieselben Männer, welche sich in der Ebene und unter türkischen Fahnen so schlecht geschlagen, sah man damals mit der äußersten Verwegenheit verschanzte Höhlen, Dörfer und Schlupfwinkel erstürmen oder vertheidigen. Beuteluft und Liebe zur Heimat waren die Motive, welche bei der einen Gelegenheit wirkten, bei der anderen fehlten.

Die Natur des Bodens erlaubt den Kurden nur selten, zu Pferde zu fechten. Ihre Reiter, auf trefflichen Rossen, sind meist noch mit Pfeil und Bogen oder mit langen Bambuslanzen bewaffnet, deren oberes Ende mit einem dicken Wulst von Straußfedern geschmückt ist, auch führen sie noch den kleinen runden Schild aus Flechtwerk und mit Häuten überzogen zu ihrem Schutz. Dagegen ist das lange Gewehr mit den schönen persischen Läufen, von damaszirtem Eisen und oft noch mit Luntenschlössern versehen, eine furchtbare Waffe bei dem zu Fuß fech-

Digitized by Google

tenden Kurden in einem so schwierigen, oft fast unersteiglichen Terrain. Es liegt nach all diesem ein sehr starkes defensives Element in der kurdischen Nation, und man darf keineswegs glauben, daß die Russen nicht einen äußerst hartnäckigen Widerstand finden würden, sollten sie je die Eroberung des Landes versuchen. Sie würden hier auf denselben Fanatismus und auf alle die Schwierigkeiten eines dem russischen Soldaten vorzugsweise nicht zusagenden Gebirgskrieges stoßen, die sie schon seit langer Zeit vergeblich im Kaukasus zu bewältigen streben, wo doch die Nachbarschaft und die See ihnen sehr zu Hülfe kommen.

Aus eben diesen Betrachtungen geht aber zugleich hervor, daß die Kurden in offensiver Hinsicht wenig zu fürchten sind. Die großen Städte zunächst außerhalb ihres Gebietes sind vielleicht eine Lockung für sie, um sie dann und wann zu plündern, nicht aber, um sie zu besitzen und um sich in ihren, von der Sonnenhitze glühenden Mauern einzuschließen. Mossul und Bagdad namentlich liegen ganz außer ihrer Wirkungssphäre. Wir möchten daher auch den neuen Aufstand keineswegs als eine Lebensfrage für die Fortdauer des türkischen Reiches ansehen. Kurdistan ist diesem überhaupt nie chemisch verschmolzen gewesen, sondern es war nur mechanisch mit den übrigen Provinzen eine Zeit lang vermischt. Es ist im gegenwärtigen Zustande nicht wie Aegypten als ein fressender Krebsschaden, sondern wie ein abgelöstes Glied des großen Staatskörpers anzusehen, von welchem schon so viele Extremitäten abgestorben sind.

Es ist auch sehr wohl möglich, daß die jetzt disponibel gewordene türkische Heeresmacht in Asien, indem sie aufs Neue diese schönen Thäler überzieht, die Dörfer verbrennt und die Saaten niedertritt, abermals einige kurdische Bezirke zum Gehorsam gegen den Padischah zwingt. Aber eben der Umstand, daß immer dieselbe Blutarbeit wieder nothwendig wird, und daß für jede Rekrutenaushebung oder Steuerforderung eine solche Machtent-

Digitized by Google

faltung aufs Neue geboten ist, führt auf die ernsthaftesten Betrachtungen über den Zustand des Reiches, welches Europa durch seine Flotten und Heere zu erhalten sich jetzt so angelegen sein läßt.

Militärisch-politische Lage des osmanischen Reichs.

Wer der Entwickelung der Begebenheiten im Orient mit aufmerksamem Blicke folgt, kann sich nicht verhehlen, daß das türkische Reich mit immer zunehmender Schnelligkeit auf dem jähen Abhange des Verfalls hinabeilt. Seit Navarin und Adrianopel hat der Padischah keine Schlachten mehr gegen die Fremden, sondern nur gegen seine Unterthanen gefochten. Seine hundertjährigen Feinde wurden plötzlich ebenso viele Freunde und bald darauf Beschützer. Rath und Beistand wurde ihm von allen geboten, mehr selbst, als er davon gebrauchen zu können glaubte; und aus jeder Hülfsleistung ging er schwächer hervor, als er in der Noth gewesen war, welche den Beistand veranlaßt hatte. Eben jetzt, nachdem englische und österreichische Kanonen ihm den langersehnten Besitz von Syrien zurückgegeben, bildet das osmanische Reich aufs Neue einen weiten Schauplatz von Unzufriedenheit und Empörung auf der einen, von Verwirrung und Schwäche auf der anderen Seite.

Wir lesen in den Zeitungen, der Aufstand in Bulgarien sei beschwichtigt. Hussein, Pascha von Widdin, der Vertilger der Janitscharen, der gichtbrüchige Greis von nahe an 90 Jahren, hat von seinen Polstern aus das Werk der „Beruhigung" vollbracht. Der alte Würger hat seine Arnauten gegen die mißvergnügten Rajahs losgelassen. Die beutebegierige Schaar seiner Söldlinge stürzt sich auf die zum Theil unbewaffneten Haufen

Digitized by Google

der bulgarischen Christen, verbrennt ihre Dörfer und Saaten, schleppt Weiber und Kinder in die Gefangenschaft und treibt, was nicht dem Säbel erliegt, in die Gebirge, wo die dem Hunger und Elend Preisgegebenen ihrerseits in Räuberbanden verwandelt werden. Allein die Sache ist damit vertagt, und dies, so scheint es, ist überhaupt die einzige Erledigung, deren die Angelegenheiten jenes Landes fähig sind.

Wir stehen an, ob wir bei unserer Musterung als zum türkischen Reich gehörig die Fürstenthümer erwähnen sollen, in welchen kein Türke mehr wohnen darf und denen die türkische Regierung ihre Befehle nicht schicken kann, ohne ihren Tataren auf ein österreichisches Dampfschiff zu setzen und ihn 14 Tage in eine Quarantäne einsperren zu lassen. Indeß sehen wir in Serbien einen großherrlichen Kammerherrn nach dem anderen eintreffen, ohne daß einer derselben die dortigen Wirren zu beendigen wüßte. Der alte Milosch Obrenowitsch sieht dem Treiben vom anderen Ufer der Donau zu, als ob er glaubte, die Zeit dürfe wohl noch kommen, wo er wieder unter seine alten Waffengefährten hintreten, sie an den glorreichen Kampf ihrer Jugend erinnern und sein Land für immer von den Moslemin unabhängig machen könne.

Die Provinzen, aus welchen die Pforte ihr Beruhigungsmittel für Bulgarien entnahm oder richtiger für hohen Sold erkaufte, Albanien und Bosnien, befinden sich in einem Zustande, welcher nichts weniger als befriedigend genannt werden kann. Indeß ist man in Stambul schon gewohnt, es als eine besondere Vergünstigung des Schicksals anzusehen, wenn der Divan eine vorübergehende Gewalt in jenen Bergen ausüben darf. Ali Pascha von Janina ist ja nicht mehr, und schlimmsten Falls machen die österreichischen Grenzer Ordnung, so ungern sie sich auch in fremde Händel mischen.

Viel ernstere Gesichter wird man zu Pascha Kapussi sehen, wenn von der schwierigen Stimmung der „Römer“ in Thessalien

Digitized by Google

die Rede ist. Die Errichtung eines unabhängigen Königreiches aus einem von griechischen Rajahs bewohnten Gebietstheil des osmanischen Reiches war der Pforte ein größerer Dorn im Auge und dem Sultan Mahmud eine bitterere persönliche Kränkung als alle übrigen Verluste. Dieser Vorgang und das unmittelbar zur Hand liegende Beispiel eines Staates, in welchem trotz aller Schwierigkeiten doch unleugbar die Zustände sich zu einer besseren Ordnung fortschreitend entwickeln, während unter der Pascha-Verwaltung Alles rückwärts geht, kann für die zunächst wohnende griechisch-christliche Bevölkerung Thessaliens unmöglich verloren gehen. Die Gährung braucht von außen gar nicht erst angeregt zu werden; auch ist der Hauptsitz der Umtriebe auf dem fast nur von Mönchen bewohnten Athos zu suchen, und die ganze Sache wird nur um so bedenklicher, je mehr sie eine religiöse Grundlage hat.

Noch entschiedener hat sich die Unzufriedenheit auf Kreta kundgegeben, wo sie in lichte Flammen der Empörung aufgeflackert ist. Die Pforte zählt unter ihren obersten Dienern nur eine sehr kleine Zahl von Männern, die sich als tüchtig bewährt haben, denn von den Nullitäten, welche sich im Seraskeriat ablösen und abwechselnd Handelsminister, Generalissimus oder Marineminister sind, kann für ernstliche Aufträge nicht die Rede sein. Einer jener Wenigen ist Tahir Pascha, ein rechtgläubiger Türke, voll eiserner Willenskraft, begabt mit mancherlei Kenntnissen und mit praktischer Brauchbarkeit, aber hart, grausam und voll Hasses gegen die Christen wie gegen die europäischen Kabinette, denen er den Tag von Navarin nicht vergessen hat. Diesem Manne ist nunmehr die Beruhigung der Insel übertragen. Obschon der Ausgang seiner Unternehmung nichts weniger als mit Zuversicht vorher zu bestimmen, so ist es doch wahrscheinlich, daß er die Empörer mit seiner Artillerie, der sie nichts Aehnliches entgegenstellen können, aus dem freien Felde vertreiben und dort und in den Städten das türkische Regiment wieder herstellen

Digitized by Google

werde. Daß er aber in die Gebirge eindringen und die Szenen des Karsann-Dagh*) wiederholen sollte, darf billig bezweifelt werden. Also auch hier jedenfalls unbestimmte Vertagung der Zustände.

Von den Unruhen in Kurdistan ist seit einiger Zeit Alles wieder still gewesen, ohne Zweifel aber nur, weil die Pforte dort die Dinge gehen läßt, wie sie können. In dem Augenblick aber, wo sie, durch ihr dringendes Bedürfniß getrieben, die Hülfsquellen jener Länder in Anspruch zu nehmen versuchen sollte, wird auch die Reaktion unausbleiblich eintreten, und die Zeitungen werden von Neuem über Unruhen im Taurus und in Mesopotamien zu berichten haben.

Wenn in einem früheren Schreiben die Meinung ausgesprochen wurde, daß die Türken sich kaum länger als ein Jahr in dem ihnen wiedergeschenkten Syrien erhalten dürften, so scheint diese Vorhersagung in noch kürzerer Frist in Erfüllung zu gehen. In Syrien zeigt sich nur eine wirkliche und bleibende Gewalt, die Emir Beschirs, welcher mit seltener Klugheit sich mit den Aegyptern gegen die Türken und mit den Türken gegen die Aegypter zu verbinden gewußt hat, und leicht möchte dieser Emir oder der Erbe seiner Politik noch mehr als einen Wechsel unten in der Ebene von seinen Bergen herab überblicken. Welcher Zuwachs an Macht aber der Pforte aus dem Wiederbesitz des reichen Küstenlandes erwächst, in dem der größte Theil ihrer disponiblen Streitmacht nach wie vor absorbirt wird, ist sehr problematisch.

Das Andenken an so viele Tausend der Edelsten Deutschlands, Frankreichs und Italiens, an so viele Millionen gläubiger Christen, welche einst Habe, Gut und Leben willig opferten, um den geweihten Boden Palästinas zu betreten, aus den Wassern des Jordans zu trinken und die heilige Stadt zu schauen — das Alles hat in der Berechnung der europäischen Kabinette bis jetzt fast nur als eitel Mondschein gewogen. Jerusalem und das

*) Vergl. Seite 294. H.

Digitized by Google

Grab des Erlösers, Syrien und das Schicksal der christlichen Bevölkerung wurden den Ungläubigen wieder überantwortet und die Zügel der Verwaltung dieses Landes in zitternde Hände gelegt, welchen sie jeden Augenblick wieder zu entfallen drohen. Man wird indeß wohl Zeit haben, sich darüber noch einmal zu besinnen, denn zuverlässig wird Syrien sehr bald zum zweiten Mal ebenso verfügbar sein, wie es nach dem Sieg von Acre war.

Ebenso wenig wie durch die Siege der englisch-österreichischen Waffen der Christenheit ihre heiligen Stätten zurückgegeben worden, so wenig ist der Erbe der Chalifen dadurch in den Besitz der seinigen gelangt. Arabien gehorcht jetzt weder dem Pascha noch dem Padischah; neue Propheten treten dort auf, und je nachdem sie zur Sekte der Schwärmer oder Puritaner gehören, verkünden sie den Untergang oder die Läuterung des Islam, aber alle verwerfen gleich sehr die Herrschaft des Großherrn.

Aegypten endlich erblicken wir nach seinen Niederlagen unabhängiger, als es zuvor gewesen. Beraubt zwar eines Theiles seiner Besitzungen, hat Mehemed Ali in seiner jetzigen Beschränkung die Anerkennung und gewissermaßen die Gewährleistung der europäischen Mächte erlangt. Was Sultan Mahmud nun und nimmermehr bewilligt hätte, die Erblichkeit in der Familie des Usurpators, hat sein Sohn diesem bestätigt. Der Tribut ist ermäßigt, und auf die Beschränkung seiner bewaffneten Macht hat der alte Pascha in aller Demuth und Unterwürfigkeit durch neue Truppenaushebungen geantwortet. Weit entfernt, an die Hunderttausende von Linientruppen und Nationalgarden zu glauben oder die Wiedereroberung Syriens mit diesem Gesindel für möglich zu halten, denken wir doch, daß Mehemed Ali in Zukunft zwischen der Freundschaft und dem Schutz Frankreichs, Englands und Rußlands nur zu wählen haben wird.

Nach welcher Himmelsrichtung also der junge Sultan aus seinem Palast am Bosporus blickt, überall sieht er sich umgeben

Digitized by Google

von einem weiten Kreise der Unzufriedenheit, der Widersetzlichkeit und des Aufruhrs. Prüfen wir nun die Mittel, über welche er zur Aufrechterhaltung seines Ansehens und seines Rechtes verfügt.

Reschid Pascha, unstreitig der bedeutendste Mann in der Türkei, hat von seinem Posten als Premierminister abtreten müssen. Dies zwar wird ihm wenig Sorge machen, denn bald genug wird er auf seine Stelle zurückgerufen werden, weil er in der That unentbehrlich ist. Was aber diesen, für sein Land aufrichtig besorgten Mann tief bekümmern muß, ist, die wichtigsten Verbesserungen, welche er in der Verwaltung eingeführt, als unausführbar aufgehoben zu sehen. Dahin gehört namentlich die versuchte Trennung der militärisch-exekutiven von der administrativen Gewalt und die direkte Erhebung der Steuern für die Staatskasse. Dies für die Besteuerten wie für die Regierung gleich vortheilhafte Projekt scheitert einestheils an dem zerrütteten Zustande der Provinzen, in welchen jede Steuererhebung ohne Machtentfaltung und ohne Einschreiten der Militärgouverneure unmöglich wird, theils in dem in hundertjähriger Praxis begründeten Mangel an redlichen Beamten. Fast überall ist daher das alte Verhältniß wieder eingetreten, wo die Regierung den Steuerbetrag von den Paschas antizipirt (welche ihn ihrerseits bei armenischen Bankiers zu unglaublichen Zinsen aufborgen) und denselben anheimstellt, mittelst der ihnen anvertrauten Militärgewalt zu ihren Kosten zu kommen. Die türkische Uebersetzung einer französischen Charte-Gülhane hat offenbar der moralischen Gewalt des Sultans keinen Zuwachs verschafft und ist glücklichen Falls ohne Folgen geblieben. Es mag philanthropisch sehr schön sein, wenn der Enkel Osmans, Bajasids und Suleimans die Gleichheit der Rajahs und Moslems proklamirt, hebt aber grundsätzlich das türkische Regiment auf, welches ja eben auf der Herrschaft der Gläubigen über die Ungläubigen basirt ist. Der berühmte Hattischerif hat den einen Theil der Unterthanen darauf

Digitized by Google

aufmerksam gemacht, daß er Menschenrechte zu fordern habe, den anderen, daß er Herrenrechte zu verlieren im Begriff stehe. Dies Letztere gilt in ganz besonderem Maße von den Ulemas, der mächtigsten, gebildetsten und einflußreichsten Klasse, und lockert dadurch nur noch mehr das einzige Band, welches den Padischah an die verschiedenen, nur durch gemeinsamen Glauben verbundenen Völker seines weitschichtigen Reiches knüpft. Es bleibt demnach nur die materielle Macht, die Waffengewalt, das Heer.

Seit der Niederlage von Nisib hat die Pforte wenig für die Ausbildung ihrer Armee thun können. Nur die Artillerie, welche allerdings bei den Orientalen unserer Zeit die entscheidende Waffe ist, wurde durch preußische Offiziere und Unteroffiziere zu einem Grade von Vervollkommnung erhoben, welcher bei weitem Alles übersteigt, was man bisher in Konstantinopel für möglich gehalten hatte. An eine Verwendung türkischer Streitkräfte gegen auswärtige Feinde ist schon lange nicht mehr zu denken; dieser Fall liegt so sehr außer der Berechnung des Divans, daß selbst die festen Plätze an der Grenze, daß Rustschuk und Silistria, Schumla und Varna ganz ohne Besatzung regelmäßiger Truppen sind und das Land von den Ufern der Donau bis unter die Mauern der Hauptstadt offen liegt. Gegen die empörten Unterthanen würden dagegen die türkischen Nisam überall genügen, wo sie in nur einigermaßen ausreichender Zahl auftreten und wo nicht das Terrain ihren Gegnern einen zu bedeutenden Vortheil gewährt.

Indeß hat die Regierung seit dem Frieden von Adrianopel zu keiner Zeit ein stehendes Heer von mehr als 75 000 Mann aufzustellen vermocht, außer durch Einberufung der Redifs oder Landwehren, deren Zusammensetzung aber stets nur auf Wochen oder Monate möglich ist, wenn diese Maßregel nicht zu Katastrophen führen soll, wie das Auseinanderlaufen der Korps Izzet Paschas und Osman Paschas im Jahre 1839. Im gegenwärtigen Augenblick dürfte die Pforte schwerlich über mehr als

Digitized by Google

50 000 bis höchstens 60 000 Mann Linientruppen gebieten, und selbst an diesem verhältnißmäßig schwachen Stand verblutet sich das Land. Da zur Ausrüstung der Truppen fast alles durch Lieferungen aus Belgien, Oesterreich und England beschafft werden muß, so kostet die schlechte Equipirung eines türkischen Heeres ungefähr doppelt so viel als die eines europäischen. Die größte Schwierigkeit aber liegt im Ersatz. Die überreichliche Ernährung bei sehr geringer körperlicher Anstrengung, das enge Zusammenlegen in die unermeßlichen Kasernen (es gibt deren für 8000 Mann), der gänzliche Mangel an Aerzten und Arzneimitteln, besonders auch der Widerwille der Leute gegen den gezwungenen, lebenslänglichen Dienst bringen eine Sterblichkeit im Militär hervor, von der man sich bei uns keine Vorstellung machen kann. Pest, Typhus, Dysenterie und Desertion lichten unaufhörlich die türkischen Reihen, und man darf ohne Uebertreibung annehmen, daß ohne Gefechte und Schlachten der jährliche Ersatzbedarf des Heeres ein Viertel bis ein Drittel der Gesammtstärke ausmacht. Es ist bekannt, daß die Polygamie überhaupt eine Abnahme der Bevölkerung nach sich zieht; wenn nun überdies die kaum erst in das mannbare Alter getretene Jugend zum Cölibat des Militärdienstes fortgeschleppt wird, so begreift man leicht, in welches Mißverhältniß die muselmännische Bevölkerung zu der stets wachsenden der Rajahs, namentlich der kräftigen armenischen Bevölkerung tritt. Wie sollen aber 50 000 Mann ausreichen, die überall gestörte Ordnung im Reich von Bagdad bis Belgrad, vom Ararat bis zum Libanon aufrecht zu erhalten, in einem Lande, in welchem noch überdies die Verbindungen so schwierig sind, daß für jede Truppenbewegung erst eine Straße gebaut werden muß? Wie sollen sie der Aufgabe genügen, gleichzeitig Front gegen Aegypten zu machen und in ihrem Rücken die turbulente Bevölkerung Syriens im Zaum zu halten, die Schlupfwinkel des Kurden im Gebirge zu erklettern und dem flüchtigen Araber durch die Wüste zu folgen, Kreta

Digitized by Google

wieder zu erobern, den aufrührerischen Geist in Thessalien, Albanien, Serbien und Rumelien zu zügeln und nebenbei eine Hauptstadt von einer halben Million Einwohner zu bewachen, von deren Ruhe und Ordnung die Existenz des ganzen Reiches abhängig ist?

Es giebt ein Mittel, welches die osmanischen Streitkräfte verdreifachen könnte: die Bewaffnung der Rajahs. Hätte die Pforte das Interesse ihrer christlichen Unterthanen durch eine gute Verwaltung an das ihrige geknüpft (und wir müssen so gerecht sein, zu sagen, hätte sie dies zu thun vermocht), dann wäre jene Auskunft ihre Rettung. Vor dem Tage von Nisib wurde die Maßregel vorgeschlagen und konnte vielleicht mit Vorsicht theilweise in Ausübung gebracht werden. So wie die Verhältnisse heute liegen, muß man gestehen, daß das Heilmittel schlimmer als das Uebel wäre.[1]

Die Nachrichten von dem Gesundheitszustande des jungen Sultans sind nichts weniger als erfreulich. Die vielfachen Ehen Abdul Medschids sind bis jetzt durch keine männlichen Erben gesegnet, und stürbe er, ohne deren zu haben, so wäre von dem alten Stamm Osmans nur noch ein vierzehnjähriger Knabe übrig, der, wenn man nach der äußeren Erscheinung urtheilen darf, nicht kräftiger als sein älterer Bruder ist. Kann irgend etwas die heillose Verwirrung vollständig machen, so wäre es das Erlöschen der in den Augen des Moslem geheiligten Dynastie des Stifters ihres Reiches.

Allein auch ohne ein solches Ereigniß vermögen wir uns den Fortbestand des osmanischen Reiches nur noch unter der Bedingung einer engeren Beschränkung auf naturgemäße Grenzen zu denken. Diese würden in Europa nur Konstantinopel und den thrazischen Isthmus mit Adrianopel umfassen, in Asien hingegen den weiten reichen Länderstrich, welcher von beiden Meeren bespült, südlich aber durch eine Linie geschlossen ist, die Erzerum, Musch, Malatia, Kaisarieh und Konieh noch zum türkischen Ge-

Digitized by Google

biet schlüge. Alles Uebrige, wie legitime Ansprüche auch der Padischah daran haben mag, ist einmal nicht mehr zu halten, und selbst Bagdad, Diarbekir und Orfa sind nur Inseln in dem fremdartigen arabisch-kurdischen Meer.

Wenn man die unabsehbaren Folgen bedenkt, welche das plötzliche Verschwinden des osmanischen Reiches aus dem allgemeinen Staatenverbande nach sich ziehen müßte, so kann man es der europäischen Staatskunst freilich nicht verdenken, daß sie eine solche Katastrophe möglichst in die Zukunft zu schieben trachtet. Aber hat die Zerstückelung des Reiches etwa nicht schon angefangen? Weht nicht die dreifarbige Fahne in Algier und der Dattelzweig am Nil? Ist Rußlands Grenze nicht vom Don an den Pruth, vom Pruth an die Donau und über den Kaukasus fortgerückt? Ist Morea nicht frei, und gehorchen etwa die Fürstenthümer den Fermanen des Padischah? Oder geschah dies nicht Alles durch eben jene Mächte, welche die Integrität des Reiches und die Legitimität seines Beherrschers proklamiren? Und sollte es nicht gerathen sein, noch mehrere einzelne Theile des alten morschen Gebäudes so zu stützen, daß sie bei seinem drohenden Fall aufrecht bleiben und verhüten, daß Europa von den Trümmern bedeckt werde?

Aber leider sehen wir die abgezweigten Provinzen und Länder unter dem Einfluß Rußlands, Frankreichs und Englands, nur nicht unter deutschem Einfluß. Es ist sehr auffallend, in der Türkei immer nur von jenen drei Mächten, nie von Oesterreich reden zu hören, und doch sollte gerade dieses vor allen anderen dort in Ansehen stehen, denn Oesterreichs Schwert ist es, welches einst in die Wage der Entscheidung geworfen werden wird. Alle Flotten der Welt können weder die Theilung der Türkei vollziehen, noch sie verhindern; Oesterreichs Heere können das eine vielleicht, das andere gewiß.

Wie viel des edelsten deutschen Blutes ist nicht in fruchtlosen Römerzügen verspritzt, wie oft ward der glorreiche Doppel-

Digitized by Google

adler nicht über die Alpen getragen, um auf dem mühsam gewonnenen welschen Boden wieder zurückgedrängt zu werden! Oesterreich hat stets alle seine Anstrengungen gegen den Westen gerichtet, während es im Osten nur abwehrte. Dem Abend war sein Schwert, dem Morgen sein Schild zugekehrt. Diese Politik erschien gerechtfertigt, als auf der einen Seite alle Schätze der Civilisation zusammengedrängt waren, während es auf der anderen nur öde Gegenden mit barbarischen Völkern gab. Aber heute hat Oesterreich seinen Antheil am hesperischen Garten, und beharrlich zurückgewiesen, drängen sich die nach Emanzipation ringenden Fürstenthümer, insbesondere Serbien, seinem Schutz auf. Soll denn Rußland dort ganz freies Feld finden, um seinen Einfluß noch mehr auszubreiten?

Welches deutsche Gemüth ergreift nicht Wehmuth beim Anblick der langen Züge unserer Landsleute, welche mit Weib und Kind und Habe eine neue Heimat jenseits des Weltmeeres suchen? Die Walachei ist ein Land, welches ihnen Allen zur Aufnahme dienen könnte, und welches auch für den Aermsten auf der jetzt gebahnten Straße der Donau leicht, in wenig Tagen und mit geringen Kosten zu erreichen ist. Dort finden sie einen überreichen Boden, die Wälder, die rauschenden Bäche und die Berge oder die Ebenen ihrer Heimat wieder. Sie finden eine christliche Regierung und den Anfang zu geordneten Zuständen, die schon um Vieles weiter vorgeschritten sein würden, wenn man den Hospodaren die Erblichkeit in ihren Familien ertheilte, welche eben jetzt der Würger am Nil seinem Geschlecht mitten in seinen Niederlagen ertrotzt hat. Durch Verträge mit dem menschenfreundlichen Fürsten Ghika, durch Abschaffung der Konsularverhältnisse, welche jede Einwanderung zu einer Last für die Regierung machen, durch Einsetzung einer Gesandtschaft mit der Befugniß eines obersten Gerichtshofes und zur Vermittlung der Interessen der Kolonisten bei der Staatsregierung würde dem Fleiß und der Betriebsamkeit die Sicherheit gewährt, deren sie

Digitized by Google

bedarf, um sich unter günstigen Verhältnissen zu entfalten. Dann brauchte deutscher Fleiß nicht mehr nach den verpesteten Sümpfen und dem glühenden Himmel fremder Welttheile zu flüchten, und an den Ufern der stolzen Donau würde deutsche Sprache erklingen, deutsche Sitte wohnen von den schwäbischen Bergen bis zur Mündung der Sulina.

Reschid, Izzet und die Pforte.

Der Sturz Izzet Mehmed Paschas, des erbitterten Gegners der Christen, hat an vielen Orten die Hoffnung erregt, die Pforte werde nunmehr ein neues Regierungssystem befolgen, welches dem mißlichen Stand der Dinge im Orient ein Ende machen könnte. Allein für die Türkei giebt es eigentlich nur zwei Systeme, und Reschid und Izzet sind die Repräsentanten derselben. Da der gegenwärtige Zustand durchaus keine Bürgschaft für ein längeres Fortbestehen durch sich selbst gewährt, so suchten jene beiden Männer, jeder in entgegengesetzter Richtung, denselben haltbarer zu begründen. Der eine wollte vorwärts zu den Institutionen, unter deren Einwirkung er das christliche Abendland groß, mächtig, reich und sein Vaterland weit überragend erblickt hatte, der andere zurück zu den Grundsätzen, nach welchen eine Reihe kräftiger Regenten, von Sultan Orchan bis auf Suleiman den Gesetzgeber, im Morgenland siegreich und glücklich geherrscht. Reschid ist jedenfalls der gebildetste Staatsmann, im europäischen Sinne des Wortes, welchen die Türkei bis jetzt besessen, und es ist zu beklagen, daß dieser redliche

Digitized by Google

eifrige Erbauer nicht neben dem kräftigen, aber rathlosen Zerstörer Mahmud wirkte. Nur eine nach innen wenigstens noch starke Regierung konnte es unternehmen, die allmälige Emanzipation der christlichen Unterthanen auszusprechen; in dem Moment der größten Schwäche hingegen konnte der Hattischerif von Gülhane nicht über die Mauern des Serails hinaus sich verbreiten, ohne lebhafte Unzufriedenheit bei denen zu erwecken, welchen bisher die Herrschaft der Rechtgläubigen über die Rajahs Glaubensvorschrift und Regierungsmaxime zugleich gewesen war, und nicht, ohne Trotz, Widersetzlichkeit und Zügellosigkeit bei den durch drei Jahrhunderte schwer bedrängten und gemißhandelten Christen hervorzurufen. Doch dies blieb bei Worten; die wichtigste That Reschids war unstreitig der Versuch, die Einkünfte des Staates direkt für Rechnung desselben zu erheben, wodurch der Regierung nicht nur eine Verdoppelung ihrer Einnahme, sondern auch den Besteuerten eine unbeschreibliche Erleichterung erwachsen mußte. Gelang dies Unternehmen, so war es denkbar, alle Klassen der Unterthanen so für das Interesse der Regierung zu gewinnen, daß man vielleicht hätte wagen können, auch die christliche Bevölkerung zu der schwersten der Staatslasten, zum Waffendienst, mit heranzuziehen, wodurch die militärische Lage des Reiches plötzlich eine ganz neue Gestalt gewonnen und die Emanzipation der Rajahs sich von selbst verstanden hätte. Allein die edle Absicht scheiterte. Die Regierung erschrak über die Ausfälle in den Finanzen, welche voraussichtlich aus dem Uebergange von einem antizipirenden zu dem neuen Modus entstehen mußte; die Gouverneure der Provinzen und ihre Trabanten hatten ein gemeinsames Interesse gegen diese Einrichtung und nahmen die höhere Besoldung hin, während sie die alten Erpressungen fortbestehen ließen; kurz, das Vorhaben stellte sich schon während Reschids Ministerium als unausführbar dar, hauptsächlich, weil es an redlichen Beamten fehlte, welche durch kein Dekret der

Digitized by Google

Regierung geschaffen, sondern nur erst mit einer neuen Generation heranerzogen werden können.

Ueberhaupt hatten die Ansichten Reschids beim Divan nur in einer solchen Lage Eingang finden können, wie die der Türkei nach dem Verlust bei Nisib, dem Abfall der Flotte und dem Tode Mahmuds war. Sobald Syrien durch die Christen erobert und den Türken geschenkt, die Aegypter gedemüthigt und infolge davon Europa selbst mit einem Zerwürfniß seiner Großmächte bedroht war, ging die Pforte schnell zu einem entgegengesetzten System über.

Zu leugnen ist nicht, daß mit Izzet und Tahir Pascha die tüchtigsten und kräftigsten Männer der alten Schule an das Staatsruder gekommen waren, aber gerade solche Männer sind es, welche die Pforte dort nicht gebrauchen kann, weil sie sie in Händel mit dem In- und Auslande verwickeln, denen diese schwache Regierung nicht gewachsen ist. So geschah es denn auch bald, als die Hoffnungen, welche Reschid bei den Rajahs genährt, durch seine Nachfolger bitter enttäuscht wurden. Die Milde hatte zur Widersetzlichkeit ermuthigt, die Strenge führte zur Empörung, die auf Candia, im Libanon und am Balkan in lichte Flammen ausbrach. Dazu kam das Zerwürfniß mit der griechischen Regierung, diesem Dorn im Auge aller Moslemin, diesem gefahrdrohenden Beispiel eines gelungenen Aufstandes der christlichen Unterthanen, bei welchem nicht einmal der äußere Schein gerettet ist wie bei den Zwitterstaaten an der Donau. — Zwar suchte auch Izzet die Finanzen zu verbessern, indem er die in der Türkei sehr hohen Gehälter beschränkte, allein die wenigsten Beamten beziehen deren, sondern wer die Macht dazu hat, besoldet sich selbst auf Kosten der Untergebenen. Von dieser Maßregel war daher wenig mehr als Unzufriedenheit einiger Großen in Konstantinopel zu erwarten. Was aber Izzet hauptsächlich stürzte, waren die Mißhelligkeiten mit der hohen Diplomatie zu Pera, welche der Pforte lästiger sind als ein paar

Digitized by Google

Provinzen im Aufstande — ein chronisches Leiden, an welches sie längst gewöhnt ist.

Die Versuche, welche Reschid und Izzet in entgegengesetzten Richtungen angestellt, haben keine Verbesserung in den inneren Zuständen bewirkt, vielmehr ist die Unmacht der Regierung offenkundiger, das Mißvergnügen des Osmanli lauter, der Trotz der Rajahs kühner geworden. Es wäre wenigstens ganz im Stil des Divans, wenn derselbe fürerst gar keine dergleichen Versuche mehr anstellte, sondern die Dinge wie sie sind und Allah für den Rest sorgen ließe. Ohne Zweifel wird man auch in nächster Zukunft die Kombinationen Halil und Sayd Pascha, Rauf und Akif Pascha — und wie diese Nullitäten alle heißen — nach Gunst und Intrigue mit einander wechseln sehen. Was den greisen Chosrew betrifft, so hat man sich darüber den Kopf zerbrochen, ob derselbe für die Reform oder die Reaktion, für Rußland oder Frankreich sei. Die Wahrheit ist, daß er über alle diese Dinge gar keine Meinung, sondern nur die hat, daß er zur Macht gelangen und sich darin behaupten müsse. Bei seinen ausgebreiteten Verbindungen in allen Theilen des Reiches ist er mehr als irgend Jemand sonst geeignet, die der Pforte vor Allem nothwendige Ruhe im Innern zu erhalten, wozu es auch diesem 80jährigen Greise weder an Energie des Charakters noch an rücksichtsloser Härte gebricht. Kurz, Mehmet Chosrew ist genau der Mann der Umstände, und wir werden uns nicht wundern, ihn binnen Kurzem wieder im Seraskeriat zu sehen.

Aber welch ein Zustand ist nun dies! Die Existenz der Pforte beruht auf den konservativen Grundsätzen Europas, welche sie selbst in Serbien mit Füßen tritt, ohne zu begreifen, daß sie ihre letzten Fundamente unterwühlt. Sie stürzt zusammen, sobald die europäischen Mächte über ihr Fortbestehen uneinig, oder über ihr Ende einig werden. Der erstere Fall kann unerwartet, plötzlich eintreten, eine Verwickelung, wie eben jetzt die serbische, die Veranlassung dazu werden, die Nachwirkung aber

Digitized by Google

liegt dann ganz außer aller Berechnung. Der zweite Fall hingegen hängt von der freien Entschließung der Kabinette ab, und seine Folgen können in der Hauptsache ermessen, abgewogen und geregelt werden. Jedenfalls handelt es sich dabei um eine Katastrophe, welche voraussichtlich eintreten muß. Es fragt sich nur, ob man dieselbe unbestimmt hinausschieben und sich dann von derselben überraschen lassen, oder ob man die Gefahr ins Auge fassen und die Krisis selbst herbeiführen will, um Herr ihrer Wirkungen zu bleiben.

Wir haben schon früher darauf aufmerksam gemacht, daß auf asiatischem Boden sich allerdings noch manche Lebenskeime für die Fortdauer osmanischer Herrschaft befinden. Das türkische Volk ist zwar auch hier aus bekannten Gründen in stets wachsender Abnahme, aber doch gegenwärtig noch zahlreich. Die ausgebreitete armenische Bevölkerung ist der Pforte treu ergeben, aller Empörung abhold und geduldig im Leiden und Arbeiten. Wenn man von der Religion absehen will, so sind diese Armenier in Sitten, Gebräuchen, Gewohnheiten, Neigungen und Ansichten wahre Türken, so sehr, daß selbst die türkische Sprache weit mehr als ihre eigene von ihnen geredet wird. In Brussa oder Koniah kann der Padischah vielleicht noch auf ein Jahrhundert hinaus durch Paschas und Mutselime, mittelst Steuerverpachtung, Zwangkäufe und Fermane regieren und sich dabei auf die Ulemas und die Rediffs stützen. Aber unhaltbar für ihn sind schon jetzt Aegypten, Palästina, Syrien und Adana, Arabien und Kurdistan, Rumelien, Bosnien und die Fürstenthümer an der Donau. Alle diese Länder und Völker werden unfehlbar in fremde Hände übergehen oder unter fremdem Schutz selbstständig werden.

Man sage nicht, daß wir hier die Haut des Bären theilen, ehe das Wild erlegt. Wir sind der Ueberzeugung, daß die Pforte wenig gegen eine Uebersiedelung auf den heimatlichen Boden Asiens einzuwenden haben wird, sobald ein österreichisch-

Digitized by Google

ruſſiſches Heer in Bulgarien, eine franzöſiſch-engliſche Flotte im Marmara-Meer erſcheint. Nicht in der Eroberung der Türkei liegt die Schwierigkeit, ſondern in der Theilung des Eroberten, und namentlich iſt Konſtantinopel der Edelſtein in dieſem reichen Geſchmeide, welcher, an ſich untheilbar, werthvoller iſt als der ganze Reſt. Unſerer Meinung nach iſt die einzige naturgemäße, die einzige mögliche Löſung dieſes Problems die Schöpfung eines chriſtlich-byzantiniſchen Reiches zu Konſtantinopel, deſſen Wiederherſtellung auf Hellas durch den Willen Europas ja ſchon begonnen hat. Wie man immer über den jungen griechiſchen Staat urtheilen möge, Niemand wird leugnen können, daß er ein werdender, vorwärtsſchreitender, die Türkei aber ein ſinkender, faſt nur noch ein geweſener iſt. Auf Hellas ſind die Blicke der Griechen von Theſſalien, Macedonien und auf den Inſeln des Archipels gerichtet, und es iſt kein Grund vorhanden, weshalb ſelbſt die ſlaviſche Bevölkerung Bulgariens ſich lieber an eine ruſſiſch-griechiſche als an eine byzantiniſch-griechiſche Kirche anſchließen, lieber dem Czaren als dem Baſileus gehorchen ſollte. An Trümmern bei dieſem Umbau des europäiſchen Orients zur Entſchädigung derer, welche für den Krieg rüſteten, und derer, die nicht daran theilnehmen, fehlt es, wie wir oben geſehen, nicht, il y en a pour tous, aber es liegt nicht in unſerer Abſicht, ſie zu vertheilen. Nur ſo viel glauben wir jetzt ſchon behaupten zu dürfen, wenn der Säbel Ejubs über den Hellespont zurückgeführt iſt, von wo er gekommen, wenn das Kreuz wieder auf der Kuppel der St. Sophia errichtet iſt, für welches ſie erbaut, wenn die Ufer der beiden Meerengen nicht mehr einem und noch dazu einem ſchwachen Willen gehorchen und wenn die beiden Binnenmeere allen Flaggen geöffnet ſind, dann erſt wird auf eine Reihe von Jahren die Ruhe und der Frieden des Orients geſichert ſein.

Digitized by Google

Die Donaumündung.

Die Aufmerksamkeit der Leser dieser Zeitung*) ist in der letzten Zeit mehrmals auf die hohe Wichtigkeit der Donau, als der Hauptverbindung aus dem Herzen Deutschlands nach dem Orient, auf die Hemmnisse, welche sich an den Mündungen unseres größten Stromes dem freien Verkehr entgegenstellen, und auf die Hoffnung hingeleitet worden, diese letzteren durch einen Kanal in der Gegend des Trajanischen Walles umgehen zu können. Wir vermögen den gehegten Erwartungen nicht Raum zu geben, da die eigene Anschauung in uns die Ueberzeugung von der gänzlichen Unthunlichkeit des Unternehmens begründet hat.

Die Donau strömt von Widdin an, in der weiten Thalebene zwischen den Karpathen und dem Balkan, fast 30 Meilen weit in östlicher Richtung fort. Bei Rassowa, wo der Strom nur noch sieben Meilen vom Schwarzen Meer entfernt ist, ändert derselbe plötzlich seine normale Richtung, ohne daß ihm dort etwas Anderes als ein ganz sanft ansteigendes, ebenes und sandiges Gelände entgegensteht. Ja noch mehr, eine Reihe von sumpfigen Seen und ein Bach mit geringem Gefälle scheinen das gewaltige Donauthal östlich bis zum Euxin fortführen zu wollen. Selbst da, wo dies Thal nur noch 3000 Schritt vom Meer und eine halbe Meile von dem Hafenplatz Küstendsche endet, erheben sich nirgends Gebirgskegel oder Felsenmauern, sondern Thal und Thalwände verflachen sich zu einer sanft hügeligen Ebene. Unleugbar erscheint diese Terrainbildung auf der Karte durchaus wie ein versandeter Donauarm, in welchem jene Seen die zurückgebliebenen Kalke, die Sumpfniederung aber das alte Flußbett bilden.

*) Vergl. die Vorbemerkung. H.

Digitized by Google

Von Raſſowa fließt die jetzige Donau bis Galladſch an 20 Meilen weit ganz nördlich und faſt parallel mit der Küſte des Schwarzen Meeres, dann ebenſo weit durch das mit wogendem Schilf bedeckte Strombelta, welches ſie in drei Armen durchbricht. Da nun, gegenwärtig wenigſtens, die durch Privatleute ſo ruhmwürdig ins Leben gerufene Donau-Dampfſchifffahrt ſich zunächſt nach Konſtantinopel wendet, ſo hat dieſelbe allerdings von Raſſowa aus über Galladſch durch die Sulina-Mündung und bis zur Höhe von Küſtendſche 70 Meilen, ſtatt daß ſie von Raſſowa oder genauer von Boghas-Kjöi, welches auf den Karten Tſchernawoda heißt, direkt nach Küſtendſche deren nur ſieben zurückzulegen haben würde. Kein Wunder alſo, wenn man hier einen Kanal wünſcht und wünſchen würde, ſelbſt wenn keine anderen als die lokalen Schwierigkeiten der Sulina-Mündung zu umgehen wären.

Bei einem Kanal iſt die erſte Rückſicht die, woher man das Waſſer zu nehmen hat, um ihn zu ſpeiſen, Nun hat die Donau bis Iſaktſchi hinab immer noch ein ziemlich bedeutendes Gefälle, und der Gedanke liegt nahe, daß man die neue Fahrſtraße aus dem reichen Vorrath des Hauptſtromes ſelbſt mit dem erforderlichen Waſſer wird verſehen können, wobei man ſogar noch einige Schleuſen nöthig haben dürfte, um das allzu gewaltige Ausſtrömen in das Meer zu verhindern. Denn wenn die Donau bis Iſaktſchi auch nur noch einen und von da bis zur Mündung zwei Fuß Gefälle auf die Meile hat, ſo würden doch 35 Fuß Geſammtgefälle, auf ſieben Meilen vertheilt, immer noch eine recht anſehnliche Stromſchnelle erzeugen. Um aber den Kanal aus der Donau zu ſpeiſen, würde die unerläßliche Bedingung ſein, die Sohle deſſelben ohne alle Anſteigung, vielmehr mit der erforderlichen Senkung von dem Niveau der Donau bei Boghas-Kjöi bis zum Niveau des Schwarzen Meeres, und zwar in der für die Schifffahrt erforderlichen Tiefe, hinzuführen. Es müßten alſo alle zwiſchenliegenden Höhen bis zur Tiefe der Sohle des

Digitized by Google

Kanals durchstochen werden. Nun erheben sich diese Höhen zwar sanft, aber stetig und anhaltend fast sieben Meilen weit, denn ihr Kulminationspunkt liegt im Angesicht des Meeres und, wie gesagt, wenig mehr als 1/4 Meile von demselben entfernt. Nach kurzem Gegenabfall stürzen sie dann als 60 bis 80 Fuß hohe Felswand zu den Wogen des Euxin hinab. Die Textur und der nirgends bis auf den Grund durchbrochene Zusammenhang der Kalkgebirgsmasse, welche die Grundlage der ganzen Dobrudscha und Bulgariens bildet, zeigt deutlich genug, daß in der Gegend von Küstendsche nie ein Arm der Donau ausgemündet hat, sondern daß der Strom an der glacisförmigen Westabdachung eines niedrigen Höhenzuges abgeleitet worden, dessen östlicher Hang im Laufe der Jahrhunderte zum größten Theil vom Meere verschlungen wurde.

Die Höhe des Kulminationspunktes ist vom Ufer hinauf sorgfältig gemessen worden.*) Es erhebt sich der niedrigste Sattel, eine halbe Meile südsüdwestlich Küstendsche, um 166 3/10 preußische Duodecimalfuß über das Niveau der See. Von demselben senkt sich das Thal von Karasu westlich erst als flache Mulde, dann mit immer steileren Thalwänden, aber ohne Wasser bis Allakapu 3 1/2 Meilen weit. Unterhalb dieses Punktes ist eine Senkung der sumpfigen Thalsohle zur Donau kaum mehr wahrnehmbar, und bei hohem Wasser wird sie vom Strome aus überschwemmt. Oestlich zum Meere fällt das Terrain von der erwähnten Einsattelung mit weit stärkerer Neigung. Die einzige Stelle auf beträchtlicher Entfernung von Küstendsche, wo das Meeresufer nicht eine ununterbrochene Kalksteinwand bildet, liegt 3/4 Meile südlich des genannten Städtchens. Dorthin senkt sich das Terrain in einer sehr flachen Mulde, und der letzte, immer noch 50 Fuß hohe steile Absturz besteht aus Lehm- und Thonlagern. Ein durchgehender Einschnitt in den Höhenrücken, oder

*) Diese interessante Arbeit wurde durch den Königl. preuß. Major Baron v. Vincke im Jahre 1838 ausgeführt.

Digitized by Google

eine Unterbrechung der Grundlage des Kalkfelsens ist auch hier nicht wahrzunehmen.

Nach Allem, was hier gesagt wurde, ist es klar, daß man genöthigt sein würde, den 161 Fuß hohen Landrücken bis etwa 10 Fuß unter dem niedrigsten Wasserstande der Donau zu durchstechen. Man stelle sich aber einen Graben vor, welcher von Allakapu bis zum Meere 3½ Meilen lang, auf dem Scheitelpunkte der Höhe 138 Fuß tief ist, dessen obere Breite dort mindestens 600 Fuß betragen müßte, und welcher, zum größten Theil wenigstens, in Fels gearbeitet werden soll!

Aus diesen Gründen freilich ist ein Einspruch der Russen gegen Abgrabung der Wasser der Donau von Rassowa aus auf keine Weise zu besorgen.

Zwar giebt es Kanäle, wie z. B. der Trollhätta in Schweden, welche ungleich bedeutendere Höhen überschreiten als die, welche die Donau zu einem so großen Umwege nöthigen. Die Bedingung ist dann aber, daß auf der Höhe selbst sich große Reservoirs oder beträchtliche Wasserzuflüsse befinden, welche den Kanal zu füllen und den Verlust zu ersetzen vermögen, welcher aus Verdampfung und bei dem jedesmaligen Gebrauch der Schleusen entsteht, durch welche in diesem Falle die Fahrzeuge stufenweise gehoben oder herabgesenkt werden. Die Seen von Tschernawoda und Karasu liegen aber fast in demselben Horizont wie der Donauspiegel bei Boghas-Kjöi, das in denselben ausmündende Flüßchen ist ganz unbedeutend, und auf der Höhe selbst giebt es meilenweit weder Bäche, noch Teiche, noch Seen, wie denn überhaupt die Dobrudscha, obwohl von Wasser rings umschlossen, das wasserärmste Land ist, welches man nur denken kann. Während des Sommers fließt in den Thälern kein Tropfen, selbst die Spur eines Wasserlaufs ist verweht, und in den auf weite Entfernungen zerstreut liegenden Dörfern wird das Trinkwasser an 60 bis 80 Fuß langen Bastseilen aus den Brunnen emporgewunden.

Digitized by Google

Es ist nicht unmöglich, daß weiter südlich als die nivellirte Stelle, aus dem Karasuthal bei Umurdscha Saja abgehend und in der Richtung über Lascale nach den Tekirgjöl, sich eine etwas niedrigere Einsattelung als die gemessene befindet; und es wäre interessant, wenn auch diese Richtung sorgfältig nivellirt würde. Soviel ist jedoch gewiß, daß eine wirkliche Durchbrechung des Landrückens auch dort nicht stattfindet, und sehr wahrscheinlich, daß, was möglicherweise an der Tiefe des Kanals erspart, an der bedeutend größeren Länge desselben wieder verloren werden würde.

Nächst dem Kanal hat man Hoffnungen auf eine Eisenbahn in der Richtung des Trajanswalles gebaut. Reisende können auf einer gebesserten Landstraße füglich in vier Stunden von Rassowa nach Küstendsche geführt werden. Durch einen Schienenweg würde diese Zeit auf anderthalb Stunden abgekürzt. Auf einer Reise von Wien oder Pest nach Konstantinopel aber ist ein Zeitgewinn von dritthalb Stunden von gar keinem Belang, und der Güterverkehr müßte erst einen bis jetzt gar nicht abzusehenden Aufschwung nehmen, um eine zweimalige Umladung ertragen zu können. Der Bau, die Unterhaltung und der Betrieb einer Eisenbahn in dieser entlegenen, ganz verödeten Gegend würde ungemein kostspielig sein. Dazu kommt die schlechte Beschaffenheit des Hafens von Küstendsche, welcher seicht, eng und den Ost- und Südstürmen gänzlich offen ist. Das Städtchen liegt seit 1829 in Trümmern und enthielt 1838 nur 40 Familien. Alles müßte dort erst neu geschaffen werden. Man sollte sich daher nicht mit falschen Hoffnungen und unbegründeten Erwartungen täuschen, sondern die Schwierigkeiten da suchen, wo sie wirklich liegen: in den Verhältnissen der Schifffahrt durch die Sulina-Mündung. Die örtlichen Hemmnisse sind dort weit geringer, als man gewöhnlich annimmt,*) und lange nicht so erheblich, als die unlängst in einem interessanten Aufsatz dieser Zeitung geschilderten des mittleren

*) Vergl. „Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei aus den Jahren 1835 bis 1839."

Digitized by Google

Laufes jenes Stromes. Sie würden mit dem zehnten Theil des Aufwandes zu beseitigen sein, welche eine Eisenbahn, geschweige denn ein Kanal von Boghas-Kjöi nach Küstendsche kostet. Doch wenn man die Wahrheit sagen will, so sind es nicht diese Schwierigkeiten, vor welchen man erschrickt, sondern die wirklichen oder befürchteten Uebergriffe Rußlands, die mit Kanonen versehene Quarantäne an beiden Ufern der Sulina, in einer zehn Meilen breiten Sumpfniederung, welche dem Traktat von Adrianopel nach unbewohnt bleiben soll, die Versuche, die österreichischen Dampfschiffe einer Visitation zu unterwerfen und dergleichen mehr.

Für den Fall eines Krieges nun wird der Trajanswall die russischen Heere nicht aufzuhalten und die vielbesprochene neue Handelsstraße nicht zu decken vermögen. Die Dobrudscha ist ein verödetes Land mit unglaublich dünner Bevölkerung. Sie ist auf der einen Seite durch die Walachei, auf der anderen durch das Meer flankirt, und auf beiden dominirt Rußland. Hirsowa, Isaktschi, Matschin und Tuldscha sind geschleift, und vor Küstendsche liegen die russischen Minentrichter, als ob sie gestern gesprengt wären. Die Pforte scheint ihre Vertheidigung auf den Balkan, auf Varna und Schumla basiren zu wollen. Sie wird die Plätze der mittleren Donau als vorgeschobene Posten besetzen, gewiß aber kein Heer zur Behauptung der Dobrudscha aufstellen. In Friedenszeiten dagegen müssen und dürfen wir hoffen, daß Oesterreich die Rechte und die Zukunft der Donauländer wahren, und Deutschland endlich dahin gelangen werde, die Mündungen seiner großen Ströme zu befreien.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin, Kochstr. 68—70.

Digitized by Google

Digitized by Google

PRINCETON UNIVERSITY LIBRARY PAIR>
32101 017506385

Digitized by Google